Moritz Lazarus und Heymann Steinthal

Band II/2

Eingeleitet und herausgegeben von
INGRID BELKE

Schriftenreihe
wissenschaftlicher Abhandlungen
des Leo Baeck Instituts
44

Mohr Siebeck

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN
DES LEO BAECK INSTITUTS

44



Moritz Lazarus
Photographie der Gebr. Siebe, Leipzig. Um 1870

MORITZ LAZARUS
UND
HEYMANN STEINTHAL

Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen

Band II/2

Mit einer Einleitung herausgegeben

von

INGRID BELKE



J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN 1986

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Moritz Lazarus und Heymann Steinthal: d. Begr. d. Völkerpsychologie in ihren Briefen / mit e. Einl. hrsg. von Ingrid Belke. – Tübingen: Mohr

NE: Lazarus, Moritz [Mitverf.]; Steinthal, Heymann [Mitverf.]; Belke, Ingrid [Hrsg.]
Bd. 2.
2 (1986).
(Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts; 44)
ISBN 3-16-744988-8 / eISBN 978-3-16-163611-0 unveränderte eBook-Ausgabe 2024
ISSN 0459-097X
NE: Leo Baeck Institute: Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen . . .

© Leo Baeck Institut / J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1986.

Dieses Werk ist seit 04 / 20 24 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International' [CC BY-SA 4.0]. Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: https: / /creativecommons. org /licenses /by-sa /4.0 /deed.de

Printed in Germany. Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen.
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen.

INHALTSVERZEICHNIS

Band II/1

Vorwort V
Verzeichnis der Abbildungen zu Band 1 VIII
Einleitung IX

Briefe

Der Briefwechsel zwischen Heymann Steinthal und Gustav Glogau 1–367

Band II/2

Verzeichnis der Abbildungen zu Band 2 VII
Errata VIII

Briefe

Heymann Steinthal an Julius Harrwitz 369
Heymann Steinthal an Carl Wilhelm Ludwig Heyse und Paul Heyse 396
Heymann Steinthal an verschiedene Adressaten 473
Heymann Steinthal an Moritz Lazarus 518
Heymann Steinthal an seine Familie 538

Moritz Lazarus an Paul Heyse 566
Anhang zu den Briefen von M. Lazarus an P. Heyse 694
Moritz Lazarus an verschiedene Adressaten 716
Moritz Lazarus an Heymann Steinthal 772

Anhang

Briefe

Wilhelm Dilthey an Moritz Lazarus 781

Theodor Fontane an Moritz Lazarus 790
Eduard Rese an Gustav Glogau 791

Schuldversprechen von Moritz Lazarus
für Heymann Steinthal 795

Stammbaum von Heymann Steinthal 796

Ergänzungen zur Bibliographie
Zeitschriften- und Zeitungsartikel von M. Lazarus 799
Zeitschriften- und Zeitungsartikel von H. Steinthal. 800

Personenregister 803

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Moritz Lazarus . . . . . Frontispiz
Photographie der Gebr. Siebe, Leipzig
Um 1870
Aus Privatbesitz

Carl W. L. Heyse und Julie Heyse, geb. Saaling . . . . . nach S. 424
Photographien nach Portraits unbekannter Hand
Aus: Helene Raff, Paul Heyse. Bielefeld 1911
(Velhagen und Klasings Volksbücher, Nr. 29)

Paul Heyse . . . . . nach S. 464
Photographie von Franz Hanfstaengl
Aus dem Besitz des Schiller-Nationalmuseums, Marbach a. N.

Moritz Lazarus . . . . . nach S. 648
Gemälde von Franz von Lenbach
Um 1875
Aus dem Besitz des Stadtmuseum in Meran

Leipzig, Brühl 13, „Zur grünen Tanne“ . . . . . nach S. 664
Hausbesitzer (1872–1892): M. Lazarus
Nach einer Postkarte von 1899
Aus dem Besitz des Museum für Geschichte der Stadt Leipzig

Leipzig, Reichsstrasse 34 (Chr. Heuer, Pelzwarenhändler) . . . . . nach S. 688
Hausbesitzer (1867–1895): M. Lazarus
Um 1894
Nach einer historischen Photoplatte aus dem Besitz des Museum für Geschichte der Stadt Leipzig

Moritz Lazarus und Nahida Lazarus-Remy . . . . . nach S. 712
Photographie
Um 1895
Aus dem Besitz des Stadtmuseum in Meran

ERRATA

Bd. I, S. VII, 12. Zeile v. o.: Wie bereits in Bd. II, 1, S. IX, vermerkt, starb Aron (Arnold) Tänzer nicht im Jahre 1935, sondern am 26. Februar 1937 in Göppingen. Sein Sohn, Fritz Tänzer, emigrierte 1935 oder 1936 nach Tel Aviv und übersiedelte 1952 mit seiner Familie nach New York, wo er 1974 starb. (Brief von Erwin Tänzer, Lexington/Mass., vom 19. Sept. 1983, an Dr. Fred Grubel, New York).

Bd. I, S. CIII, 8. Zeile v. o. muß es heißen: 1885, statt: 1895.

Bd. II, 1, S. XX, Anm. 25, 1. Zeile, muß es heißen: Steinthals Brief, statt: Glogaus Brief.

Bd. II, 1, S. LII, 6. Zeile v. u. muß es heißen: Stoecker, statt: Stöcker.

Bd. II, 1, Brief Nr. 13, Anm. 1, muß es heißen: Vgl. Einleitung S. XV f. und XIX f., statt: S. 10 f. und 19 f.

Bd. II, 1, S. 122, 8. Zeile v. o., muß es heißen: Dossios, statt: Dossins; ebenso S. 125, 4. Zeile v. o.

Bd. II, 1, Brief Nr. 203, Anm. 7, 3. Zeile, muß es heißen: tötete Hektor als triumphierender Sieger, statt: Hektor aber überlebte als Sieger.

BRIEFE VON HEYMANN STEINTHAL AN JULIUS HARRWITZ

Steinthals Briefe an seinen Freund und Verleger Julius Harrwitz, den Mitinhaber von Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin, befinden sich im Besitz der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin (DDR), unter der Sigle acc. ms. 1946. 15. Veröffentlicht werden im folgenden nur die ersten sieben ausführlichen Briefe aus den Jahren 1854 und 1855, aus jener Zeit also, die Steinthal mit Sprachstudien in Paris zubrachte. Ihnen angefügt ist ein kleines Briefchen vom Januar 1856, mit dem Steinthal sich bei Harrwitz zu einem Besuch anmeldete. Da Steinthal seit September 1856 wieder in Berlin lebte, folgten nur noch ähnliche kurze Billette aus den Jahren von 1859 bis 1866, die zwar alle sehr freundschaftlich im Ton sind, aber nur ganz knappe Mitteilungen enthalten und deshalb nicht in diesen Band mitaufgenommen wurden. Die Gegenbriefe von Julius Harrwitz an Steinthal existieren nicht mehr.

Die hier erstmals veröffentlichten Briefe sind auch da nicht gekürzt worden, wo sie nur Informationen für den Verleger bzw. den Hersteller oder Setzer von F. Dümmler's Verlagsbuchhandlung enthalten. Denn selbst die Art, wie Steinthal sich mit Harrwitz über diese Details verständigte, wirft ein Licht auf die Eigenart des Schreibers, indirekt auch auf die Persönlichkeit des Verlegers und die Beziehung beider zueinander.

Julius Harrwitz (1819–1875) hatte in Berlin Naturwissenschaften studiert und dabei das Glück gehabt, bei Alexander von Humboldt eingeführt zu werden, dem der vielseitig interessierte junge Mann gefiel. Denn nachdem Harrwitz mit einer botanischen Arbeit „De cladiosphario herbarum" promoviert hatte, vermittelte ihm Alexander von Humboldt eine Stelle als Hauslehrer bei der befreundeten Familie von Arnim, und als kurze Zeit später Georg Reimer im Auftrag der Erben von Ferdinand Dümmler das Sortiment veräußern wollte, war es wieder Alexander von Humboldt, der Harrwitz riet zuzugreifen. Das war im Jahre 1847; 1848 erwarb Harrwitz auch den Verlag. Harrwitz' Neigung aber galt von vornherein dem Verlag. So überließ er seinem Teilhaber Wilhelm Grube die Sortimentsbuchhandlung und gewann für den Verlag, den er behielt, Julius Goßmann als Mitinhaber und verantwortlichen Leiter des Technischen Betriebs.

Julius Harrwitz hatte sich schon während seines Studiums nicht nur in ganz verschiedenen Bereichen der Naturwissenschaften große Kenntnisse erworben, er war auch sehr eifrig seinen Interessen für Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte und Heraldik nachgegangen. Diese vielseitigen Interessen und Kenntnisse prädestinierten ihn geradezu zum Verleger, der sich in idealer Weise mit den Werken, die ihm angeboten wurden, selbst auseinandersetzte und dank seiner Teilnahme, Kritik und Förderung nicht selten auch der Freund seiner Autoren wurde.

Er setzte – in guter Kooperation mit Julius Goßmann – die Verlagstradition fort und gewann die bedeutendsten Sprachwissenschaftler der Zeit, wie Jacob Grimm, Albrecht Weber und Heinrich Brugsch, zu seinen Autoren, außerdem die großen Naturwissenschaftler Johann Franz Encke, Gustav Kirchhoff, Heinrich Wilhelm Dove, und, gleichsam als Verbindungsglied zwischen diesen und den Sprachwissenschaftlern, den Geographen und Ethnographen Adolf Bastian.[1]

Überdies besaß Harrwitz offenbar ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen, Toleranz und Höflichkeit, denn ohne diese Vorzüge hätte er kaum zwei so verschiedene und miteinander verfeindete Autoren wie die Sprachwissenschaftler Theodor Aufrecht und Heymann Steinthal unter einem Dach zusammenhalten können. Ja, allein das wechselnde Temperament des jungen Steinthal, das sich mal kämpferisch, mal resigniert, mal brüsk-unverbindlich und dann wieder beängstigend freimütig in den vorliegenden Briefen äußerte, bedurfte einer ständigen Aufmerksamkeit und – in wechselnden Dosen – der freundschaftlichen Ermunterung und der Beschwichtigung.

[1] Eine historische Darstellung von Dümmler's Verlagsbuchhandlung und eine ausgezeichnete Würdigung der verschiedenen Verlegerpersönlichkeiten gibt Adalbert Brauer in seiner „Dümmler-Chronik – Aus anderthalb Jahrhundert Verlagsgeschichte" (Bonn 1958), dem ich auch persönlich für einige Hinweise zu danken habe. – Vgl. auch S. XXXVII f. dieses Bandes.

[261] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Paris, rue des Postes 26
den 15. November 1854

Herrn Doctor Harrwitz in Berlin

Ich bitte Sie, verehrter Herr, in meinem M[anu]s[cript] gefälligst drei Correcturen vorzunehmen:[1]

1) In dem ersten Theile, nach der Kritik Beckers oder zu Ende derselben, wo ich von der französischen Grammaire générale de Port royal rede, habe ich ein Citat aus Göthe aus dem Kopfe angeführt und weiß nicht, ob es genau ist. Dasselbe muß so lauten: „Es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird."[2]

2) Im Anfange des Kapitels über die Lautlehre im 3. Theile verweise ich auf Heyse's Abhandlung über die Physiologie der Laute. Ich wünschte in Parenthese hinzuzusetzen: (leider besitzen wir desselben vortrefflichen Sprachforschers philosophische Sprachwissenschaft immer noch nicht).[3]

3) Im Paragraphen über die Pronomina, ziemlich gegen Ende des ganzen Buches, citire ich ein preußisches Gymnasialprogramm. Dieses Citat und eine dazu gehörige Anmerkung unten am Rande soll gänzlich gestrichen werden. Ich hoffe, daß dies geschehen kann, ohne den Zusammenhang zu zerreißen.

Im Voraus meinen Dank.
Ergebenst
Steinthal Dr. phil.

[1] Es handelt sich um Korrekturen für das Manuskript „Grammatik, Logik und Psychologie – Ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander", das 1855 in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung erschien.

[2] Das Goethe-Zitat findet sich in der hier korrekt angegebenen Form bei Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie, aaO, S. 107. Es stammt aus einem Brief Goethes an W. Grimm vom 19. Juni 1816.

[3] AaO, S. 348.

[Rückseite des Briefes]

Ich bitte Sie, dem Herrn Prof. Heyse in allem, was die Correctur meines Werkes betrifft, zu folgen.[4] Da ich das M[anu]s[cript] nicht vor mir habe, so kann meine Entscheidung nur weniger Gültigkeit haben als die seinige. Wenn es möglich ist, ändern Sie also die Paragraphenzahlen nach seinem Vorschlage ab.

Der Herr Prof[essor] Heyse schreibt mir übrigens, daß man sich auch sonst noch Correcturen in meinem Ms. erlaubt habe. Wie steht es damit? Heyse ist damit unzufrieden, und ich bitte Sie dafür zu sorgen, daß das Ms. gedruckt werde, wie ich es geschrieben habe, wenn ich nicht nachträglich eine Veränderung verlange, oder wenn nicht Heyse eine solche wünscht.

Ich bitte um Entschuldigung für mancherlei Bemühungen durch meine Schuld. Aber das läßt sich nicht gut anders machen.

Ergebenst

St.

Ich bitte Beifolgendes an Herrn Prof[essor] Heyse zu besorgen.

[4] Der Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855) hatte Manuskript und Fahnen des Steinthalschen Werkes kritisch gelesen (zu C. W. L. Heyse vgl. Bd. I, bes. S. LXXXVIII ff. und S. 255, Anm. 15, und Seite 396 ff. dieses Bandes).

[262] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Paris, rue des Postes 26,
Sonnabend früh – November 54

Herrn Dr. Harrwitz in Berlin.

Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 23. d. M. und ich beeile mich, ihn zu beantworten, sowohl weil Sie schnellste Antwort wünschen, als auch einer Gefühlsangelegenheit[1] wegen, die Ihnen Veranlassung zur Klage gibt, und die ich zu besprechen mich gedrängt fühle. Doch das Geschäft vor allem, sagt der Engländer; also beginne ich damit. Wenn meine Handschrift sagt, Logique de Port R.[2], so ist es gewiß richtig, und ich

[1] Im Original heißt es: Gefühlsangelegenheit*en*.

[2] Steinthal erwähnt aaO, S. 63 und S. 107, ganz kurz „La Logique de Port Royal", die die Identität von Logik und Grammatik betone und daher dem von ihm kritisierten Sprachwissenschaftler Becker das geistige Fundament seiner Theorien geliefert habe. „La Logique ou l'Art de penser [. . .]" hatte der Cartesianer Antoine Arnauld (1612–1694) zusammen mit Pierre Nicole herausgegeben (revidierte und vermehrte sechste Aufl. 1685); in dieser „Logik

besinne mich auch in diesem Augenblicke, daß es die Logik ist. Wie steht es denn mit der Numerierung der Paragraphen? Wenn sie fortlaufend durchgeführt wird, so müßten natürlich auch die Stücke ohne Paragraphenabteilung mit einer Nummer versehen werden; bleibt aber die alte Weise, so müßten gegen Ende der ganzen Arbeit mehrere Kapitel, die nur aus einem § bestehen, der Nummer und des §-Zeichens beraubt werden. Sie haben also in jedem Falle etwas zu ändern; doch schwierig werden diese Änderungen hoffentlich nicht sein. Ich danke Ihnen für die vorgenommenen wie für die noch vorzunehmenden Änderungen. Rücksichtlich der Stelle, welche Böhtlingk[3] betrifft, weiß ich nicht zu helfen, und mit Rücksicht auf Weber[4] denke ich ebenfalls, daß sie gestrichen werden muß. Entweder ich spreche von Böhtlingk in der Vorrede, oder ich schweige gänzlich über ihn. Letzteres ist das Wahrscheinlichste. Wenn Sie meine Anmerkung über ihn „nicht fein genug" für mich finden, so gestehe ich, daß mir noch Niemand solch ein Compliment gemacht hat. Im Ernst, Sie halten mich für fein? oder glauben, ich könne es sein, sobald ich will? Ich muß wirklich annehmen, daß Sie dies glauben, darum hat Sie mein „erlauben" empfindlich gemacht. Hier ist meine Antwort: 1) Mein letzter Brief war in aller Eile geschrieben, am 15. und sollte sogleich nach der Gesandtschaft, weil ich glaubte, der Courrier gehe den 15. abends ab. (Da ich jetzt übrigens sehe, wie spät diese Briefe durch diese Gelegenheit befördert werden, so werde ich keine mehr durch dieselbe besorgen lassen.) 2) Jeder gebraucht die Wörter in dem Sinne, wie *er* sie versteht; also ich nach meiner Sprache. Nun kommt es vor, daß ein Wort, an sich ganz unschuldig, durch die Convention der Gesellschaft in Verruf geräth. Ich, außerhalb aller Convention und Gesellschaft lebend, weiß davon nichts, und so bleibt das Wort bei mir in seiner ursprünglichen Unschuld. „Sich erlauben" scheint einen fürchterlichen Sinn bekommen zu haben; bei mir bedeutet es bloß: für erlaubt halten. 3) Meine Worte beziehen sich auf Niemanden; denn ich frage bloß an, was das eigentlich sei, da ich gar keine Vorstellung von der Sache haben konnte. Später – ein Brief, den der Prof. Heyse jetzt gewiß schon besitzt, wird es beweisen – habe ich mich

von Port-Royal" waren die Grundzüge von Descartes' Methode zusammengefaßt, nach denen in dem Jansenisten-Kloster in der Nähe von Paris unterrichtet wurde.

[3] Steinthal hat den Sprachwissenschaftler Otto von Böhtlingk (1815–1904), der in seinem Werk „Über die Sprachen der Jakuten" (1851) Steinthals Ansichten über „Die Classification der Sprachen" bekämpft hatte, schließlich nicht erwähnt, aber auf Veranlassung Potts in einer Anmerkung (S. 387) seinen Standpunkt angedeutet.

[4] Der Sanskritforscher Albrecht Weber (1825–1901), der nach seiner Promotion in Berlin und Studien in Paris mit 26 Jahren Professor für orientalische Sprachen in Breslau wurde, war schon früh eine Autorität auf seinem Gebiet; übrigens seit 1849 ebenfalls Autor von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Von 1867 bis 1898 hatte er dann an der Universität Berlin das Ordinariat für altindische Sprache und Literatur inne.

besonnen, daß es vermuthlich Änderungen des Dr. Mahn[5] sind, aus alter Zeit, der gewiß die Absicht hatte, mich erst darum zu befragen, und nur einstweilen notirte. Das Fragen ist unterblieben, weil unsere Correspondenz abbrach, aber die Notizen sind geblieben und vom Setzer für Correcturen genommen worden. Also, dacht ich, kann das so schlimm nicht sein. Er wird einige Kühnheiten gemäßigt haben. Jetzt weiß ich durch Sie, daß diese Vermuthung nicht ganz falsch ist. Nicht bloß jenes Wort war Ihnen empfindlich, sondern auch „der Ton" „beleidigend". Eile und Kürze können einen herben Ton scheinbar erzeugt haben. Sie können aber versichert sein, daß ich fern von aller Feinheit bin, und wenn ich etwas sagen will, so drücke ich es nicht durch den bloßen Accent, sondern durch Substantiva und Verba aus. Und so mache ich es überall und immer. Wenn ich sage: ich danke, so danke ich; und nur gelegentlich macht sich der Einfluß der Cultur geltend, so daß sich noch ein „aufrichtig, herzlichst" einschaltet, was ich dann nicht weiter streiche. Wenn ich aber nicht danken will, sage ich gar nichts. – Auf diesem Boden einmal soweit gerathen, gehe ich einen Schritt weiter. Ich bitte Sie, Sich Selbst, nicht mir, die Frage zu beantworten, ob es wirklich mein letzter Brief war, der Sie empfindlich gemacht hat, oder ob Sie nicht schon vorher gegen mich gereizt waren. Ehemals, bis zum December 53, erhielt ich Briefe „mit herzlicher Hochachtung" vom „Dr. Harrwitz"; seitdem erhalte ich bloß Briefe von „Ferd[inand] Dümmlers Verlagsbuchhandlung", und „mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst", gelegentlich auch geschrieben, ich weiß nicht von wem, von einer fremden Hand, einem Commis der Handlung. Hier ist mehr als Ton; hier sind Substantiva und Adjectiva und Handlungen. Ungern gebe ich Erklärungen; ich verlange sie niemals. Ich wiederhole ausdrücklich, ich meine nur, es wäre gut, wenn Sie die obige Frage Sich selbst vorlegen; dies macht eben nur ein Theil meiner Erklärung aus, und er kann vielleicht zur Aufklärung und Verständigung beitragen.

Bunsens Outlines[6] usw. habe ich bei Klincksieck[7] gesehen, d. h. die

[5] Der Romanist August Mahn (1802–1887) lebte seit 1828 als Sprachlehrer in Berlin, hatte auch mehrfach über sprachwissenschaftliche und literarhistorische Themen aus seinem Gebiet veröffentlicht. Steinthal wurde von ihm nicht nur in die romanischen Sprachen, sondern auch ins Baskische und Russische eingeführt (vgl. Bd. I, bes. LXXXVI und S. 255, Anm. 13). Beide halfen einander auch nach gemeinsamen Studien: Mahn las kritisch Steinthals Manuskripte, und Steinthal kopierte für Mahn in Paris provenzalische Texte.

[6] Den preußischen Diplomaten und Philologen Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen (1791–1860) hatte Steinthal 1853 in London kennengelernt. Er erwähnt hier Bunsens „Outlines of the Philosophy of Universal History as Applied to Language and Religion", 2 Bde., London 1854; längere Passagen dieses Werkes stammen von den Sanskritforschern Theodor Aufrecht und vor allem Friedrich Max Müller, die 1854 beide in Oxford lebten, Aufrecht mit dem Auftrag, die Sanskritsammlungen der Bodleian Library zu katalogisieren, Müller als Professor für moderne Sprachen und Literaturen.

Inhaltsanzeige überblickt. Das Werk ist zu theuer, als daß ich es kaufen könnte. Wenn mir daran liegt, es zu lesen, so kann ich es mir aber dennoch verschaffen; denn der Baron Eckstein[8] hat es gekauft, und er borgt es mir wohl. Aber ich habe noch keine Lust darüber zu sprechen. Solch Ding will fein behandelt sein und ich bin nicht fein. Kennen Sie mich und die Menschen wirklich? entweder mich nicht oder die Menschen (ich meine Bunsen, Müller, Aufrecht, Bötticher) nicht. Es „fällt Ihnen auf", daß Bunsen meiner nicht gedenkt, Bunsen! neben Müller, Aufrecht, und Bötticher! Sie meinen, ich solle über dies Buch schreiben und „könnte dabei mehrere Zwecke zugleich erweisen." Was sind das für mehrere Zwecke? Ich könnte erstlich etwas veröffentlichen, zweitens so an 20 Thlr. Geld verdienen, drittens mich rächen. Kennen Sie noch mehr? Meine Kritik Bunsens würde aber gänzlich, d. h. ausschließlich zerstörend ausfallen und also die Welt wenig lehren; an Geld zweitens fehlt es mir augenblicklich nicht, und die Rache, dazu bin ich wieder nicht fein genug, und mein Ruf ist schon schlecht genug. Ich kann also dabei nichts verlieren, aber auch nichts gewinnen. Ich werde also auch hier ignoriren.

Mit vollster Hochachtung und Ergebenheit
Steinthal Dr. phil.

Beifolgendes bitte ich an Herrn Steinthal & Cohn, Berlin, auf die Stadtpost zu legen.[9]

Unter dem § „Classification der Sprachen", gegen Ende meiner Arbeit, muß noch eine Anmerkung gegen Böhtlingk sein. Sehen Sie dieselbe doch einmal gefälligst an.[10]

[7] Bei dem Pariser Verlagsbuchhändler Klincksieck (Rue de Lille, No. 11) informierte sich Steinthal über alle sprachwissenschaftlichen und philosophischen Neuerscheinungen, die er sich aber aus Geldmangel meistens nicht kaufen konnte.

[8] Zu dem Kulturhistoriker und Diplomaten Ferdinand Baron von Eckstein (1790–1861), einem gebürtigen Dänen aus Kopenhagen, der in Göttingen und Heidelberg studiert hatte, pflegte Steinthal seit seinem Pariser Aufenthalt freundschaftliche Beziehungen (vgl. auch Bd. I, bes. Seite 280, Anm. 5).

[9] Im Berliner Adreßbuch ist von Steinthals Bruder, Hermann St., angegeben, daß er ein englisches und deutsches Manufakturwarenlager en gros, Molkenmarkt 4 F, gemeinsam mit dem Kaufmann Ferdinand Cohn betrieb. In den 80er Jahren zeichneten beide als Inhaber der Fiering'schen Schönfärberei, einer Wollgarn-Färberei und -Druckerei in Berlin SO, Schlesische Straße 39 und 40.

[10] Die schon erwähnte Anmerkung in „Grammatik, Logik und Psychologie", aaO, S. 387 (vgl. Anm. 3 dieses Briefes).

[263] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Paris, rue des Postes 26
Sonntag, den 17. December 1854

Verehrter Freund, Ihr Brief vom 13. d[ieses] M[onats], den ich gestern früh erhielt, hat mir viel Freude gemacht. Ihre Mißstimmung gegen mich ist auf gutem Wege zu verschwinden; sie muß es aber auch gänzlich. Darum komme ich auf sie zurück. Der Prof. Heyse hat, meiner Meinung nach, recht daran gethan, mir sogleich anzuzeigen, daß er unberechtigte Correcturen bemerkt habe; denn, indem er die Güte hat, die Revision zu besorgen, übernimmt er zugleich die Verantwortlichkeit eines genauen Abdruckes der Handschrift. Da ich nach einer so unbestimmten Angabe nicht wissen konnte, was es mit jenen Correcturen auf sich habe, so wandte ich mich an Sie, der Sie doch vor allem die Pflicht und die Mittel haben, über den Druck zu wachen, mit der Bitte, diese Angelegenheit zu untersuchen. Hätte ich zu meinen Worten schriftlich auch noch den Ton hinzufügen können, in welchem ich Sie angesprochen haben würde, so würde auch für eine Secunde nicht ein Mißverständniß möglich gewesen sein. Dies ist also beseitigt. – Die Rücksicht auf Ihren Schwager begreife ich vollständig;[1] und da er einmal so denkt, so können wir leicht unsere geschäftlichen Beziehungen und Verhandlungen von den freundschaftlichen Unterhaltungen trennen. – Sie kommen nun aber auf einen Punkt zurück, der Sie verstimmt hat, wiewohl Sie es nicht wollten merken lassen, von dem ich aber nicht recht begreife, wie er eine solche Wirkung[2] haben konnte. Seit einem Jahre, daß ich den Witz mit der Hebamme dem Ihrigen von Vater und Mutter entgegenstellte, ist mir auch kein einziges Mal der Verdacht in den Sinn gekommen, Sie könnten denselben übel genommen haben. Ich bemerke also hierüber folgendes: Erstlich, alle Analogien hinken, also auch meine, wie Ihre obige. Ich ziehe aber eine, die auf 99 Füßen lahm ist, einer andern, die es auf allen 100 ist, noch vor; und solchen Vorzug habe ich der meinigen gegeben. Ich besinne mich, daß ich damals im Sinne hatte, den Buchhändler den Gevatter der Bücher zu nennen, und das wäre vielleicht nicht mit größerm Unrecht geschehen, wenn man nämlich berücksichtigt, daß der Gevatter, ein anderer Vater, der ist, welcher ein Kind, nachdem es in die physische Welt gesetzt ist, in die geistige Gemeinschaft einer menschlichen Gesellschaft einführt. Zweitens, wenn auch eine Hebamme für Sie ein unangenehmes Ding sein sollte, wenn es Sie zurückstößt, indem Sie sich geistig neben dieselbe

[1] Julius Goßmann, der seit 1852 Mitinhaber von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung war und für die Leitung des technischen Betriebes verantwortlich zeichnete, war der Bruder von Harrwitz' erster, früh verstorbener Frau.

[2] Im Original: Wirkung*en*.

stellen, so sollten Sie aber bedenken, daß es sich hier nur um eine einseitige Analogie handelt, und daß Ajax es dem Homer, und Isachar es seinem Vater Jacob nicht übel nahm, daß er ihn einen Esel nannte; denn er verglich ihn nur mit der kräftigen Ausdauer, nicht mit der Weisheit des Esels. Übrigens habe ich ja wohl auch ganz bestimmt bei meiner Hebamme an Sokrates erinnert.[3] Drittens, daß mir überhaupt nur die Hebamme in den Sinn kommen konnte, haben Sie veranlaßt, indem Sie an Geburtsverhältnisse erinnerten. Ich würde meiner Weise nach mehr an den geistigen Athmungsprozeß, an geistige Atmosphäre gedacht und den Buchhändler einen Äolus genannt haben, der die geistige Luft in Bewegung setzt, dadurch den Austausch der Gase befördert und durch Begünstigung der Schiffahrt den Verkehr lebendig erhält.[4] Endlich, in allem Ernste, ich weiß nicht, ob ich in Berlin den Werth, die Würde des deutschen Buchhändlers vollkommen gewürdigt habe, wiewohl die allgemeine Meinung in Deutschland den Buchhandel als das edelste Geschäft ansieht, eine Meinung, die auch in mir lebte. Aber es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Werth der Sachen erst vollständig erkannt wird, wenn sie fehlen, und wenn die Leere, die ihr Mangel läßt, uns zeigt, was sie erfüllt hatten. Diese Erfahrung rücksichtlich der Buchhändler mache ich hier, wo es keine gibt. Denn hier gibt es nur Bouquinisten und Bücherfabriken, nichts weiter, von Didot[5] bis auf Duprat[6] und von Duprat bis zu den Quais und den Bücherboutiquen des Quartier latin. Daher herrscht hier die Verlegenheit, wahrhaft wissenschaftliche Werke, die keinen Profit versprechen, zu veröffentlichen, selbst noch wenn der Autor auf Honorar verzichtet, und wenn nun glücklicherweise das Gouvernement durch seine Fonds pour les impressions gratuites den Druck guter Werke ermöglicht, so bleibt man doch der Chicane der Verwaltung dieser Fonds ausgesetzt; und steht glücklicher Weise ein ehrenwerther Deutscher, wie Mohl[7], an der Spitze dieser Verwaltung, so wird seine

[3] Platon läßt Sokrates im „Theaitet" (150 c) sagen, daß ihn der Gott nur „Hebammendienste" zu leisten zwinge, daß er der Weisheit dadurch zum Durchbruch verhelfe, daß er andere frage.

[4] Äolus (lat.; von griech. Aiolos), Gott der Winde.

[5] Didot: Alte berühmte französische Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie in Paris, deren Unternehmen 1713 von François Didot (1689–1757) begründet wurde. Zu Steinthals Zeit war der Chef des Unternehmens Ambroise Firmin-Didot (1790–1876), der sich auch als Gelehrter und Publizist großes Ansehen erworben hatte.

[6] Das Pariser Verlagsunternehmen von B. Duprat hatte sich vornehmlich auf die Herausgabe sprachwissenschaftlicher und kulturhistorischer Werke spezialisiert.

[7] Der Orientalist Julius Mohl (1800–1876) hatte in Tübingen und Paris studiert, wurde 1826 a. o. Professor der orientalischen Literatur in Tübingen, erhielt gleichzeitig einen Urlaub, der es ihm ermöglichte, mehrere Monate in London und Oxford zuzubringen. 1832 bat er in Tübingen um seine Entlassung und ging nach Paris, wo er von der französischen Regierung beauftragt wurde, die Bearbeitung des „Schahnameh" („Livre des rois") von Firdusi für die „Collection orientale" zu übernehmen.

Verfügung durch Hofintriguen und unmittelbares allerhöchstes Eingreifen gestört; enorme Summen werden für Geringeres als Nihilitäten, für Plagiate gewinnsüchtiger Pfaffen verschwendet, und der redliche Arbeiter für Wissenschaft wird nothwendig zum Warten verurtheilt, bis neues Geld da ist. Da lernt man kennen, was deutscher Buchhandel ist.

Sie beschleunigen, wie mir scheint, den Druck meines Buches sehr. Beabsichtigen Sie, dasselbe noch vor Ostern zu veröffentlichen? Ich hätte natürlich nichts dagegen. Ich frage nur, ob es vortheilhaft für Sie wäre? Denn Ihr Vortheil ist auch der meinige. Ich lasse Sie aber völlig frei; denn Sie müssen Sich auf Ihren Vortheil verstehen. Wäre es möglich und nützlich, die Stücke meines Buches, die eine Überschrift ohne §-Nummer tragen, in dem Inhaltsverzeichniße mit der Nummer des vorangehenden § und einem hinzugefügten a (z. B. [§ 6] § 6a) zu bezeichnen? – Was die Stelle über Böhtlingk anlangt,[8] so glaube ich kaum, daß ich Ausdrücke gebraucht habe, die eine moralische *Neben*bedeutung haben; sondern ich habe bestimmte sittliche Vorwürfe ausdrücken wollen, ohne *neben*, geradezu. Wollen aber Sie und Heyse solche Ausdrücke streichen, so lasse ich Sie frei. Es ist allerdings Pott, der (entweder in den Bl[ättern] f[ür] lit[erarische] U[nterhaltung] oder in der Z[eitschrift] d[er] o[rientalischen] Ges[ellschaft]) mich gefragt hat, warum ich bloß ihm antworte und nicht auch Böhtlingk, der doch manches Treffende gegen mich gesagt habe. Wollen Sie das Citat hinzufügen, habe ich nichts dagegen. – Ich habe bis auf diesen Moment noch keinen einzigen Aushängebogen erhalten. Wenn Sie eine Erhöhung des Preises meines Buches für nothwendig halten und, um die Sache annehmlicher zu machen, das Buch um 1, 2, 3 Bogen verstärkt wünschen, nichts leichter als das. Ich habe das letzte Viertel, in der Furcht, 20 Bogen zu übersteigen, nicht so ausgeführt, wie es vielleicht hätte geschehen sollen. Könnten Sie sich also schnell entschließen, so würde ich bitten, mir eine möglichst genaue Angabe zu machen, um wie viel Bogen Sie das M[anu]s[cript] vermehrt wünschten, ferner mir das letzte Viertel des M[anu]s[cripts], den letzten Theil mit der Überschrift „Grammatik" oder ähnlich, nachdem nämlich das Wesen der Sprache im Allgemeinen im dritten Theile erledigt ist, hierher zu senden, durch die Gesandtschaft, welcher es am 1. oder 15. jedes Monats übergeben werden könnte. –

Lange's Abhandlung[9] kenne ich nicht, was Ihre und Mahn's Schuld ist. Erinnern Sie sich denn nicht, daß diese Abhandlung die Ausarbeitung meines Buches veranlaßt hat? Ich sollte natürlich von dieser Abhandlung mindestens in der Vorrede sprechen. Ich bitte, mir dieselbe zuzusenden. –

[8] Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie, aaO, S. 387.

[9] Autor und Titel dieser Abhandlung lassen sich leider nicht eindeutig identifizieren; möglicherweise handelt es sich um eine Arbeit des Philologen Ludwig Lange.

Was meine chinesische Preisarbeit betrifft,[10] so kann ich jetzt nicht mehr in ihre Veröffentlichung einwilligen, ohne einiges geändert zu haben. Das ginge allenfalls zu machen. Es ist aber vor einigen Wochen eine in China von der englischen Mission veröffentlichte Grammatik des Dialects von Schang-hai angelangt, die beste grammatische Arbeit, die wir über chinesisch besitzen, die mir einen reichen Stoff bietet, den ich zu verarbeiten hätte. Und zu solcher Arbeit habe ich jetzt keine Zeit. Haben Sie schon von meiner projectirten Reise nach China gehört?[11] Wird etwas daraus, was sich innerhalb 4 bis höchstens 8 Wochen entscheiden wird, so könnte ich als Abschiedsgruß an meine Freunde, um ihnen zu zeigen, was ich in China zu erforschen gesonnen bin, die erste Hälfte meiner Arbeit, ihren allgemeinen Theil, der 5 Druckbogen nicht übersteigen wird, als besondere Arbeit unter dem Titel: „Das Interesse der allgemeinen Sprachwissenschaft an der chinesischen Sprache" veröffentlichen. Zu diesem Zwecke hätte ich nur wenig umzuformen, wenig hinzuzuthun und ich könnte versprechen, die Sache bis zu Ostern gemacht zu haben. Diese Arbeit würde das *Problem* der chinesischen Sprachforschung aussprechen, die Schwierigkeit desselben darstellen und das Interesse, welches die allg[emeine] Spr[ach]w[issenschaft] und Psychologie an ihm haben. Denn das Problem, wie dieses Interesse, ist noch allen Psychologen und Sinologen unbekannt. Heyse ist der einzige, der es ahnt. Neulich theilte mir jemand ein Urtheil über diese Arbeit mit, welches er von einem vernünftigen Manne gehört haben will. Da hier nur Einer diese Arbeit gelesen hat, so kann auch dieses Urtheil, welches allerdings eine Lesung derselben bekundet, nur von diesem Einen ausgehen, nämlich Mohl. Dieser vortreffliche Mann ist nur aber kein Philosoph. Er soll also ungefähr gesagt haben: die Handschrift ist scharf und dünn, dem Auge nicht wohlthuend, der Styl gesucht, der Inhalt subtil und die Weise der Untersuchung an die Humboldtsche erinnernd, aber Humboldts Weise noch verstärkend, und viel Facta. Das Urtheil ist nicht ungünstig; man bediente sich aber dabei so idiomatischer französischer Ausdrücke, die sich nicht wohl deutsch wiedergeben lassen, und deren Sinn ich mehr aus einer nähern Beschreibung, die man mir davon gab, errathen mußte. Wenn ich mich nicht irre, so werden für den Druck dieser Arbeit so an 10–20 chinesische Zeichen nöthig sein, mit denen ein so geschickter Mann wie H[er]r Vogt wohl zu Rande kommen wird. Sind denn jetzt die chinesischen Typen gehörig zum Gebrauche aufgestellt?

Dienstag früh. Das Bunsensche Buch mit dreieiniger Autorschaft wird

[10] Mit der Arbeit über „Die Wurzeln der verschiedenen chinesischen Dialekte" hatte Steinthal 1854 ein zweites Mal in Paris den Volneyschen Preis gewonnen. Auf S. 157 von „Grammatik, Logik und Psychologie . . ." hatte er schon auf sie verwiesen.

[11] Zu diesem Reiseprojekt vgl. auch Steinthals Briefe an Lazarus, Bd. I, S. 286ff.

mich so lange reizen, bis ich doch in eine Kritik ausbreche.[12] Ich habe es noch immer nicht gelesen. Baron Eckstein aber machte mir neulich eine Mittheilung darüber. Er findet Bunsen selbst höchst unbedeutend; aber mit Müller ist er sehr zufrieden. Was er mir jedoch von Müller mittheilte, kommt mir unglaublich vor; und wenn er sich nicht geirrt hat und auch ich wiederum ihn nicht mißverstanden habe, so mache ich eine Apologie der Beckerianer aus einer Kritik Müllers. Denn letzterer führt uns nicht ins vorige Jahrhundert zurück, nicht zurück auf Aristoteles und Plato, sondern zurück auf Pythagoras.

Sie haben richtig vorausgesetzt, daß mir ihre Abendgesellschaften eine angenehme Erinnerung sein werden. Ich denke, Sie wohnen und essen bei Ihrem Schwager[13], und die jetzigen Gesellschaften sind bei Ihnen gemeinschaftlich; denn es muß doch eine Hausfrau da sein. Daß Lazarus selten kommt, wundert mich nicht; das Gegentheil hätte mich eher verwundert. Woran es liegt, läßt sich nicht so sagen. Es ist die Gesamtheit aller innern und äußern Verhältnisse, die ihn keine Zeit für Gesellschaften finden läßt. Und mit seiner Frau ist es eben so. Brugsch[14] und Gosche[15] kommen also nicht? – Grüßen Sie gefälligst Weber[16] von mir, als freundliche Erwiderung seines Grußes durch Eckstein.

Adieu!

Freundschaftlichst
Steinthal

[12] Vgl. Anm. 6 des vorigen Briefes. – F. Max Müller hat in dem erwähnten Buch alle Sprachen, die er in drei Klassen einteilte, auf eine (arische) „Sprachen-Mutter" zurückgeführt, aus der jeweils von einem „kreativen Genie" die spätere bekannte Einzelsprache geschaffen worden sei. Steinthal hat in seinem Vorwort (S. IXff.) zu „Grammatik, Logik und Psychologie . . ." dieser Theorie noch sehr deutlich und lebhaft den Kampf angesagt.

[13] Bei Julius Goßmann, Berlin, Bellevuestraße 7.

[14] Gemeint ist der Ägyptologe Heinrich Karl Brugsch (1827–1894), der mit sechzehn Jahren das Demotische entzifferte. Er war ebenso wie Steinthal Autor von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

[15] Der Orientalist Richard A. Gosche (1824–1889) war seit 1853 an der Berliner Universität Dozent für Persisch und Arabisch.

[16] Vgl. Anm. 4 des vorigen Briefes.

[264] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Herrn Dr. Harrwitz in Berlin

Paris, December [18]54

Verehrter Herr,

Daß die Monologisten und Tagebuchschreiber fleißige Correspondenten sind, wüßte ich weder durch Thatsachen zu bestätigen, noch theore-

tisch zu erklären. Monologisten sind alle Menschen, und Tagebücher machen die, welche ihre Erlebnisse hoch schätzen. Fleißige Briefschreiber aber sind, das sagt mir Thatsache und Theorie, die Dialogenschreiber. Die brauchen nämlich keine Antwort; sondern, indem sie schreiben, dichten sie die Antwort hinzu. Das lebendige Spiel von Frage und Antwort, welches sie vermissen, fehlt jenen nicht. Es sind lebendige Menschen, diese Dialogenmacher, die sich die Gegenwart der Angeredeten herzaubern. Tagebücher aber sind ihnen ein Greu[e]l. Haben Sie meine Antwort an Mahn rücksichtlich der Petersburger Angelegenheit gelesen? Es liegt mir nicht viel daran. Über Mahns Mißverständniß kann ich mich nicht wundern. So bereitwillig war Abraham nicht Isaak zu opfern, als er, mich seinem Nikolaus Cäsar Augustus Divus darzubringen. Vielleicht aber sieht er mich noch lieber gehörig dem Buonaparte O. M. [?] Ich werde ruhig Böhtlingks Antwort abwarten.[1] –

Über Vollendung meines Buches über das Princip der Gr[ammatik] sage ich gar nichts.[2] Ich arbeite daran, und wenn ich fertig bin, so schicke ich Ihnen das Ms. Ich werde über die Bedeutungslehre erst sprechen, wenn ich das Wesen der innern Form schon dargelegt habe; denn erst dann kann der Unterschied klar werden. Harms Prolegomena[3] habe ich angesehen. Dergleichen ist nicht schlecht zu nennen; aber die ganze Voraussetzung ist falsch. Seine Ansicht schien mir große Ähnlichkeit mit der von Stern zu haben.[4] Nicht auf die Kritik der reinen Vernunft, oder das Ich = Ich oder die intellectuale Anschauung oder die Dialektik des Begriffs, meinen diese Herren, muß man die Philosophie gründen; aus der Sprache muß man sie herleiten. Der Sprachforscher aber, in seiner Bescheidenheit, lehnt so große Ehre ab. – Für Humboldts Werke meinen wiederholten Dank.[5] Ich werde das gekaufte Exemplar der Einl[eitung]

[1] Aus den Andeutungen läßt sich nur schließen, daß es hier um die polemischen Äußerungen Böhtlingks geht, der zu jener Zeit im Auftrag und seit 1855 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg lebte (deshalb auch die Anspielung auf den russischen Zaren Nikolaus I.). Mahn scheint hier eine Mittlerrolle gespielt zu haben, die Steinthal zugunsten von Böhtlingk interpretiert.

[2] Gemeint ist wohl ein späterer Buchplan, nicht der dritte Teil der schon im Satz befindlichen Schrift „Grammatik, Logik und Psychologie – Ihre Principien und ihr Verhältniß zueinander".

[3] Die „Prolegomena zur Philosophie" waren 1852 in Braunschweig erschienen. Friedrich Harms (1819–1880), der seit 1848 an der Universität Kiel lehrte, wurde 1867 o. Professor in Berlin. Auch als Naturwissenschaftler ausgebildet, war er im wesentlichen von Kant und Fichte beeinflußt.

[4] Steinthal spielt hier an auf S. Stern, „Vorläufige Grundlegung einer Sprachphilosophie", Berlin 1835.

[5] Harrwitz hatte offenbar Steinthal die Ausgabe von W. v. Humboldts „Gesammelten Werken in 7 Bänden" (Berlin 1841 ff.), die in G. Reimers Verlagsbuchhandlung erschienen waren, zum Geschenk gemacht. Steinthal besaß bereits Humboldts berühmtestes Werk „Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit

dennoch behalten, weil es nicht bloß kein Unglück ist, dies Werk zweimal zu haben, sondern ich finde auch leichter, was ich suche[,] in der ersten Ausgabe, da ich einmal an die örtlichen Verhältnisse derselben, an die Lage der Stellen gewöhnt bin. Ich will mir also auch nicht die 7 Bände hierher kommen lassen. Damit aber auch de facto an dem Schenkungsacte nichts fehle, bitte ich Sie, dieselben dem Dr. Lazarus zuzusenden, der überhaupt meine Bibliothek aufbewahrt, wenn das nicht gegen Ihr Princip oder Ihre specielle Absicht dieses Geschenks ist. – Die Anonymität ist an einem Blatte, worin geurtheilt wird, ein Schandfleck, wie längst feststeht. Daß ein so feiges Blatt mit seinen capitibus mortuis geächtet werden kann, ist traurig.[6] Die „selig entschlafenen" Literaturzeitungen gehörten der Blüte der deutschen Philosophie, der Blüte der deutschen Philologie. Sie können sich rühmen, tiefe Ideen bearbeitet und Thatsachen gedeutet zu haben. Hegel und Bopp und Böckh, ja Göthe und Humboldt, und wie viele andere! Das sind die Namen, die unter jenen „10 Quartseiten langen Würmern" glänzen. Das deutsche Volk aber war nie seiner großen Männer werth; es war eselhaft plump oder geckenhaft närrisch, und das ist es immer noch. Seht nur immer nach Frankreich und England; ihnen ahmt nach. Aber nie habe ich gesehen, daß man die Klugheit eines andern nachgeahmt hätte, immer die Narrheiten. Da ist das Journal des Débats.[7] Das macht doch nach, ihr Deutschen! Wahrhaftig, die Nation, die das Journal des Déb[ats] hat, muß eine große Nation sein. Nichts ist so gelehrt, nichts so tief, es gibt keinen Gedanken eines Franzosen, der hier nicht Eingang fände. Ampère[8], Saint-Marc-Girardin[9] und die tüchtigsten der Jüngern, wie Renan[10], schreiben hier über

des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes" (Berlin 1836–1840).

[6] Auf welche Zeitschrift Steinthal hier anspielte, konnte nicht ermittelt werden.

[7] Das „Journal des Débats politiques et littéraires" wurde 1789 (allerdings noch unter anderem Namen) als Pariser Abendzeitung zur Berichterstattung über die Sitzungen der Nationalversammlung gegründet. Um 1854 war es das Organ der liberalen Opposition und sowohl politisch als auch literarisch von hohem Niveau und großer Bedeutung. Seine Mitarbeiter, die Steinthal im folgenden nennt, waren hervorragend.

[8] Der französische Literaturhistoriker Jean-Jacques Ampère (1800–1864) war 1833 Professor der französischen Literatur am Collège de France, 1847 Mitglied der Académie Française geworden. Er hatte Deutschland, Schweden und Italien bereist und lebte später meist in Rom. Zahlreiche Auflagen erlebte sein Werk über „La Grèce, Rome et Dante" (1848).

[9] François Auguste Saint-Marc-Girardin (1801–1873) war während der Julimonarchie ein einflußreicher Politiker; als Literarhistoriker und Professor für französische Literatur an der Sorbonne schrieb er den mehrfach aufgelegten „Cours de littérature dramatique" (4 Bde., 1843) und interessante Reiseberichte über Deutschland, u. a. „Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne" (1824).

[10] Der Orientalist und Religionshistoriker Joseph Ernest Renan (1823–1892), der ursprünglich zum Theologen bestimmt war, stand zu jener Zeit erst am Anfang seiner

Alles. Theologie, Philosophie, arabische Reisebeschreibungen, alles was menschlich ist, kommt hinein. Und statt Jules Janin[11] – Kossak[12], o, o, o! Und sagt nur nicht, die Deutschen wüßten nicht zu schreiben. Erstlich trägt das Publicum zur Bildung des Schriftstellers bei, indem es ihm Gelegenheit gibt, sich zu üben, indem es seinen Wetteifer anspornt, auch schön zu erscheinen. Die Schuld liegt vielmehr am deutschen Publ[icum]. Macht die Probe! Übersetzt einen Jahrgang des Feuilleton von Jules Janin! und seht, ob es das deutsche Publ[icum] anrühren wird, ob es diesen *gelehrten* Schriftsteller goutiren kann. Aber Monte Christo und die sieben Todsünden![13] Welche Sünde für eine deutsche gebildete Dame, das nicht gelesen zu haben! – was eine Französin gelesen zu haben nie gestehen würde, eine Literatur, deren sich der edle Franzose schämt. – Die wissenschaftlichen Zeitschriften aber blicken nach England hin, wo seit einem halben Jahrhundert kein Hauch von Wissenschaft mehr zu spüren ist, wo Klistirbüchsen die Philosophie machen, und zugleich mit den Hebammen und Accoucheuren die umgekehrten oder die Steiß-Sokratesse sind! Das sind deine Götter Israel! – Jetzt bin ich schön in Wuth, und da kommt mir Aufrecht gerade entgegen![14] Also das ist die Kritik! Aber er soll es spüren: denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Und Bunsen ist vernichtet: denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Bin ich nicht von Erde? Das kann doch der Christ nicht leugnen? Wohlan denn! Ich bitte Sie dringend, schreiben Sie mir bitte alles was Sie über dieses Schlammbad Aufrechts erfahren. Erkundigen Sie sich danach, wie er darüber denkt, was er damit will und welchen Antheil Bunsen mittelbar und unmittelbar hat. Und wenn euch dann auch Gott verzeiht, hier auf

Karriere. Nach seinen auch stilistisch brillanten Artikeln im „Journal des Débats . . ." erwartete man in Gelehrtenkreisen mit Spannung das bereits angekündigte erste große Werk „Histoire générale et système comparé des langues sémitiques", mit dem er 1855 als Orientalist an die Öffentlichkeit trat (Über Renan vgl. auch Bd. I, S. 300, Anm. 4).

[11] Der französische Schriftsteller Jules Janin (1804–1874) schrieb für das „Journal des Débats . . ." witzige Feuilletons, Reisebeschreibungen und Theaterkritiken, von denen die wichtigsten in der „Histoire de la littérature dramatique" (6 Bde., 1853–1858) enthalten sind.

[12] Der Publizist und Chefredakteur der „Montagspost", Ernst Ludwig Kossak (1814–1880), wurde als „Schöpfer des Berliner Feuilletons" bezeichnet. Die bekanntesten Feuilletonsammlungen waren „Berlin und die Berliner" (1851) und „Berliner Silhouetten" (1859).

[13] Der Titel war trotz großer Bemühungen nicht zu ermitteln.

[14] Theodor Aufrecht hatte in der von ihm und A. Kuhn begründeten und herausgegebenen „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung", Bd. 2 (1854), S. 242–251, einen bisher unbekannten Brief „Über den Infinitiv" von Wilhelm v. Humboldt herausgegeben und dieser Veröffentlichung eine Vorrede (S. 241; unterzeichnet: Die Redaktion) beigegeben, die Steinthals Zorn erregte. Aufrecht spricht sich darin gegen jede Theorie in der Sprachwissenschaft, also gegen die Sprachphilosophie und für eine empirische Erfassung der Sprachen aus, mit der Begründung, daß es die Theorie gewesen sei, die in allen Bereichen die Wissenschaft gehemmt habe.

Erden seid vermaledeit! Denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Nur Feindschaft hat Gott gemacht zwischen mir und der Schlange; ich zertrete ihr das Haupt.

In wessen Händen ist denn mein Manuscript? Verwahren Sie es gut; denn es könnte wohl sein, daß Sie es noch ¾ Jahre zu verwahren haben, da ich keine Möglichkeit sehe, die Arbeit bis Ostern vollenden zu können. – Grüßen Sie Weber[15] und sagen Sie ihm Dank für seine thätige Theilnahme an meinem Glücke. Ich finde sein Betragen Müller gegenüber recht lobenswerth, ruhig und würdig.[16] Aber der Müller ist mir auch so ein verengländerter Deutscher, der sich fortwährend umsieht in der Besorgniß, es könne hier oder da ein deutscher Zipfel vorgucken. Und einen Hochmuth hat dieser Mensch! Doch darüber habe ich ja schon einmal an Mahn von England aus geschrieben.

Ich sage Ihnen noch ein Mal, Gott bewahre mich davor, Engländer oder Franzose zu werden. Die einen sind mir so verhaßt wie die andern, am meisten aber die Deutschen, die jenen zu Gefallen den Deutschen verleugnen. – Bezeichnen Sie mir doch gelegentlich die Schriften, über welche Sie Notizen für Ihre Anzeigen wünschen. Ferner gibt Klincksieck[17] nicht gern etwas mit nach Hause; ich werde also um ihn dazu zu bewegen Ihren Brief vorzeigen müssen. – Dr. Mahn[18] urtheilt über Werke seines Faches mit solcher Strenge, daß Sie seine Aussprüche immer mit 2 oder 3 dividiren können. Das gilt wenigstens im Allgemeinen, und so denke ich von H[er]rn Schacht zwar nicht gut, aber auch nicht schlecht.[19] – Sie wollen mich über Pott hören.[20] Dem Ganzen fehlt die Pointe oder, wenn Sie wollen, die Tiefe. Was er in der Vorrede abfertigt und in der ersten Anmerkung sagt, das wäre bei mir die Sache gewesen. Ferner, wenn ich nicht *alle* Namen aufzählen kann, warum 10000 Beispiele geben, wenn 100 genügen? Die Hälfte des Buches handelt von der Schwierigkeit der Deutung, wobei alles hineingezogen wird,

[15] Vgl. Anm. 4 von Brief Nr. 262.

[16] Vgl. Anm. 6 des Briefes Nr. 262. Der Indologe und Religionsforscher Friedrich Max Müller (geb. 1823 in Dessau, gest. 1900 in Oxford) gehörte mit seiner großen Ausgabe des Rigweda zu den Begründern der vergleichenden Sprach- und Religionswissenschaft in England. Seit 1854 war er in Oxford Professor für moderne europäische Sprachen und Literaturen und seit 1868 für vergleichende Sprachwissenschaft. Fast alle seine Schriften erschienen auch in deutscher Sprache, so die „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Bd. I, 1863, und Bd. II, 1866, und die „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft", 1874 (2., unveränderte Aufl. 1876).

[17] Vgl. Anm. 7 des Briefes Nr. 262.

[18] Vgl. Anm. 5 des Briefes Nr. 262.

[19] Harrwitz wollte wohl Steinthals Urteil über das 1853 in seinem Verlag erschienene Werk „De elementis Germanicis potissimum linguae Franco-Gallicae" von Ludwig Schacht hören.

[20] Steinthal gibt hier sein Urteil über Potts Werk „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten", das 1853 in Berlin erschienen war.

was zur Sache gehört, die Sache aber unter einer subjectiven Beleuchtung angesehen wird. Man könnte ebenso eine ganze Botanik schreiben, indem man von den Schwierigkeiten derselben spricht und danach den sämmtlichen Stoff ordnet. Wie viele Menschen werden dieses Buch lesen?

Freundschaftlichst
Steinthal

[am Rande]

Von Ihrem Bruder habe ich neulich im Journ[al] d[es] Débats gelesen. H[er]r Löwenthal, mit dem er jetzt eine Partie hat, gehört doch wohl auch zur mathematischen Nation?[21]

[21] Diese Anspielung konnte ich trotz intensiver Lektüre des „Journal des Débats" nicht aufklären.

[265] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Paris, Rue des Postes, 26,
den 19. Januar 1855

Verehrter Herr Doctor, In der Beantwortung Ihres Briefes, die darin besprochenen Punkte der Reihe nach verfolgend, beginne ich mit dem Buchhandel. Es zeigt sich auch hier die lächerliche Ausländerei der Deutschen. Die große Masse versteht den Werth des deutschen Geistes nicht und ist geblendet vom äußern Glanze des Auslandes. Auch die gelehrten und sonst tiefer blickenden Deutschen erkennen die Schwäche des Auslandes nicht, weil sie es aus der Ferne sehen und dem Scheine unbewußt deutschen Gehalt unterschieben, der aber in Wahrheit fehlt. Wie Wenige kennen den ausländischen Buchhandel! Man glaubt also, er sei ganz wie der deutsche und habe noch den Vortheil hoher Honorare – guthmüthige Täuschung! Eugène Sue[1] und Thiers[2] freilich werden fabelhaft honorirt;

[1] Der französische Schriftsteller Eugène Sue (1804–1857) vertrat 1848 als Abgeordneter der sozialrevolutionären Richtung in der Nationalversammlung die Ideen Charles Fouriers und Pierre Joseph Proudhons. 1851 wurde er als Gegner des Kaiserreichs in die Verbannung geschickt und starb sechs Jahre später im damals italienischen Savoyen. Besonders erfolgreich waren wegen des sozialen Engagements seine Zeitungsromane (u. a. „Les Mystères du peuple", die ein Jahr später, von 1850 bis 1852 auch in deutscher Sprache unter dem Titel „Die Geheimnisse des Volkes" erschienen).

[2] Adolphe Thiers (1797–1877) war französischer Politiker, Historiker und Journalist. Er gab seit 1830 zusammen mit A. Mignet die Zeitung „Le National" heraus, das Organ der liberalen Opposition (gegen das absolutistische Königtum). 1832–1836 mehrfach Minister,

aber Eugène Burnouf[3], St. Julien[4], Mohl[5] sind froh, daß ihre Werke nur zum Drucke gelangen, auf Staatskosten. Hier ist überall Polizei. Schulbücher müssen vom Staate empfohlen werden; sonst ist das beste Buch nicht abzusetzen. Zu wünschen wäre freilich, daß Deutschland auch habe, was Frankreich und England hat, nicht bloß eine gelehrte Welt, sondern auch ein Publicum, welches sich wissenschaftlich vergnügt, einen Adel, ein reiches Bürgerthum, welches eben so gern ein Zimmer seines Hauses mit einem reichen Bücherschranke ziert, wie mit kostbaren Tapeten und Teppichen, welches von der Wissenschaft zu naschen sucht, so viel es kann. Aber der Deutsche, wenn er nicht deutsch ist, ist bête[6].

Je früher mein Buch erscheint – ich habe Autor-Eitelkeit genug –, um so lieber ist es mir. Man „wartet zwar gar nicht auf mein Buch", wie sich H[er]r Vogt einbildet; aber ich warte darauf, zu sehen, wie sich das Publicum wundern wird, wenn es mein Buch hat. Der letzte Theil meines Buches muß allerdings erst ausgeführt werden; und da es doch jetzt unmöglich ist, ihm auch nur die unentbehrlichste Ausdehnung zu geben, so ist es besser, es bleibt bei der Skizze. Ich habe, glaube ich, im Buche selbst irgendwo gesagt, daß ich zu demselben ein Seitenstück geben will, „über die Methode der Sprachwissenschaft", und werde dies in der Vorrede wiederholen. Sie begreifen aber wohl, daß ich in meinem Buche über die Methode die meisten Punkte, die bei Gelegenheit des Princips besprochen sind, von neuem zu berühren habe und kann da mehr oder weniger ausführlich sein, je nachdem ich auf frühere Arbeiten verweisen kann. In der Vorrede werde ich die Anmerkung über die benutzte Ausgabe von Müllers Physiologie nicht vergessen.[7] Meine Vor-

1840 Min.-Präs. und Außenmin.; nach der Febr.-Rev. 1848 wurde er konservativer Republikaner, nach dem Staatsstreich Napoleons III. verhaftet und bis 1852 verbannt. Ab 1863 Abgeordneter und Führer der liberalen Opposition gegen die Außenpolitik Napoleons III. Als Geschichtsschreiber hat er mit seiner „Histoire de la Révolution française", 10 Bde., 1823–1827, wesentlich zur liberalen Idealisierung der Französischen Revolution beigetragen.

[3] Der französische Orientalist Eugène Burnouf (1801–1852) war 1832 Professor am Collège de France und Mitglied der Académie des Inscriptions. Er gehört zu den Bahnbrechern der Iranistik und erwarb sich große Verdienste auf dem Gebiet des Sanskrit und Pali.

[4] Der französische Sinologe Stanislas (Noel) Julien (1799–1873) lehrte als Professor – zunächst klassische Philologie – am Collège de France und publizierte mehrere grundlegende Arbeiten über China und die chinesische Sprache, u. a. „Syntax nouvelle de la langue chinoise [. . .]", Paris 1869/70.

[5] Vgl. Anm. 7 von Brief Nr. 263.

[6] Das französische „bête" bezeichnet sowohl „Dummkopf" als auch „Tier".

[7] Steinthal hat gegen Aufrechts Empirismus-Standpunkt gerade auf die größten Naturwissenschaftler seiner Zeit hingewiesen, die die Ansicht vertraten, daß „die wichtigsten Wahrheiten in den Naturwissenschaften" durch „eine philosophische Erfahrung" gefunden worden seien: Mit diesem Zitat verwies er auf das Hauptwerk, „Handbuch der Physiologie des Menschen" (1833–1840; Bd. II, S. 522), des berühmten Physiologen Johannes Müller (1801–1858).

rede wird übrigens ziemlich lang werden, etwa ein Bogen. Bekommt man denn Honorar für Vorreden?

Die Arbeit über das chinesische Problem wird wahrscheinlich gemacht werden, da sie eben größtentheils schon gemacht ist. Ich werde im August des kommenden Sommers in Berlin sein und sie Ihnen mitbringen. Oder wie gedenken Sie es mit Druck und Veröffentlichung derselben zu halten? – Lassen Sie Sich ja nicht auf Schotts Grammatik ein, wenn Sie auf meinen freundschaftlichen Rath etwas geben wollen.[8] Ich weiß von Schott und seiner Grammatik wenig; aber die Sache ist an den Fingern abzuzählen. Ein großes Publicum ist dafür in Deutschland nicht vorhanden, und die französischen Sinologen verstehen kein Deutsch. – Werth aber, bedeutenden wissenschaftlichen Gehalt, kann Schotts Grammatik nicht haben. Die alte chinesische Sprache hat keine Grammatik. Was hierüber zu sagen wäre, läßt sich in *einem* Satze sagen. Was man also altchinesische Grammatik nennt, das ist Angabe der Bedeutung der Partikeln, was man eben so gut in den Wörterbüchern findet. Schott ist aber nicht der Mann dazu, feine Beobachtungen über den Gebrauch der Partikeln anzustellen. Vom neuen Styl aber versteht Schott schwerlich etwas Recht's. Es gibt in Berlin kaum *einen* chinesischen Roman. Er kennt auch gar nicht das Verhältniß der Sprache der Romane zu der alten und zur Umgangssprache. Das sind lauter Dinge, die er nicht wissen *kann*, und die Mr. Bazin[9] hier erst durch den Umgang mit gelehrten Chinesen erfragt hat, weil die Bücher darüber kaum Andeutungen enthalten. Im nächsten Jahre wird Bazin eine Grammatik der chinesischen Umgangs- und Mandarinen-Sprache veröffentlichen, welcher gegenüber Schott nicht aufkommen kann. Denn wenn nicht zu leugnen ist, daß Schott, als Deutscher, eine bessere philologische Bildung hat als Bazin, so fehlen ihm doch die Kenntnisse, und andererseits ist er nicht deutsch genug, um den Mangel an Kenntnissen durch Tiefe der Forschung zu ersetzen. Daß aber im alten chinesischen Style mit einer Grammatik nichts zu machen ist, beweist Ihnen schon der Umstand, daß Julien keine veröffentlicht. – Rücksichtlich meiner De pronomine relativo hat, glaube ich, H[er]r Behr gelogen.[10] Mahn weiß um die Sache, er bestätigt Ihnen

[8] Die „Chinesische Sprachlehre" des damals führenden Sinologen Wilhelm Schott (1807–1889) erschien trotz Steinthals Ratschlägen 1857 bei Ferd. Dümmler und wurde wegweisend.

[9] Über den französischen Sinologen Antoine Pierre Louis Bazin (1799–1863), zu dem Steinthal persönlichen Kontakt hatte, vergleiche Bd. I, bes. S. 286, Anm. 2. Das hier in Aussicht gestellte Werk von Bazin, „Grammaire mandarine, ou, Principes généraux de la langue chinoise parlée", erschien 1856 in Paris.

[10] Es handelt sich hier um die Verkaufszahlen von Steinthals Dissertation „De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica . . .", die 1847 bei Ferd. Dümmler erschienen war. Der genannte Herr Behr war offensichtlich Leiter der Vertriebsabteilung des Verlages.

vielleicht, was ich im folgenden sage. Es sind 250 Exemplare abgezogen worden, ich weiß nicht, ob dabei 30 Freiexemplare, die ich erhielt, mit eingerechnet sind oder nicht. Aber 300 Exemplare ist gewiß das Höchste. Würden Sie mehr haben abziehen lassen, wenn Ihnen ein junger unbekannter Mensch eine Doctordissertation De pr[onomine] relat[ivo] anbietet? H[er]r Behr oder sein Schwager war so undelicat, sich gegen mich darüber zu beklagen, – es war etwa im Jahre 50 –, daß so wenig Exemplare, einige dreißig bloß, abgesetzt wären, welche die Kosten nicht deckten. Nun mache ich für mich folgenden Schluß: Wenn H[er]r Behr behauptet, von 500 Exemplaren seien 340 verkauft, so bleiben etwa 150. Hat er also ursprünglich nur 250 Exemplare abziehen lassen, abgesehen von 30 Freiexemplaren, so sind 100 Exemplare verkauft, was mir wahrscheinlich ist. H[e]r Behr hat also doppelt gelogen, aus welcher doppelten Lüge die Wahrheit hervorgeht, wie die Bejahung aus der doppelten Verneinung. 100 Exemplare haben ihm etwa 50 Thlr. eingetragen und somit wären die Kosten gedeckt, und mein Gewissen ist ruhig diesem H[er]rn gegenüber. – Es thut mir leid, daß ich Ihnen über Buschmanns und Schotts Abh[andlungen] keine Notiz schicken kann;[11] Klincksieck hat sie nicht. Für mein De pr[onomine] rel[ativo] folgende Notiz: „Der Verf[asser] sucht die Bedeutung des Pronomen relativum für das Satzgefüge aufzufinden. Die Untersuchung beginnt mit dem einfachsten Satze. Indem nämlich der Verf[asser] sogleich von Anbeginn die philosophische Reflexion mit den Thatsachen verbindet und nach der gegenseitigen Durchdringung beider strebt, zeigt sich, daß in den niedriger stehenden Sprachen das Pronomen relativum schon zur Bezeichnung der einfachsten Satzverhältnisse, vorzüglich aber als Partikel des Attributs verwendet wird. Stufenweise wird die weitere Entwickelung des Satzes, die schärfere Absonderung und formelle Ausbildung des Pronomen relativum, wie endlich die immer steigende Vollendung der Organisation der Sprachen verfolgt: welche drei Punkte, als mit einander Hand in Hand gehend, in engem Zusammenhange betrachtet werden. Diese kleine Schrift, die erste des Verf[assers]s, enthält den Keim zu allen seinen folgenden Arbeiten und ist besonders ein guter Commentar für seine Classification der Sprachen."[12]

Sonnabend. Ich habe heute die zweite Sendung der Aushängebogen

[11] Gemeint sind wahrscheinlich von J. K. Eduard Buschmann die Abhandlungen „Über den Naturlaut" (Berlin 1852) und „Über die aztekischen Ortsnamen" (Berlin 1853): Ob die charakterisierenden Zeilen unter dem ersten Titel von Steinthal stammen, ist also sehr ungewiß; der zweite Titel hat als Zusatz nur das Inhaltsverzeichnis. Von Schott wurde kein Werk angezeigt.

[12] Die Anzeige erschien – abgesehen von zwei stilistischen Änderungen – in dieser Form auf den letzten Seiten von „Grammatik, Logik und Psychologie", in einem „Auszug aus dem linguistischen Verlagskataloge".

erhalten, Bogen 6–10. Sie sehen, jede Sendung braucht vier Wochen Zeit. Wir werden also wohl die folgenden Bogen mit anderer Gelegenheit senden müssen, d. h. entweder durch die Gesandtschaft oder durch die Post. Mit Kreuzcouvert werden 5 Bogen nicht mehr als 5 Sgr. kosten. Langes Abhandlung habe ich noch nicht. De l'accentuation latine war vermuthlich ein Werk, das den Preis erringen wollte. Mir ist wenigstens, als hätte ich gelesen, daß die hiesige Akademie diese Aufgabe stellte und daß ein Italiäner den Preis erhielt. Aber wozu französische Notizen über deutsche Bücher? Wer letztere kaufen will, kann, der muß auch eine deutsche Notiz lesen können.[13] – Erscheint denn die demotische Grammatik bald?[14] Von der Abhandlung über die Zahlen hat mir Brugsch einmal erzählt;[15] aber gesehen habe ich nichts. Ich kann den Zahlen in keiner Weise Interesse abgewinnen. Vom kaufmännischen Gesichtspunkt aus aber ist, wie mir scheint, alles vom Namen Humboldts abhängig. Steht der auf dem Titel, so ist ein gutes Geschäft zu erwarten. Wie wenig Brugschs Charakter zum meinigen stimmt, geht, denke ich, schon aus der Vergleichung unserer Notizen über unsere Bücher hervor. Obwohl diese Notizen anpreisend sein müssen und also kein Selbstlob einschließen, so ist eben dies die Sache, daß zwischen Anpreisung eines Buches und Selbstlob noch ein Unterschied ist. Brugsch aber gibt letzteres, ich kaum oder höchstens erstere. – Über China ist noch nichts entschieden. Grüßen Sie Weber[16] und sagen Sie ihm, daß ich jetzt buddhistische Sanskrittexte mit der tibetischen und chinesischen Übersetzung vergleiche; aber tibetisch verstehe ich noch kaum und mein Sanskrit, wovon ich nie was rechts wußte, habe ich vergessen.

Aber interessant ist die Sache doch.

Adieu! Freundschaftlichst
Steinthal

[Am Rand]

Grüßen Sie auch Mahn; ich werde ihm auch nächstens schreiben.

[13] Offensichtlich hatte Harrwitz auch eine kleine französische „Notiz" für eine Anzeige zu: Henri Weil et Louis Benloew, De l'accentuation latine, erbeten, das noch 1855 bei Ferd. Dümmler erschien.

[14] Die demotische Grammatik des damals erst 28 Jahre alten, begabten Ägyptologen Heinrich Karl Brugsch (1827–1894) erschien noch 1855 in französischer Sprache unter dem Titel „Grammaire Démotique, Contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture populaires des anciens Egyptiens". Die Schrift hat nicht nur dem jungen Gelehrten (der als sechzehnjähriger Schüler das Demotische entzifferte), sondern auch dem Verleger J. Harrwitz Ruhm und einen Preis auf der ersten Weltausstellung 1855 eingetragen – nicht zu Unrecht, denn er hatte für dieses Werk die ganze demotische Schrift in mehr als dreihundert Haupttypen schneiden und gießen lassen, wie er in der Anzeige mitteilte.

[15] Die Abhandlung über die Zahlen, „Numerorum demoticorum doctrina", war Brugschs zweite Veröffentlichung, die 1849 in Berlin erschienen war.

[16] Über den Sanskrit-Forscher Albrecht Weber vgl. Anm. 4 von Brief Nr. 262, zu dem im folgenden genannten Romanisten vgl. Anm. 5.

[266] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Paris, 26, rue des Postes,
den 12. Februar 1855

Verehrter Herr Doctor,

Ihren Brief vom 28. v[origen] M[onats] erachte ich als noch nicht beantwortet und ich will mich erst jetzt dieser angenehmen Pflicht entledigt haben, wiewohl ich allerdings schon zwei Mal einige Worte an die Buchhandlung und auch an Sie speciell abgesandt habe. Das erste Mal schrieb ich auf dem Umschlage um die Vorrede. Ich bat, mir die Revision der Vorrede zukommen zu lassen und bin verwundert und *beunruhigt*, sie noch nicht erhalten zu haben. Ich will nämlich eine bedeutende Änderung in ihr vornehmen, nämlich den ganzen Absatz über Schleiden umgestalten. Es liegt mir viel daran. Ferner hätte ich es gerne gesehen, wenn ein arger Fehler auf dem letzten Bogen noch corrigirt werden könnte. Auf S. 385, Z[eile] 10 v[on] u[nten] ist das Wort allemal falsch und dabei wenigstens eine ganze Linie ausgelassen. Ich bitte Sie, mein Ms. zu vergleichen. Ich kann kaum glauben, daß ich selbst ein Versehen begangen habe. Es muß nämlich so lauten: „und es könnte gefordert werden, man sollte ein Mal die vorhandenen Formen der fremden Sprache darstellen und durch die entsprechenden Formen unserer eigenen Sprache oder durch genaue Angabe ihres Werthes erklären; das andere Mal aber, von einer allgemeinen" usw.

Die Änderung in der Vorrede rücksichtlich Schleidens soll in Folgendem bestehen: Zu der Stelle, welche beginnt: „wenn man sich auf die Naturforscher berufen will" usw. und welche mit einem Citat aus Müllers Physiologie schließt, füge man noch folgendes hinzu ohne Absatz oder mit einem solchen, wie es dem Setzer am bequemsten ist:[1] Auch Schleiden mögen diejenigen, die ihn für eine hohe Autorität halten, erst recht verstehen lernen; sie mögen von ihm hören (Botanik 3. Aufl. 1849, I, S. 7): „Nun aber hat umgekehrt die Naturwissenschaft erst wieder von der Philosophie zu empfangen . . .["] (S. 8): ["]Hier versteckt sich die *empirische Unfähigkeit* immer hinter die Vieldeutigkeit unbestimmter und mangelhafter Abstractionen, über welche die gesunde Empirie selbst keine Macht hat, deren Aufklärung sie vielmehr *allein von der Philosophie*

[1] Zur Unterstützung seiner Ansicht führt Steinthal unmittelbar nach dem Zitat aus Joh. Müllers „Handbuch der Physiologie" ein weiteres des Physiologen und Botanikers Matthias Jakob Schleiden (1804–1881) an, und zwar aus dessen Hauptwerk „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" (2 Bde., Leipzig 1842–1843). Schleiden bekannte sich in den methodologischen Ausführungen in der Einleitung zum ersten Band eindeutig als Anhänger von J. F. Fries. (Die Korrektur wurde noch mit kleinen formalen Änderungen in Steinthals Vorwort übernommen.)

erwarten muß.["] Nur ob sie das gerade von der Friesisch-Kantischen Philosophie zu erwarten hat, ist zu bezweifeln erlaubt.

Dann folgt, irre ich nicht, der Absatz: „Wir sind hinaus" usw. Das bleibt. Dann aber: „Auch H[er]r Schleiden" usw. ist zu streichen und statt dessen zu setzen:

Wenn jemand bekennt: „ich bilde mir nicht ein etwas Rechtes zu wissen", so ist zu bedenken, wie Faust diesen seinen Ausspruch erklärt, indem er weiterhin sagt: [. . .] Hier folgen die citirten Verse. Und dann: Neuerdings hat sich usw. Diese Correction wird hoffentlich ohne Verwirrung und große Umstände möglich sein. Ich glaube nämlich für das oben hinzugekommene Citat im folgenden genug abgekürzt zu haben. Sollte ich zu sehr abgekürzt haben, so lassen Sie etwas Geeignetes stehen oder suchen Sie irgendwie abzuhelfen. Ich muß aber jedenfalls eine Correctur sehen.

S. 390, Z[eile] 6 v[on] oben statt erinnert lies: annimmt.

Ich bin in Eile und kann Ihnen doch noch nicht vollständig antworten. Also nur noch eins: *Ich danke Ihnen sehr für die Beschleunigung des Druckes.*

Durch die Gesandtschaft haben Sie wohl Briefe erhalten, die ich mit einem Freiexemplar an die Adressaten zu senden bitte!

Adieu
Steinthal

[267] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Herrn Dr. Harrwitz in Berlin.

Paris, den 4. April 1855

Ich habe schon zwei Antworten auf meine Freiexemplare, Trendelenburg hat mir seine Abhandlung über Macchiavelli „mit dem Danke des Verfs." zugesandt, aber ohne Brief.[1] Was soll er auch sagen? Genug, daß es mir zeigt, daß er nicht böse auf mich ist. Und soeben erhielt ich einen freundlichen Brief von Welcker aus Bonn.[2] Er hat, durch Unwohlsein

[1] Bei Friedrich Adolf Trendelenburg (1802–1872), der seit 1837 als o. Professor der Philosophie an der Universität Berlin lehrte, hatten sowohl Lazarus als auch Steinthal gehört. Steinthal hat sich in seinem Buch wiederholt mit Trendelenburgs „Logischen Untersuchungen" (1840) auseinandergesetzt (vgl. u. a. S. 41ff., 51ff., 66ff.). Trendelenburg sandte ihm: „Machiavell und Antimachiavell. Vortrag zum Gedächtniß Friedrichs des Großen", G. Bethge Verlag, Berlin 1855.

[2] Friedrich Gottlob Welcker (1784–1868) war seit 1819 o. Professor für griechische Literatur und Archäologie in Bonn, wo er sowohl die Universitätsbibliothek als auch das akademische Kunstmuseum begründet hat. Welcker, der selbst die Länder seines Studiums

und Vorbereitungen zu einer Reise abgehalten, meine Schrift noch nicht ganz lesen können: „Aber ich glaube genug gelesen zu haben, um ihre große Bedeutung und aus dieser die Stellung, die Sie in Philosophie, Wissenschaft überhaupt und der der Sprache insbesondere einnehmen, die *Klarheit* (habe ich unterstrichen) und Schärfe, die Eindringlichkeit Ihres Geistes, vollkommen würdigen zu können. Außer der Vorrede und dem Schlusse hat mich besonders die genaue und ausführliche Analyse der Aufgabe, zu welcher H. Humboldts geniale Bemerkungen herangeführt hatten, überrascht und angezogen." Vorher persönliche Theilnahme. – Hätte ich gewußt oder daran gedacht, daß Heyse schon ein Aushängeexemplar hat, ich hätte ihm nicht noch eins gegeben; auch hoffe ich, daß er es mir von selbst zurückgibt. Haben Sie denn Herrn Lazarus gesagt, zu welchem Zwecke ich ihm noch ein Exemplar gebe, nämlich: „um es einem seiner Herbartischen Freunde, ich denke: am besten, Hartenstein in Leipzig zu geben"?[3] Sollten Sie es ihm nicht gesagt haben, so bitte ich Sie, es geschwind noch zu thun, durch ein Zettelchen per Stadtpost, wenn Sie keine andere Gelegenheit haben. Und natürlich soll Lazarus ein Briefchen mit an Hartenstein (oder an einen andern) schicken, in seinem oder meinem Namen, wie er will. Ich habe ihm lange nicht geschrieben, werde es aber nächstens thun.

Rücksichtlich der Correctur sind Sie vielleicht nicht ohne Schuld.[4] In einem so schwierigen Falle, wie der vorliegende war, schwierig weil der Verf[asser] nicht die zweite Correctur besorgen konnte, durften Sie keinen Neuling wählen. Noch eine Stelle hat mir jetzt Anstoß erregt, woran aber der Setzer schwerlich Schuld haben wird. Obgleich es jetzt zu spät ist, möchte ich doch das Richtige wissen, zu eigener Befriedigung und zur Correctur für eine etwaige zehnte Auflage. Ich bitte Sie also, das M[anu]s[cript] zu folgender Stelle zu vergleichen: S. 109, Z. 12 v. u. „vorausgesetzt wird, daß die metaphysischen Gedankenbestimmungen in Wirklichkeit existieren". In diesem Augenblicke sehe ich, daß diese Stelle einen ganz guten Sinn gibt und daß sie wahrscheinlich durchaus richtig ist. – Sie haben gut gethan, Haase die Vorrede zuzusenden.[5] Möge

besucht hatte, war in Italien in freundschaftlichen Kontakt zu Wilhelm von Humboldt getreten, bei dem er 1806 auch Hauslehrer geworden war. Welckers nahe Beziehung zu W. v. Humboldt hatte Steinthal veranlaßt, diesem ein Exemplar seines Buches zu schicken.

[3] Der Herbartianer Gustav Hartenstein (1808–1890) war Professor der Philosophie an der Universität von Leipzig.

[4] Harrwitz hatte schon der ersten Auflage von „Grammatik, Logik und Psychologie" eine längere Liste von „Berichtigungen" beigeben müssen.

[5] Heinrich Gottlob Friedrich Christian Haase (1808–1867) war seit 1846 o. Professor der klassischen Philologie in Breslau. Steinthal schreibt in seinem Vorwort (S. XXIV), daß Haases „Abneigung gegen logisches Schematisiren in der Grammatik und Anerkennung der Individualität der Sprachen" ihn hoffen lassen, daß sie trotz verschiedener Ausgangspositionen zu ähnlichen Ergebnissen kommen könnten.

er sich dadurch veranlaßt fühlen, das Buch zu kaufen und zu empfehlen. Die Gr. Démotique[6] werde ich ansehen; hören werde ich darüber schwerlich. – Wer ist denn mein Recensent im Centralblatt? Zur Zeit der Recension kannten Sie ihn noch nicht. Hat er Lust, mich noch einmal zu recensiren? Dann soll er sich Mühe geben, und mein Buch innerhalb 14 Tage *drei* Mal durchlesen, ehe er die Feder ansetzt. Hier wollen Baron Eckstein[7] und Hr. Renan[8] über mich schreiben. Ersterer hat ein Exemplar gekauft und wird es sich mit Schreibpapier durchschießen lassen. Ich hatte ihm schon die Aushängebogen mitgetheilt.

Ich komme auf Ihren vorletzten Brief, d. h. auf Aufrecht zurück.[9] Zuvor aber in aller Aufrichtigkeit die Erklärung, daß ich mit der Vorrede in ihrer heutigen Gestalt nicht unzufrieden bin, und da Sie glauben, die Änderungen seien nöthig gewesen, so danke ich Ihnen für diese Theilnahme. Und nun erst noch eins. Sie sind halb Philologe und können sich also ein Urtheil bilden über mein Buch; und Sie sind obenein Naturforscher und wissen, was exacte Methode ist, was Kritik ist, so gut, d. h. besser als Aufrecht. Nun frage ich Sie, nicht ob mein Buch gut ist: denn das können Sie doch nicht wissen, sondern bloß, ob jedes Blatt meines Buches Ihnen den Eindruck einer Arbeit gemacht hat, die überall ein deutliches Bewußtsein hat von der Schwierigkeit des Gegenstandes, von der Zu- und Unzulänglichkeit der Mittel, kurz von einer strengen Methode? Hat man überall das Gefühl, mit Realität zu thun zu haben, oder bekommt man den Eindruck nur feine Hirngespinste ohne eine entsprechende Realität vor sich zu sehen; war das Unternehmen verfrüht und ein beabsichtigter Flug in die Sonne, oder ein Aufsteigen in einem Ballon, um zu sehen, wie hoch der tragen mag? – Nun also zu Aufrecht:

Wenn Thales[10] nicht den Muth gehabt hätte sich zu „verfrühen", so würde Aristoteles nie seine naturwissenschaftlichen Werke geschrieben haben, seine Metaphysik aber noch weniger, auch Schleiden nicht seine Botanik; sondern wäre der Thales bis heute noch nicht da gewesen, er

[6] Zu Brugschs „Grammaire démotique" vgl. Anm. 14 von Brief Nr. 265.

[7] Über den Diplomaten und Publizisten Ferdinand Baron von Eckstein (1790–1861), den Steinthal in Paris persönlich kennengelernt hatte, vgl. Bd. I, S. 280, Anm. 5.

[8] Über den französischen Religionswissenschaftler und Orientalisten J. Ernest Renan (1823–1892) vgl. ebenfalls Bd. I, S. 300, Anm. 4. Im „Journal des Débats" wurde Steinthals Buch in einer Sammelbesprechung von Ch. Daremberg am 15. Okt. 1856 recht positiv beurteilt.

[9] Vgl. dazu Anm. 6 von Brief Nr. 262 und Anm. 14 von Brief Nr. 264.

[10] Von Thales (7./6. Jahrhundert v. u. Z.), einem bedeutenden Vertreter der jonischen Naturphilosophie und Mathematiker, gibt es keine direkte Überlieferung seiner Lehren. Aristoteles hatte ihn an der Spitze der jonischen Naturphilosophen gestellt; er habe als erster die Vielheit der Erscheinungen auf einen Urstoff, das Wasser, zurückgeführt. Mehrere, anscheinend von ihm gefundene Sätze in der Geometrie tragen seinen Namen. Er betätigte sich auch als Staatsmann und wurde zu den „Sieben Weisen" gezählt.

müßte morgen kommen. Dies nicht zu bedenken ist eine gewisse Gedankenlosigkeit. Ferner: Gewisse Gegenstände von der wissenschaftlichen Forschung auszuschließen, weil es diese Gegenstände sind, ohne Rücksicht auf die Methode, nach der sie erforscht werden, beweist einen engen Geist. – In diesen höhern, umfassendern Fragen der Wissenschaft also ist Aufrecht wirklich ein Lump, ein arger Lump, und um so ärger, je mehr er in ruhigem Hochmuthe die gegenüberstehende Ansicht nicht bekämpft, sondern bloß negativ abweist und ignorirt. Er ist ein hochmüthiger Lump, und ich sehe nicht im entferntesten ein, wie ich mich gegen ihn so stellen soll, wie Forster gegen Kant,[11] Kant! diese Erscheinung ohne Gleichen in der Geschichte des menschlichen Geistes, wovon auch seine Zeitgenossen wohl die Ahnung hatten! Man könnte also bloß von mir verlangen, daß ich mit Rücksicht auf Aufrechts Verdienste seine Schwächen „mit christlicher Liebe und Milde" behandeln solle. Na – und der Gedankenstrich genügt Ihnen!

Wann ich zurückkomme, weiß ich noch nicht. Die chinesische Angelegenheit ist noch völlig unentschieden. Noch nicht einmal das Consulat ist definitiv besetzt. Bekämen wir bald Frieden, so würde die Sache besser gehen.[12] Wird aber alles nichts, so bin ich doch im September in Berlin, um an mein altes Leben anzuknüpfen. Ich erlaube mir, Sie schriftlich noch einmal an meine obige Bemerkung und Bitte rücksichtlich des Dr. Lazarus zu erinnern. Er hat mir vor einigen Tagen geschrieben, mein Buch kurz erwähnt, aber nichts von dem Freiexemplar gesagt.

Adieu!

Steinthal

Ist Ihr Schwager noch nicht Vater? Und Ihr Kleiner wächst?[13] Und [. . .][14]

[11] Der Naturforscher Georg Forster (1754–1794), der nach einer fast drei Jahre währenden Weltreise eine Professur für Naturkunde in Kassel, dann in Wilna innehatte, ging 1788 als erster Bibliothekar der Universitätsbibliothek nach Mainz. 1792 vollzog er dort den Schritt von der Theorie zur Praxis und trat dem Mainzer Jakobinerklub bei. 1793 trat er im Pariser Nationalkonvent für den Anschluß der Republik Mainz an Frankreich ein und konnte deshalb nicht mehr zurückkehren. – Als Kant 1785 in seiner Abhandlung „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse" (und 1786 in „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte") dem Denken, der Theorie im Erkenntnisprozeß den Vorrang einräumte vor der Empirie, kritisierte Forster Kants idealistische Denkweise in seinem Aufsatz „Noch etwas über Menschenrassen" (1786). Steinthal votierte also in dieser Auseinandersetzung für Kant.

[12] Anspielung auf den Krimkrieg (1853–1856).

[13] Gemeint ist wohl der 1854 geborene erste Sohn von Julius Harrwitz, Johannes Harrwitz.

[14] Unlesbar.

[268] Heymann Steinthal an Julius Harrwitz

Berlin, Dienstag Januar 1856

Herrn Dr. Harrwitz hier.

Durch Gegenwärtiges möchte ich mich bei Ihnen zu morgen (Mittwoch) Abend freundschaftlichst eingeladen haben. Sie werden außer für Brod und Thee gütigst für eine gute Cigarre sorgen. Die Champagner-Flasche werde ich selbst mitten auf meinen Schultern mitbringen.

Steinthal

Herrn Dr. Harrwitz,
Buchhändler,
Bellevuestr. 7.

BRIEFE VON HEYMANN STEINTHAL AN CARL WILHELM LUDWIG HEYSE UND PAUL HEYSE

Auf den folgenden Seiten werden die Briefe Steinthals an seinen Lehrer und Freund, den Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855), und an dessen Sohn, den Romanisten und Schriftsteller Paul Heyse (1830–1914), abgedruckt. Die Originale befinden sich im Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek München; die Gegenbriefe von Vater und Sohn Heyse an Steinthal sind wahrscheinlich verlorengegangen.

Der Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse hatte zunächst als Erzieher im Hause Wilhelm von Humboldts, dann Mendelssohn-Bartholdys gelebt. 1827 habilitierte er sich an der Universität Berlin und wurde 1829 Extraordinarius für klassische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft. Da er Hegelianer war, hat er später nie eine ordentliche Professur erhalten. Gründe der Pietät veranlaßten ihn, seine Zeit und Kraft den Lehr- und Wörterbüchern seines Vaters Johann Christian August Heyse (1764–1829) zu widmen, die er (neu) herausgab bzw. für Neuauflagen korrigierte, umschrieb und erweiterte. Seine eigene bedeutsamste sprachwissenschaftliche Arbeit, das „System der Sprachwissenschaft", gab erst nach seinem Tod Heyses liebster Schüler, Heymann Steinthal, heraus.[1]

Die vorliegende Korrespondenz beginnt im Jahre 1852, zu einer Zeit also, da Steinthal sich mühsam in Paris durchschlug, um besser Französisch zu lernen und vor allem um sein Studium der afrikanischen Sprachen und des Chinesischen zu fördern. So manche Bitterkeit und Verletzlichkeit läßt sich durch die materiellen Sorgen zumindest auch erklären. Steinthal hatte wahrscheinlich den jüngeren Romanistikstudenten Paul Heyse 1848 in der Vorlesung von dessen Vater kennengelernt. Hatte schon der Vater zwischen dem etwas schwierigen und unglücklichen Schüler und dem eigenen Sohn zu vermitteln, so war es nach dem Tode des Lehrers Paul Heyse selbst, der, dankbar dafür, daß Steinthal sich des

[1] Berlin 1856; vgl. dazu auch Band I dieser Edition, bes. S. LXXXVIII ff. und S. 255 f., Anm. 2.

väterlichen Werkes annahm, viel Geduld und Verständnis aufbringen mußte, wenn der Freund trotz Begabung und Fleiß keine Stelle finden konnte und bittere, kritische Briefe schrieb. In den 60er Jahren verlor die Beziehung an Intensität und Lebhaftigkeit, da beide Freunde eine Familie und einen neuen Freundeskreis hatten und es in ihren Interessen und Arbeiten immer weniger Berührungspunkte gab. Steinthal verfolgte jedoch auch weiterhin Heyses Aufstieg als Schriftsteller, las dessen Werke und äußerte sich darüber, wenn er schrieb, sehr viel detaillierter und engagierter als sein Schwager Lazarus.

Steinthals letzter Brief an Heyse stammt aus dem Februar 1885. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Briefwechsel zu dem Zeitpunkt ein Ende fand, als Paul Heyse alle freundschaftlichen Beziehungen zu Lazarus löste. Ganz sicher hatte Lazarus seinem Schwager und Freund zu erklären versucht, weshalb die bisher so innige Freundschaft zu Heyse plötzlich abgebrochen wurde, und wahrscheinlich lautete die Erklärung nicht sehr viel anders als jene in M. Lazarus' Lebenserinnerungen,[2] daß er (Lazarus) „im unbedingtesten Vertrauen auf das Vertrauen des Freundes" ihn, Heyse, nicht „in seine gänzlich unverschuldeten und unerwartet hereinbrechenden finanziellen Nöte" eingeweiht habe und daß dadurch „Trübungen" entstanden seien, die zur Trennung führten. Offensichtlich hat unter dem Einfluß der Lazarusschen Darstellung dann auch Steinthal die Beziehungen zu Heyse abgebrochen oder nicht mehr aufrechterhalten.[3]

[2] Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht, Berlin 1906, S. 103f.

[3] Vgl. dazu auch die Briefe von M. Lazarus an Paul Heyse, S. 566ff. – Auf der Glückwunschadresse zu Steinthals 70. Geburtstag am 16. Mai 1893 ist allerdings auch Paul Heyse als Gratulant verzeichnet.

[269] Heymann Steinthal an Carl W. L. Heyse und Paul Heyse

Paris den 26. September 1852

Verehrtester Herr Professor!

Unser Freund Lazarus wird Sie wohl von meinem hiesigen Leben und Treiben genugsam unterrichtet haben; so daß ich sogleich auf das besondere Band, welches mich so glücklich mit Ihnen verbindet, eingehen kann. Daß ich aber hier rücksichtlich der höhern Sprachwissenschaft interessante Werke oder Persönlichkeiten finden würde, stand gar nicht zu erwarten; und solche Nicht-Erwartungen täuscht Paris und der Franzose niemals. Die Gloire hat seine Eigenschaften so ausposaunt, daß man sicher sein kann, keine versteckte Tugend unerwartet an ihm zu finden. In London, wohin ich mich Ende des nächsten Monats begeben will, ist zwar Bunsen.[1] Indessen bleibt ja der Zweck dieser meiner Wanderjahre durchaus die Aneignung des empirischen Stoffs. Wie lange ich in London bleiben werde, weiß ich noch nicht. Meine afrikanische Arbeit wird dort sicherlich gewinnen.[2] Überhaupt werde ich dort für afrikanische und amerikanische Sprachen mehr als irgendwo finden. Aber die hiesige chinesische Bibliothek wird dort schwerlich aufgewogen werden und mich nach hier zurückziehen. Denn Sie müssen wissen, daß ich, da die Welt, und sogar Bernays[3], nun einmal haben will, daß man nicht so ein allgemeiner Sprachforscher, sondern irgend ein Special-Loge sei, absolut Sinologe werden will, so langweilig und schwierig mir auch die Sache wird, sodaß ich oft, wenn mir die Bilder auch gar nicht im Gedächtniß haften zu wollen scheinen, ganz verzweifle. Abgesehen von diesen chinesischen Studien, wird oder könnte meine Geschichte der Sprachwissenschaft hier dadurch gewinnen, daß mir die hierher gehörigen Leistungen der Franzosen vollständig zu Gebote stehen. Sollte aber wohl auch von griechischen Grammatikern etwas hier sein, was in Berlin fehlt?

[1] Der preußische Diplomat und Gelehrte Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen (1791–1860) hat sich zeitlebens sehr vielseitig betätigt (vgl. auch Bd. I. S. 272, Anm. 10). Seit 1842 als Gesandter in London, reichte er nach vielen politischen Enttäuschungen am 19. April 1854 seine Demission ein, die der preußische König annahm. Seitdem wandte er sich wieder völlig seinen ägyptischen, später auch chinesischen Sprachstudien zu und setzte sein Studium des Urchristentums fort. Großes Aufsehen erregte sein siebenbändiges Werk „Christianity and Mankind", das 1855 in London erschien.

[2] Steinthal hatte schon 1852 für seine Schrift „Die Mande-Neger-Sprachen – Psychologisch und phonetisch betrachtet" den Volneyschen Preis erhalten. Erst 1867 wurde diese Arbeit in neuer Bearbeitung veröffentlicht.

[3] Gemeint ist der klassische Philologe Jacob Bernays (1824–1881), der damals als Privatdozent an der Universität Bonn lehrte; seit Ostern 1854 hatte er am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau den Lehrstuhl für Philosophie inne und lehrte gleichzeitig als Privatdozent an der Universität Breslau (vgl. auch Bd. I, S. 280).

Damit die Leute Recht behalten, man könne keine Perioden streng absondern, ragt in meine jetzige empirische Zeit eine philosophische Arbeit hinein. Nicht bloß, daß ich meinen afrikanischen Sprachen durch tüchtiges Kochen eine möglichst kräftige philosophische Brühe abzugewinnen mich bemühe, beabsichtige ich sogar, eine ganz allgemeine Einleitung über Analogien der Sprach- mit der Naturwissenschaft, d. h. besonders über die Methode der Vergleichung und vielleicht auch noch etwas über die innere Sprachform vorauszuschicken. Ein besonderer Zusammenhang dieser Einleitung mit dem Werke selbst ist nicht vorhanden, und könnte sie eben so gut vor jedem beliebigen sprachwissenschaftlichen Werke stehen. Darum ist es fraglich, ob ich sie in der angegebenen Weise verwenden soll. Aber man weiß wirklich nicht, wohin mit seinen Arbeiten.[4] – Wann aber werden Sie mir endlich etwas zu kritisiren geben? So sehr sollen die empirischen Wellen nie über meinem Haupte zusammenschlagen, daß ich nicht, sobald mir eine philosophische Arbeit von Ihnen zukommt, mit einem Sprunge auf philosophischem Boden stünde. Wie gefällt Ihnen denn Rapps neuestes Opus?[5] Halten Sie mich für sanguinisch, wenn ich sage, es würde unmöglich solch Zeug erscheinen können, wenn Ihre philosophische Grammatik der Welt vorläge? Erschiene es aber dennoch, so könnte man unbarmherzig geißeln. Rapps Ansicht über die Suffixsprachen scheint ein Seitenstück zu Sterns Ansicht über die chinesische Sprache.[6] Wo mögen die Leute gelernt haben Hypothesen machen! von den Astronomen wohl schwerlich. – Webers indischer Literaturgeschichte[7] werden wohl auch Sie manches abgewinnen können. Hier ist fast zum ersten Male mit Kritik über indische Literatur gesprochen. Trotzdem scheint mir Weber keine richtige Ansicht über das Alter der Veden zu haben, d. h. nicht über die Bedeutung, den Begriff des Alters. Es verhält sich mit dem Alter der Literatur am Ende ebenso wie mit dem der Sprache. Es wäre doch sehr gleichgültig, ob ein Werk von heute oder 10 000 Jahre alt ist, wenn nicht mehr als die Zahl der Jahre in Betracht käme. Aber die Herren thun auf das Alter der von ihnen bearbei-

[4] Steinthal hat diese Gedanken ausführlicher ausgearbeitet in seiner Schrift „Grammatik, Logik und Psychologie – Ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander", Berlin 1855; vgl. besonders das Vorwort und S. 137ff.

[5] Der Sprachwissenschaftler Karl Moritz Rapp (1803–1883) hatte 1852 bei J. G. Cotta, Stuttgart, seinen „Grundriß der Grammatik des indoeuropäischen Sprachstammes" veröffentlicht (Untertitel: „Vergleichende Grammatik, Encyklopädische Abtheilung").

[6] Vgl. Anm. 4 von Brief Nr. 264.

[7] Der bedeutende Sanskritforscher Albrecht Weber (1825–1901) lehrte damals als Privatdozent orientalische Sprachen an der Universität Berlin; seit 1857 war er a. o. Professor, seit 1867 o. Professor für altindische Sprache und Literatur an der Universität Berlin. Steinthal spricht hier von Webers „Akademischen Vorlesungen über indische Literaturgeschichte", die 1852 auch in Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen.

teten Schriften sich gerade so etwas zugute, wie die unverständigen Astronomen auf die großen Zahlen.

Sie sehen übrigens, daß ich von den neuen Erscheinungen in Deutschland schnell unterrichtet werde. Ich bin überhaupt im allgemeinen in durchaus leidlicher, und in diesen Tagen in etwas aufgeregter, reiselustiger Stimmung. Berlin, denke ich, soll mich nicht eher wiedersehen, als bis ich auch Wien und München gesehen habe. Aber wenn ich doch dann in Berlin ruhen könnte!

Empfehlen Sie mich gütigst der Fr[au] Professor. Wie bekommt Ihnen Bad und Reise?[8] Leben Sie recht wohl!

Ihr
freundschaftlich ergebenster
Steinthal

[auf demselben Bogen fortfahrend] AN PAUL HEYSE

Lieber Paul! Ist Dein Bündel geschnürt? Wann gehts denn nach Italien?[9] Hast Du auf der Reise[10] gearbeitet? Über mich laß Dir von Lazarus erzählen. Denk mal, unser Dialog[11] wird nicht gedruckt. Es ist ein wahres Malheur! die schönsten Sachen, die ich mache, werden nicht veröffentlicht. Dein Vater sagte mir freilich, der Dialog sei nicht fini. Ich hab es ihm geglaubt, obgleich ich ihn nicht verstanden habe. Darum müßte ich natürlich verzweifeln, ihn fini zu machen, wenn auch Dein Vater meinte, das könne durch wenige Striche geschehen. Neulich aber habe ich mir hier ein Federmesser gekauft. Ich wollte anfangs dem Verkäufer nicht so viel geben, als er verlangte. Il est trop cher, sagte ich; nein, sagte er, ce canif est fini.[12] Halt, dacht ich, hast Du doch einmal von einem Tanzmeister gelernt, was klar ist, als er einem Schüler vorwarf, seine Pas seien unklar, warum sollte ich nicht von einem Messerschmidt lernen können, was fini ist, zumal von einem französischen. Ich fragte ihn, warum denn das Messer fini sei, woran man das erkennen könne. Er

[8] Paul Heyses Eltern hatten am 11. Juli 1852 ihre silberne Hochzeit fern von Berlin, in Baden-Baden, gefeiert. Begleitet hatte sie der Bruder von Julie Heyse, Louis Saaling, und dessen Frau und Paul Heyse. Anschließend reisten sie in die Schweiz nach Interlaken und an den Genfer See.

[9] Paul Heyse hatte vom preußischen Kultusministerium 500 Taler zur weiteren Erforschung der provenzalischen Literatur in Italien bekommen. Begleitet wurde er von dem drei Jahre älteren Freund und klassischen Philologen Otto Ribbeck (1827–1898). Am 21. September waren die beiden Freunde von Montreux aus nach Italien aufgebrochen; erst im Herbst 1853 kehrte Heyse nach Deutschland zurück.

[10] Vgl. Anm. 8.

[11] Offensichtlich eine gemeinsam mit Paul Heyse verfaßte Arbeit, über die aber das Nachlaßmaterial keinen Aufschluß gibt.

[12] „Es ist zu teuer"; „nein, dieses Taschenmesser ist vollendet" (im Sinn von „fertig ausgearbeitet" und „vollkommen").

antwortete: il est fini; und dabei betastete und begriff er es von allen Seiten und wand es um und um. Es ist glatt, dachte ich; fini ist glatt. Er gab mir das Messer in die Hand; ich betastete es ebenso; es ist wirklich recht handsam und glatt. Also glatt, dachte ich; Paul aber hat Dir den Stock mit dem Gemshorn geschenkt; der ist nicht glatt. Du wirst, sagte ich mir ergeben und ohne Seufzen, nie etwas fini machen. Il es fini, sagte der Verkäufer von neuem und nahm mir das Messer wieder aus der Hand. Jetzt fuhr er mit der Fingerspitze über alle Ecken und wollte mir zeigen, wie alles in einander passe, nirgends ein Theil hervorspringe, wie man nirgends anstoße. Ich nahm das Messer; genug Lection, dachte ich, für sie allein schon hat der Mann sein Geld verdient. Dein Dialog ist nicht glatt, und die Reden greifen nicht in einander, und Paul hat Dir den Stock mit dem Gemshorn geschenkt. Nicht verdrießlich, aber demüthig ging ich in die Champs élysées[13] und kam zu einem Antiquar. Unwillkürlich blieb ich stehen und sah mir allerlei Bücher an. Mitten unter Voltaire, Condorcet, Lamartine und Thiers stand Göthes Meister in einem Bande. Nun studire, was fini heißt, sagte ich zu mir, und kaufte ihn. So habe ich nun in letzter Zeit die Wanderjahre gelesen und gehe jetzt an die Lehrjahre.[14] Hier ist freilich alles fini, aber die Wirthschaft gefällt mir nicht. Es ist zu wenig Stock mit dem Gemshorn drin. Trotzdem habe ich mir vorgenommen, Göthe hier viel zu lesen, auch Voltaire und Condorcet, Diderot;[15] die sind doch gewiß fini. Aber es ist schwer Gegensätze zu vereinen, und das Fini ist nur das eine Glied. Also wollen wir uns trösten, daß mein Dialog ungedruckt bleibt. Und wenn die Gelegenheit günstig ist, wird doch wieder einer gemacht, aber bloß für uns, nicht zum Druck. Leb recht wohl und reise glücklich. Du schreibst mir aber doch wohl noch einmal vor Deiner Reise. Adieu!

Dein Steinthal

[13] Champs Elysées (frz.: „elysäische Gefilde"), eine der berühmten breiten Pracht-(heute: Geschäfts-)straßen von Paris; sie wurde 1661 auf sumpfigen Feldern von dem Architekten André Le Nôtre angelegt.

[14] Goethe hat seinem Bildungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (1794–1796) im Alter noch eine Fortsetzung in dem zweiten Teil „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (1821–1829) gegeben, in dem er schließlich die Ehrfurcht, die Beschränkung auf ein Handwerk (gegen die drohende Maschinenwelt), die Entsagung als Erziehungsideale darstellt.

[15] Steinthal wählte Bücher von drei Philosophen der französischen Aufklärung: Denis Diderot (1713–1784) war Begründer und Mitherausgeber der berühmten „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers" (1751–1780). Mitarbeiter der „Encyclopédie" waren auch Voltaire (1694–1778) und M. J. A. Condorcet (1743–1794). Der anhaltende Einfluß der beiden letztgenannten beruhte nicht zuletzt auf ihren geschichtsphilosophischen Werken (Voltaire: „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations", 1756; Condorcet: „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain", 1794), wenn auch beide Autoren in ihren Grundauffassungen vom Gang der Geschichte differierten.

[270] Heymann Steinthal an Carl Wilhelm Ludwig Heyse

Paris, Rue des Postes 26,
den 2. Januar 1855

Ein gesundes, kräftiges, frisches neues Jahr, lieber Herr Professor! Soll ich nicht noch etwas zu sehen bekommen von Ihrer philosophischen Sprachwissenschaft, ehe ich nach China gehe? Ich habe, wie ich mich jetzt besinne, in meinem neuen Buche kaum Gelegenheit gefunden, Sie zu nennen. Aber in der Vorrede geschiehts.[1] Doch auch nur mehr negativ, nämlich daß, so oft ich von der „bisherigen" Grammatik rede, Sie nicht mit darin inbegriffen sind. Ich habe meine Vorrede fast ganz fertig. Ich habe Sie an Grimm gerächt, wie ich dergleichen zu machen pflege, unzweideutig.[2] Sie werden lesen und mögen dann nach Ihrem Urtheil und Gefühl streichen oder stehen lassen. Auch Aufrecht und seine kritischen Consorten kommen schön an, am schönsten aber Müller, der Rig-Vedist, der sich in Bunsens neuem Werke gräulich blamirt hat und Bunsen mit, der aber bloß mit der Kehrseite der Hand einen Schlag erhält, jedoch so, daß ihn Aufrecht mit fühlt.[3] – Der Druck meines Buches muß mindestens schon weiter als bis zur Hälfte gediehen sein. Ich hoffe bald von Ihnen etwas über uns, d. h. über unsere Einheit, Spaltung und Wiedervereinigung, zu hören.[4] – Heute früh habe ich Pauls Hermen und Meleager erhalten.[5] (Ein Brief war doch nicht dabei?) Ich habe auch sogleich meine alten Bekannten, Buonarotti und die Chinesen, begrüßt.[6]

[1] H. Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie – Ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander, Berlin 1855. Der anerkennende Hinweis auf C. W. L. Heyse steht im Vorwort, S. XIII.

[2] Steinthal schreibt: „Wiewohl diese [= Heyses] Werke nicht der strengen Wissenschaft angehören, so hätten sie doch mehr Beachtung verdient, als ihnen gewidmet worden ist. Namentlich würde Jacob Grimm, wenn er Heyses Wörterbuch einer näheren Prüfung unterzogen hätte oder bei seiner jede andere ausschließenden Richtung die eigenthümlichen Leistungen dieses Sprachforschers überhaupt gehörig zu würdigen vermöchte, jene durchaus selbständige, gründliche Arbeit schwerlich in eine Reihe mit fabrikmäßig angefertigten Auszügen und Compilationen gestellt und mit diesen in Bausch und Bogen als nutz- und werthlos verurteilt haben" (aaO, S. XIII).

[3] Steinthal bezieht sich hier auf das neuste Werk von Bunsen (vgl. Brief Nr. 262, Anm. 6), „Outlines of the Philosophy of Universal History as Applied to Language and Religion", 2 Bde., London 1854, das längere Beiträge von den Sanskritforschern Theodor Aufrecht und Friedrich Max Müller enthielt, die damals beide in Oxford lebten.

[4] Gemeint ist hier die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen Heyses und Steinthals sprachphilosophischen Ideen, ihre gegenseitige Kritik und die hier in diesem Buch neu bezeugte Annäherung ihrer Standpunkte.

[5] „Hermen" war der Titel einer Sammlung von Versnovellen, die Paul Heyse 1854 veröffentlicht hat. Wie die „Hermen" war auch die Tragödie „Meleager" 1854 bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen.

[6] Steinthal spielt hier auf die vor Paul Heyses Italien-Reise entstandenen Versnovellen

Ich habe sie auch als die angenehmen alten wiedergefunden. Auf die Tragödie bin ich neugierig.[7] Ist sie denn in München schon gespielt worden? Es wäre doch schlimm, wenn Paul nicht einmal den Vortheil haben sollte, bei der theatralischen Aufführung seiner Stücke den dramatischen Effect praktisch studiren zu können. Die Aufführbarkeit ist wirklich ein Maßstab der dramatischen Form. Es muß wunderlich, aber vortheilhaft auf den Dichter wirken, wenn er seine Personen von einem vernünftigen Schauspieler gespielt sieht. Dieser kann mißverstehen, und die Schuld daran kann an ihm liegen, aber auch gelegentlich einmal am Dichter, dem es schwer werden muß, durchaus klar und bestimmt zu sein, weil er nicht grob auftragen darf, nicht Carricaturen statt Charaktere geben soll. Man sagt, im guten Schauspieler müsse ein Dichter sein; aber ich meine, der gute dramatische Dichter muß auch ein guter Schauspieler sein, wenigstens ein innerlicher. Wenn Shakespeare nicht Garrick[8] in sich gesehen hätte, wäre das nicht aus ihm herausgekommen. Dichter und Schauspieler müssen also in innigem lebendigen und vielfachen Verkehr mit einander stehen, und, machen es beide gut, so zeigt dieser äußerlich, was jener innerlich schon vorher gesehen hat. Adieu!

Ihr Steinthal

Gruß und Glückwunsch an die Frau Professor.

„Michelangelo Buonarotti" und „Die Brüder" (nach einem chinesischen Motiv) an, die Paul Heyse in die Sammlung „Hermen" mitaufgenommen hat.

[7] Steinthal meint wohl die Tragödie „Meleager".

[8] David Garrick (1717–1779) war von 1747–1776 Besitzer und Direktor des Londoner Drury-Lane-Theatre. Er war selbst Schauspieler und dankte seinen Ruhm der neuen, natürlicheren, psychologisch angemesseneren Weise, in der er die großen poetischen Figuren Shakespeares spielte. Seinen größten Erfolg hatte er 1741 mit der Darstellung von „King Richard III." in London.

[271] Heymann Steinthal an Carl Wilhelm Ludwig Heyse

Paris, 26 rue des Postes
den 10. Januar 1855. Abends 6–7 Uhr

Ihr Brief, lieber Herr Professor, vom 7. d[ieses] M[onats], den ich heute früh erhielt, hat mich recht schmerzhaft aufgeregt und hat mir heute noch keine Ruhe gelassen. Ich sagte mir wiederholt, daß Sie Ihren Zustand zu übertreiben pflegen, und daß, wenn Ihr diesmaliger Brief trostloser als alle frühern ist, Sie nur mehr als je übertrieben haben. Aber das beruhigt mich doch nicht. Ich kann Sie nicht sehen und so muß ich Ihnen glauben. Ich thue vielleicht Unrecht, Ihnen in Ihrem Tone zu antworten; aber es ist mir unmöglich, eine Heiterkeit zu erheucheln, die

der Anblick Ihres vor mir liegenden Briefes nicht aufkommen läßt, auf frohe Aussichten zu verweisen, zu denen Ihr Brief mir keine Hoffnung macht. Ich muß den Ton Ihrer Resignation mit anstimmen, in dem ich mich seit der Kindheit übe, weil, wie ich die Welt sehe, dieser Ton der allgemein menschliche ist, der sich überall bei den edelsten Naturen und reinsten Charakteren findet. Nur der kennt ihn nicht, der nichts oder nur Gemeines gewollt hat. Wir leben in dem Medium der Causalität, die ihren eigenwilligen Weg unbeugsam geht und nach unsern Zwecken, nach dem Schönen und Guten, nichts fragt: das zwingt Gott selbst zur Resignation und aus diesem Verhältnisse zieht das Christenthum, der leidende Gott, seine Berechtigung. Aber haben Sie denn alles Vertrauen zu Ihrer „Zähigkeit" verloren? Ich glaube auch nicht an die Wunder Ihres neuen Doctors; aber ich glaube immer noch, daß Sie selbst ein Wunder thun könnten. Es ist mir außer Zweifel, daß ein stark erregter Geist, ein fester Wille, zur Erreichung eines Zweckes noch leben zu wollen, die Lebenskraft in den Körpermassen festhält. Ich muß Sie noch einmal sprechen in diesem Leben; also müssen wir dieses Jahr noch zusammen leben. Meiner Absicht nach hätte Ihnen gesagt sein sollen, daß ich erst gegen Ende dieses Jahres meine Reise nach China antrete, was ich nicht thun werde, ohne zuvor mein Vaterland noch einmal gesehen zu haben. Ich werde also den August und September in Deutschland verbringen. Schenke ich nun von diesen 8 Wochen eine oder zwei meiner fast 70jährigen Mutter, ein paar Tage meinen Verwandten, mache ich auch noch eine Reise nach Göttingen zu Lotze,[1] so bleiben mir wie immer noch 4–5 Wochen für Berlin und Sie. So lange müssen Sie nicht nur leben, sondern auch arbeiten. Wir werden dann zusammen Ihr Manuscript durchsehen, sowohl das alte, als auch was Sie bis dahin zur Ergänzung desselben und Kritisches über mich niedergeschrieben haben. Ich habe mir eingebildet, daß die Durchlesung meines Buches[2] stärkend auf Sie einwirken müsse; ich meinte, daß der sanfte Gegensatz, in dem ich zu Ihnen bei gemeinsamer Grundanschauung stehe, gerade die gehörige Stärke und Milde in sich vereine, um Ihre Kräfte anzuspannen, Ihre Lebensgeister zu reizen und in erhöhete Thätigkeit zu setzen. Nun aber soll mein unschuldiges

[1] Mit dem Mediziner und Philosophen Rudolf Hermann Lotze (1817–1881), der als Professor der Philosophie an der Universität Göttingen lehrte, hatte sich Steinthal in seiner Schrift „Grammatik, Logik und Psychologie" (1855) auseinandergesetzt. Er zitiert dort (S. 254ff.) lange Passagen aus Lotzes Werk „Medicinische Psychologie, oder Physiologie der Seele" (Leipzig – Göttingen 1852), in der dieser die Beziehungen zwischen Körper und Seele genauer zu beschreiben und zu erklären beabsichtigte, als es bisher geschehen war. Da Lotze nach einer Synthese von mechanischer Naturerklärung und der Metaphysik des Idealismus suchte, war seine Arbeit für Steinthal von großem Interesse.

[2] Heymann Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie – Ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander, Berlin 1855.

Buch sogar die Ursache sein, daß Sie Ihr Werk nicht veröffentlichen wollen, wodurch dem meinigen die Möglichkeit genommen würde, sich zu vervollkommenen. Arbeiten Sie also nur immer, fragmentarisch, wenn Sie nicht anders können, meinetwegen wie ein posthumer Mensch, und wenn ich bei Ihnen bin, werden wir sehen, was und wie wir es veröffentlichen. Jetzt muß ich mich nach China versetzen; also Adieu!

Abends 10–11 Uhr. Sie müssen länger leben. Sind Sie denn nicht neugierig, was ich von China zurückbringen werde? Ich verliere in Ihnen meinen einzigen Leser; und ich habe keine große Lust für dieses Grimmsche und Beckersche Volk zu schreiben.[3] Das leidige Vergnügen, durch bittern Spott und heftigen Ernst die Wuth und den Schrecken dieser Menschen zu erregen, kann mir doch nicht die Genugthuung aufwiegen, mich von Ihnen gelesen, verstanden, gewürdigt zu wissen. Und ich muß Ihre philosophische Sprachwissenschaft haben. Dieser edelste Stoff, an dem sich meine Kritik noch zu guter Letzt zu bewähren hat, darf mir nicht entgehen. Sie haben mein Buch noch nicht ganz gelesen und urtheilen über das ganze nach dem Eindrucke, den Sie von der ersten Hälfte haben. Sie werden aber, gegen das Ende vorrückend, auf jeder folgenden Seite immer mehr sehen, daß mir fehlt, was ich nur durch die Kritik Ihres Werkes gewinnen kann. Sie werden also sehen, daß Sie mir nicht entbehrlich sind und das muß Ihnen die Pflicht auferlegen noch zu arbeiten was Sie können. Sie haben zunächst noch die Aufgabe, ohne Rücksicht auf mich, Sich selbst auszuschöpfen. Was Sie bis heute verarbeitet, verschmolzen haben, was Sie in Sich haben und sind, das haben Sie darzustellen. Ihr Schicksal war nicht erfreulich: Arbeit ohne Genuß und Befriedigung. Ihre Stellung rücksichtlich Humboldts war freilich eine ganz natürliche. Er hätte können Ihr Vater sein, er gehörte dem Zeitalter an, das Ihnen voranging; Sie konnten ihm nicht gut zuvorkommen. Aber zehn Jahre nach seinem Tode hätten Sie auftreten müssen. Die Verhältnisse waren aber nicht einladend. Es ist aber noch nichts verloren, wiewohl etwas verspätet. Was Sie auch jetzt veröffentlichen werden, wird zeigen, daß Sie nicht auf Humboldt hätten zu warten brauchen, und wird Ihnen den Platz in der Geschichte unserer Wissenschaft sichern. Dieser Platz, wenn ich leben bleibe, ist Ihnen gesichert trotz Grimms und Beckers; denn ich werde der Geschichtsschreiber unserer Wissenschaft sein. Ich kann nach Humboldt Niemanden setzen außer Ihnen; und ich kann Sie nur als seinen Nachfolger höher stellen als ihn, da es ja nun doch

[3] Für die Anhänger des Sprachwissenschaftlers Karl Ferdinand Becker (1775–1849), mit dessen Hauptwerk „Organismus der Sprache" (1827; 2. Aufl. 1841) sich Steinthal in der genannten Schrift ausführlich auseinandergesetzt hat, und für den Sprachwissenschaftler Jacob Grimm (1785–1863) und dessen Anhänger. – Es muß in diesem Satz „Leser", nicht „Lehrer" heißen, wie Petzet und Herbig, aaO, S. 23, entzifferten; falsch auch in Bd. I, S. XC, Anm. 43.

klar ist, daß Humboldt in der allgemeinen Speculation nicht zu genügender Bestimmtheit gelangt, und, sobald er über sie hinausgeht, wenn er nicht auf das Gebiet der einzelnen Sprachen kommt, in die alte logische Grammatik zurücksinkt, wie er selbst gesteht, daß er nichts besseres weiß als der alte Bernhardi.[4] Wenn folgende Geschlechter mich über Sie stellen wollen, so wäre das erstlich der Chronologie gemäß und zweitens hätte ich mir solchen Ruhm und solches Verdienst erst noch zu erwerben. Auf Ihren Schultern stehend, werde ich von Ihnen gehoben. Wollen Sie mich steigen sehen, so müssen Sie vor mir arbeiten. Gute Nacht!

Freitag. Abend. Ich kenne hier seit längerer Zeit den Baron Eckstein,[5] der viel Antheil an mir nimmt. Er ist wesentlich ein Deutscher, schon alt, mindestens 65 Jahr, aber wundervoll jugendlichen Geistes, obwohl gelähmten Körpers. Auf einem Auge blind, auf einem Ohre taub, usw. aber der Mann schreibt einen wahrhaft blühenden Styl, selbst wenn er französisch schreibt, und nicht an seiner Sprache, aber am Schwunge und an der Lebhaftigkeit der Phantasie erkennen in ihm die Franzosen den Fremden. Er ist Franzose seit der Restauration. Er kennt die deutsche Literatur bloß bis zu jener Zeit. Nun habe ich ihm Pauls Dichtungen gegeben, um zu sehen, wie das auf ihn wirken mag. Was er nämlich von Nach-Göthischer Poesie zu Gesicht bekam, wenig, etwas von Heine, Gutzkow,[6] das mißfiel ihm und lockte ihn nicht, nähere Kenntniß von dem übrigen zu nehmen. Paul hat ihn recht befriedigt und er dankte mir für die Mittheilung. Er findet in Paul einen denkenden jungen Mann, voll Empfindung und Phantasie; aber es fehle ihm etwas, was er mir nicht klar sagen konnte, was er den Fluch [?] einer cultivirten Sprache und einer cultivirten Zeit nannte, etwas wie Mangel an Naivität; keine Nachahmung Göthes, sondern geradezu der spätere Göthe, der fertige, selbst. Letzteres sagte er wohl mit einseitiger Rücksicht auf Perseus[7], der wirklich Göthe untergeschoben werden könnte. Die Novellen gefielen auch Eckstein,

[4] Der Berliner Gymnasialprofessor August Ferdinand Bernhardi (1769–1820), Schüler Friedrich August Wolfs, folgt in seinem Hauptwerk, „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft" (1805), den Grundanschauungen der französischen Rationalisten und identifiziert Sprache und Logik.

[5] Der Diplomat und Journalist Ferdinand Baron von Eckstein (1790–1861) war in Kopenhagen geboren, hatte in Deutschland studiert und bekleidete schließlich von 1818–1830 in Frankreich den Posten des Generalinspekteurs im Polizeiministerium. Seine zahlreichen Aufsätze für Zeitschriften und Zeitungen spiegeln die Vielseitigkeit und den Umfang seiner literarischen und historischen Kenntnisse. Vgl. auch Bd. I, S. XCV und S. 280.

[6] Bezeichnenderweise nannte Eckstein Vertreter des „Jungen Deutschland", die, wie Heinrich Heine, emigrierten oder 1835 der Zensur unterstellt wurden, wie vor allem Karl Gutzkow (1811–1878).

[7] Paul Heyses Versspiel „Perseus, eine Puppentragödie" war ebenfalls in der Sammlung „Hermen" (Berlin 1854) veröffentlicht worden.

wie mir, besser als alles übrige. An Urica[8] nahm er persönlichen Antheil; denn er steht mit der Familie, in der die Geschichte vorfiel, in innigem Verkehr. – Sie deuten meine Stimmung gegen Paul nicht richtig, wenn Sie darin einen „Groll" sehen. Ich habe Paul nicht geantwortet, nicht weil ich gewollt hätte ihm nicht schreiben, sondern nur weil es mich nicht trieb ihm zu schreiben. Verdrießlichkeit war es, was mir Pauls Schweigen verursachte. Er hat nicht bloß nicht von Italien aus geschrieben, sondern hat mir auch seine Rückkehr nicht angezeigt. In dem Briefe endlich, den er mir schrieb, war nichts, was mich hätte verletzen können; es stand aber auch nichts darin, was auf meine Stimmung heiter erregend hätte wirken können, nichts von alle dem was ich erwartete. Ich erwartete, er solle mir sagen, welche Anregung er in Italien gefunden, welche Pläne er entworfen, was er von Werken schon begonnen, schon vollendet habe. Aber nichts von alle dem. Auch geklagt hat Paul nicht. Verdrießlich war er, wie ich u[nd] noch mehr als ich; was konnte ich mit ihm anfangen? Wahrhaftig nie war ich so verdrießlich, wie er sich in seinem Briefe zeigte, und ich will mit jedem Briefe aus Berlin Lebensluft haben, ich muß sie haben, sonst komme ich um. So steht's oder stand es; denn ich werde Paul nächstens schreiben, da ich jetzt alle seine Dichtungen gelesen habe. Es kann aber auch wohl richtig sein, wenn ich meine, Paul und ich wir müssen zusammen sein; wenn nicht, so – correspondiren? – das wird sich ja zeigen. Wer weiß, ob wir beide uns nicht sehr verändert haben, seit wir uns nicht gesehen haben. Es ist her, wie lange? ich weiß nicht. Dritthalb Jahre glaub' ich – eine lange Zeit! – Gute Nacht!

Sonnabend. Ich weiß Ihnen zunächst weiter nichts zu schreiben, und so mag ich diesen Brief nicht länger zurückhalten. Wenn ich Ihnen nur ein wenig Hoffnung, Muth, Selbstvertrauen einflößen könnte! Sie kommen spät; aber Sie müßten erst gekommen sein, um urtheilen zu können, ob zu spät. Ferner wer als Nichtgekommener erscheint, oder wer als Gekommener nur nicht erscheint: der ist darum doch *nicht nicht* da. Suchen Sie mir zu Liebe erstlich noch zu arbeiten, zu vollenden, zu ordnen, was und so viel Sie können. *Mir* liegt daran Sie zu haben. Und zweitens suchen Sie doch Ihre ältesten sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die Sie noch handschriftlich besitzen, und legen Sie dieselben für mich bei Seite, wohlaufbewahrt. Ich möchte den ersten Entwurf Ihrer Vorlesungen haben. Besitzen Sie ihn nicht mehr, so können Sie vielleicht Sich ein gut

[8] Auch die Versnovelle „Urica" ist in den „Hermen" enthalten. Die Geschichte geht auf eine wahre Begebenheit zurück: Urica, eine junge Negerin von St. Domingo, wurde im Hause einer alten französischen Gräfin aufgezogen; sie und vor allem ihr Sohn Etienne haben große Sympathien für die Revolution, und das Losungswort von Millionen, „égalité", wurde auch das Ihre. Nach dem Ausbruch der Unruhen gesteht Urica mit großer Erwartung Etienne ihre Liebe und wird abgewiesen. Daraus entwickelt sich eine ganze Kette von Konflikten, deren Ausgang der Tod Etiennes und der Wahnsinn Uricas ist.

nachgeschriebenes Heft eines Ihrer damaligen Schüler verschaffen. Worauf Sie mit Geringschätzung herabsehen mögen, das sind für mich als Geschichtsschreiber der Sprachwissenschaft Entwickelungsstufen derselben, oder Momente des im Selbstbewußtsein des Sprachforschers sich begreifenden Begriffs der Sprache.

Schließlich noch tausend Mal der Zuruf Un peu de courage,[9] lieber Herr Professor, von

Ihrem Steinthal

Herzlichen Gruß an die Frau Professor und an
Herrn und Frau Dr. Lazarus.

[9] „Un peu de courage" (frz.), ein bißchen Mut!

[272] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Paris, Rue des Postes 26
Donnerstag den 25. Januar 1855

Lieber Paul, Deine Adresse verdanke ich Deinem Vater. Wenn Du sie mir nun gegeben hättest? Indem ich hiermit einen lang unterbrochenen Briefwechsel wieder aufnehme – doch so darf ich gar nicht sagen. Es hat noch kaum ein Briefwechsel zwischen uns bestanden. Factum ist folgendes. Dein Schweigen in Italien sowohl als auch nach Deiner Rückkunft hat mir nicht gefallen, Dein erster Brief aber sehr mißfallen. Andererseits mißfielen Dir meine dürren Antworten, die Dir überdies verspätet zukamen, und die zweite vor der ersten, wofür ich nichts kann, und mein Schweigen auf Deinen dritten Brief, den ich nicht erhielt, wofür ich nichts kann. Jetzt hat mir Dein Vater Deine Gedichte geschickt, wenn ohne Deinen Willen, so doch wenigstens, denke ich, nicht gegen Deinen Willen. Diese sollen mir nun den Stoff geben zum ersten Briefe eines Briefwechsels mit Dir. Deine neuen Gedichte[1] befriedigen mich aber nicht; und so dürften sie ein sehr übler Stoff sein. Bin ich noch der Alte? Bist Du es noch? Wirst Du meine Sprache noch verstehen? Entweder – Oder! und das wird sich bald zeigen. Zwei Spinozisten,[2] die mit einander zu thun haben, werden sich wenigstens nicht ereifern; und wenn sie

[1] Paul Heyses „Hermen", Berlin 1854.

[2] Der Philosoph Spinoza (1632–1677), selbst eine lautere, beschauliche Natur, stellte in seiner „Ethik" die Beherrschung der Affekte, die Unabhängigkeit und Ruhe des Geistes als sittliche Ziele dar. Für Steinthal war das damals, wie der Brief zeigt, noch ein fernes Ideal; Spinozist im strengen Sinn war Steinthal wohl zu keiner Zeit, so anziehend auch die Philosophie und der Charakter Spinozas für ihn waren.

einerseits mit großer Freude sagen: Tant mieux![3] so würden sie andererseits ganz gelassen und der Substanz ergeben sagen: Tant pis![4] Oder bist Du kein Spinozist mehr? Doch das wird sich auch bald zeigen; und also ruhig zu Deinen Hermen. Denn den Meleager siehst Du ja auch wohl als Herme an? Den Titel Hermen liebe ich, und ich wollte, Du hättest Hermen gedichtet. Das scheint mir aber nicht so. Hermen nennen wir doch Werke, welche einen tüchtigen substantiellen Stoff in unvollendeter Form zeigen, eine Flegelarbeit, wie die Räuber, Götz und was diesen Sachen voranging oder ihnen gleichzeitig ist.[5] In einer Sprache aber, die ihr goldenes Zeitalter schon erreicht hat, in der Lessing, Göthe und Schiller gedichtet, Voß[6] und Schlegel[7] und Rückert[8] übersetzt haben, lassen sich wohl kaum noch Hermen machen. Im Gegentheil ist Gefahr vorhanden, daß man Thonfiguren macht, in vollster Formschönheit, ohne Substanz. Du scheinst mir, um meine Meinung kurz zu sagen, dieser Gefahr nicht entgangen. Worauf es in der heutigen und nächstkommenden deutschen Literatur ankommt, das scheint mir im Allgemeinen folgendes. Es kommt darauf an, den zweiten Theil zum ersten Theile Fausts und Wilhelms zu dichten, keine Fortsetzung, sondern den zweiten Theil. Faust und Wilhelm haben etwas gelernt, sind andere Menschen geworden und müssen nun in einem neuen Leben in neuer Weise auftreten. Dieses neue Leben müßte freilich zuvor in der Substanz des deutschen Nationallebens verwirklicht sein, bevor ein Dichter es idealisch darstellen kann. Nun aber unser deutsches Volk von heute! was willst Du machen! Da aber in Deutschland alles verkehrt geht, Theorie vor der Praxis, Kritik vor Poesie, so könnte diese Anomalie Dich zu Hoffnungen berechtigen. Die Propheten haben auch das Reich Gottes vor dessen Erscheinung gedichtet. Der deutsche Dichter kann Prophet sein. War Göthe ein Elias, der den Begriff Jehovas gefunden hat, so kannst Du Isaias werden, der sein Reich schaut und darstellt. Aber so steht es. Die neue Substanz ist erst noch zu entwickeln, die Formen ihrer Erscheinung sind geschaffen, Du hast sie Dir nur anzueignen. Ich bitte

[3] „Tant mieux!" (frz.), um so besser!

[4] „Tant pis!" (frz.), um so schlimmer!

[5] Steinthal denkt hier an die aufrührerischen Dramen des „Sturm und Drang", wie Schillers Tragödie „Die Räuber" (1781), Goethes „Götz von Berlichingen" (1772/73) u. a.

[6] Der Schullehrer und -rektor Johann Heinrich Voß (1751–1826) hatte 1781 die deutsche Übersetzung der Odyssee, 1793 die der „Ilias" in Hexametern veröffentlicht, die das ganze 19. Jahrhundert in den Schulen Geltung hatten.

[7] August Wilhelm Schlegel (1767–1845) übersetzte die großen Dramen Shakespeares im Blankvers; die Übersetzung des Gesamtwerks vollendete Ludwig Tieck mit seiner Tochter Dorothea und seinem Schwiegersohn Wolf Graf von Baudissin. Als „Schlegel-Tiecksche Übersetzung" blieb sie repräsentativ bis ins 20. Jahrhundert.

[8] Der Schriftsteller und Orientalist Friedrich Rückert (1788–1866) wurde durch seine Übersetzungen orientalischer Literatur weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt.

Dich, frage Dich, hattest Du bei Deinen Arbeiten je Mühe, die Form zu finden? Deine Novellen sind eine neue Art Dichtung, und schon in der Spoletina ist die Form vollendet, und Urica, die Brüder, Buonarotti sind keine Hermen: das sind fertige Sachen.[9] Die vorhandenen Formen müssen freilich erst angeeignet, erworben werden. Noch mehr, die neue Substanz wird sich nicht mit den alten Formen begnügen, und in so fern allerdings scheinen mir Dein Meleager[10] und gar Perseus[11] auch formal noch mangelhaft, trotz ihrer Glätte. Gehen wir jetzt näher an diese Tragödie. Was ist mir Hekuba?[12] Viel, sehr viel! eine vom härtesten Unglück betroffene Frau und Mutter. Ihr Schmerz wird unmittelbar mein Schmerz. Es ist nicht bloß fremde Theilnahme; ich werde ein trojanischer Prinz, ihr Sohn; ich fühle den Schmerz meiner Mutter und Königinn und das um so reiner, gerade weil ich nicht trojanischer Prinz bin und keinen *eigenen* Schmerz über Troja's Unglück und *meinen* Untergang fühle. So mit Hecuba! Aber Deine Mutter Meleager's? Was habe ich mit der gemeinsam? Das ist ein ganz exceptionelles Weib. Wenn sie mein Interesse in Anspruch nehmen will, so frage ich: „warum nur die so unerhörte Gunst?" So skeptisch wie Kleopatra bin ich wenigstens auch.

[9] „Margherita Spoletina", „Urica", „Die Brüder", „Michelangelo Buonarotti" sind Versnovellen, die Paul Heyse in der Sammlung „Hermen" veröffentlicht hat.

[10] Über die ebenfalls 1854 veröffentlichte Tragödie „Meleager" schreibt Steinthal nun im folgenden Teil des Briefes.

[11] Das Gedicht „Perseus" war auch in der Sammlung „Hermen" enthalten.

[12] Hekabe war die Gattin des greisen troischen Königs Priamos. Das geflügelte Wort „Was ist ihm Hekuba?" stammt aus Shakespeares „Hamlet", II,2. Damit leitet Steinthal auf eine detaillierte Auseinandersetzung mit Paul Heyses jüngster Arbeit „Meleager" über. Dabei handelt es sich um die 1854 veröffentlichte, der verehrten österreichischen Schauspielerin Julie Rettich gewidmete Tragödie, deren Figuren und Vorstellungen dem antiken Mythos entnommen sind, deren Konflikt aber sowohl nach dem antiken Muster als auch durch moderne Zusätze und Psychologie begründet wird. Althäa, die Mutter Meleagers, klammert sich mit ihrer ganzen Liebe und Ausschließlichkeit an den Sohn, nachdem ihr der Mann untreu geworden war. Mit Angst bewahrt sie ein angekohltes Holzscheit, das ihr die Parzen als Symbol für Meleagers Leben aushändigten: Verbrenne einmal dieses Scheit, so lösche auch das Leben des Sohnes aus. Nur der Tochter ihres Bruders Toxeus, Kleopatra, die sie zur Braut Meleagers bestimmt hat, enthüllt sie dieses Geheimnis. Der Sohn löst die enge Bindung an die Mutter erst in dem Moment, als die naturhaft-dämonische, unter dem Schutz der Artemis stehende Atalante in seine Welt einbricht und erstmals leidenschaftliche Liebe in ihm auslöst. Bei einer Eberjagd tritt sie als Helferin auf, trifft den Eber, den erlegt zu haben aber Toxeus beansprucht: Meleager verteidigt Atalantes Recht auf die Beute und tötet Toxeus, als dieser zum Duell aufruft. Kleopatra, verzweifelt über Meleagers Tat, gibt sich über dem Opfer selbst den Tod, die eifersüchtig rasende Althäa wirft den ängstlich gehüteten Scheit in die Flammen, und Meleager stirbt – glücklich, nachdem er sich der Liebe und nahen Gegenwart Atalantes versichert hat. Althäa tötet sich selbst.

Steinthal hat hier, etwas mißmutig über den Freund, der in Italien die südliche Welt in vollen Zügen genoß und immer wieder die Wirkung naturhafter Schönheit darzustellen versuchte, recht gut die Schwächen des Stückes empfunden und so offen und kritisch dem Autor dargelegt, wie es kaum ein anderer Zeitgenosse gewagt haben dürfte.

Ich glaube nicht an die Realität des Spans, nicht an die Realität Althäa's und alles läßt mich kalt. Die Idee dieses Stückes wird zum Schlusse ausgesprochen. Eine gemeine Schicksalstragödie ist Meleager nicht. Aber wie groß ist denn der Unterschied? In den andern Stücken geben sich die Leute Mühe, dem Geschick zu entrinnen und dennoch oder gerade darum stürzen sie hinein; bei Dir will die Mutter selber Parze spielen und vollzieht nun selbst ihr Geschick. Das ist kräftiger, aber unsinnig, widerspruchsvoll. Die Mutter soll nach der Voraussetzung das Schicksal des Sohnes in der Hand haben; die Parzen haben ihr diese Macht versprochen, aber sie haben gelogen und betrogen; denn „durch enge Hand und engen Verstand läßt man ihr schweben ewige Fäden!" Eine Puppe hat man ihr in die Hand gegeben, aber die Fäden der Puppe ziehen die Parzen; man hat sie vor den Webstuhl gesetzt und sie arbeitet rüstig daran; aber Aufzug und Einschlag sind von den Parzen gezogen; sie ist Handlangerinn der Parzen, wie dies auch in den andern Schicksalstragödien der Fall ist. In diesen aber theilen sich die Parzen getreu, getreu ihrer boshaften Natur, elende Spielverderber; bei Dir sind sie aber gar schlaue hinterlistige Lügner, die versprechen, sich ihrer Macht zu begeben, ihre Macht der Althäa anzuvertrauen und dies doch nicht thun. Sie können freilich nicht anders. Sie stehen unter ihrem eigenen Fatum, und können sich ihrer Macht nicht begeben, weil sie keinen Selbstmord begehen können. Und warum denn nicht? weil sie für sich selbst gar nicht sind, weil sie nichts sind, bloß der ideelle Schein der Begebenheiten selbst, oder weil sie bloß den Sachen *immanent* sind. Sie spielen keine Rolle, sondern werden gespielt, sie erzeugen nicht die Handlung, sondern die Handlung erzeugt sie in sich. Darum sind sie der *Schein an jeder* Tragödie; aber die Tragödie, *in der* sie *besonders* erscheinen, ist falsch, unspinozistisch. Es wird ferner gesagt, Althäa wenigstens bildet es sich ein, obwohl die Parzen nichts davon sagen, daß Meleagers Wille von der Mutter Willen bestimmt werde, daß Meleager gar keinen eigenen Willen habe. Aber in der Tragödie sieht man davon nichts, sondern das Gegentheil; Meleager hat einen ganz andern Willen als seine Mutter; sonst käme die Tragödie gar nicht zu Stande. – Deine wirre Schicksalsidee hat Dir aber eine andere Idee, die wirklich in Deinem Stücke liegt, implicite, verdorben. Und das ist eine einfache, schöne, die Wirklichkeit.

Freitag. Ich will fortzufahren suchen, wo ich gestern unterbrochen ward. Schicksal also, Vorsehung, Weltgeist oder wie der Dichter sich die leitende Macht der Begebenheit denkt, ist doch nur der *Schein*, den die Begebenheit in den Geist des Zuschauers wirft oder auch bloß der Rückstrahl des empfangenden Geistes auf die Tragödie, und dieser Schein darf nicht als eine besondere Macht erscheinen, welche in die tragische Handlung irgendwie eingreift. Daß eine Person der Tragödie die Einbildung oder Anmaßung hat, Schicksal zu spielen, ist in gewissem Sinne häufig

genug, nämlich schon überall, wo eine Person einer andern ihr Schicksal bestimmen will, wo Eltern und Vormünder über ihre Kinder bestimmen. Noch mehr ist dies der Fall, wo jemand durch Intriguen auf den Willen des andern einen leitenden Einfluß gewinnen will oder durch guten Rath, wie Carlos auf Clavigo,[13] oder durch eine That, welche der andere anzuerkennen gezwungen wird, wie in einer Novelle im Gil Blas,[14] die spanisch in Mahns Spanischem Lesebuch steht. In Gutzkows „13. November"[15] wird die Schicksalsidee, der Glaube daran, zu einer Intrigue benutzt, die aber zum Unheil des Intriguanten ausschlägt, wodurch gerade die Schicksalsidee verwirklicht wird. Intriguen aber sind schon allemal untragisch. Mit dem Schicksal ist es also nichts. Du hast Dir aber eine schöne Idee verdorben, nämlich *die Eifersucht der Mutter auf ihren Sohn.* Diese Idee hättest Du rein auf menschlichem Boden, nach *causalem* Zusammenhange durcharbeiten müssen. Diese Eifersucht hat jede Mutter, Deine, meine, keine will mit der Schwiegertochter theilen, sie sieht in ihr eine Nebenbuhlerinn. Das ist eine menschliche Schwäche, die jeden Menschen interessirt, gleichgültig ob der Boden, auf dem die Idee spielt, Paris oder Peking oder hellenische Mythologie ist. – Ich gehe nun näher auf das Stück ein. Die Scenirung scheint mir gut. Von den Personen gefällt mir am meisten Kleopatra. Sie nimmt gegen die Mutter, die Menschheit in Schutz, sie fühlt die Schönheit der menschlichen Schwäche, sie fühlt daß das Übermenschliche unmenschlich, ungeheuer ist. Sie ist die Kritik Deines Stückes. Die Mutter scheint anfangs groß, verliert aber sobald Atalante auftritt und der Streit beginnt. Atalante gewinnt beim ersten Auftreten, erweckt aber bald den Verdacht, daß sie ein böser Genius ist, der absichtlich kommt, um Unheil anzustiften; und wenn sie, den sterbenden Meleager umarmend, ihre Liebe bekennt, so nützt das nicht mehr viel, um uns wieder mit ihr auszusöhnen. Der Onkel hat gar nichts Liebenswürdiges, nichts was unsere Theilnahme für ihn erregt. – Die Verse und die Diction im Allgemeinen mißfallen mir. Eine gelegentliche Form im Faust wird im Meleager und Perseus herrschender Styl. Die Verse sind alle wie abgeknippst, kurz angebunden, schnippisch. Das macht sich besonders bei der Kleopatra schlecht. Für ihr zartes, nobles Gefühl sind diese schnippischen Reden durchaus ungeeignet und man fühlt hier eine starke Disharmonie zwischen Person und Diction. Auch dem Meleager steht diese Manier nicht gut. Denn es ist eben nicht

[13] Zwei durch Freundschaft miteinander verbundene Gestalten aus Goethes Trauerspiel „Clavigo" (1774).

[14] „Histoire de Gil Blas de Santillane" (4 Bde., Paris 1715–35), Titel des berühmten Abenteuerromans von Alain René Lesage (1668–1747), den Steinthal gerade las (vgl. Bd. I, S. 282).

[15] Karl Gutzkow (1811–1878) war einer der Stimmführer des „Jungen Deutschland". Sein Schauspiel „Der 13. November" erschien 1845.

derbe Kürze, natürliche Einfachheit, sondern frappant. Dein Reim scheint mir oft zu künstlich verschlungen, z. B. in der ersten Rede Kleopatra's: soll, Mann, kann, voll [,] Sinn, bin. Das ist fast ein Sonett. Dadurch erhält jede Rede eine in sich abgeschlossene Rundung, die gegen das Wesen des Dialogs ist, der eine Verschlingung von Rede und Gegenrede fordert, die auch im Reime liegen müßte, ich meine, erst die Gegenrede muß den Reim der Rede vollenden. Die Erzählung der Mutter gehört zum Schönsten. Aber die Parze, die „die Augen ohne Lieb und ohne Zürnen" hat, spricht nicht „wie Gesang"; ich denke eher, eintönig und einsylbig, selbst ohne Rhythmus. „Ein Jäger bin ich zwar, doch nicht nach Worten", ist ein schlechter Witz im Munde Meleagers. Diese Verse sind 5füßig iambisch. Was meinst Du zum vollen Trimeter. Was Lessing seiner Zeit nicht passend fand, kann es heute geworden sein. Die deutsche Sprache ist seitdem um vieles leichtfüßiger geworden, und ich glaube, heute würde der Trimeter, der sophokleische – ums Himmels willen keine Racin[e]schen Alexandriner – gar nicht zu hochtönend steif sein, sondern gerade die gehörige Würde haben. Auch könnte man abwechseln von 8–13 Sylben. Göthe hat es gethan. Gelegentlich aber, besonders im Monologe, der sich immer der Lyrik nähert, könnten Leidenschaften und stärkere Gefühle, durch noch längere und noch kürzere Verse passend ausgedrückt werden. Die deutsche Sprache verlangt längere Verse; denn sie hat zu viel Hilfswörter, die zweisylbig sind. Darum läßt sich in kurzen Versen nicht viel sagen; und geschieht es doch, so erhält eben die Diction leicht den „kurz angebundenen" Charakter. – So, lieber Paul, gebe ich mir von dem Mißfallen Deines Meleager Rechenschaft. Ich nehme nicht bloß keine Autorität in Anspruch, ich halte nicht bloß mein Urtheil nicht für absolut; sondern ich sehe mich noch nicht einmal als wirklichen ästhetischen Kritiker an, zu dem mir alles Zeug fehlt. Ich rede für mich und den Freund, der mich hören will. Über Deinen Perseus weiß ich wenig zu sagen. Das Ding ist des 100jährigen Göthe würdig. Es ist ein Product der Verzweiflung. Obenein hast Du Wagner und Mephistopheles[16] in einer Person vermischt. Was Du Dir bei der ganzen Geschichte gedacht hast, möchte ich wissen; aber ich kann mir keine Mühe geben wollen, es zu finden. Du hast noch viel zu thun, lieber Paul. Vor allem eine tüchtige Substanz in Dir selbst auszubilden. Laß die Philosophie und studire fleißig Geschichte, lies Ranke, Guizot, Thukydides.[17]

[16] Zwei Figuren aus Goethes „Faust".

[17] Steinthal nennt hier jeweils einen deutschen, französischen und griechischen Historiker: Leopold von Ranke (1795–1886) war der Historiograph des preußischen Staates; Guillaume Guizot (1787–1874) war konservativer Staatsmann vor 1848 und seit 1812 Professor der neueren Geschichte an der Sorbonne in Paris; verdienstvoll war seine Quellenerschließung. Thukydides (gest. zwischen 399 und 396 v. u. Z.) war der Historiker des

Du bist aber auch noch nicht Herr der Form. Und die wahre Form kannst Du von keinem Dichter entlehnen, Du hast sie Dir erst noch zu schaffen. Studire sie also alle, die großen dramatischen Dichter aller Nationen. Shakespeare ist die wahre dramatische Herme, von Schiller ist viel zu lernen, und für Dich vielleicht mehr als von Göthe, der, so groß er auch als Dichter ist, doch kein Dramatiker ist. Auch Racine und Corneille[18] will ich nicht verachten. Studire sie alle, verarbeite sie. Übe Dich in Kleinigkeiten und veröffentliche sie, wenn Du mußt. In 10 Jahren kannst Du genug gelernt haben, um eine gute Tragödie zu machen, und wenn Du denn so viel hervorbringst als Dein Leben noch Jahre haben wird, so wirst Du ruhig sterben können. Es ist dem Deutschen gegeben, überall zuletzt zu kommen, aber am höchsten zu steigen.

Genug denn! Adieu!

Peloponnesischen Krieges und gilt als der Begründer der „objektiven Geschichtsschreibung".

[18] Steinthal nennt hier die beiden großen Dramatiker der französischen Barock-Klassik, Pierre Corneille (1606–1684), und Jean Racine (1639–1699), die aber in Deutschland zu keiner Zeit einen großen Widerhall hatten.

[273] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Paris, rue des Postes 26
Freitag den 2. Februar 1855. Abends.

Lieber Paul, Deinen Brief vom 29. v[origen] M[onats] habe ich heute Mittag erhalten, und seitdem ich ihn habe, habe ich auch an noch nichts anderes gedacht, wiewohl ich gerade heute bis morgen Mittag mancherlei zu thun habe. Es ist gerade ein Freitag-Abend, ein Symposions-Abend.[1] Wie verschieden ist mein jetziges Gefühl von dem damaligen! Was ist denn eigentlich seit der Zeit geschehen? was hat sich geändert? Es ist eben nichts geschehen; und das hat die Sache geändert. Denn es hätte etwas geschehen sollen! etwas, was wir wollten! und weil wir es nicht gethan haben, ist geschehen, was geschehen konnte, konnte gegen unsern Willen. Wir verstehen uns nicht mehr! ich nicht Dich, Du nicht mich! Ist es ein Wunder? Du bist in Italien gewesen, im Lande des Genusses, wo die Freude nicht zu Worten kommen läßt; ich im Lande des Elends, der Misère, wo Haß und Verachtung allein mein Gefühl einnahmen, wenn es nicht ganz dumpf und kirchhofig war, nur von Zeit zu Zeit

[1] Paul Heyse war im März 1854 mit der einzigen Verpflichtung nach München berufen worden, daß er mit zahlreichen Wissenschaftlern und Künstlern an den geselligen Abenden des Königs Max teilnahm, den sogenannten Symposien.

durch Briefe unterbrochen, die von Deutschland kamen und mindestens vier Mal so stark nach Deutschland gingen: Doch in diesen Gefühlsoasen war kein Plätzchen für Dich. Von Dir kam nichts, zu Dir ging nichts. Zwischen dem Freudevolke und dem Trauernden war kein Land. Was hätte geschehen müssen, wenn jener Reiche und dieser Trauernde wieder in Berührung treten sollten? Jener hätte vor dem andern, da er von der Freude zur Ruhe zurückgekehrt war, sein Herz ausschütten sollen, den andern was er genossen mitgenießen, ahnen lassen sollen: so hätte er ihn erfreut, getröstet, gestärkt. Er hätte ihm sagen sollen, was er gethan habe, was er thun werde, durch welche Schöpfungen er ihn zu überraschen hoffe, wie er dies und jenes zu seinem Beifalle zu vollbringen gedenke, vollbracht zu haben hoffe – hast Du das gethan? Du fragst in Deinem Briefe: „Aber Bester, (soll wohl heißen ἄριστε) was weißt Du denn, daß ich thue?" Ist nicht eben das das Schlimme, daß ich nicht weiß, was Du thust? Gibts Schlimmeres? Was soll Dir der schreiben, der nicht weiß, was Du thust? Ich weiß auch nicht, wie Du denkst, wie Du fühlst; woher sollt ichs wissen? und wie soll Dir der schreiben, der es nicht weiß? Wenn die individuelle Beziehung zwischen mir und dem Andern verblaßt ist, wie soll ich einen Ton treffen, der mich so ausdrückt, wie ich bin? Der eigentliche Ton wird eben fehlen und durch seine Blässe die Blässe des Verhältnisses ausdrücken, wenn nicht der Zufall noch einen besonderen Streich spielt und auf eigene Rechnung Farben aufträgt und dem Lesenden ein gefärbtes Glas vor's Auge hält. – Der Schluß Deines Briefes lautet: „Ich schreibe Dir wieder, sobald Du antwortest. Ich bitte daß Du es thust, daß Du es freundlich thust." So gern säugt die Mutter den Säugling nicht, wie ich Briefe schreibe. Aber ich frage mich, was sollen *Dir* meine Briefe? wie paßt das Ende Deines Briefes zum Anfang? noch mehr, wie paßt es zur Mitte? Was kann ich Dir sein? Du willst für Griechen dichten, für Griechen leben; und *ich bin kein Grieche*. Du verlangst, daß man den Gedanken, aus denen Deine Sachen geschaffen sind, Gnade für Recht thue; und ich kenne für Gedanken keine Gnade, nur Recht; meinen Freund zumal soll Niemand mit seiner Gnade beschimpfen, und ich selbst sollte es? Ich soll in meinem Rationalismus Deine Tragödie gründlich mißverstanden haben, und ich bilde mir ein, sie, d. h. den Grundgedanken, gründlich verstanden zu haben. Du siehst menschlichen Boden [?] und causalen Zusammenhang, wo ich ihn zwar auch sehe, aber wo er mir durch ungehörige Zuthat getrübt scheint. Du gibst Dich zufrieden, wenn Du einen Mythos singst, der das alte Räthsel von Freiheit und Nothwendigkeit bildlich macht, und ich will, daß der Dichter es löse. Und es ist falsch, denke ich, daß der Mythos das Räthsel bildlich machen wollte; lösen wollte er es! Und er hats gelöst, in seiner Weise. Mir genügt die Weise nicht mehr. Ich bin kein Grieche; ich bin über diese liebenswürdige Naivität hinaus. Ich hätte mögen der Freund des alten Homer, des alten

Sophokles sein, wäre ich ihr Zeitgenosse gewesen; heute sind sie Geister für mich, keine Freunde mit Fleisch und Blut. Meine Heiterkeit vermißt Du auch. Gott weiß, ob ich je welche gehabt habe; habe ich sie aber gehabt, so hat sie mir der Teufel längst, dünkt mich, geholt. – Meine schulmeisterlichen Anweisungen haben Dich empört. Es scheint mir aber so überflüssig doch eben nicht, Dich auf Shakespeare zu verweisen. Oder hast Du von ihm gelernt, alte Fabeln zu Ehren bringen? Es wird Dir wenig nützen, einen Knoten ins Schnupftuch zu machen, um nicht zu vergessen, daß von Schiller, auf den doch mancher sehr geringschätzig herabgesehen hat, zu lernen sei. Die Hauptsache ist nämlich, zu wissen, *was* von ihm zu lernen ist. Und darüber wird ein Grieche anders denken als ein Deutscher, der, weil er Jude ist, einen wunderlichen Traum von Deutschlands Zukunft hat, von seiner politischen, wie von seiner poetischen. Sag, um wie viel kannst Du mir besser erscheinen als Redwitz?[2] Der will die Poesie christlich orthodox machen, Du griechisch. Romantiker nennt Euch der Rationalist alle beide. Und was soll Dir ein solcher Rationalist als Freund? Was soll er Dir sagen? was kann er Dir sagen? was kann ich Dir sein? Ich habe Dir vier Historiker genannt und empfohlen. Wie schulmeisterlich! Gibt es denn aber nicht außer Becker[3] und Kohlrausch[4] auch sonst noch viele Historiker? Doch nein, gerade nur jene vier hat er Dir empfohlen. Schulmeister haben ihre Grillen. Du willst aber gar keine Doctrin studiren, sondern Monumente! Gerade wie der Bildhauer, der nicht in die Museen gehen will, sondern in die Marmorbrüche. Übrigens sagte ich es ausdrücklich in meinem Briefe, daß ich alles, was darin gesagt ist, für mich gesagt habe, und für den Freund, *wenn* er es hören will. Ich zu mir sagte: wie ist der Paul auf den Abweg gerathen! Ich fürchtete es längst, Italien würde ihn verderben, wie es Göthe verdorben hat. Ob er sich wohl durch diese Orange-Blüten durcharbeiten wird! Hoch möchte ich ihn sehen, höher als Göthe, höher als Shakespeare! Aber

[2] Der Schriftsteller Oskar Freiherr von Redwitz (1823–1891) ist heute vollkommen vergessen. Bekannt war er geworden durch das romantisierende Epos „Amaranth" (1849), das eine stark katholisierende Tendenz hatte, während er sich Anfang der 50er Jahre vom Katholizismus lossagte und auch seine späteren episch-lyrischen Gedichte, wie „Odilo" (1878) und „Ein deutsches Hausbuch" (1883), seine nunmehr naturphilosophische Weltanschauung spiegeln.

[3] Wahrscheinlich ist Karl Friedrich Becker (1777–1806), Schüler des Altphilologen Friedrich August Wolf, gemeint. Aus gesundheitlichen Gründen mußte er auf eine wissenschaftliche Laufbahn verzichten. Das bedeutsamste Produkt seines kurzen Arbeitslebens war die „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer" (9 Bände, Berlin 1801–1805).

[4] Heinrich Friedrich Th. Kohlrausch (1780–1867) war nach einem weitgespannten Studium der protestantischen Theologie, Geschichte, Naturgeschichte und Mathematik Hauslehrer der Familie Baudissin geworden, kam auf diese Weise nach Berlin und geriet dort unter den Einfluß der Romantik (hörte u. a. Fichte, A. W. Schlegel und Hufeland). Sein „Chronologischer Abriß der Weltgeschichte" (Elberfeld 1814) und seine „Deutsche Geschichte" (Elberfeld 1816) erlebten hohe Auflagen.

wie viel fehlt ihm noch! Ob er stark genug ist, viel zu studiren, sich alles anzueignen und doch nie nachzuahmen, bewußt oder unbewußt? Geschichte sollte er studiren, und so studiren und auffassen, wie ich meine, daß sie aufgefaßt sein soll, wozu drei oder vier Historiker ihm wohl Anleitung geben könnten. Was soll ich Dir sein? eine komische Person, die im Kreise Deiner Bekannten nicht fehlen soll? ein ehrlicher Poltron?[5] Doch nein! Du hast mir gesagt, was ich thun soll: warten, ob sich meine Ehrlichkeit auch als Wahrheit bewähren werde. Und das ist ja auch meine Ansicht und Absicht.

In Paul warten will ich, und ruhig Deinen Untergang sehen, ruhig, wie ich die Ruhe meine. Ob sie die Ruhe des Spinoza ist? was schiert mich Spinoza?[6] die Ruhe des Philisters ist sie auch nicht. Es ist die Ruhe der Tristitia.[7] Ja, Tristitia ist meine Göttin, meine Geliebte, die mir auch hold ist, und Ehrlichkeit mein Schicksal. Ehrlichkeit ist die Wahrheit, die dem Menschen zu Theil ward; die Wahrheit als solche gehört ihm nicht. Nur Ehrlichkeit ist mehr werth als Wahrheit. Ehrlich und rein will ich bleiben in allen meinen persönlichen Beziehungen. Ist ein Band, das mein Herz an ein andres band, zerrissen, ich mag es nicht zusammenflicken, *wenn* es wirklich geschehen ist, daß es zerrissen ist. Das kostet dem Herzen einen Krampf, ein paar Ergüsse Blut, Tristitia du heilst, wie du heilen kannst, wundervoll; die Wunde bleibt, und sie ist selbst Gesundheit. Ehrlichkeit ist *meine* Wahrheit. Ich mag nicht scheinen, was ich nicht bin, ich mag mir nicht einbilden, was ich nicht habe, mag mir nicht vorlügen, ich besäße noch, was ich verloren habe. Der Verlust kann nie mehr kosten als Freude und Leben; ich aber gebe gern die Freude der Ehrlichkeit und das Leben der Tristitia. Also sag mir: was kann ich Dir sein? was kannst Du mir sein? Was kann ich Dir sein, da ich doch nicht bin, als was Du mich haben möchtest; was kannst Du mir sein, da Du nicht sein willst, als was ich Dich haben möchte, *mein* Dichter, der Dichter meines deutschen Deutschlands! In zehn Jahren hoffte ich, solltest Du das sein. Glaubst Du es früher sein zu können – Himmel, sei es morgen, noch heute! Du nennst mich spinozavergessen, weil ich Dir tristitia stifte? Ich wollte Dir diese Göttin geben, Du aber erträgst ihre Liebe nicht. Ist es so? und muß ich Dich schwach und feige nennen? Ich bin nie mit künstlerisch producirenden Menschen umgegangen; nein, habe überhaupt keinen Verkehr mit Menschen gehabt. Von den Künstlern sagt man, sie seien ein irritabile genus.[8] Ich aber weiß, alle Menschen sind eben so reizbar. Sag zu einer Mutter, ihr Töchterchen sei nicht hübsch; sag einem Philosophen, sein

[5] Poltron (frz.), Feigling, Maulheld.
[6] Vgl. den vorangegangenen Brief von Steinthal, Anm. 2.
[7] Tristitia (lat.), Trauer, Traurigkeit.
[8] Irritabile genus (lat.), reizbares Geschlecht.

Buch sei platt; sag einem Empiriker, er sei ungeschickt: Du wirst schön ankommen. Aber wenn zwischen mir und ihm, wenn zwischen mir und Dir keine Ehrlichkeit sein kann; wenn Du die Ehre nicht magst, die ich Dir erwies, indem ich ohne Umschweif zu Dir sprach; – der Nachsatz will nicht herauskommen. Er mag wegbleiben und mag er nicht verwirklicht werden! Beweise mir in diesem Jahre, daß Du machen kannst, wozu ich Dir zehn Jahre lassen wollte. Sei stolz! Du weißt, ich liebe den Stolz!

Also, zeig, wer Du bist
noch Deinem Steinthal
und mag er Dein bleiben, damit er nichts verliere.

Sonnabend Abend.

Die besonders gehäuften Geschäfte, die ich in diesen drei Tagen hatte und die nun vollendet sind, rührten daher[,] daß ich Mittwoch vom Buchhändler die Anzeige erhielt, der Druck meines Buches über Grammatik und Logik sei vollendet, und ich solle die Vorrede einschicken. Das habe ich gethan und zugleich über die Freiexemplare verfügt; d. h. ich schickte 7 oder 8 Briefe mit an verschiedene Gelehrte, denen ein Exemplar bestimmt war, und unter denen sich auch Lotze befindet. Das hatte ich seit Jahren im Sinne. Siehst Du nun, von diesen 7 Briefen ist keiner wie der andere, eine Vertauschung der Adresse wäre unmöglich, würde Verwirrung anstiften; denn ich setze mich zu jedem in ein individuelles Verhältniß. Ob meine Briefe gut oder schlecht stylisirt sind, das ist gar nicht der Maßstab, der an sie zu legen ist; es sind ganz individuelle Handlungen, deren Wesen bestimmt ist durch das allgemeine Verhältniß meiner zu der Person, an den der Brief gerichtet ist, und die besondere Veranlassung. Nun aber Dein erster Brief! Da habe ich ihn vorgesucht. Ich war als ich ihn erhielt, schon gesäuert gegen Dich. Er ist datirt vom 9. December 53, und wann bist Du in Berlin wieder eingetroffen? Niemand hat mich von Deiner Rückkehr unterrichtet, bloß der Zufall wars, der mir gerade die Nummer der Augsburg. Allg. Ztg. in die Hand spielt[e] und mich aus allen Neuigkeiten und Correspondenzen Deine Ankunft in Berlin lesen ließ. Ich sagte zum Buchhändler Klincksieck,[9] in dessen Laden ich es las: „Doch schön, wenn man europäisch berühmte Freunde hat! Man erfährt von Ihnen, von ihren Reisen und Thaten, ohne daß man die Mühe einer Correspondenz zu unterhalten braucht." Ich weiß nicht, um wie viel später Dein Brief ankam. Und als er ankam, „Nun", dachte ich, „wird mir ein erquickender Briefwechsel werden!" Ich hatte dessen

[9] Bei dem Pariser Verlagsbuchhändler Klincksieck in der Rue de Lille informierte sich Steinthal über die jüngsten Neuerscheinungen.

so nöthig. Aber ganz anders! Du schreibst mir bloß, weil Dein Vater es haben will. Frag Deine Kleopatra, wie sie die Küsse definirt, die ihr Meleager auf Mutters Geheiß gibt. Dann folgt Schilderung des Zustandes Deines Vaters und dann folgender Satz: „Wann hat man so viele, daß man auf irgend Wen verzichten möchte." Der Paul, dachte ich da, hat ein Heer von Freunden; er könnte wohl einen missen; aber so viel hat man nie, daß man das gern thäte. Ich sehe mich aber nicht gern in solch einem ganzen Heere. Ich bin entweder, und dann bin ich einzig, oder ich bin gar nicht. Weiter: „Wenn ich noch schreiben könnte, so bäte ich um Briefe von Dir. Aber es soll nicht sein." Das schreibst Du mir und bist dann verwundert, daß ich nicht antworte? „Ich weiß zu gut daß und *wie* man mit Dir sprechen kann, um mich mit dem mühseligen Handwerk des Schreibens einzulassen." Na, so wollen wir warten, dachte ich, bis wir uns wieder sprechen. Dann ein ganz allgemeiner Satz von Deinen Arbeiten. Dein Vater. Dann eine kalte Schilderung Deines, wie mir schien, verdrießlich langweiligen Lebens. „Ich trage Abends meine zerstreute Person zu meiner Liebsten, sie dort zu sammeln", der Satz war mir unangenehm. Der Paul ist furchtbar unglücklich, aber er bringt es in seiner Gefühlswüste noch nicht einmal so weit, zu klagen, zu klagen vor mir. So elend ist er, daß er nicht einmal klagt vor mir! Donnerwetter über solche Ruhe! Endlich: „Warum bin ich auch der Narr gewesen, zu Allem noch eine römische Novelle anzufangen, an der ich mich heute schon so stumpf geschrieben habe, daß mir nichts mehr über die Feder will" dies die einzige positive Nachricht von Deinen Arbeiten, und in solcher Gestalt! Und solcher Brief mir, mir, der ich dürstete, wie eine Pflanze in der Wüstenhitze! mir, der ich doch weiß, wie ich Briefe schreibe, in meiner Noth, und nachdem ich mich durch chinesische Zeichen entgeistet habe, als hätte ich seit Stunden keinen Sauerstoff geathmet, mir, der indem er Briefe schreibt, mindestens an eigener Ader saugend seinen Durst löscht. Und ich ließ Deinen Brief liegen. Es ist meine Weise, keine Papiere wegzuwerfen und zu verbrennen; und so wundere ich mich nicht, daß ich jetzt fand, auch dieser Brief ist da. Wie hätte mein Gemüthszustand sein müssen, wenn ich solchen Brief hätte beantworten sollen. Überglücklich hätte ich sein müssen; dann hätte ich Mitleid mit Dir gehabt, und Dich zu trösten gesucht. So aber sagte ich zu mir in meinem Verdrusse: hin ist hin! laß ihn. Du hast mir lange Zeit gelassen, Dich aus meinem Herzen zu streichen. Der folgende Brief, in dem Du mich um etwas bittest, konnte doch wahrhaftig nichts ändern. Ich wollte Dir den Gefallen thun, wie jedem andern, und machte Dir in Bezug hierauf zwei Anzeigen. Wunderlicher Weise bekomme ich darauf keine Antwort. Dann Dein Brief vom 18. März, Dein dritter, ist mir im Sommer zugekommen. Ich konnte dessen Existenz nicht ahnen. Indessen hörte ich, Du seiest nach München berufen. Halt, dachte ich, nun braucht er mich nicht mehr, die Bücher

nicht mehr,[10] also wozu mir schreiben? Und also, lieber Paul, siehst Du, Du hast mir nicht nur ein ganzes Jahr oder zwei Jahr Zeit gelassen, Deinen Namen in meinem Herzen verblassen zu lassen, sondern Du selbst und der Zufall gab mir noch Veranlassung, eigentlich thätig, ihn verwischen zu helfen. Als ich endlich Deinen Brief erhielt, da wars zu spät. Der Verdruß war einmal da. Auch war dieser Brief keineswegs derartig, um mich andern Gefühls machen zu können. Du sagst auch in ihm, daß Du Dich „von Herzen gern zufrieden gibst", wenn ich nur Deinem Vater schreibe, und nicht an Dich. Du sprichst darin von einigen Deiner Arbeiten, die ich längst erhalten haben sollte, aber nicht erhalten hatte; thatsächlicher Beweis, daß Du mich in München wie in Italien vergessen hattest. Denn Du hattest mir ja von München aus nicht geschrieben. Und ich bildete mir ein, Du müßtest zum vierten Male schreiben. – So gestimmt erhalte ich die Hermen und Meleager, nicht von Dir, von Deinem Vater. Den Buonarotti las ich zuerst. Da war ich bei mir, dann die Chinesen, dann Urica, die Sachen waren die alten und fanden in mir den alten. Meleager und gar Perseus – das ist nicht *mein* Paul. Nun bin ich so unvorsichtig, und eröffne die Correspondenz mit einer Kritik, die verurtheilte, mir Mühe gebend, ruhig zu sein. Darauf Dein Brief. Jetzt also die Frage: was glaubst Du, was wir uns gegenseitig sein können? ich Dir? Du mir? – Ich habe gestern Nachmittag und heute am Tage noch mancherlei gedacht, Wirres, das nicht zu Papiere kommen will, vielleicht später kommt. Denn alle Sachen der Wirklichkeit sind nicht einfach, sondern vielfach. Aber in der Kunst und auch in der Ethik, dem Künstler und dem Ehrlichen kommt es darauf an, das einfache Wesen aus der Verwickelung, in der es die Wirklichkeit zeigt, herauszuheben. Und das ist der einfache, der reine Punkt, um den es sich dreht: was können wir uns einander sein? ich Dir, Du mir?[11]

Adieu, D[er] O[bige]

[10] Vor seiner Berufung nach München hatte Paul Heyse immer noch eine Rückkehr an die Universität und die Habilitation erwogen; in diesem Fall wäre er dankbar gewesen, wenn Steinthal ihn über die Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Romanistik informiert und ihm Bücher geschickt hätte.

[11] Heyse notierte in seinem Tagebuch am 6. Februar 1855: „Brief von Steinthal, der Alles gut macht", und schickte ihm am 8. Februar einen Antwortbrief und Novellen.

[274] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Paris, 26 rue des Postes
Lundi gras[1] (ich weiß nicht, wie
der Tag auf deutsch heißt) 1855

Sia ammazzato[2], lieber Paul! Als Du in Italien warst und mir nicht schriebst, dachte ich, wozu braucht er mir auch zu schreiben? Wenn ich wissen will, was er dort thut, brauche ich ja nur Göthes Aufenthalt in Italien zu lesen.[3] Der Göthe hat furchtbar in Italien gearbeitet, d. h. gezeichnet – sia ammazzato – wie Du auch. Hast Du denn auch anatomische Püppchen gemacht? die Urpflanze studirt?[4] Wohl nicht; das kommt erst noch bei Deinem zweiten Aufenthalt. Nimm nur einstweilen einen vorbereitenden Cursus. Sieh mal, man kann nicht wissen, der liebe Gott ist alt und kann jeden Tag seelig werden. Das läßt sich voraussehen, und man fragt noch nach der Bestimmung des Menschen! Wie überhaupt der Sohn den Vater ablöst, so wird der Mensch Gott ablösen in der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt. Nun, denk ein Mal, wenn der Fall eintritt, und der Mensch wäre noch nicht vorbereitet! Quel malheur! Wir kennten die Urpflanze, das Urthier nicht, aus welcher und welchem alle Pflanzen, vom Ilex an der Wand bis zur Ceder Libanons, und alle Thiere, vom Polyp bis zum Löwen und Adler, construirt werden müssen! Oder der vom Menschen geschaffene Mensch erhielte, in unserer anatomischen Unwissenheit, keinen „Zwischenknochen"! Noch die Frage, ob der Mensch ohne Zwischenknochen kauen könnte. Dann müßte man alle Nahrung flüssig zu sich nehmen, die Engländer müßten den Beefsteak entbehren, und man schmeckt weniger bei Flüssigkeiten – wünscht doch gewiß mancher, er könnte den Malaga u. s. w. kauen – und kurz alle Solidität ginge verloren! Nach dem Gesetze des Fortschritts müßte auch der neue, vom Menschen geschaffene Mensch vollkomme-

[1] Lundi gras (frz.), Rosenmontag.

[2] Sia ammazzato (ital.) ist falsch; es muß richtig heißen: „Vai a morire ammazzato" – „Man sollte dich umbringen!" Schlimmer italienischer Fluch.

[3] Steinthal meint Goethes „Italienische Reise", die in der Erstausgabe 1816 und 1817 unter dem Titel „Aus meinem Leben. Zweiter Abteilung Erster und Zweiter Teil" erschien. Erst in der Ausgabe letzter Hand (1829) wurde ihr der jetzt geläufige Titel gegeben.

[4] Goethe hatte schon, bevor er am 3. September 1786 nach Italien abreiste, bei dem Anatomen Justus Christian Loder in Jena Privatlektionen genommen und das „os intermaxillare", den Zwischenkieferknochen, beim Menschen entdeckt. Diese anatomischen Studien setzte er in Italien fort. In Palermo glaubte er im Botanischen Garten die „Urpflanze" entdeckt zu haben, die ihn nun nicht mehr in Ruhe ließ, da er in ihr das Urprinzip, die Urform suchte, aus der sich allmählich das Pflanzen- und Tierreich und schließlich der Mensch entwickelten. Diesen Gedanken nimmt Steinthal an dieser Stelle ironisch auf.

ner sein als der alte von Gott erschaffene. Die schönen Anlagen des Embryo dürften nicht verschwinden, der Schwanz z. B. „das Symbol der Unendlichkeit" dürfte nicht so jämmerlich verkümmern. Denn der Embryo hat einen, wenn auch keinen Löwenschweif, so doch einen Fisch- und Froschschwanz. Zwar hat der Dichter, bei der Theilung der Gewalten, die in der menschlichen Weltschöpfung und -Erhaltung Statt haben wird, sich um Anatomie und Botanik nicht eigentlich zu kümmern; seine Function wird vielmehr sein, die Zeit und das Zeitmaß, den Rhythmus des Herzschlags zu verwalten. Aber er muß doch Rosen, Myrthen, Nelken und auch Orangen haben; ohne das gehts nicht ab; und nun, ohne die Urpflanze! wie brächte er etwas zu Stande! Sia ammazzato! Aber der Göthe hat doch trotz alle dem fleißig geschrieben, und der Paul schreibt nicht: Sia ammazzato il Signore Paolo, il principe poeta del secolo![5]

Aschermittwoch. Aber Dein Otto[6] freut mich; der wird schön werden. Daß die Römer abergläubisch waren, mag man ihnen verzeihen; die Engländer sind es auch. Daß sie an Roms Unsterblichkeit glaubten, ist natürlich; wir glauben alle an unsere Unsterblichkeit. Daß aber der Aberglaube der Römer die andern Völker ansteckte, so daß diese, den Glauben an sich wegwerfend, an Rom glaubten, an Rom, welches sie zerstört vor sich sahen, das sie selbst vernichtet hatten, ist eine Dummheit, eine Schuld, und jede Schuld rächt sich auf Erden. Wäre Deutschland, wie es sein sollte, so würde man in jeder wohlhabenden Stadt auf dem Marktplatze die vier Bildsäulen Hermans, Luthers, Lessings und Steins sehen.[7] Mir ist nicht bange davor, Du könntest Otto als gemeinen Ausländer hinstellen; aber je mehr Du thun kannst, ihn zu entschuldigen, desto besser. Der Glaube an Rom war doch der Glaube an den Geist, und es ist ganz natürlich, daß Barbaren den Geist außer sich sahen, statt in sich selbst. Und kein Volk hat den Geist so gründlich und eifrig außerhalb gesucht und darum endlich in sich gefunden, als das deutsche. – Du hast doch nicht etwa eine Aschermittwochspredigt von mir zu hören gefürchtet? oder erkennst Du eine solche im Vorstehenden?

Im März. Mit Euerm Italien muß es doch eine wunderliche Bewandtniß haben! Wenn ich mich hier im Louvre[8] umsehe und die Masse der

[5] „Er sei verflucht, der Herr Paul, der Dichterfürst des Jahrhunderts!" (vgl. Anm. 1).

[6] Heyse hatte den Plan, ein Drama über Otto III. zu schreiben.

[7] Bezeichnend für Steinthals politische Ideale ist die Zusammenstellung dieser vier Namen: Hermann der Cherusker, der im Jahre 9 die römischen Legionen besiegte; der religiöse Reformator Martin Luther; Gotthold Ephraim Lessing, der Verfechter der Aufklärung und der Toleranz; der Staatsmann Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein, nach dem man später die „Ära" der Reformen (Bauernbefreiung, Städteordnung und Gewerbeordnung u. a.) zu Beginn des 19. Jahrhunderts die „Steinsche Ära" genannt hat. Vgl. auch Einleitung S. XLIII.

[8] Abgekürzt für Musée du Louvre; das berühmte Museum ist in dem großartigen Palast untergebracht, der jahrhundertelang Sitz der französischen Könige war.

italiänischen Meisterwerke betrachte, welche die hiesigen Barbaren recht- und unrechtmäßig geplündert und gestohlen haben; und wenn ich dazu bedenke, daß das übrige Nord-Europa zusammen doch wohl noch einmal eine gleiche Menge aus Italien gezogener Stücke besitzt: so sollte ich meinen, das Italien müsse ganz ausgeleert sein. Dem scheint aber doch gar nicht so nach Euern Reden. Dort wachsen wohl die Raphaele wie in Sachsen die Mädchen. Wie das Tropenland seinen Sternenhimmel und seinen üppigen Boden behält, gleichgültig dagegen, wie unsere Gewächshäuser sich mit seinen Producten bereichern, so bleibt Italien Italien, unbekümmert darum, daß jedes Jahr ein nordisches Museum ein paar italiänische Bilder mehr hat. Wer Italien kennt, dem müssen diese Museen recht traurig vorkommen, gerade wie ein zoologisches Museum mit ausgestopften Löwen und Tigern dem, der sie in ihrer Heimath gejagt hat. – Otto Ludwigs Maccabäer[9] kenne ich nicht, und ich wüßte auch nicht, sie mir hier zu verschaffen, wenn ich sie nicht kaufen will, wozu mir das Geld fehlt. Sobald ich aber kann, werde ich nicht vergessen, sie zu lesen auf solche Empfehlung hin! Ich bin schon deswegen neugierig, weil ich gar nicht weiß, daß in dem Schicksal der Maccabäer etwas Tragisches ist. Neulich kam mir eine niederträchtige Tragödie unter die Hände, von der ich die erste Scene, einen Vers aus der Mitte und den letzten Vers las, Heinrich IV von einem Anonymus.[10] So etwas muß mir wirklich zukommen, damit ich mit meinem Deutschthum nicht übermüthig werde. Wo bleiben denn Deine Novellen? Adieu!

Sonntag. Abend. Italien soll gar nicht so schön sein; es soll da keine Büsche, keine Wiesen, keine Lerchen geben. Der Chemiker Mitscherlich[11] hat es mir gesagt. Der Ölbaum, Feigen- und Dattelbaum, und wie sie alle heißen, die sich in den Gedichten so hübsch ausnehmen, sollen lange nicht so schön sein, wie unsere Eichen, Tannen (auch die langen Pappeln?). Der Mann hat vielleicht den „Mai in Sorrent" nicht gesehen. Nun aber will ich nichts mehr von Italien schreiben; sonst glaubst Du am Ende gar, ich hätte eine Wuth gegen Italien (was Du nicht glauben mußt, wiewohl es nicht ganz unwahr ist). Deine Idyllen von Sorrent,[12] (von denen ich bisher zu sprechen vergessen habe, weil mich die Tragödien so

[9] Der Schriftsteller Otto Ludwig (1813–1865) versuchte, in dem biblischen Trauerspiel „Die Makkabäer" (1854) neben der Einzelseele so etwas wie eine „Kollektivseele" zu erfassen.

[10] Nicht zu identifizieren.

[11] Wahrscheinlich der Chemiker Eilhard Mitscherlich (1794–1863), Entdecker der Isomorphie der Kristalle.

[12] Heyses „Idyllen aus Sorrent" (1854) sind in eine leicht autobiographische Romanhandlung eingebettet (der Held heißt „Don Pavolo"!). Don Pavolo, der eine Braut jenseits der Alpen zurückgelassen hatte, begegnet einer hübschen und liebenswerten Neapolitanerin, der von Steinthal erwähnten Mariuccia. Aber der Held besinnt sich, und ihm zu Hilfe kommt wie ein Deus ex machina der „Onkel".

sehr beschäftigten) habe ich mit rechtem Wohlgefallen gelesen. Der Anfang mit Tommaseo (den ich zwar, wie Du nicht zweifelst, nicht kenne) ist recht anregend. Ich kenne Dich zu gut, als daß ich gefürchtet hätte, Du würdest schonungslos gegen ihn sein. Aber jeder andere wirds auch gleich merken, daß Du nicht zu streng gegen „den Ketzer" werden würdest: Also die Wendung wird ganz hübsch. Eben so setzt einen wohl die Mariuccia in eine kleine Angst, in so viel als nöthig ist, um Interesse zu haben, ohne daß einem bange würde. Man ließe sichs gefallen, noch ein wenig weiter ungewiß zu bleiben; aber man ist doch froh, daß das Ende so Alle befriedigt. „Die Furie" ist traurig genug. Was sagte denn Margaritha[13] [sic!] von Mariuccia? – Ich hatte kürzlich in Händen Deines Onkels Catull, Dir gewidmet.[14] Ich blätterte ein wenig darin. Hinterher dachte ich: Wir haben jetzt romantisch christlich germanische Gefühle gegen die Frauen. Aber Anakreon, Cat- und Tibull, Hora- und Proper-z[15] (welche Barbarei!) und Hafis[16] haben doch ganz hübsche Liebeslieder gemacht. Ist nun unsere Liebespoesie so sinnlich wie jene, oder ist jene ebenso überirdisch sinnlich wie unsere? Sag! Der Physiolog Müller[17] meinte, der Sitz und Quell der Liebespoesie wäre in den Hoden. Na so viel ist nicht zu

[13] Anspielung auf Heyses Frau Margarete, die sich in der zurückgelassenen Braut der Novelle wiedererkennen mußte.

[14] Theodor Heyse (1803–1884), ein jüngerer Bruder von Paul Heyses Vater, ging nach dem Studium der klassischen Philologie und mehrjähriger Tätigkeit als Lehrer der Lippeschen Erziehungsanstalt auf Schloß Lenzburg nach Italien; dort wurde Rom seine zweite Heimat. Er war als Lehrer und Erzieher in römischen Fürstenhäusern tätig und hat sich vor allem durch textkritische Editionen von Klassikern und griechischen und römischen Kirchenvätern einen Namen gemacht. Steinthal erwähnt hier die kritische Ausgabe des römischen Lyrikers Catull(us), Theodor Heyses Favoriten („Catulls Buch der Lieder". Mit kritisch verbessertem Text, Berlin 1855). Heyse hat von seinem Onkel Theodor, bei dem er während seines Rom-Aufenthaltes wohnte, ein sehr reizvolles Porträt hinterlassen, in: Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, Berlin [4]1901, S. 122ff.

[15] Steinthal erwähnt hier den griechischen Lyriker Anakreon aus Ionien, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts an den Höfen von Polykrates und der Peisistratiden lebte und dessen Verse großen Einfluß auf die europäische Literatur hatten; das gilt auch für die des römischen Dichters Gaius Valerius Catullus (ca. 84–54 v. u. Zt.); Albius Tibullus (ca. 54–19 v. u. Zt.) und Sextus Propertius (ca. 40–15) sind die beiden bedeutendsten Vertreter der römischen Elegiendichtung; Quintus Horatius Flaccus (Horaz; 68–8 v. u. Zt.), ein römischer Klassiker, dessen Themen Liebe, Freundschaft, Geselligkeit, Politik und Kunst sind. Nach seinem adligen Förderer, Maecenas, ein Freund und Berater des Kaisers Augustus, der ihm ein Landgut in den nahen Sabinerbergen (Horazens „Sabinum") schenkte, nennt man noch heute einen Förderer der Kunst „Mäzen". Nicht zu Unrecht fällt Steinthal bei der Lektüre Heysescher Italien-Dichtung die römische Tradition ein.

[16] Hafis ist der Beina me des persischen Dichters Schems al Din Muhamed (1320–1389), dessen Liebeslieder von großem Einfluß auf Goethe waren („Der West-Östliche Divan", 1814ff.).

[17] Der Physiologe Johannes Müller (1801–1858) hat seit 1830 an der Universität Bonn gelehrt. Von großer Wirkung war sein „Handbuch der Physiologie des Menschen" (2 Bde., 1833–1840). – Vgl. auch Anm. 7 von Brief Nr. 265.





Carl W. L. Heyse und Julie Heyse, geb. Saaling
Photographien nach Portraits unbekannter Hand

läugnen, Hoden und Gehirn stehen in enger Beziehung zu einander. Darum wird der eine verrückt vor Liebe und der andere schmiedet Reime, und dem dritten begegnet beides zugleich, wenn dies nicht schon dem zweiten begegnet ist. Gute Nacht!

Sonnabend den 31. März. Abends. Ich habe heute Nach-Mittag Deine Novellen erhalten[18] und in einem Zuge durchgelesen, bis auf die Marion, die ich ja schon kannte. Ich bin noch heftig erregt von „Am Tiberufer". Diese Novelle ist offenbar die leidenschaftlich ergreifendste von den vieren, und eben darum liebe ich sie, subjectiv für meine Persönlichkeit, weil ich meine Gemüthsstimmung nicht gern so beunruhigt sehe, gar wenig. Je besser die Novelle ist, desto weniger mag ich sie leiden, und fürchte mich nun davor, sie morgen doch wieder zu lesen und immer wieder, gegen meinen Willen. Denn Bianchi und Theodor interessieren mich zu sehr, und nun sind die einzelnen Punkte, deren jeder schon an sich durchaus natürlich aus den Personen und ihren Zuständen sich ergiebt, noch einmal so in einander verschlungen und üben eine so gewaltige rückwirkende Kraft auf ihre Urheber, daß man klar sieht, wie zwar das Schicksal auf uns wirkt, aber daß zuvor wir es sind, die das Schicksal gewirkt haben, daß also der Rückschlag dieses Schicksals unser Wirken auf uns ist. Wenn ich etwas zu wünschen hätte, so wäre es eine größere Gewißheit über Marys Herz und Geist. Sie gibt mir nicht Beweise genug um zu glauben, daß sie ganz Theodors werth sei. Aber ich begreife, daß Theodor es glaubt, und das genügt. Vielleicht auch, daß ich Mary, da sie so zart ist, genauer studiren muß, um die Bedeutsamkeit kleiner Punkte besser zu würdigen. Die drei andern Novellen sind weniger aufregend, tragen aber den Charakter der Novelle viel entschiedener in sich. Marion, ich rede nach der Erinnerung, ist von vorn bis hinten eine heitere Kleinigkeit. Aber groß ist die blinde Marlene, erhaben möchte ich sagen, und der Rückschlag des sehenden Clemens, der ausruft: „ich bin der Blinde, du die Sehende, die Seherinn" ist tief, und zugleich zart. Wolfs letztlicher Brief wirkt noch gut, um jeden Rest von Mißstimmung zu verbannen und vollendetste Harmonie herzustellen. Aber wie könnte man nun hinwi[e]derum dem Wolf, der so abscheulich war, böse sein oder bleiben, da die blinde Seherinn sagt: „Wie viel haben wir ihm zu

[18] Wie schon aus dem ersten Teil des Steinthalschen Briefes zu entnehmen war, hat Heyse offensichtlich auf Kritik und Vorwürfe verständnisvoll und freundschaftlich reagiert und Steinthal auch seine neuste Publikation zur Beurteilung geschickt, eine Sammlung von vier „Novellen", die 1855 in Berlin erschienen war. Alle vier Novellen handeln von einem starken Gefühl der Liebe, das aber nicht durch ein äußeres Ereignis, sondern durch ein konkurrierendes Gefühl in eine Krise gerät. In der erstgenannten „Am Tiberufer" geht es um das Paar Mary und Theodor, in der heiteren Novelle „Marion" um Marion und Adam, in „Die Blinden" um Marlene und Clemens, in der Novelle „La Rabbiata" um Rabbiata und Antonino.

verdanken!“ Siehst Du, das ist auch einer der schönsten Punkte in der Betrachtung der Welt und des Schicksals, daß die Mephistopheles nur dazu da sind, um die schwachen Guten stark zu machen und durch ihre Bosheit das Glück der starken Guten zu sichern. Und weil die Guten im Durchschnitt schwach sind, darum werden die Mephistopheles nöthig. Wer sich aber durch die Ingos, und wie sonst die Teufel alle heißen, verführen läßt, verdient gar nicht den Aufwand, den man zu seiner Verführung macht. Auch psychologisch betrachtet sind die Blinden die bedeutendste der vier Novellen. Marlene, das sieht man auf den ersten Seiten, ihr Augennerv mag *noch* gesund sein, wird doch nicht sehend werden. Sie ist zu zart für die Gefahr des Sehens, deren Ausgang so ungewiß. Die Scheu vor der Gefahr, die, wie *wir* wissen, gar keine war, hat die wirkliche Gefahr oder gar schon den Untergang erzeugt. Nun begreift man auch, wie gerade ein so zartes Gemüth, jetzt mit Grund fürchtend, was sie früher ohne Grund fürchtete, und mit dem Bewußtsein der Schuld, durch ihre Furcht ihr Unglück geschaffen zu haben, eifersüchtig und störrisch wird. Aber noch begreiflicher ist, daß diese Störrigkeit und finstere Entschlossenheit durch ein gelegentliches Wort, das unbeabsichtigt gehört worden ist, zu fester Charakterstärke erhoben wird, durch den Glauben, daß im Schicksal nicht bloß Verstand, sondern auch Vernunft sei. Durch diesen Glauben wird die Blinde Seherinn. – Endlich La Rabbiata. Alle Deine Charaktere haben einen ganz eigenthümlichen Zug gemeinsam, wodurch sie sich als Kinder *Deines* Geistes offenbaren. Ich bilde mir ein, ich würde eine Novelle von Dir unter hundert Novellen von andern ohne Mühe herausfinden. Das ist ein Zug, den man auf Deinem Portrait von Magnus[19] wirklich wiederfindet. Nirgends aber ist dieser Zug so schön und liebenswürdig wie in La Rabbiata. Jeder Strich ist ihr ganzes Bild und sie bleibt sich treu in ihrer Störrigkeit wie in ihrer Liebe. Das ist aber schön, daß diese Liebe auf der Spitze der Störrigkeit und durch diese selbst hervorgerufen, zum Ausbruch kommt. Wer aber nicht ahnte, daß vielmehr umgekehrt schon vorhandene aber zurückgehaltene Liebe die Störrigkeit erzeugt hat, würde sich doch später mit dieser aussöhnen, wenn la Rabbiata es selbst gesteht. Dies Geständniß war aber nicht nöthig für den Leser, sondern nur für Antonino, welcher meinte, La Rabb[iata] habe sich als sie nach Anacapri ging, bloß der schönen Aussicht wegen noch einmal umgewandt. – Gute Nacht.

Montag d[en] 2. April. Seit vorgestern habe ich Ferien. Ich will Dir noch diese Seite voll schwatzen und dann sollst Du das Blatt haben. Ich habe Deine Novellen schon nicht mehr bei mir, ich habe sie gestern einem guten Jungen, einem blondhaarigen, blauäugigen Deutschen geborgt,

[19] Eduard Magnus' Porträt des jungen Paul Heyse stammt aus dem Jahre 1849.

dem Dr. Ahlwardt, der diesen Winter hier arabisch trieb und noch einige Zeit hier bleibt.[20] Er ist aus Greifswald, Sohn des Pindarbearbeiters und Ossianübersetzers. Er ist mir hier ein wahrer Schatz, mit dem ich jeden Sonntag Nachmittag ein vernünftiges Wort rede. Ich will Dir heute noch ein Wort von La Rabbiata sagen. Auch die Einkleidung ist recht schön. Es ist schön, daß man durch den Padre, also in einer Art Beichte, durch La Rabb[iata]'s eigenen Mund belehrt, einen tiefen Blick in den Ursprung ihrer wunderlichen Natur thut. Ihre physische Geburt von einem heftig leidenschaftlichen Vater und einer sanften liebevollen, leidenden Mutter erklärt schon die Mischung von Kraft und Zartheit in ihr, und was sie als Kind und Jungfrau erlebt, die Härte des Vaters und die Krankheit der Mutter muß den Trotz und die Sanftheit erst vollständig entwickeln. Den Padre hat man durch vorangehendes liebenswürdiges Kindergeschwätz auch schon lieb gewonnen; man begreift, daß ihm so gebeichtet wird, und gönnt ihm die Anhörung so schöner Beichte, von der wir ohne ihn nichts gehört hätten. Die Prosa macht sich gut. La R[abbiata] müßte in wunderlichen Versen reden. Aber [die Novelle] die Blinden, glaube ich, hätten in Versen gewonnen. Clemens ist etwas wild, doch immerhin zart und tief genug für Verse. Seines Vaters Würde und fester Charakter würden das Maß der Silben passend ausfüllen und Marlenes Hoheit und Schönheit würden einen Schmuck erhalten haben, der ihnen wohl nicht übel gestanden hätte. Die Blinden haben ja so viel Takt für Rhythmus; Verse wären also eine ganz geeignete Sphäre für sie gewesen. Und die ganze Idealität des Stückes wäre dadurch gesteigert worden. Einerseits kann Dir das nicht entgangen sein, und andrerseits schreibst Du in Versen so leicht und mühelos, denke ich, oder mühevoll, wenn Du willst, als in Prosa. Also warum hast Du keine Verse gemacht? – Ich habe noch gar nicht von mir geredet. Ich befinde mich, was man so nennt, wohl, auf französisch: pas mal![21] So eben erscheint ein Buch von mir: „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander", eine Sünde gegen meine chinesischen Studien, denen ich dadurch viel Zeit und Kraft raubte, und gegen den Weltton und Bescheidenheit; denn schlimmere Kritik hat man noch nicht erlebt. Tausend Leser, wenn ich so viel finde, werden wüthen, und bei tausend Gönnern, wenn ich so viel hätte, würde ich Anstoß erregt haben. Es soll mir aber auch gleich sein; Dein Vater hat mich gelobt und hat meine Kritik „meisterhaft" genannt. Ich habe nicht mehr verlangt.[22] Ich hatte Freitag Brief von Lazarus, und auf meine Anfrage nach dem Befinden Deines Vaters antwortet er mir, er

[20] Sohn des klassischen Philologen Christian Wilhelm Ahlwardt (1760–1830), der seit 1817 als Professor der alten Literatur an der Universität Greifswald lehrte.

[21] Pas mal (frz.), nicht schlecht.

[22] Vgl. Brief Nr. 271 an Carl Wilhelm Ludwig Heyse.

könne nicht finden, daß sich sein Zustand gegen die letzten drei Jahre verändert habe, und man könne seine heutigen Reden über seine Krankheit nicht anders beurtheilen als seine früheren. Man könne nur zugestehen, daß er wahrscheinlich und natürlich heute doch schwächer sei als vor drei Jahren. Adieu!

Montag d[en] 9. April. Ich war genöthigt ein andres Zimmer, wenn auch im selben Hause zu beziehen, und das hat mich vom Schreiben abgehalten. Denn solch ein Umzug ist, meiner Bücher und Papiere wegen, immer umständlich. – Ich habe noch einmal Deine Sorrenter Idylle gelesen und fand jetzt mehr von Deiner Persönlichkeit drin, als ich zuerst beachtete. Ich meine nämlich die Zusammenstellung Deiner selbst mit Odysseus, wodurch der Schlußvers: „Führt ihn dem eigenen (Glück) auch zögernd ein Gott in den Arm!" tiefere Bedeutung gewinnt. Deine Penelopeia[23] hast Du nun glücklich; auch Dein Ithaka?[24] Das meinige ist noch außerhalb meines Blickes. Nur daß Paris es nicht ist, das weiß ich. Jetzt ist der Plan im Gange, nach China zu reisen,[25] wodurch ich von neuem vier Jahre hingehalten würde. Doch ist die Sache, wiewohl sie schon seit Neujahr währt, noch immer unentschieden und sogar sehr zweifelhaft. Ich thue dabei keinen Schritt und warte nur ruhig ab. Nur auf eins halte ich, darauf, daß ich auf alles, was kommen mag, gerüstet bin.

Dein Steinthal

Wie geht es Deinem Weißburschen?[26] von dem ich sehr wenig weiß. Laß ihn und des Publicums Beifall, den er finden wird, Dir nicht leid thun. Solch ein „Realismus", in dem „nichts Schiefes oder Ungesundes ist" ist eine Herme. – Ich erwidere den Gruß Deiner Frau und füge noch einen neuen freiwillig hinzu.

[23] Anspielung auf die Frau Paul Heyses, Margarete Heyse.

[24] Odysseus' Heimat.

[25] Die französische Regierung hatte Steinthal das Angebot gemacht, als Dolmetscher des französischen Botschafters nach China zu gehen; als sich die Angelegenheit jedoch zu lange hinauszog, lehnte Steinthal schließlich ab. Vgl. Bd. I, XCVI und S. 286ff.

[26] Paul Heyses Drama „Der Weißbursch" erschien 1855.

[275] Heymann Steinthal an Carl Wilhelm Ludwig Heyse

Gröbzig den 16. September 1855

Herrn Prof. Heyse, Behrenstraße 58, Berlin

Nun wollen wir Gott danken, verehrtester Herr Professor! In drei Wochen bin ich bei Ihnen. Dann wollen wir zusammen arbeiten, daß es

eine Lust sein soll. Machen Sie Sich nur noch recht stark bis dahin! Ich will auch suchen mir hier noch recht bene[1] zu thun. Ich befinde mich aber recht wohl und war in der letzten Zeit des Pariser Aufenthaltes recht frisch, d. h. jeden Tag kam mir ein Plan zu einer neuen Arbeit in den Sinn. Aufgeschrieben aber habe ich davon nichts; denn ich war reine chinesische Copirmaschine. Bloß lange Zusätze zu meinem Buche, das darin Ausgesprochene ausarbeitend und vertiefend, konnte ich mich nicht überwinden, unaufgezeichnet zu lassen. Ich wollte, ich könnte eine zweite Ausgabe davon veranstalten; es sollte eine verbesserte und vermehrte sein. Jedoch werde ich ja wohl meine Gedanken auch anders anbringen können.

Mit der sicheren Aussicht auf so nahe mündliche Unterredung kann ich nicht viel schreiben.

Adieu!

Ihr Steinthal

Gruß an die Fr[au] Prof[essor]
und Paul nebst Familie.

[1] Bene (lat.; ital.) gut, wohl.

[276] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 3. November 1855

Lieber Paul, wie ich die vier Wochen, welche ich nun schon hier bin, verbracht habe, kann ich nicht sagen; das ist mir noch nie vorgekommen. Ich war oder bin hier, bin aber nicht *hier*; ich habe mein Berlin noch nicht wiedergefunden. So habe ich gelebt zwischen Himmel und Erde schwebend, um Sonne und Sterne kreisend, um mich todtmüde des Abends hinzulegen ins Bett und mir auf die Frage: was hast du denn nun heute gemacht? durch schlafen die mimische Antwort zu geben. Hab ich denn nun schon Deinen Vater gesehen? Eine Thür zwischen mir und ihm ist nicht besser als der große Ocean zwischen uns, oder noch schlimmer; denn solch eine hölzerne Thür ist gräßlich langweilig, und der Ocean ist doch wenigstens der Ocean.[1] Indessen bin ich schon froh, daß mir Dein Vater durch Deine Mutter seine Hefte zur Sprachwissenschaft übermacht hat, freilich ohne nähere Angabe, was ich damit anfangen solle: Ich wollte, ich dürfte so bald wie möglich den Druck besorgen. Das wird aber kein kleines Stück Arbeit sein. Wie die Hefte jetzt sind, können sie dem Setzer nicht übergeben werden. Da sind fortwährend Zusätze zu

[1] C. W. L. Heyses Krankheitszustand hatte sich verschlimmert, so daß Steinthal nicht zu ihm konnte.

Zusätzen, und das Neue macht kleine stylistische Änderungen im Alten nöthig. Auch ist manches bloß auf den mündlichen Vortrag berechnet, was im Druck überflüssig wäre, weil dasselbe dem Auge schon durch die typische Anordnung gesagt wird. Jede Änderung zieht aber eine andere nach sich. Darum wollte ich, Dein Vater erlebte noch den vollständigen Druck, und die Freude einer wirklich anerkennenden Aufnahme beim Publicum gönnte ich ihm obenein.

Lazarus war, als ich hier ankam, auch nicht hier. Nun kam er freilich acht Tage später. Er und seine Frau sind natürlich die Alten; aber es ist jetzt lebhafter in seinem Hause. Er hat erstlich fünf Pensionäre, d. h. fünf rein negative Mächte. Ferner hat sich der Kreis seiner Bekannten vergrößert, was gewiß recht gut ist, nur mir zunächst etwas Neues, und ich habe so wenig Bedürfniß nach Neuem. Das wird aber bald alt werden und vielleicht ganz schön. Wehrenpfennig ist indeß eine bedeutende Person im Staate geworden, Doctor, Lehrer am Joachimsthal.[2] Auch zu ihm stehe ich wie ehemals. Ich esse regelmäßig Mittag- und Abendbrod bei Lazarus und werde sobald sich Raum findet gänzlich zu ihm ziehen. Wenn ich nun noch hinzusetze, daß ich jeden Sonntag Mittag bei meinem Bruder esse, der jetzt hier wohnt und in Gemeinschaft mit seiner Frau mir zwei kleine niedliche Nichten geschenkt hat, so weißt Du schon vollständig, wie ich lebe.[3] Nein, ich habe noch vergessen, daß ich wöchentlich 5 Vorlesungen vor 6 Zuhörern halte. Willst Du mehr wissen, so frag mich.

Seit dem letzten Briefe, den ich Dir geschrieben habe, habe ich wohl mancherlei über Dich und Deine letzten Novellen gedacht, so auf Spazirgängen, und da ist es dann verflogen. Die römische Novelle ist vielleicht Dein *reifstes* Werk von allen, die Du bisher veröffentlicht hast, so reif, daß es vielleicht schon über meinen Horizont hinaus liegt. Willst Du mir antworten, wenn ich Dich frage: Hast Du das Relief Bianchis jemals irgendwo gesehen oder selbst erfunden. Das Ding scheint mir aus einer echten Bildhauerphantasie zu stammen. Es schwebt mir so lebendig vor Augen, als sähe ich es; wenigstens kann ich mir die Reliefs, die ich wirklich gesehen habe, z. B. die Thorwaldsenschen in Frankfurt a. M.

[2] Wilhelm Wehrenpfennig (1829–1900), protestantischer Theologe und Historiker, der sich mit Lazarus angefreundet hatte, zu Steinthal aber nie eine nähere Beziehung gefunden hatte, war 1855 Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin geworden. Er wurde später zusammen mit Treitschke Herausgeber der Preußischen Jahrbücher. Vgl. Bd. I, S. XXIV ff. und bes. S. 63–65, 89 f.

[3] Über den Bruder Hermann, dessen Frau Bertha Steinthal und die Nichten Rosa und Margarete vgl. auch die Briefe Nr. 360–381 und den Stammbaum S. 796 dieses Bandes.

[4] Steinthal meint wohl die Novelle „Am Tiberufer", in der auch der Gemmenschneider Bianchi vorkommt, dessen Relief in Heyses Beschreibung Steinthal so beeindruckt hat. Auch der im folgenden zitierte Ausspruch Theodors stammt aus dieser Novelle.

über den Bethman-Holwegschen Gräbern,[5] nicht so bestimmt vergegenwärtigen. Doch das ist nicht die Reife, von der ich sprach; sie liegt, um es kurz zu sagen, in dem Princip: Alles paßt nicht für alle, welches Theodor ausspricht. Was macht Deine Frau? Dein Franz und Dein Otto?

Adieu!

Dein Steinthal

[5] Der dänische Bildhauer Bertel Thorwaldsen hatte für die international berühmte Bankiersfamilie Bethmann-Hollweg in Frankfurt am Main die Grabmäler geschaffen.

[277] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 26. November 1855

Lieber Paul, Wie es mit Deinem Vater steht, weißt Du durch Deine Mutter. So weißt Du auch, daß zu meiner vollen Ankunft hier, d. h. zu meiner ganzen Rückkehr, noch der letzte Schritt fehlt. –

Auch sonst wüßte ich an meinem neulichen Berichte nichts zu ändern, kaum etwas hinzuzusetzen. Ich bin nun schon an die Wirkungen während meiner Abwesenheit gewöhnt. Unsere Freitag-Abende sind vorüber.[1] Jede schöne Stunde ist ein Individuum, vergeht und kehrt nie wieder, als Individuum: so wollen es die Mächte der Wirklichkeit. Um wie viel weniger werden sie gestatten, daß eine mehrjährige Reihe von schönen Abenden, abgebrochen von denen selbst, welche sie geschaffen haben, sich wiederaufnehmen ließe! Sie ist hin! gesegnet ist ihr Andenken. Da ich das einmal weiß, so will ich auch weiter nichts als dieses Andenken. Wir sind nicht *Herr* jener Mächte; aber wir spotten ihrer so gut wie der [,] der im Himmel thront. Haben nicht *wir*, zwar nicht die Stunde, aber doch die Schönheit jener Stunde geschaffen? So nehmt nur immerhin, was euer ist. Wir nehmen euch dafür eine andere Stunde, um sie mit den Gebilden unser[er] Schöpferkraft zu schmücken: wir schaffen uns Ersatz. Du weißt, ich esse täglich Mittags und Abends bei Lazarus, und nach dem Essen plaudert man, bald ein, bald zwei Stündchen, bald auch noch mehr. Die Gesellschaften bei Lazarus mußt Du Dir aber nicht langweilig vorstellen. Da wird doch immer noch Geist genug aufgewandt. Aber es sind eben geistreiche Gesellschaften mit den von früher her eingeführten gemüthlichen Formen; aber die Glieder dieser Gesellschaften sind nicht wie früher so gemüthlich an einander gebunden. Mir scheint, in zehn Jahren werde Lazarus einen Salon haben, in den man sich von allen Seiten

[1] Am Freitagabend, d. h. zu Beginn des Schabbath, hatten sich vor Steinthals Abreise nach Paris die engsten Freunde von Lazarus in dessen Haus am Königsplatz eingefunden. Vgl. auch Bd. I, S. XCV.

drängt, und wo so viel Geist sein wird, als jemals in Soiréen war und wo nur eins fehlt, was allen andern auch fehlte, das Schabboßlicht. Wir aber, wie gesagt, zünden es jetzt an, wann die Neschomo jesseiro[2] über uns kommt, unbekümmert um den Kalender.

Nun aber der Mittwoch-Nachmittag?[3] was machst Du an ihm, sag! Er ist auch hin! Aber da wir keine Christen sind, so sollen ihn die Lebenden begraben, wie sie es verstehen, begraben lebendig erhalten, der Auferstehung gewärtig.

Du trinkst wohl jetzt echtes Bier? Trinke nur immer eine gute Flasche Wein nach. Was soll man auch weiter thun? aber so wird es hoffentlich gehen. Trinken muß man; aber jeder ist nicht in der Champagne zu Hause; so trinkt man *etwas*. Ich bin nicht unzufrieden, ich bin auf Wasser gesetzt, und Berlin hat gutes Wasser. Wer auch kein Pindarianer ist[4] und mich nicht beneidet, der wird mich doch nicht beklagen.

Adieu!
Dein Steinthal

Seegershof 2

Dienstag Nachmittag.

Ich erbreche diesen schon versiegelt gewesenen Brief. Ich erhielt soeben die Nachricht vom „Sinken und Steigen" Deines Vaters.[5] Er ist also auch hin wie jene Abende und jene Nachmittage; meine Rückkehr ist unmöglich. Ich werde ihn nicht wiedersehen. Aber ich werde ihn sehen, anders! schauen!

Ich bin nun alt geworden; das ist das Zeichen: mein Herz ist ein Grab!

D. O.

Der Mensch steht in prästabilirter Harmonie zu seinem Schmerz; darum liebt er ihn und verwünscht überflüssige Tröster.

[2] Am Schabbath hat der Jude eine „neschomo jesseiro", eine „zusätzliche Seele".

[3] Wo diese Mittwoch-Nachmittage stattfanden, konnte ich nicht eruieren.

[4] Von dem griechischen Dichter Pindar wurde der Vers überliefert: „Das Beste ist das Wasser" (Ol. 1.1).

[5] Paul Heyses Vater starb am 25. November 1855.

[278] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 3. Januar 1856

Lieber Paul, Seit Freitag wohne ich hier, und seit Sonnabend will ich Dir schreiben. Konnte ich aber wohl dazu kommen? In dieser unruhigen Woche! – So wohne ich denn nun im Zimmer Deines Vaters und arbeite am Werke Deines Vaters. Da ist einem ganz wunderlich. Tausend Wün-

sche und tausend Fragen drängen sich, und weil keine Antwort erfolgt[,] drängt man sie alle zurück. Sie wühlen aber in der Tiefe, auf dem Grunde, nicht minder, und man spürts am dumpfen Rauschen. Ich arbeite aber flott weg und hoffe bis Ostern mit dem ersten Theile fertig zu werden. Dein Vater hatte in der Sprachwissenschaft von Niemandem etwas Wesentliches gelernt, nicht einmal von Humboldt, bloß von mir; ich kam ihm aber zu spät. Er hat in den drei oder vier Jahren von 1848–52 mehr an seinen Heften umgearbeitet als in den 15 Jahren von 1833–48. Aber es fehlte ihm die physische Kraft, die Zeit, zur vollen consequenten Durcharbeitung der Ideen, die ich ihm unentwickelt und voll von Gährungsstoff hinwarf. Der zweite Theil leidet am meisten. Seine ganze Stellung scheint mir inconsequent und unhaltbar. Ich könnte diese Inconsequenz völlig verwischen, wenn ich den zweiten Theil als einen speciell ausgeführten Paragraphen des ersten mitten in den ersten hineinstellte, also die ganze Zweitheilung aufhübe, und die Dreitheilung des ersten Theils als die Haupteintheilung des ganzen Werkes gelten ließe. Das werde ich nun zwar nicht so ausführen, aber ich werde das in einer Vorbemerkung zum zweiten Theile sagen, wenn ich nicht noch irgendwo finde, daß sich Dein Vater ausdrücklich gegen solche Umstellung ausgesprochen hat, oder daß er wenigstens etwas bemerkt hat, wodurch sie folgerechterweise unmöglich würde. Dann würde ich alles stillschweigend so lassen, wie es ist. Denn ich strebe allerdings nach völlig treuer Veröffentlichung des Vorhandenen ohne Änderung und ohne Kritik, die ich mir für eine ganz andere Gelegenheit aufspare. Änderungen aber, selbst kleine, könnten große Dunkelheiten erzeugen und sogar zu wahren Verfälschungen werden.

Den 4. [Januar]. Über diesen zweiten Theil ließe sich viel sagen, und dann werde ich es vielleicht für gut finden, nichts zu sagen.

Mit Deiner Mutter scheine ich ganz gut zu stehen. Einerseits viel Zuvorkommenheit und andrerseits nur geringe Störungen durch kleine Anfragen, kurze Mittheilungen. Kurz es geht eigentlich sehr gut, und wenn alles so bleibt, so werde ich mich noch mehr daran gewöhnen, und es wird durch die Gewöhnung noch besser werden, so gut, daß ich es schmerzhaft fühlen werde, wenn dies Verhältniß aufhören wird.

Weiter weiß ich Dir aber auch wiklich gar nichts zu schreiben. Und doch! Soeben hat mich Deuschele[1] [sic!] verlassen, nach kurzer Unterredung. Gestern Abend war ich mit ihm bei Lazarus zusammen. Er ist nicht übel; geistig ganz frisch, strebsam. Wir besprachen freilich nichts Bedeutendes, aber ich fühlte doch ihm gegenüber niemals eine Leere, und das ist

[1] Julius Deuschle war ein Studienfreund von Lazarus aus dem Kreis des Heyseschen Hauses.

schon etwas, läßt sogar voraussetzen, daß wir bei mehr Zeit noch mehr in die Sachen hineingekommen wären. Lebe recht wohl!

Dein Steinthal

Gruß an Deine Familie.

D[en] 5. Deine Mutter hat wirklich eine Aufmerksamkeit für mich, wie sie sich ein Besuch nicht größer wünschen kann.

St.

[279] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 24. Januar 1856

Lieber Paul,

Dein Kosaken-Lied ist gefunden, ohne Mühe, und Deine Mutter schreibt es Dir ab. – Sonst geht alles gut. Das erste Drittel des ersten Theils der Sprachphilosophie[1] ist seit länger als 8 Tagen vollendet. Die Durcharbeitung eines noch kaum berührten Punktes in der Sprachphilosophie für meine Vorlesungen, oder vielmehr für mich selber, unterbrach mein Bemühen für Deinen Vater. Unterdeß lag aber das M[anu]s-[cript] nicht brach. Der Buchhändler hat es verlangt mit meiner Redaction, um beides vom Buchdrucker abschätzen zu lassen. So ergab sich denn, daß, vorausgesetzt, meine Redaction behandle die folgenden Theile wie den ersten, das ganze Werk ein Buch von schwerlich 30 Bogen haben wird,[2] freilich Bogen, wie in meinem letzten Buche, 40 Zeilen auf der Seite, und der Raum von 60 Buchstaben auf der Zeile. Für solchen Bogen bekomme ich 1 fr.d'or Honorar. Mit folgendem Zusatze. Man wird eine Auflage, nicht von 500, wie gewöhnlich geschieht, sondern von 750 drucken. Wenn aber 500 Exemplare verkauft sind, bekomme ich von neuem ½ fr.d'or für den Bogen, gerade als wäre eine neue, halb so starke Auflage gedruckt. Der Preis des Buches soll so billig wie möglich angesetzt werden. Wenn ich nicht wüßte, daß von der Dummheit der Menschen nicht groß genug gedacht werden kann, so würde ich mit Sicherheit auf starken Absatz rechnen. So aber hoffe ich bloß, der Buch-

[1] Heyses wissenschaftliches Hauptwerk, „System der Sprachwissenschaft", das Steinthal mit großem Engagement und unter Hintanstellung seiner eigenen Arbeiten unmittelbar nach dem Tode des Autors zum Druck vorbereitete, erschien noch im Jahre 1856 bei Ferd. Dümmler in Berlin, mit einer Vorrede von Steinthal (S. I–XII).

[2] Also knapp 480 Seiten nach der vorläufigen Kalkulation; das fertige Buch zählte, außer Steinthals Vorrede, 476 Seiten.

händler werde zu seinem Gelde kommen, meine halben goldenen Fritze aber werden in partibus infidelium[3] bleiben.

Weiter habe ich Dir nichts zu schreiben.

Ich habe gestern mit Lazarus von Deiner [Novelle] „Am Tiberufer" gesprochen. Er tadelte den *Zufall,* daß Theodor die Catherine Abends am Kahne trifft, wovon die Entwickelung abhängt. Ich sagte, erstlich in der Novelle nähme man das wohl nicht so genau. Zweitens wäre zu überlegen, was thut denn der Zufall? Gesetzt er wäre nicht eingetreten, wäre die Sache anders abgelaufen? Mir war nämlich[,] als wollte sie Bianchi ja doch dem Theodor abtreten. Lazarus meinte, nein; er wolle sie nur entfernen, um sie zu behalten; und ich mußte ihm hierin nachgeben. Was sagst Du? Übrigens stimmte mir auch Lazarus bei, daß das Deine reifste Novelle wäre.[4]

Ich habe in diesen Tagen die Frithiofs Sage[5] gelesen. Es scheint mir viel Schönes drin zu sein; aber das Ganze kommt mir nicht rein vor. Ich fühle eine gewisse Disharmonie zwischen der Einfachheit des Stoffes und der künstlichen Darstellung in Vers und Gedanken; es scheint mir alles so modernisirt, so romantisch und nun endet der gute Tegnér sogar mit einer lichtfreundlichen Predigt, wie ein Central-Hegelianer. Der alte Heiden-Priester gibt sich eine Ohrfeige mit der Jungfrau=Kind, hoffend, man werde ihm das so hoch anrechnen, daß ihm die Spätern härtere Backpfeifen erlassen werden. Urdeutsche Kraft bricht mir aus dem Dinge nur sehr stellenweise hervor. Der Schluß aber, klingt das nicht accurat als wenn die alten Normänner um Entschuldigung bitten sollten: nehmt's nicht übel ihr lieben christlichen Nachkommen, daß wir so frei gewesen sind, derbe Heiden zu sein! Überdies wollt es nur recht bedenken, wir sind so arg nicht gewesen. Wir haben auch Sühne, Versöhnung und Balder; in unsren bessern Stunden haben wir das Christenthum geahnt.

„Verachtet uns also nicht, die wir treu gesucht
Mit unverwandten Augen jenen Götterglanz."

Geh zur Hela, liebster Tegnér! Frithiof, zu deutsch: Freidieb, schämt sich seines Namens und seines Lebens nicht und braucht zwar Sühne, nur nicht deine Apologie! Der Mann hatte kein Zutrauen zur Sache, deren Dichter er sein will; darum wird er auch nicht ihr Homer. Er hat kein Zutrauen zu seiner Sache, weil er ihre Kraft nicht in sich hat. Sonst hätte

[3] In partibus infidelium (lat.), bei den Treulosen.

[4] Vgl. Anm. 18 von Brief Nr. 274.

[5] Der schwedische Nationaldichter Esajas Tegnér (1782–1846), seit 1810 Professor der Ästhetik und (seit 1812) Gräzistik, seit 1824 Bischof von Växjö, wurde auch der Erneuerer der alten isländischen Frithjofssage, deren Härten er glättete. Der Romanzenzyklus „Frithjofssagan" erschien von 1820 bis 1825 und wurde in alle europäischen Sprachen übersetzt.

er es nicht gescheut, beim einfachen epischen Verse zu bleiben und wäre nicht dithyrambisch und scenisch geworden.

Was macht Dein Otto?[6] Laß ihn gut werden.

Adieu!
Dein Steinthal

Gruß an Deine Dreieinigkeit![7]

[6] Das Trauerspiel „Otto III.", an dem Paul Heyse arbeitete.
[7] Gemeint ist wohl Paul Heyse, seine Frau Margarete und sein Sohn Franz.

[280] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, Februar 1856

Über den Zufall, lieber Paul, denke ich so.[1] Er ist nicht das Ursachlose, auch nicht das, dessen Ursache uns unbekannt ist; sondern das, was in sich selbst keinen Zweck hat. Er ist das reine Wirken der Kraft, welche rücksichtslos wirkt, wie sie nicht anders kann. Zufall umfaßt also das ganze Reich der Causalität, der materiellen und geistigen, das Reich des Mechanismus, der Gesetzlichkeit. Für den Zweck eines Subjects ist die ganze Natur und alle geistige Kraft, alles *Dasein* – Zufall. Das Subject steht also mit seinem Zwecke dem Zufall so gegenüber, daß es allemal *mit* dem Zufall, oft aber theils mit[,] theils gegen und trotz ihm den Zweck verwirklichen soll. *Wie wird sich solches Subject bei solchem Zufalle benehmen?* das ist das Interesse, welches ich bei der Beobachtung der Wirklichkeit oder Dichtung habe. Hiernach wäre dem Dichter selbst für die Tragödie gestattet, das ganze Reich der Möglichkeit als Zufall seinem Helden entgegenzustellen; nur in der Art wie sich der Held dagegen beträgt, ist der Dichter an den Charakter gebunden, den er dem Helden gegeben hat. Nur andere, aber gewiß mehr oder weniger untergeordnete Rücksichten, beschränken diese Freiheit des Dichters, z[um] B[eispiel] die Forderung größtmöglicher Einfachheit, Abrundung u.s.w. Allen Zufall wegschaffen wäre Unsinn, das hieße alles Gegebene wegschaffen. Dringt also der Zufall principiell in jede Dichtung ein, so ist das Mehr oder Minder unwesentlich. Nur Eins! Lazarus sagt, er erlaube dem Dichter den Zufall zur Anknüpfung und zu weiterer Verknüpfung bis zur Lösung; diese dürfe nie durch den Zufall herbeigeführt werden. Hiernach würde er (ich habe ihn nicht danach gefragt) Romeo tadeln müssen. Ich tadele ihn nicht und auch nicht den Zufall am Tiberufer. Denn weder hier

[1] Wahrscheinlich hatte Lazarus' Kritik bei Paul Heyse theoretische Fragen über Zufall und Notwendigkeit ausgelöst, Fragen, die ihm auch bei der Gestaltung seines Trauerspiels „Otto III." wichtig waren und die er deshalb Steinthal vorlegte.

noch dort hat der Zufall die Lösung herbeigeführt; sondern am Zufalle hat der Held sie herbeigeführt. Wäre Romeo nicht Romeo gewesen, würde wohl sein Zufrühkommen etwas geschadet haben? Aber weil er dieser Romeo ist, darum richtet er *selbst sich* zu Grunde am Zufalle. Ebenso wenn Theodor die Katharina nicht gefunden hätte, so würde die Lösung wenig anders ausgefallen sein; daß er diesen Zufall so zur Lösung benutzt, das ist sein Charakter, das ist er. Das Eine also was ich verbiete, ist: der Zufall muß nicht den Helden tödten, es darf kein Stein vom Dach auf ihn fallen (doch wenig verlangt!), sondern jeder tragische Held muß ein Selbstmörder sein, im weitesten Sinne des Wortes, wenn er sich auch nicht in *sein* Schwert stürzt, er muß sich aber in den Tod *stürzen*.

Ich glaube, Du hast alles dies in Deinem Briefe schon besser gesagt, als ich hier gethan. Der Zufall ist eine furchtbare Macht, furchtbar vorzüglich wegen unserer Reizbarkeit gegen ihn. Ich begriffe, es könnte eine Tragödie geben, welche darstellt, wie jemand des Morgens beim Aufstehen sich mit dem Fuße am Stuhle oder Bette stößt, dann indem er etwas zum Fenster hinauswerfen will, das Fensterkreuz trifft, u.s.w. sich schon um 4 Uhr Nachmittags voll Verzweiflung über solche Miseren eine Kugel in die Stirn jagt. Furcht und Mitleid kann solche Geschichte genug erregen.

Du hättest ganz recht, Dich nicht durch zu strenge Theorien zu fesseln; da sie nicht bloß ausschließlich auf die allerbesten Producte gegründet, sondern ein ganz ideales Abstract sind, dem am Ende gar keine Realität entspricht.

Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Du mein Buch[2] mit so viel Interesse liesest, wiewohl Du eigentlich doch ein sehr gelehrter Mensch bist, so gelehrt, daß neulich Jemand gegen mich sein Bedauern aussprach, daß Du nicht lieber alle Poeterei fahren lassen wolltest und lieber bei der romanischen Philologie bleiben. Wie könntest Du als Dichter jemals etwas produciren, wodurch Du Dich um Gott und d[ie] Welt so verdient machen könntest, als durch Deine Inedita![3] Ich für mein schwaches Theil habe doch noch lieber Deine Edita und freue mich recht auf Deine Noch-Inedita, den Otto z[um] B[eispiel].

Adieu!
Dein Steinthal

[2] Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniß zu einander, Berlin 1855.

[3] Inedita (lat.), [noch] nicht herausgegebene Schriften. Steinthal spielt hier auf die romanistischen Studien Paul Heyses in Italien an, die 1856 bei W. Hertz in Berlin unter dem Titel „Romanische Inedita auf italiänischen Bibliotheken, gesammelt von Paul Heyse" erschienen waren.

[281] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 16. Februar 1856

Lieber Paul, Hast Du schon einmal von mir gehört, ich hätte keine Zeit, ich hätte zu viel zu thun? Nun so höre es jetzt zum ersten Male. Ich bin wie von einer Lesewuth befallen, nicht wie Einer, der endlich aus trägem Schlaf erwacht; sondern wie Einer, der das Lesen schon kennt und immer nicht übel gelesen hat. Dann freilich gibt es auch immer so kleines Schicksal oder Teufelsspiel. Daher diese Zeilen später als ich wollte. – Die von Dir vorgeschlagene Grabschrift[1] scheint uns, Lazarus und mir, ganz gut, d. h. es ist nichts dagegen zu sagen; aber freilich auch nichts rechtes dafür. Sie ist nicht individuell genug. Man hat dabei nicht das Gefühl, nur dies und nichts anderes konnte gesagt werden. Sie *kann* also bleiben, wenn Du nichts Besseres findest oder machst. Ich schlage Dir folgende Inschrift vor:

Von ihm lernte
der Weisheit Jünger und der Knabe des Dorfes
der Muttersprache tiefe Innigkeit,
klassischer Rede schöne Plastik
und der menschlichen Sprache verhülltes Wesen.
Doch mehr noch als der Ruhm war und ward ihm
die Achtung der Wenigen und die Liebe der Seinen.

Das ist meine Prosa. Lazarus findet den Inhalt derselben passend, aber wünscht knappere Form. Du brauchst und wirst Dich durch nichts binden lassen und ich schicke Dir meinen Vorschlag nur, damit Du deutlicher siehest, was wir meinen. – Professor muß wohl stehen bleiben, weil es der officielle Ausdruck ist und gesagt werden soll, welche Stellung der dort Ruhende in der Welt einnahm. Welche Stellung die Welt in ihm hatte und hat, das sagt das hinzugefügte Epigramm.

Adieu, lieber Paul, deute mein Schweigen nicht falsch und sage Deiner Mutter, sie solle mir nicht böse sein, wenn ich nicht so oft zu ihr komme.[2] Leb recht wohl und glücklich!

Dein Steinthal

Deuschles Recension über mein vor zwei Jahren erschienenes Buch ist jetzt zu lesen[3] – eine gewissenhafte Arbeit mit einigen selbständigen

[1] Die Inschrift für den Grabstein von Carl Wilhelm Ludwig Heyse.

[2] Die Mutter von Paul Heyse, Julie Heyse, geb. Saaling (1788–1863), blieb nach dem Tode ihres Mannes in Berlin wohnen und hatte sich nach Steinthals Editionsarbeit am Werk ihres Mannes sehr an die Besuche seines anhänglichsten Schülers gewöhnt.

[3] Hier liegt wohl ein Irrtum Steinthals vor, der eine Rezension seines 1855 erschienenen Buches „Grammatik, Logik und Psychologie. . ." meinte.

Bemerkungen. So werden wir denn auch wohl nach einiger Zeit eine Recension des Systems der Sprachwissenschaft zu lesen bekommen.

Das fehlt noch! Der Mahn muß mir erst noch Franzosen auf den Hals schicken, die mir den Vormittag rauben.

[282] Heymann Steinthal an Paul Heyse

[Zum 15. März 1856]

Zu Deinem Geburtstage, lieber Paul, den herzlichsten Glückwunsch: Kraft und Muth! die schöne Mitte zwischen Selbstgewißheit und Verzagtheit! Glück im Leben und Glück im Schaffen! Gnade von Gott und Gunst bei den Menschen!

Ich befinde mich in unverändertem Wohlsein. Morgen werde ich auf 10 Tage zu meiner Mutter reisen, um die Jahreszeit meines Vaters und dann den Purim mit ihr zu verbringen.[1]

Ich lese jetzt den Don Quixote,[2] der wunderliche Gedanken in mir erregt, vorzüglich den Wunsch, auch ein guter Dichter zu sein, um dann einen *anderen* Don Quixote zu dichten, der über den des Cervantes wie der Himmel über die Erde, oder wenn Du willst, wie die Erde über den Himmel erhaben sein soll. Sagt man mir aber, ich sei nicht der erste Cervantes, sondern der tausendste Don Quixote – n'importe[3]!

Lebe recht wohl!
Heinrich[4]

[1] Der Vater Heymann Steinthals, David Steinthal, war im März 1832 gestorben; Steinthal schreibt in Erinnerung an seinen Tod am 16. März 1856 an Lazarus aus seiner Heimatstadt Gröbzig (vgl. Bd. I, S. LXXXII ff. und S. 290 ff.). Der „Purim" ist ein fröhliches Fest, das auf den 14. Adar fällt (Februar-März) und bei dem die Errettung der persischen Juden vor dem Anschlag Hamans gefeiert wird (Vorlesung der Esther-Rolle).

[2] Das große epische Werk „Der scharfsinnige Ritter Don Quichote von der Mancha" ist das Hauptwerk des spanischen Dichters Miguel de Cervantes-Saavedra (1547–1616); der erste Band erschien 1605, der zweite 1615. Steinthal identifiziert sich hier am Ende mit der geistvollen Rolle des idealistischen Narren Don Quichote, der, beflügelt von alten Ritterromanen, aufbricht, um das Elend und das Unrecht aus der Welt zu schaffen.

[3] N'importe! (frz.), macht nichts!

[4] Eines der ganz wenigen Zeugnisse, in denen Steinthal den – neben Heymann ebenfalls – überlieferten Namen „Heinrich" (für das hebr. „Chajim") nennt.

[283] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 24. März [18]56

Deinen Brief, lieber Paul, vom 6. d[ieses] M[onats] habe ich am Tage vor meiner Abreise durch Mahn erhalten. So kann ich ihn erst heute beantworten. – Dein Auftrag soll nach Wunsch ausgeführt werden. – „Auf den Otto mich umsonst gefreut zu haben", fürchte ich noch nicht. „Sieben vorgeschobene Riegel" werden gelegentlich auf einen Ruck zurückgezogen; und daß Du vom Otto „befreit" bist, ist mir lieb. Ich weiß von Deiner Mutter, daß er eine sehr ungünstige Kritik erfahren hat;[1] und ich begreife recht wohl, daß Dich das – nachdem Du Dich so viel um ihn bemüht, vielleicht auch schon ganz anderes von seiner Zukunft geträumt hast, – so zu sagen ganz perplex gemacht hat. Unser Geist ist nun einmal so eingerichtet, daß jedes *unerwartete* Hinderniß unübersteiglich scheint. Wir haben ein Brett vor den Augen, und glauben darum vor dem Ende der Welt zu stehen. Nimm diesen Ton nicht übel; der Teufel weiß, warum er mir heute gerade so entfährt. Du siehst wohl ein, daß ich Dir nichts Specielles sagen kann. Ich kenne weder Deinen Otto, noch das kritische Talent und die ästhetische Bildung deines Kritikers, habe also für die Werthschätzung seines Urtheils gar keinen Maßstab, keine Handhabe. Aber ich rathe Dir, nach allgemeiner Ansicht, laß die Sache ein wenig ruhen. Fürs erste denke weder an Otto noch an die Kritik und thu, wozu es Dich treibt. Über kurz oder lang wirst Du, das weiß ich, sei es durch Zufall, sei es durch innern Reiz getrieben, wieder an die Sache gerathen, und sie wird Dir dann ganz anders erscheinen. Nicht als ob Dir die Kritik weniger begründet vorkommen würde, obwohl auch dies geschehen kann; vorzüglich aber meine ich, daß Du finden wirst, die gemachten Vorwürfe seien so schlimm nicht; es ist ihnen abzuhelfen. Hier eine Scene umgearbeitet, dort eine neue hineingearbeitet, dafür dort eine gestrichen – kurz das wird sich alles machen lassen. So werden drei Viertel der vorgeworfenen Fehler beseitigt, ein Achtel wird sich als unbedeutend herausstellen und das letzte Achtel läßt man stehen zur Freude aller Lober und Tadler. Wie bald Du zur Ausführung dieser Verbesserungen kommen wirst, das hängt von vielen Dingen ab; braucht aber auch nicht eben lang zu dauern. Vielleicht gabelst Du noch eine alte Chronik auf, die Dich ein paar neue charakteristische Züge kennen lehrt, oder einen charakteristischen Zug. *Ein* Wort kann unberechenbar wirken. Was wärs auch für ein Unglück, dem Otto zu leihen, was einem Heinrich oder Friedrich gehört? wenn's nur gerade in Deinen Kram paßt.

[1] Heyse hatte das Trauerspiel „Otto III.", das in der fertigen Fassung seinem eigenen Urteil nicht genügte, trotz Geibels Beifall völlig vernichtet.

Das ganze deutsche Mittelalter kann und muß in *einer* Tragödie liegen. Das nenne ich epitomiren.[2]

Adieu!

Dein Heinrich

[2] Epitome (griech.), Auszug aus einem Schriftwerk, Abriß; das von Steinthal gebildete „epitomieren" bedeutet soviel wie „einen Auszug herstellen".

[284] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 1. Mai 1856

Bist verdrießlich, lieber Paul? Ich dachte, das hätte ich gepachtet. Machst Du es nun nicht auch so, wie ich, und bist verdrießlich über Dein Verdrießlich? Denn das ist erst das echte, speculativ-dialektische Verdrießlich, dieses Verdrießen des Verdrießens, der reine sich in sich selbst bewegende Verdruß im grauen Höllenäther. Ich weiß nicht mehr, was ich sonst immer zu mir sagte – vielleicht sagte ich gar nichts – jetzt aber sage ich immer zu mir: Que voulez vous? c'est comme ça![1] Stünde jetzt auf diesem Papiere, was ich im Kopfherzen habe, dann wäre zwar nicht gerade ein Klecks darauf; aber die Reihen liefen so durch einander, und die Buchstaben lägen so in einander, daß doch nur der Teufel draus klug werden könnte, weil er allein gewinnt, wenn wir nicht aus uns klug werden können. Und also thuts mir nicht leid, daß ich nichts zu Papier bringen kann.

Es muß wahr sein, die Göttin oder der Gott hat es ja selber gesagt, der wahre Fortschritt des Menschen in der Erkenntniß ist bloß mit der bessern Selbsterkenntniß gegeben. Je mehr man sich aber erkennt, man wird nicht alle Tage neue Kräfte in sich finden, umgekehrt, wenn nicht immer neue Mängel mindestens neue Beweise für alte Mängel. Ein Narr müßte man sein, wenn man da nicht verdrießlich werden sollte. Man möchte hegelsch werden! Es ist alles zu wunderlich; man kann in sich hineinreden so viel man will, man bleibt doch immer bei einem und demselben Punkte stehn, wie eine Frau. Wenn einer blind oder taub ist, dann verlangt man nicht, daß er sehen oder hören solle; sondern man hat Mitleid mit ihm. Hat aber einer gesunde Augen und Ohren, und er weiß nicht, was schön ist, dann wird er nicht bemitleidet, sondern verachtet: „es ist ein ungebildeter Mensch." Und ich darf den Leuten keinen Vorwurf daraus machen; denn ich sage zu mir selber ganz eben so: hat Augen und sieht nicht was schön ist; hat Ohren und hört nicht was schön ist.

[1] Que voulez vous? c'est comme ça! (frz.), Was wollt Ihr? Das ist nun einmal so!

Schmeiß mich zum Publikum, lieber Paul. Dein Cimone hat mir aber sehr gut gefallen, zumal die erste Hälfte.[2] Das ist der liebenswürdigste Humor. Die Parabasen sind gefällig. Der Wechsel reinster Poesie mit leichtem Spiel macht sich durchaus natürlich. Diese heitere Idylle ist so ganz mein Geschmack. Im zweiten Theile wird die Action lebendiger. Cimone soll nicht nur unsere Liebe haben, er soll sich auch unsere Achtung gewinnen und sich seine Geliebte verdienen. Die Liebe soll zeigen, welch ein Feuer sie anzuzünden, welche Kraft sie zu erwecken vermocht hat. Das ist unerläßlich, und Du hast es gethan. Bloß, wenns denn doch einmal laut hergehen muß, so hätte ich gern gesehen, es wäre *recht* laut hergegangen. Revolution, Fürstenvertreibung, Freiheitsglück und Cimone: Volkstribun. Aber zu einer verlassenen Geliebten zurückkehren, weil man sieht, es könnte übel aufgenommen werden: das behagt mir nicht. Ich liebe Trumpfen u. Stechen[,] wenns denn doch einmal sein muß. Was sagt denn Dein Schwiegervater?

Ich hatte Dir wirklich ganz andere Dinge schreiben wollen, so recht trostreiche, ermuthigende. Nur immer drauf los. Denkst Du denn, wenn Du alles was Dein Schwiegervater verlangt und was Ribbeck verlangt zur Zufriedenheit corrigirt hast, daß Du es dann *Allen* schon recht gemacht hast? Ein bischen mehr oder ein bischen weniger! Wie es ist, ists; und wenns nur gut genug ist.

Ich habe verdammt viel zu thun, sage ich Dir, und ich schreibe bloß, weil Feiertag ist. Die Bibliothek ist schon fort aus dem Hause. Von Deines Vaters philosophischer Grammatik habe ich soeben die Correctur zum fünften Bogen erhalten. Aber im Manuscript habe ich den ersten Theil noch nicht vollendet und im September soll der ganze Druck vollendet sein. Außerdem wöchentlich 7 Stunden Vorlesungen, dabei 2 chinesisch. Und nun soll noch der Druck einer afrikanischen Grammatik besorgt werden. Ich weiß gar nicht, wie ich das zu Stande bringen soll.

Adieu, lieber Paul, es ist wahrhaftig alles so schlimm nicht. Es sieht nur manchmal so aus. Und dann verdaut man manchmal nicht gut. Dann fließt das Blut träge und die Gedanken auch. Das verstimmte Gehirn erzeugt einen grauen Gedanken. Dann ists wie wenn sich ein Kristall bildet. An den ersten Gedanken schießen andere an, jeder grau und jeder durch den andern grau erhellt. Aber das vergeht, und man muß nur warten. Und am Ende, Donnerwetter, man kann sich doch nicht todt machen und es nützt auch nichts. Also immer zu! Leb' wohl!

Dein Steinthal

[2] Cimone ist eine Hauptfigur in Paul Heyses Versnovelle „Braut von Cypern".

[285] Heymann Steinthal an Paul Heyse

[20. December 1856]

Lieber Paul,

daß Du mir Deine Braut von Cypern[1] nicht geschenkt hast, kann ich Dir noch weniger übel nehmen, als ich zu fürchten habe, daß Du böse sein könntest, weil ich Dir Deines Vaters Sprachphilosophie[2] nicht geschickt habe. Mit zehn Freiexemplaren reicht man nicht weit, das weißt Du; mit dreißig reicht man nicht weiter, das weiß ich. Aber wenn nur Lazarus sein Exemplar bald bekäme, daß ich es während der bevorstehenden Ferien lesen könnte. Denn sonst bin ich mit Arbeiten überhäuft, und zwar mit interessanten, was noch schlimmer ist. Darum konnte ich Dir auch noch nicht schreiben und werde Dir den ganzen Winter nicht viel schreiben können. Ich bin hier viel weniger schreibselig als in Paris, was ich mir daraus erkläre, daß ich hier zu keinem vollen Gefühl komme weder des Verdrusses noch der Freude. Ich aber liebe eigentlich das Volle, das rechte Entweder-Oder.

Was macht Deine Thekla?[3] Deine Margarethe und Fränzchen?[4] Erlaube mir auch, nach Deinem Otto[5] zu fragen. Shakespeare durfte seine Königinn in den Windeln auf die Bühne zu bringen; Du aber darfst Kaiser Joseph nicht anrühren. Der brauchte aber weniger Exposition als Otto; denn vom Concordat reden die Zeitungen. Ihr neuen Dichter müßt nothwendig dramatisch geschickter werden als Shakesp[eare]. Die Umstände zwingen Euch dazu.

Lazarus und Frau lassen Dich und die Deinen herzlich grüßen. Sie lesen jetzt Soll und Haben,[6] sind aber nicht recht ergriffen davon; sie finden es oberflächlich, d. h. die Beobachtungen äußerlich. Es wurden mir einige Stellen daraus vorgelesen. Mir schien der Humor weniger aus der Sache hervorgehend, als durch Reflexion hineingetragen, und hatte auch das Gefühl, als habe der Mann mehr bloß das äußere Treiben der Läute kennen gelernt, ohne wirklich in ihre Seele zu schauen. Und doch sagte man mir, man lese mir Stellen vor, die zu den schönsten gehören.

[1] Paul Heyses Versnovelle „Die Braut von Cypern" war 1856 bei W. Hertz in Berlin erschienen.

[2] C. W. L. Heyses „System der Sprachwissenschaft", hrsg. von H. Steinthal, war 1856 in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschienen.

[3] In seinem Gedicht in 9 Gesängen, „Thekla", das 1859 in Stuttgart erschien, hat Paul Heyse die Legende der heiligen Thekla in Hexametern gestaltet.

[4] Frau und Sohn von Paul Heyse.

[5] Vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 283.

[6] Gemeint ist der 1855 erschienene Roman „Soll und Haben" von Gustav Freytag (1816–1895).

Ich wollte, Du machtest mir eine rechte Freude!
Vergnügte Feiertage, ein kräftig schönes Jahr!
Adieu!
Dein Steinthal

Berlin, *Seegershof 2*
den 20. December 1856

[286] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 21. März 1857

Lieber Paul, Nicht einmal Ferien hat man! Die andere Arbeit fängt schon wieder an, bevor die erste vollendet ist. Dann Spazierengehen, und zwischendurch unvorhergesehene Abhaltung; und so kommt man weder zu Besuchen noch zu Briefen. – Die Grabschrift ist also nun wohl erledigt. Lazarus und ich wir sind ganz einverstanden mit den von Dir vorgeschlagenen Versen, wie wir denn von vornherein nichts eigentlich gegen dieselben hatten. Es war nur ein Versuch, wo möglich noch Besseres zu finden. Eine allgemeine Sentenz kann niemals so individuell sein, wie Vollbrachtes; sie muß erst auf das Individuum bezogen werden, das man kennen muß; die persönliche Bekanntschaft muß den Commentar liefern. Ich für mein Theil bin nie von irgend einer Grabschrift ergriffen worden. Ich stand auf Hegels, Fichtes, Börnes Grab; ich war dabei nur voll des Gefühls: also hier liegt der Staub, in dem *der* Geist wohnte! Diesem Gefühle hätte keine Strophe genügt, weil keine diese Geister erschöpfend ausgedrückt hätte. Der *Name,* und die Gewißheit, daß mir der gelesene Namen die bewußte Person andeutet: das ist mir genug.

Du erinnerst mich an die beabsichtigte Anzeige der Sprachphilosophie. Ich glaubte, Dir mündlich gesagt zu haben, daß ich den Aufsatz über Hayms Leben Humboldts,[1] den ich Pfingsten an die Augsburger geschickt habe, während der Hundstage[2] zurückerhalten habe nebst einem lithographirten Briefe, es fehle der Zeitung an Raum. Das kann ich der Zeitung nicht übel nehmen; aber aus der beabsichtigten Anzeige wird nun auch nichts. Für Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung soll Curtius in Kiel eine Recension liefern.[3] Der Mann ist ganz

[1] Rudolf Haym, Wilhelm von Humboldt – Lebensbild und Charakteristik, Berlin 1856.

[2] Die Hundstage sind die Tage vom 24. Juli bis zum 23. August.

[3] In der von A. Kuhn begründeten und herausgegebenen „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" ist von Georg Curtius nie eine Besprechung des Heyseschen Buches erschienen.

dazu geeignet. Dein Vater hat ihn oft citirt, was beweist, daß er ihn auch für urtheilsberechtigt hielt, wenigstens für die historische Seite. Der Mann aber ist derartig, daß er sich in der Vorrede seines Buches rühmt Wilhelm v[on] Humboldt studirt zu haben. Auch hat er sich schon privatim Kuhn gegenüber lobend über die Sprachphilosophie Deines Vaters geäußert. So ist denn etwas Gutes zu erwarten. Ich habe übrigens 1000 Gelegenheiten, von Deinem Vater zu reden, ihn andern gegenüberzustellen u. s. w. Das sagt mir mehr zu und scheint mir wirksamer. Meine Schläge wiederholt wirken mehr als ein heftiger einmaliger.

Ich treibe mich übrigens jetzt auf einem andern Gebiete herum als auf dem der Sprachwissenschaft; nämlich ich habe hier diesen Sommer vergleichende Mythologie angekündigt. Da ich nun nicht zweifele, ein *volles* Auditorium zu haben, nämlich drei Zuhörer, so muß ich mich dazu vorbereiten, und da ich selbst noch Neuling hier bin, so habe ich stark zu thun. Ich werde nächstens einen Aufsatz vom völkerpsychologischcomparativmythologischen Standpunkte aus veröffentlichen, betitelt: Der starke Simson, woselbst ich als neuer Ödipus Simsons Räthsel lösen werde: „Vom Esser kommt Essen und vom Starken Süßes." Jetzt aber verrathe ich noch nichts.[4]

Wir haben neulich bei Deiner Mutter Deinen Geburtstag gefeiert, in gemüthlicher Heiterkeit.

Ich schließe, denn ich bin matt. Das Semester liegt mir in den Gliedern und der Kampf mit Simson war nicht leicht; es stecken drei Herculesse und etliche andere Götter und Herren in ihm. Die wollen bewältigt sein, und man ist doch nur ein Sterblicher, und sogar nur ein schwacher.

Aber habe ich Dir denn schon zur zweiten Vaterschaft gratulirt? zur neugeborenen Mutter?[5] Der alte jüdische Segen lautet für kleine Mädchen: Gott mache sie wie Sara, Rebecca[,] Rahel und Lea. Das ist der Inbegriff aller Schönheit, Tugend und alles Glückes. Deine Julie mag ihn haben!

Adieu!
Dein Steinthal

[4] Soweit ich sehe, ist ein Aufsatz über die Simsonssage von Steinthal erst in der ZfV II (1862), S. 110–120, erschienen, anläßlich einer Abhandlung von G. Roskoff über dasselbe Thema, und S. 129–178.

[5] Margarete und Paul Heyse hatten eine Tochter Julie bekommen, im Familienkreis später „Lulu" genannt.

[287] Heymann Steinthal an Paul Heyse

[zum 15. März 1858]

Lieber Paul,

Zu Deinem Geburtstage muß ich Dir doch ein Lebenszeichen von mir geben. Ich möchte nicht fehlen im Chor aller derer, die sich beeifern, Dir eine rechte Freude zu bereiten. Aber ich habe nichts und weiß nichts zu thun, um meine Absicht zu erreichen; nicht einmal ein Wort habe ich. Ich möchte es schon wagen und Dir zurufen: „ich wünsche Dir Glück!" Früher hätte ich es ohne Anstand gethan und hätte mich befriedigt gefühlt. Jetzt aber weiß ich, die Leute meinen, wenn sie solch ein Wort hören, es sei auf der Straße aufgelesen, und werfen mir vor, daß ich mir nicht einmal die Mühe gäbe, ein ordentliches, ein schönes Wort zu suchen; und ich bin schon zufrieden, wenn sie es bei der Faulheit lassen, und mir nicht gar Ironie und Malice[1] vorwerfen. Ich aber kann meinen Wort-Vorrath schütteln, wie ich will, es kommt nichts anderes heraus als: „ich wünsche Dir Glück!" So nimm es denn hin! Du nimmst es in dem Sinne, in welchem es kommt; nicht in der schalen Bedeutung, die die Welt ihm gibt – die Welt, die nichts in sich selbst hat, was sie hineinlegen könnte –, sondern nach seinem Etymon,[2] nach seiner Wahrheit: „ich wünsche Dir Glück!"

Ich muß Dir auch etwas über Deine neuen Novellen sagen. Es war erstlich recht hübsch, daß Du sie Lazarus gewidmet hast.[3] Lazarus kann in meiner Liebe nicht mehr wachsen; aber täglich wächst er in meiner Achtung. Das ist ein Charakter von einer Reinheit und Höhe, Kraft und Milde, daß man gern an ihn denkt, um die Überzeugung zu stärken, daß der Mensch dem Ideale sehr nahe kommen kann. Seine Urtheile haben eine Klarheit und Feinheit, welche belehrt und beruhigt, eine Festigkeit, die nicht drückt, sondern anregt. Darum, so gern man ihn liest, hört man ihn noch lieber reden. Ach, ich höre ihn eigentlich so selten, obwohl ich ihn täglich sehe, sogar zwei Mal täglich. Er leidet körperlich zu viel, und arbeitet zu viel für Andere, die es ihm nicht Dank wissen. – Doch dieser Excurs ist schon zu lang für diesen kurzen Brief. Von Deinen Novellen wollte ich reden. Nach meiner Ansicht ragt Helene Morten über alle hervor: sie ist die krönende Spitze einer Reihe vortrefflicher Arbeiten, welche alle denselben Gegenstand immer reiner und tiefer darstellen,

[1] La malice (frz.), Bosheit, Böswilligkeit, Gemeinheit.

[2] Etymon (griech.: „das Wahre"), das Wurzelwort, Stammwort.

[3] Paul Heyses „Neue Novellen" erschienen im J. G. Cottaschen Verlag, Stuttgart und Augsburg 1858. Die Widmung lautete: „Meinem lieben Freunde Moritz Lazarus in treuer Gesinnung zugeeignet."

Der Sammelband enthielt folgende Novellen: „Das Mädchen von Treppi", „Der Kreisrichter", „Erkenne dich selbst" und „Helene Morten".

nämlich den Streit der Liebe mit der Häßlichkeit. Die Reihe beginnt mit M[ichel] Angelo; hier ist das Häßliche etwas Physisches, und die Liebe unterliegt ihm und kommt erst zum Siege nachdem das Häßliche todt ist, mit ihm aber auch das Schöne. Das ist tragisch; die Buße versöhnt, und man verzeiht dem bildenden Künstler, daß ihm eine Nase störend war. Am Tiberufer ist es nicht die Häßlichkeit, aber die Mattigkeit, die geringere physische Lebendigkeit des gebildeten Geistes im Vergleich zur Frische und zum Übersprudeln der naiven Sinnlichkeit; die Liebe des Mannes aber lernt die Stille des Geistes höher schätzen als den Reiz und Zauber der Natur. Im Kreisrichter ist es das Weib, welche den männlichen Geist liebt trotz der physischen Häßlichkeit. In allen drei Novellen zeigt sich die Natur als das Äußerliche, Unwesentliche, das sich geltend machen will und in seine Schranke zurückgewiesen wird; in H[elene] Morten aber ist es der Geist selbst, der als unwesentlich und äußerlich aufgedeckt wird; der sittliche Charakter aber tritt als das hervor, worauf die wahre Liebe beruht: dies ist der höchste Gedanke. Außerdem aber hast Du das in Eifersucht schwankende Gemüth des Gatten, sein Wünschen und seine Selbstanklage vortrefflich entwickelt. Die deutschen Frauen aber sollten Dir für das Geschenk, das Du ihnen mit dem Charakter der H[elene] M[orten] gemacht hast, einen Kranz winden.

Nimm mir meine Ansicht nicht übel. Sie soll eben nur *meine* Ansicht sein, weil sie es nun einmal ist. Ich weiß, wie einseitig sie ist, wie wenig sie der dichterischen Kunst gerecht wird. Ich fühle auch wohl so ungefähr, wie hier und da ein kleiner Zug dem Ganzen erst seine Ganzheit gibt; wie dies und jenes, was bloß der Darstellung angehört, doch den Eindruck des Gedankens erst poetisch verklärt; kurz ich weiß auch, daß es nicht bloß auf das Denken, sondern auf das Erzählen ankommt; – aber, wie ich nun einmal bin, tritt alles zurück vor dem Gedanken. Andere werden Dir Deine Rab[b]iata [sic!], Dein Mädchen von Treppi, Dein Anfang und Ende, Deine Einsamen rühmen;[4] laß Dir darum doch auch immerhin Deinen prosaischen Freund gefallen, der von der Schönheit des reinen Gedankens so mächtig ergriffen sein kann, wie nur je ein Grieche von der Schönheit der Form es war.
Lebe recht wohl! Adieu!

Dein Steinthal

Berlin
März 1858

[4] Steinthal nennt hier früher erschienene Novellen Heyses: „La Rabbiata", „Das Mädchen von Treppi", „Anfang und Ende", „Die Einsamen".

[288] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 30. Juni 1858

Liebster Paul, Vor mehreren Tagen wurden mir Deine Sabinerinnen[1] eingehändigt und auch sogleich nicht eher aus der Hand gelegt, als bis ich sie zu Ende gelesen hatte. Sonntag las ich sie schon zum zweiten Male. Dies konnte ich freilich nur thun, weil ich mir, von einem Geschwür geplagt – es ist ganz gutartig und wird nun auch wohl bald geheilt sein; hat mir aber doch Schmerz und schlaflose Nächte gemacht – so konnte ich nicht angestrengt arbeiten, konnte Dir auch nicht augenblicklich schreiben, was ich sonst gethan hätte.

Deine Tragödie hat mir sehr viele Freude gemacht; sie schien mir sogleich bedeutend und nachher klassisch. Ich staune, was Du aus der elenden Sage hast machen können![2] Dein Anfang ist, so viel ich weiß, ohne Gleichen in der tragischen Kunst: Du nimmst den Leser oder Zuschauer weniger für als gegen Deine Helden ein. Denn was nützt den Römern in unserer Achtung ihr Sieg, wenn wir sie mit dem Munde des Knaben und der Weisheit des Priesters verdammen müssen! Kommt nun Titus Tatius, so weinen wir mit ihm und fluchen mit ihm – und nun sind wir umstrickt, wir sind unvermerkt selbst in die Tragödie gerathen, wir spielen mit, d. h. wir sehen nicht einer Begebenheit und Handlung mitleidsvoll zu; sondern wir selbst sind dabei interessirt, wir sehen die Wirkung unseres Fluches, wir gewinnen Romulus lieb, wie Hersilia und uns bangt, wie wird das enden, wie nehmen wir unsern Fluch zurück. Ich wiederhole, dieses Hineinziehen des Zuschauers in die Tragödie, so daß nicht bloß Mitleid erweckt, sondern der ganze reinigende Prozeß, den die Tragödie stiftet und durchführt, in den Zuschauer hineingelegt wird, ist mir nirgends so vorgekommen. Nun haben wir nicht eine fabula quae docet[3] vor uns, sondern wir erleben in uns die Tragödie, wir machen sie durch, so gewiß wir irgend etwas in dem praktischen Leben durchma-

[1] Paul Heyses Trauerspiel „Die Sabinerinnen" erschien laut Titelblatt 1859 in Berlin. Die Arbeit verdankt ihr Entstehen einer äußeren Anregung: König Max von Bayern hatte 1857 einen Preis für die beste deutsche Tragödie ausgesetzt. Heyse gewann den Preis mit den „Sabinerinnen", die am 20. Mai 1858 – noch anonym – in München aufgeführt wurden, später auch in Wien, Berlin und einigen anderen Städten und, wie Heyse selbst berichtet, „überall mit lebhaftem Beifall, doch ohne dauernden Erfolg" (Jugenderinnerungen, aaO, S. 244).

[2] Die römische Sage vom Raub der Sabinerinnen, durch den sich die Männer Roms mit Frauen versehen haben sollen. Auch der König der Römer, der kriegerische Romulus, nimmt sich eine Sabinerin, Hersilia. Das Opfer ist der König der Sabiner, Titus Tatius; die sabinische Hauptstadt Cures sinkt zur Bedeutungslosigkeit herab.

[3] Fabula quae docet (lat.), wörtl.: „eine Geschichte, die lehrt"; eine „Moral" (die aus der Geschichte zu entnehmen ist).

chen. Und solch ein durchlebtes Ereigniß sollte nicht von wirksamstem Einflusse auf unsern Charakter sein? – Vortrefflich hast Du Roms Recht, ich meine überhaupt seine Berechtigung zur Existenz, und damit seine zukünftige Größe durchblicken lassen. Alba Longa[4] und Cures[5] sind schon faul vor Alter; Rom, dieser Misère gegenüber, ist frisch. Dies ist aber überhaupt das Recht, welches Rom der alten Welt gegenüber hatte. In Rom selbst herrscht durch Romulus' unbeugsame Strenge des Gesetzes, unaufhörliches Wachen, Sorgen, Entsagen für die Stadt; sie ist die suprema lex,[6] selbst die Religion muß ihr dienen. So wars immer in Rom! Die Entwickelung von Ancus und Tullia geht schnell vor sich. In ihm ist nicht viel; in ihr treibt alles gewaltsam; der frühere Haß hat die spätere Liebe des Bodens beraubt. Aber wie Hersilias Eis vor Romulus' ruhiger Wärme schmilzt, ihr Haß durch seinen Edelmuth in Liebe umgestimmt wird, dem Wandel folgen wir mit banger Hoffnung, sie werde unsern unseligen Fluch bannen; und wie sie dann von Romulus verstoßen wird, das ist echt tragisch. Die arme liebe Tullia ist das Sühnopfer, und ihr Tod scheucht jeden Haß. Früher durfte sie nicht sterben, und länger konnte sie nicht leben. Es ist alles ganz herrlich an der Tragödie.

Möchtest Du noch recht viele so guter Stücke machen! wenn Du aber meinst, noch bessere! – nun, so lehre mich erst, daß es bessere geben kann.

Jetzt noch ein paar Bemerkungen, zu denen mich Dein Litteratur-Blatt veranlaßt.[7] Aufsätze wie Löbells über Sittlichkeit und Unsittlichkeit in der Poesie nützen nichts; sie sagen nichts. Ich wenigstens habe gar nichts daraus gelernt. – Über historische Dramen ist geredet worden, sehr oberflächlich wie mir scheint. Hat nicht Aristoteles gesagt, die Poesie sei philosophischer, als die Geschichte? davon ist auszugehen. Die Tragödie soll uns die Wirklichkeit, auch die historische, sub sp[ecie] aet[ernitatis][8] zeigen. Dabei darf sie so verfahren, wie jeder der etwas Wirkliches zur Grundlage eines Ideals macht. Deine Sabinerinnen sind eine echt historische Tragödie. Dein Romulus kann sich vom wirklichen nicht anders unterscheiden als das ideale Urbild von dem wirklichen Abbilde. So muß Romulus gewesen sein; denn sonst hätte er Rom nicht gründen können;

[4] Alba Longa, die Mutterstadt Roms, wahrscheinlich südöstlich vom heutigen Rom gelegen, die von dem Römer Tullus Hostilius zerstört wurde.

[5] Cures war die Hauptstadt der Sabiner (vgl. Anm. 2), nordöstlich von Rom, die Heimat von Titus Tatius.

[6] Suprema lex (lat.), höchstes Gesetz.

[7] Heyse hatte Ende 1857 die Redaktion des „Litteraturblatt des Deutschen Kunstblattes" übernommen, dieses mühsame Amt – er mußte die Hälfte der Beiträge selbst schreiben – aber Ende 1858 wieder abgegeben.

[8] Sub specie aeternitatis (lat.), unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit (gibt es nach Spinoza weder Gut noch Böse).

auf das Volk aber muß ein Dichter gar keine Rücksicht nehmen. – Endlich Shakespeare und kein Ende! Ich wollte aber doch, die Geschichte nähme endlich einmal ein Ende; d. h. man suche zu wissen, wo liegt Sh[akespeare]s Größe und wo seine Endlichkeit, damit dieses Schwanken zwischen Himmel-Heben und Fuß-Treten aufhöre. Dasselbe aber, wünschte ich, geschähe auch mit Racine.[9] Es beantworte mir doch ehrlich ein Mensch die Frage, warum haben Göthe und Schiller, die in ihren Jugendstücken sich Shakespeares Weise näherten, in ihren reifen Jahren sich so stark von ihm getrennt, so weit von ihm entfernt! Wie nimmt sich wohl Tasso neben Lear, die Braut von Messina neben Macbeth aus?[10] Und Du selbst, während Du in der Francesca[11] shakespearisirt hast, thust es weder im Meleager noch in den Sabinerinnen. Also!

Ich lebe hier sehr einsam. Lazarus ist nicht zu haben. Seit einem Jahr mindestens habe ich ihn nicht gesprochen. Was nun aber sonst noch zu Lazarus kommt, d. h. Wehrenpfennig[12] mit seinen Freunden, das bleibt allem fern, was ich mein Inneres nenne. Mit diesen Menschen kann ich nicht reden.

Von meiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache wird im Herbst die zweite Auflage erscheinen, vielfach vermehrt. Nämlich jetzt mußte ich doch auf Schelling, auf Grimm Rücksicht nehmen; und natürlich kommt dann auch ein Kapitel über Deinen Vater.[13] Was ich darin sage, wird Dich interessiren, nämlich etwas worüber Du mit Deinem Vater, und worüber wir mit einander oft genug gesprochen haben.

Nimm meinen besten Dank für Deine Tragödie und

Adieu!
Dein Steinthal

[9] Jean Racine (1639–1699), der große Dramatiker der französischen Barock-Klassik, wurde zu Steinthals Zeit kaum mehr aufgeführt.

[10] Die Tragödie des italienischen Renaissance-Dichters Torquato Tasso (1544–1595) hat Goethe 1790 in dem gleichnamigen Drama gestaltet. Von der Verblendung und allmählichen Selbstzerstörung des „King Lear" handelt Shakespeares gewaltige, gleichnamige Tragödie, die 1606 erstmals aufgeführt wurde. Schillers klassische Tragödie „Die Braut von Messina" (1804) ist nach antikem Vorbild gestaltet. Shakespeares Tragödie „Macbeth" (1606) handelt von dem schottischen Königsmörder, der durch den Sohn des Ermordeten gerichtet wird.

[11] Für das Trauerspiel „Francesca von Rimini" (1850) erntete Paul Heyse fast nur Kritik. Das lag wohl am Sujet: Der schöne Paolo hatte aus brüderlicher Liebe für den häßlichen Lanziotto geworben, und dieser nahm sich, beim Dunkel der Nacht, was sein und doch nicht sein war.

[12] Zu Wilhelm Wehrenpfennig vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 276, und Bd. I, S. XXVf. und S. 63ff.

[13] In der zweiten umgearbeiteten und erweiterten Auflage von der Abhandlung „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens", Berlin 1858, erhielt C. W. L. Heyse ein eigenes Kapitel, S. 89–93, auf Seite 94 folgt dann der neueingefügte Abschnitt über Jacob Grimm.

[289] Heymann Steinthal an Paul Heyse

[Den 27. October 1858]

Lieber Paul, ich habe zwar viel zu thun; aber ich muß Dir doch mit einigen Zeilen antworten. Und zuerst meinen Dank für das Bild[1]. So wie er hier aussieht, kannte ich zwar Deinen Vater nicht; ich habe ihn nur kränkelnd gesehen. Aber die Milde des Charakters ist schon in dem jüngern Gesichte ausgeprägt, und das Liebenswürdige ist hier noch mit Kraft verbunden; – auch mit Hoffnungen, wie sie nicht erfüllt wurden. Doch wir wollen uns nicht traurigen Reflexionen hingeben und uns nicht unsere Hoffnungen stören.

Das ästhetische Gebiet ist doch immer noch ein wunderlicher Streitplatz. Da setzt man sich auf der einen Seite die engsten Schranken, um desto ungestörter auf der andern gesetzliche Gränzen zu überschreiten; bald ist man höchst fein fühlend und bald sieht man das Greifbare nicht. Auch davon nicht mehr.

Mahn treibt mancherlei, wie immer.[2] Vom Fremdwörterbuch wird jetzt die erste Lieferung ausgegeben.[3] Die Vermehrungen sind nicht unbedeutend. Die Verzögerung ist durch den Guß neuer Typen entstanden. In einer neuen Zeitschrift, die hier bei Dümmlers herauskommt, von Ebert redigirt, hat Mahn einen alten Troubadour veröffentlicht.[4]

Es freut mich, daß Dir Pascal gefallen hat.[5] Ich halte viel auf die Briefe, und die beiden ersten sind in meinen Augen Meisterstücke, die selbst von Diderot und Lessing nicht übertroffen sein mögen.

[1] Paul Heyse hatte Steinthal ein Bild seines Vaters geschenkt.

[2] Dem Romanisten August Mahn (1802–1887), der seit 1828 als Sprachlehrer in Berlin lebte, dankten viele Sprachwissenschaftler ihre Kenntnisse in den romanischen Sprachen. Steinthal hatte er ins Baskische und sogar ins Russische eingeführt. Auch Paul Heyse studierte die Provenzalen privatissime bei Mahn, ,,dem Einzigen, der in Berlin in ihrer Sprache und Literatur zu Hause war" (Jugenderinnerungen, aaO., S. 107). Vgl. auch Bd. I, S. 255 und S. LXXXVI.

[3] Gemeint ist wahrscheinlich eine neue Auflage des ,,Allgemeinen Fremdwörterbuches" (1. Aufl. Oldenburg 1804) von Paul Heyses Großvater, dem Schulrektor Johann Christian August Heyse. Die Neuauflagen der Nachschlagewerke dieses verdienstvollen Schulmannes hatte der Sohn, Carl Wilhelm Ludwig Heyse, immer als ein Vermächtnis des Vaters aufgefaßt, weshalb sich nun Steinthal auch um diese Angelegenheit kümmerte.

[4] Der Romanist Adolf Ebert (1820–1890), der seit 1856 als Professor der Romanistik und vergleichenden Literaturgeschichte an der Universität Marburg (von 1862 an in Göttingen) lehrte, gab mit F. Wolf zusammen seit 1859 das ,,Jahrbuch für romanische und englische Literatur" heraus. Die Veröffentlichung Mahns erschien gleich im 1. Band im Jahre 1859.

[5] Steinthal hatte Paul Heyse offenbar die ,,Lettres provinciales" (1657) von Blaise Pascal geschenkt.

Was mich betrifft, so bin ich immer derselbe, ob in China oder Afrika und auch gegen Dich

Dein Steinthal

Den 27. Oct[ober 18]58

[290] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, Januar 1859

Zuerst, lieber Paul, ein herzlicher Glückwunsch zum neuen Jahr. Mit allem Schönen was Dir gelingt, will ich mich mehr freuen, als hätt ichs selbst gemacht. Möchte Dir also recht viel aufs schönste und beste gelingen!

Nun muß ich Dir doch ein paar Worte über Deine Thekla[1] sagen. Denn obwohl ich annehmen darf, Du denkst über mein ästhetisches Urtheil gerade so wie ich selbst – daß ich nämlich keins habe –, so meine ich doch auch wiederum, Du würdest eben so gern hören, wie ich Dir gern sage, was ich bei Lesung der Thekla gedacht und gefühlt habe. Also denn! Erinnerst Du Dich wohl noch der Stunde – es sind wohl 3 Jahre her – da Du mir zuerst von Deinem Plane zur Thekla eine Mittheilung machtest, und ich ausrief: in Hexametern! – christlich! – Als dann später gar gemunkelt wurde von kirchenväterlichen und paulinisch-brieflichen Studien, wurde mir ordentlich bang. Wo will das hinaus! Nun ist das aber alles ganz anders geworden! Der Hexameter macht sich schön, er paßt zum Style, in dem das Ganze gehalten ist; und gelegentlich mag diese Versart sogar den Inhalt und die innere Gestalt bedingt haben. Mir kommt es vor, als wärest Du hier zum ersten Male Epiker; denn Deine frühern Erzählungen in Versen sind keine Epen, aber Thekla ist ein Epos; und ein noch so schönes Epos in unserer unepischen Zeit wird mit Undank belohnt. Man liest es, freut sich dran und sagt: es ist ein hübsches Epos – mit ausgelassenem, aber gedachtem oder gefühltem *nur*. Man will was anderes. Nun, was denn? Etwas Innerlicheres, oder das Innerliche, das ja deutlich drin liegt, mehr entwickelt. Nicht pomphafte Aufzüge und Liturgien, sondern Seelenwandel, Züge und Kreuzungen von Gedanken, innere Kämpfe möchte man sehen – Dinge, für die der Hexameter wohl schwerlich geeignet ist. Was in der Thekla vorgeht, eine Regung nach der andern,

[1] Paul Heyses Dichtung „Thekla", ein „Gedicht" in Hexametern, war 1859 erschienen. Heyse hat darin die alte Legende von der heiligen Thekla neu gestaltet, sie menschlicher, irdischer gemacht. Ihre Glaubensbindung an den Apostel Tryphon ist Liebe, wenn auch eine Liebe der Entsagung. Christliche Glaubenssätze fehlen, es ist mehr der Geist eines idealen Christentums, der die Erzählung durchzieht.

von Anfang bis zu Ende möchte man wissen. Ich lasse das dahin gestellt. Die Hauptsache, nämlich die Weise wie hier das Christenthum auftritt, hast Du gut getroffen. Ohne unhistorisch zu werden, ja ich glaube, in getreuer Geschichtlichkeit, hast Du das dargestellt, wofür zu allen Zeiten alle edeln Geister gekämpft haben, und heute noch kämpfen. Ob man nun dieses Dein Christenthum als christlich anerkennen wird, ist gleichgültig. Die es thun, wie ich, dürften wohl an die verflossenen 18 Jahrhunderte die Frage richten: was habt ihr aus jenem Anfange gemacht! Wenn also Deine Thekla einen Gedanken zum Gegenstande hat, der uns alle heute tief bewegt, und uns sogar noch tiefer als frühere Zeiten: so bleibt sie doch ein historisches Bild, oder vielmehr ein Bildchen, zu welchem sich die umfassenden, vagen Züge eines Jahrhunderts verkürzt und zusammengedrängt und dadurch erst zu klarer Form gestaltet haben.

Was mich nun betrifft, so sage ich nicht, es gehe gut oder es gehe schlecht; es ist Dämmerung, und ich warte wohl, aber ohne lebendige Hoffnung. Das ist nun freilich kein behaglicher Zustand; aber man lebt doch, und ist gesund, und zerstörte man sich nicht von der Freude, die man haben könnte, ein gut Theil selbst durch Selbstquälerei, so könnte man zufrieden sein. So aber ist eben weiter nichts, als es geht.

Das erste Heft unserer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft wird Mitte Februar erscheinen.[2] Wir werden sehen was daraus wird.

Gruß an die Deinen!
Lebe recht wohl, Adieu!
Dein Steinthal

[2] Gemeint ist das erste Heft der von M. Lazarus und H. Steinthal herausgegebenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft".

[291] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin März 1859

Zu Deinem Geburtstage[1], lieber Paul, komme ich wieder einmal mit einigen Worten. Du sollst in Deiner Freude einen Augenblick auch an mich denken und wissen, wie sehr ich mich Deines Glückes freue. Und das ist schon alles, was ich zu sagen habe. Ich rechne darauf, daß dieser Zettel, auf dem meine Hand gelegen, durch sein bloßes Sein in Deiner Hand stumm besser sprechen werde als ich kann. Denn ich bin sehr arm

[1] Paul Heyses Geburtstag, zu dem Steinthal regelmäßig schrieb, war am 15. März.

an Worten geworden, der ich doch nie reich daran war. Also denk, wie arm! Ich bin aber freilich auch immer sehr unbarmherzig gegen Wörter gewesen, und bin es jetzt mehr als je.

Leb recht wohl und glücklich! Hohe Kraft ist der Vater, gelingendes Werk der Sohn, ehrende Anerkennung der heilige Geist: die Dreieinigkeit wünsche ich Dir.

Leb wohl mit Weib und Kindern!

Dein Steinthal

[292] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 14. Mai 1859

Lieber Paul, Sowohl Lazarus, der Deine Vorlesung[1] noch vor seiner Reise nach Leipzig gelesen hatte, als auch ich, wir hielten beide Deine Arbeit für einen durchaus angenehmen Beitrag zu unserer Zeitschrift. Daß hierbei keine persönliche Rücksicht obwaltete, kannst Du aus unserem Programm ersehen. Denn wenn auch Deine Arbeit nicht sowohl psychologisch ist, als historisch, d. h. mehr darstellend als erklärend: so haben wir doch eben von vornherein für unsere Zeitschrift auch eine Rubrik für Darstellung solcher Thatsachen bestimmt, die in den Kreis der Völkerpsychologie gehören und die Auffindung psychologischer Gesetze veranlassen können. Wie wichtig uns aber die Volkspoesie ist, das haben wir ja in den einleitenden Bemerkungen ausführlich ausgesprochen. Und so lag unsererseits gar kein Bedenken gegen die Aufnahme Deiner Vorlesung vor. Dieselbe würde auch schon in diesem Monate abgedruckt worden sein, wenn nicht ein Hinderniß eingetreten wäre. Das zweite Heft sollte nämlich unserer ersten Absicht nach zuerst meinen Aufsatz über Attraction, sodann den Deinigen über die italienische Volkspoesie und etwa noch ein paar Kleinigkeiten bringen. Das würde sich sehr schön gemacht haben. Jeder, auch der ernsteste Denker, würde, nachdem er unter meiner Führung über steile Höhen und durch dunkele Schluchten gewandert wäre, sich gern in Deinem Garten ergötzt haben.

Nun zeigte sich aber zum Unglück, daß meine Abhandlung, weil sie nicht bloß begründen will, sondern dabei auch noch die Gründe selbst erst zu begründen hatte, über 5 Bogen einnimmt, d. h. das ganze Heft

[1] Paul Heyse hatte am 12. März 1859 im Liebigschen Laboratorium in München eine „gemischte Vorlesung" gehalten „Über italiänische Volksposie" und angefragt, ob Lazarus und Steinthal so „leichte Ware" in ihre Zeitschrift aufnähmen. Heyses Beitrag erschien in ZfV I (1860), S. 181–212.

füllen wird. Theilen schien aber nicht thunlich. Da nun die Buchhandlung unter jetzigen Umständen sich zu gar keinen Conzessionen verstehen wollte, weder zu einem stärkern Heft, noch auch zu einem Doppelhefte, da sie sogar im Laufe des Sommers nicht einmal mehr ein drittes Heft bringen wollte: so war ich in Verlegenheit. Nun aber ist mir doch zugestanden worden, es solle Ende Juni das dritte Heft ausgegeben werden; dahinein will ich nun Deine Arbeit bringen. Bist Du also damit zufrieden, so behalten wir sie. Und bessere Gesellschaft findest Du doch wohl bei uns als bei Westermann[2].

Adieu! Gruß an die Deinen!

Unveränderlich Dein
Steinthal

[2] Westermann's Illustrirte Monatsschrift.

[293] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 25. Mai 1859

Lieber Paul, Ich komme soeben von Dr. Honsselle[1]. Er hat sich in der beruhigendsten Weise ausgesprochen. Der Zustand Deiner Mutter habe nicht die geringste Bedenklichkeit; Du könnest, meinte er, immer annehmen, daß sie Dir die Sachen schlimmer schildere als sie sind. Deine Mutter sei, mit Rücksicht auf ihr Alter, von seltener Gesundheit. Sie habe ein unbestimmtes Nervenleiden, dem kein Namen zu geben ist, für welches aber auch gar keine besondere Cur erforderlich sei, bloß eine gewisse Sorgsamkeit, daß sie sich nicht erkälte, nicht zu viel esse. Nur um ihr diese Erinnerungen zukommen zu lassen, besuche er sie häufiger, als sonst nöthig wäre. Sie habe sich eingeredet, sie habe ein Wechselfieber. Er habe sie dabei gelassen, und sie nehme noch täglich etwas Chinin, weil das nicht schade und ihr die Beruhigung gebe, gesichert zu sein. Du möchtest also, wenn sie bei Dir wäre, es nicht an gelegentlichen Erinnerungen an ihre Gesundheit fehlen lassen.

Weil nun einmal dieser Punkt berührt ist, so will ich auch noch hinzufügen, daß sie mir häufig, z. B. auch heute wieder, sagt, sie könne es hier nicht aushalten, sie müsse nach München ziehen.[2] Du kannst Dir denken, daß ich abrathe; aber ich fürchte, sie werde sich auf die Länge nicht abhalten lassen. Es ist doch etwas Wunderliches im Menschen, das ihn

[1] Dr. Honsselle war der Hausarzt von Frau Julie Heyse.

[2] Julie Heyse blieb dann doch bis zu ihrem Lebensende am 27. Oktober 1864 in Berlin wohnen. Dort hatte sie noch Freunde, die vertraute Umgebung und ihre Schwester Marianne, die sich treu um sie kümmerte. Paul Heyse besuchte sie hin und wieder in Berlin und traf sich mit ihr in der Sommerfrische.

niemals glücklich werden läßt. Ich kenne Menschen, und Deine Mutter gehört zu ihnen, die nach meiner Berechnung zu den glücklichsten gehören müßten; dennoch, wie sie sich benehmen, gehören sie zu den bedauernswerthesten Unglücklichen. Denn sie genießen nicht, was sie haben, und leiden nur am Schmerz der Entbehrung dessen, was sie nicht haben. Das Glück also beruht meist auf einem vernünftigen Abwägen; der Satan aber setzt sich gewöhnlich mit auf die Wage des Leidens und schnellt die Freude in die Höhe.

Deine Vorlesung ist schon in des Setzers Händen.

Grüße die Deinen. Lebe recht wohl! Adieu!

Dein Steinthal

[294] Heymann Steinthal an Paul Heyse

[Berlin, den 6. Juni 1859]

Lieber Paul,

Du hättest Beifolgendes schon 8 Tage früher haben können. Ich wollte aber immer gern etwas dazu schreiben, wozu bald die Zeit, bald die Lust fehlte, bald vergaß ichs auch, und schließlich habe ich auch nichts zu schreiben.

Ich befinde mich, wie ehedem; nur daß mir mein Junggesellenstand täglich langweiliger wird. Der Krieg[1] schadet mir auch, und vielleicht wirklich sehr. Ich hätte gute Hoffnung auf eine Professur gehabt, wäre jetzt nicht alles Geld für den Wehrstand aufzuwenden.

Von unsern wissenschaftlichen Arbeiten gibt Dir ja nun unsere Zeitschrift fortlaufende Kunde.

Leiblich leide ich wieder an einigen kleinen Folgen unreinen Blutes. Ich werde wohl wieder nach Warmbrunn[2] gehen.

Grüße die Deinen und lebe recht wohl!

Dein Steinthal

Berlin
den 6. Juni 1859

[1] Der italienische Befreiungskrieg gegen Österreich und Frankreich.

[2] Ein kleiner Ort bei Liegnitz in Schlesien, der aber wegen seiner warmen alkalisch-salinischen Schwefelquellen sehr bekannt und von vielen Badegästen aufgesucht wurde.

[295] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 12. Juni 1861

Lieber Paul,

In wenigen Worten eine große Frage:
Kannst Du bewirken, daß ich, sei es als Prof[essor] der allgemeinen Sprachwissenschaft oder einer specielleren Disciplin, etwa des Chinesischen, nach München berufen werde?
Noch kürzer:
Kannst Du mir zu leben schaffen?[1]
Herzlichen Gruß! Adieu!

Dein Steinthal

Kennst Du mein letztes Buch: „Charakteristik der hauptsächlichsten Sprachtypen?"[2] Damit ließe sich imponiren. Es ist kürzlich von einem bekannten Sprachforscher so gerühmt worden, daß ichs Dir nicht wiederholen kann.

[1] Steinthal hatte sich inzwischen mit der jüngeren Schwester von Lazarus, Jeannette Lazarus (1840–1925), verlobt, wollte also gern einen Hausstand gründen, was aber nicht möglich war, da er immer noch als Privatdozent lehrte. Vgl. dazu den Brief Nr. 185 in Bd. I, den Jeannette Lazarus in dieser Zeit an Steinthal richtete.

[2] Nach dem Titelblatt ist Steinthals Werk „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" erst 1860 in Berlin erschienen.

[296] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 6. November 1862

Lieber Paul,

Wie alt ich bin, das sagt mir nicht mein Gesicht und überhaupt nicht mein Leib, auch nicht mein Temperament und mein Geist, nicht einmal die Länge der Erinnerung; denn mir scheint heute meine Vergangenheit kürzer, als vor zwanzig Jahren, wo mir ein Semester so viel galt als jetzt ein Jahrzehnt. Aber wie alt ich bin, das sagen mir die widerstreitenden Gefühle, die in mir wühlen; die Schaar der Schatten und Geister, die mich umgeben; die Lücken der Gegenwart, die sich an der Erinnerung mißt. Nach meiner Lage und Lebensweise könnte ich mir ein Schulknabe dünken, der zur Zeit seine Exercitia einreicht und dafür gelobt wird; aber wie alt ich bin, das sagt mir der Mangel an Träumen, die Menge der abgebrochenen Spiele mit so manchem Genossen, der keuchende Idealismus, der eingekeilte Begriff gütiger Weltleitung. Gott, was ist das für ein

Leben dieses Leben! Alles Wünschen im Verzichten, alles Genießen im Entbehren, alles Zusammensein ein Scheiden! Wie alt ich bin, das sehe ich daran, daß ich es so begreiflich finde, wie einem der Todesengel so mild und sanft erscheinen kann, daß man zu ihm spricht: küsse mich! daß man sich nach diesem Kusse sehnt als nach der Erfüllung jener unsäglichen Sehnsucht nach etwas, das sich, je länger man lebt, nur um so mehr von uns entfernt. Ich begreife, wie sich das Gräßlichste im Leben, dessen Ende, zum erwünschten Ende aller Last, aller Zerrissenheit umgestaltet; wie man lächelnd auf die herabsieht, die am Leben einen Besitz zu haben meinen. Mehr als Athmen, mehr als Denken ist Ausdruck des Lebens Weinen.[1]

So alt bin ich. Wie alt bist Du denn? Ich habe Dich so lange nicht gesehen. Ich meine aber, wir sind Altersgenossen. Ich weiß nicht, was Du gehabt, also auch nicht, was Du verloren hast. Wie kann einer wissen, wie dem Andern zu Muthe ist, wenn man nie in ähnlicher Lage war? Vielleicht beneidet Dich jemand um Deinen Schmerz. Doch den Schmerz stört kein Neid und kein böses Auge; und also bist Du ruhig in diesem Deinem Besitz.

Der Mensch lernt stoßweise. Jahre lang pflegt man Gedanken unverändert. Dann kommt ein Tag, ein Augenblick, und wie wenn eine neue Sonne auf die Dinge schiene! Ob die neue Sonne heller oder trüber scheint, Gott mags wissen; aber die Dinge haben an Farbenglanz verloren. Und dann kommt wieder einmal ein Ruck, und alles fällt noch mehr ins Graue, bis man schon gern das Auge schließt: es ist doch alles fahl.

Wie wunderlich wirken dann aber auf einen die Kinder! Wenn man sie so reden hört, wie sie alles farbig sehen, bunt und glanzvoll, so tauchen wir in alte Erinnerungen, um ihre Reden zu verstehen, und so ziehen sie uns hinein ins Leben. Und dann wieder erinnern sie doch an ihren Ursprung, der nicht im Leben ist, und geben unserm Geist eine ganz andre Richtung. Ist in den Kindern nicht eine wunderbare Einheit vom Diesseit und Jenseit? Alle Greise würden Selbstmörder, wenn sie nicht Kinder sähen; und wer am Leben hängt, hängt an den Kindern, wenn er nicht selbst Kind ist.

Arbeite recht wohl, bis an Dein Ende!

Dein Steinthal

[1] Dieser seltsame Brief klingt noch eigenartiger, wenn man ihn mit den Augen des Adressaten liest: Paul Heyse hatte am 30. September 1862 seine Frau nach längerer Krankheit verloren. In den „Jugenderinnerungen" (aaO., S. 306) schrieb Paul Heyse rückblikkend, daß er „die Beraubung" so tief empfunden habe, „als wäre mir die linke Hand vom Rumpf getrennt worden und ich stände rathlos da, wie ich mich mit der rechten allein behelfen sollte". Ob Steinthal mit dem vorliegenden Brief auf diesen Verlust eingehen wollte, ist – trotz des tröstlichen Gedankens an die Kinder – nicht völlig sicher.

[297] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 29. Januar 1865

Lieber Paul,

Dein Geschenk thut meinem Gemüth innigst wohl. Nun trage ich ein dreifaches geistiges Band in derjenigen Verleiblichung, die dem Geiste am nächsten steht. Nicht dreifach, sondern drei Mal dreifach sollte ich es nennen; und an eine noch weiter zurückliegende Vergangenheit ist es geknüpft. Ich habe die Absicht, das Medaillon, von dem Du Dich wohl schwer getrennt hast, nach meinem Tode einem Deiner Kinder zu hinterlassen.[1] Den Gedanken vom Zusammenhange der Geschlechter und der Verknüpfung der Geister, und wie die Materie beharrt, während die Geister scheinbar dahinschwinden, und doch die Materie nur durch den Geist ist – Gedanken, die das Gemüth ewig in Wallung erhalten, weil der Verstand das in denselben liegende Räthsel nicht löst – das alles halte ich nun in der Hand. Fast hätte ich vergessen, Dir zu danken. Sei es hiermit geschehen.

Aus unserm Leben habe ich Dir nichts mitzutheilen, was Du nicht wüßtest. Wir sind alle wohl; Lazarus auf 14 Tage in Leipzig.

Bleibe kräftig und frisch! Grüße die Deinen!

Dein St.

Meine Jeannette grüßt. Verte[2]

[1] Da am 27. Oktober 1864 auch Julie Heyse gestorben war, wäre es nicht unwahrscheinlich, wenn Paul Heyse Steinthal ein Medaillon mit einem Bild seines Vaters, seiner Mutter und eventuell von sich selbst geschenkt hätte.

[2] Verte (lat.), wende um!

Diesem Brief liegt folgendes Dankschreiben von Sara[h] Lazarus bei:

Verehrter lieber Freund!

Ich füge diesen Dankeszeilen einige Dankeszeilen mit bei für den Dank den Sie uns verehrter Freund in so liebenswürdiger Weise ausgesprochen, daß Sie uns an Form und Inhalt einen wahren Schatz gegeben haben. Nur zahlen Sie in zu reichen Zinsen, die wir nicht annehmen dürften wäre der Reichthum nicht in dieser Zeit der Dürre zumal zu verlockend. – Die Kinderbriefe haben mich beglückt;[1] und die Treue „sie ist kein leerer Wahn". Da wachsen uns Menschen auf, die wir nicht einmal kennen, und lieben sie selbstverständlich fort wie wenn die Geister auch ihre Blutsverwandtschaft haben könnte[n]. Es ist schön ein Stück Leben zusammen

[1] Von Paul Heyses Kindern, also wohl von Franz (geb. 1855), Ernst (geb. 1858) und Julie (Lulu; geb. 1857).

gelebt zu haben[,] daß durch dessen Innigkeit die gegenseitigen Interessen für immer verschmolzen. Es vergingen Jahre wo kein directes Wort ausgewechselt wurde zwischen uns, und keinerlei Pflege der Freundschaft zufloß, und doch hat Keiner jemals an dem vollen Schatz der Liebe gezweifelt, den man zur rechten Zeit nur nach Belieben haben könne. Ihr Anblick hat mich dessen von Neuem versichert, nur genoß ich ihn diesmal unter gemischten Empfindungen von Freude und Schmerz, besonders dünkte mich das bunte Durcheinander das auf Ihnen laste,[2] und Sie so schweigsam trugen – das es mich schweigsam machte. – Mein lieber Eheherr ist für 14 Tage nach Leipzig gereist um dort seine Baupläne abzuschließen, und ins Werk zu setzen.[3] Dazwischen wird philosophirt und psychologirt, und mancherlei Pflichten Rechnung getragen; dabei bleibt er immer gut und freundlich, und wird zusehends hübscher (lachen Sie nicht, ich hoffe ihn endlich als schönen Greis zu sehen, daß ich ihn sähe – daß walte Gott!).

Sie lieber Freund und Frau Clara sind unwohl gewesen? Das habe ich mit herzlichem Bedauern von Ihrer Fräulein Tante gehört[4] (mit welcher ich mich in diesen Tagen besuchte). Ich hoffe und wünsche, daß Sie sich Beide wieder wohl befinden, Ihr Haus dünkt mich hat dem Winter Tribut genug abgetragen. Das Frühjahr vergelte Alles und mache bei Ihnen Alles wieder gut; auch ich erwarte von seiner Milde Vielerlei, obenan Sie, verehrter, unter unser Dach und Fach, auf einem Boden auf welchem mir Sie Keiner zu entreißen droht.

Leben Sie herzlich wohl mit Allem was zu Ihnen zählt, und grüßen Sie die geliebten Kinder und ihr lieb „Mutterchen"[5], von Ihrer Sie innig verehrenden

S[arah] Lazarus

P. S. Meine kleinen Schwägerinnen empfehlen sich mit alter Verehrung und Liebe. Von Fr[au] Emma Ribbe[c]k hatte ich neulich einen Brief mit recht guten Nachrichten, besonders von dem Ergehen Ottos.[6]

[2] Heyse war, wie immer in Berlin, verpflichtet, neben der Haushaltsauflösung nach dem Tode seiner Mutter zahlreiche Berliner Freunde zu besuchen, mit Verlegern Verabredungen zu treffen (auch für den Kuglerschen Nachlaß), und zu allem hatte Heyse noch am 28. November 1864 sein Drama „Hans Lange" im dortigen Hofschauspielhaus zur ersten Aufführung gebracht, und zwar in der neuen vieraktigen Fassung, die erst in Berlin fertiggestellt wurde. Die Aufführung war ein großer Erfolg geworden.

[3] Vgl. die Briefe Nr. 391 ff. dieses Bandes.

[4] Gemeint ist wohl die Schwester von Julie Heyse, Marianne Saaling, die in Berlin lebte.

[5] Clara Kugler, die Schwiegermutter Heyses, die nach dem Tode ihres Mannes nach München gezogen war.

[6] Von dem klassischen Philologen Otto Ribbeck (1827–1898) und dessen Frau Emma, beide Jugendfreunde von Paul Heyse, der auch die Bekanntschaft mit Lazarus vermittelte. Seit 1862 hatte Ribbeck ein Ordinariat an der Universität Kiel (vgl. auch die Briefe Nr. 48 und 49 in Band I).

[298] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 22. April 1871

Lieber Paul, Du hast neulich erfahren, was Wechselfälle des Lebens bedeuten wollen. Es ist schrecklich! das ist alles was man sagen kann – doppelt schrecklich, weil die eigenste Freude, die dem Manne werden kann, so furchtbar vergällt wird. Ein Geburtstag und zugleich ein Todestag![1]

Aber ist denn das nicht der eigentliche Charakter des Lebens überhaupt? Ist nicht jeder Tag, wie Du ihn auch ansiehst, wenn Du alles mit weitem Herzen eng und innig zusammenschaust, ein Tag des Sterbens und Geborenwerdens? Ist das nicht ein Fieber, das man erträgt, weil sich Glut und Frost die Wage halten? Es ist, als käm's nur darauf an, daß man geschüttelt werde, bis man reif abfällt. Das wäre ja wohl ein schönes Gleichniß, wüßte man nur: reif wozu? und wie denn reif? da ist ja eben nicht eine reife Frucht mit gelben Blättern herabgefallen; ein Frühjahrs-Sturm hat ein grünendes Bäumchen mit der Wurzel ausgerissen. Dem ist unser Gehirn nicht gewachsen, und so trifft der Schlag gerad und voll unser sich krümmendes Herz.

Und was lehrt die Erfahrung? „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du Macht gegründet", sagt der alte Psalmist.[2] Der Blick auf dieses Kinder-Leben, diesen reinen Jubel, diese Freude des Daseins, trocknet alle Tränen; und dabei die volle Hülfsbedürftigkeit der kleinen Wesen schickt uns willig in jede Arbeit und Mühe. Weisheit ist diese Lehre und Betätigung nicht, aber Instinct. Es wäre ja auch sehr zweifelhaft, was Weisheit ausrichten würde. Der Instinct für Leben aber hat ausreichende Kraft. Ich erinnere mich, wie ich eines Tages mit meiner Jeannette zusammen saß: wir sprachen von unsrem David, und die Tränen flossen. Da kam juchend unser kleines Mädchen getrippelt, und wir lachten einander an. Das ist eine Tatsache.[3]

Und so geht es trotz allem Furchtbaren: das Geborene ist mächtiger als das Gestorbene. Es liegt eigentlich eine völlige Umkehr und Verdrehung

[1] Paul Heyse hatte am 6. Juni 1867 in München ein zweites Mal geheiratet, die siebzehnjährige Anna Schubart. In der Nacht vom 4. auf den 5. April 1871 war sein zweiter Sohn (aus erster Ehe), Ernst, infolge eines jähen Genickkrampfes gestorben. Paul Heyse hatte große Hoffnungen auf den hochbegabten, wenn auch sehr verschlossenen 12jährigen Sohn gesetzt („Jugenderinnerungen", aaO, S. 312). Noch in derselben Nacht, eine Stunde später, wurde der erste Sohn seiner zweiten Ehe, Wilfried Heyse (1871–1877), geboren.

[2] Psalm 8, Vers 2 und 3.

[3] Steinthals hatten ihren Sohn David auch sehr früh wieder verloren; noch aber hatten sie die Tochter Agathe.

des Wesens der Freude darin, daß sie zum Trost werden soll; und das wird sie auch nicht. Aber sie siegt.

Leb wohl, lieber Paul, und vergib diesen Herzens-Erguß einem Gefährten, der Dir Leid und Freud mitfühlt. Auch meine Jeannette läßt Dir ihre Teilnahme durch mich aussprechen. Wir wünschen, daß Dir ein gütiges Geschick ferner erhalte was Du besitzest. Möge Deine Frau bald wieder gestärkt sein.

Dein Steinthal

[299] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 22. October 1871

Lieber Paul, Seit drei Wochen bin ich in Begriff, Dir zu schreiben. Warum nun der Begriff nicht in das Object umgeschlagen ist, weiß ich selbst kaum. Ich hatte mir freilich sehr ernsthaft vorgenommen, in diesem Monate so wenig wie möglich zu tun; und diesen Vorsatz habe ich ohne Anstrengung ausgeführt. Ich habe die Gedankenlosigkeit der beiden vorigen Monate noch bis heute regieren lassen. Das wird denn wohl genügenden Aufschluß über meine Pflichtversäumniß geben. Denn als Pflicht erachte ich es, Dir wegen der schönen Tage, die Du mir in München bereitet hast, meinen Dank auch auszusprechen, Dir und Deiner lieben Frau. Das möge nun endlich hiermit geschehen sein.

Ich bin wohl hier angekommen und habe Frau und Kind munter gefunden. Nur die Lazarus war wirklich leidend und ist eben erst genesen. Meine Frau wollte mir nicht eher gestatten auszugehen, als bis ich mir den Bart hätte cultiviren lassen. So war mein erster Gang zum Haarschneider. Und damit werde ich wohl den Liebesblick einer gewissen Dame verloren haben;[1] denn ich bin überzeugt, nur der Länge meines Bartes galt ihre Gunst. Nun hat mir die raubgierige Schere die Hälfte genommen. Noch ein Seufzer und fahr hin!

Was meine Buchhandlung das Quängeln versteht! Erst morgen wird mein neues Buch ausgegeben.[2] Als ich mich neulich über die Säumniß beklagte, und bemerkte, die Welt warte, sagte der Eine der beiden Besitzer, es kitzele ihn, die Welt warten zu lassen. Das glaube ich aber gar nicht, daß er für Kitzel empfindlich ist; es ist bloß träger Geschäftsgang.

[1] Steinthal war zur Erholung in (Garmisch-)Partenkirchen gewesen, wo sein Bart ziemlich gewachsen war, was wahrscheinlich Paul Heyses 14jährige Tochter „Lulu" sehr attraktiv fand.

[2] H. Steinthal, Abriß der Sprachwissenschaft – Teil I: Die Sprache im Allgemeinen. Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft, Berlin 1871.

Eure Einleitung zum Novellenschatz[3] hat mir zu denken gegeben. Die erste Folge davon war, daß ich jetzt Boccaz[4] lese, d. h. in der Übersetzung (von Diezel). Bei so etwas darf man sich nicht anstrengen.

Ich habe gehört, daß Ihr doch die beabsichtigte Reise gemacht habt, und sogar bei ungünstigem Wetter. Deine Frau wird nichts destoweniger eine heilsame Körper-Erschütterung gewonnen haben und heiter zum Willi[5] zurückgekehrt sein. So hoffe ich und wünsche ich.

Und so wünsche ich Euch denn überhaupt wohl zu leben, und dann und wann zu guter Stunde zu gedenken

Deines Steinthal
in den Zelten 19.

Meine Jeannette dankt Euch für meine Aufnahme und grüßt herzlich. – Grüße Jolly's.[6]

Ich habe ganz vergessen von dem Umzuge zu schreiben.[7] Schon daraus ergibt sich, und am klarsten, daß ich gar nichts dabei zu tun oder zu leiden hatte. Ich fand bei meiner Ankunft meine Arbeitsstube aufs gemütlichste hergerichtet. Selbst die Bücher standen in ihren Fächern, und man hatte sich gemerkt, auf welches Brett jedes komme. Nur die kleinste Unordnung war wieder gut zu machen; ein geringes Geschiebe genügte.

[3] Die ersten Bände der von Paul Heyse und Hermann Kurz herausgegebenen Sammlung „Deutscher Novellenschatz", die 1870 und 1871 erschienen waren.

[4] Steinthal meint – wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit der Motive – den Italiener Giovanni Boccaccio (1313–1375), der sein später berühmt gewordenes Werk „Decamerone", 100 Novellen durch eine Rahmengeschichte lose zusammengehalten, zur Zeit der Pest in Florenz geschrieben hat (1348–1353). Er las Boccaccios Romane und Novellen in der Übersetzung von Gustav Diezel, die in der „Bibliothek der italienischen Classiker" (3. Aufl., Stuttgart 1855) erschienen waren.

[5] Zu dem Sohn Wilfried (vgl. Anm. 1 des vorigen Briefes).

[6] Der Physiker Philipp von Jolly (1809–1884) war im Herbst 1854 als o. Professor von Heidelberg an die Universität München berufen worden. Wie Heyse hatte auch er als Protestant (hugenottischer Herkunft) und von König Max II. Berufener zunächst das Mißtrauen der Münchner zu besiegen und verkehrte daher am liebsten in den Kreisen der „Zugewanderten", wie mit Sybel, Windscheid und Heyse, der ihn dann anläßlich Steinthals Besuch mit diesem bekannt gemacht hatte.

[7] Steinthals hatten vorher Berlin, Seegershof 4a, gewohnt.

[300] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, Zelten 19
den 31. März 1873

Lieber Paul, wir sind hier alle gesund, jeder nach seinem Maße. Meine l[iebe] Jeannette hat unglaubliche Kraft bewiesen. Vierzehn Tage hat sie

kaum geschlafen, acht Tage ist sie nicht aus den Kleidern gekommen und war, man möchte sagen: unaufhörlich in Bewegung. Einmal war sie schon, noch beim Leben des Kindes, zusammengebrochen, aber nur für zwei Stunden, dann raffte sie sich wieder auf und hielt aus, so lange eine Mutter bei ihrem Kinde bleiben darf; und als sie die Nachricht erhielt: „sie athmet nicht mehr", da ging sie zu Bett.[1] Sie hat acht Tage gelegen; nun ist sie wieder auf, treu ihrer Pflicht gegen die Lebenden und gegen den lebendigen Keim, den sie seit 4–5 Monaten unter ihrem Herzen birgt.[2] – So wird solche Liebe, solche Hingebung gelohnt!

Die jetzigen Ferien widme ich der Vorbereitung zu Vorlesungen, die ich im Sommer über Religionsphilosophie halten will. Ich fürchte mich vor mir und fürchte, meine Zuhörer werden mir leid tun.

So viel! Leb wohl mit den Deinen und seid gegrüßt von mir und meiner Jeannette.

Dein Bruder Steinthal

[1] Am 15. März 1873 war Steinthals Tochter Agathe gestorben.
[2] Irene Bona Steinthal wurde am 23. Juli 1873 geboren. Vgl. dazu den folgenden Brief.

[301] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin den 25. Juli 1873

Lieber Paul,
Glück auf!

Ich wollte aus nachfolgenden Zeilen mehr machen, als bloß die besondre Anzeige, die Andre aus der Zeitung entnehmen mögen. Nun ich aber daran gehe, scheint es mir doch geratener, ein Glück, das sich bietet, einfach hinzunehmen, ohne zu wählen.

Also:

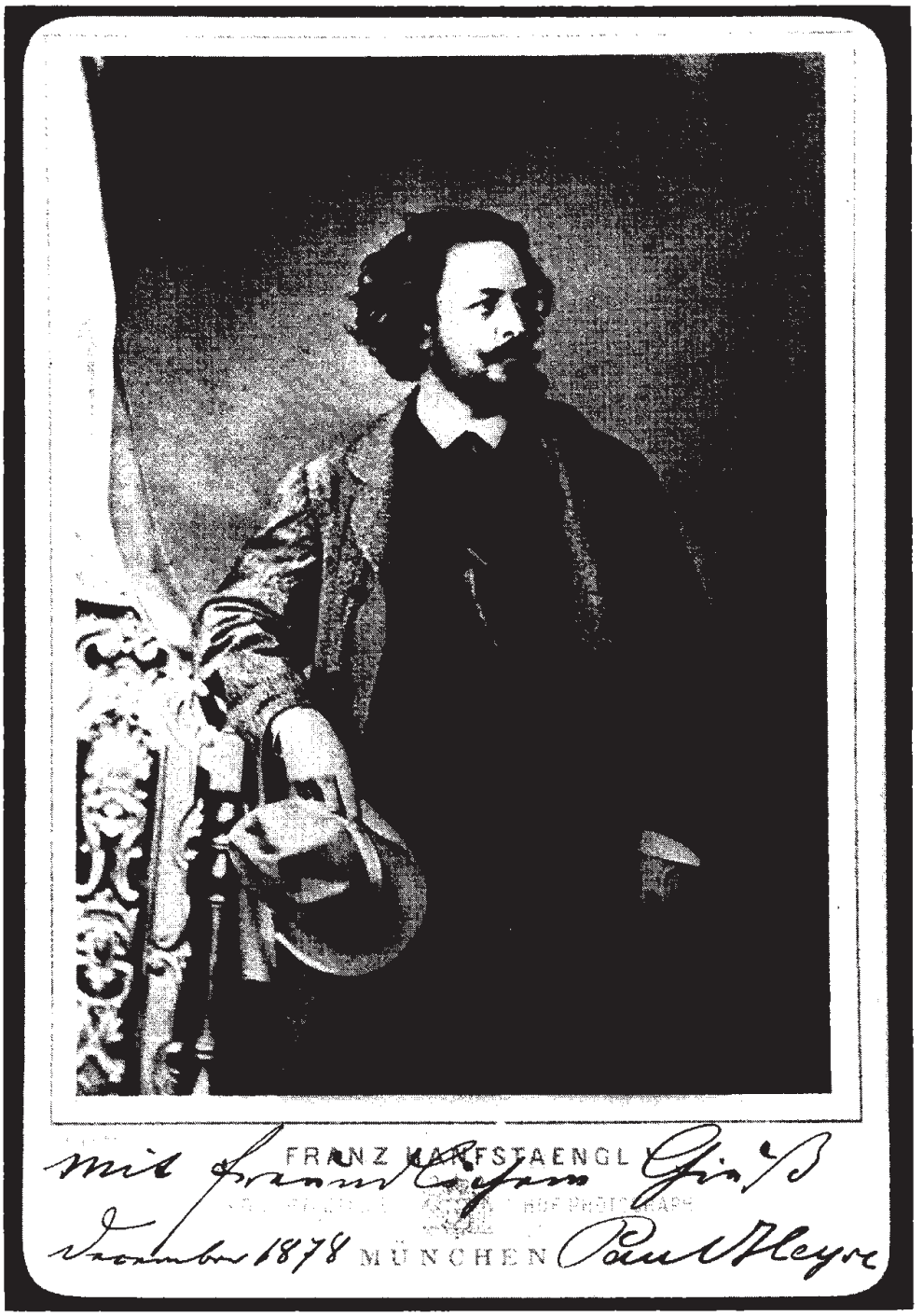
Vorgestern früh 6 Uhr ist meine liebe Jeannette von einem kräftigen Mädchen schnell und glücklich entbunden worden.

Mutter und Kind nach Umständen wohl.

Mein Befinden ist derartig, daß ich zufrieden sein kann. Heute über 8 Tage werde ich mir Ferien machen.

Grüße Dein Weib und Deine Kinder und lebt zusammen recht wohl!

Dein Bruder Steinthal
In den Zelten 19.



Paul Heyse
Photographie von Franz Hanfstaengl

[302] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Meran den 26. Sept. 1873
Erzherzog Johann, Zimmer 130

Lieber Paul, seit dem 2. d[ieses] M[onats] bin ich in den Alpen. Etwa 14 Tage war ich in Tegernsee; dann fuhr ich über Kreuth, am Achensee, über Innbach und Innsbruck hierher. Mitte nächster Woche reise ich von hier ab, und wie bei meiner Herreise, so werde ich bei der Rückreise über München, so zu sagen, fliegen. Ich will, ich kann Dich nicht sprechen. Als ich in Berlin meinen Reiseplan entwarf, fragte ich mich: wie wär's, wenn Du zuerst die Gräber Deiner Eltern besuchtest?[1] Und ich antwortete mir: warum nicht? Aber als ich mich fragte: wie wär's, wenn Du Paul in München besuchtest, da konnte ich den Gedanken nicht ertragen. Das wollte ich Dir nun geschrieben haben. Ich will Dich nicht sehen.[2]

Hier, müßig und einsam, sind alle meine Phantasien beim hingeschiedenen Kinde. Spielzeug, das ich sehe, Lehrmaterial und Lesebücher, Schulen und Kinder, Zukunftspläne – alles hin. Irene – was ist sie mir und kann sie mir sein? Etwa das leere Notizenbuch, das ich für sie gekauft habe, und worin bis jetzt ihr Name, das Befinden ihrer Mutter während der Schwangerschaft und ihre Geburt verzeichnet ist. Und wenn nun ihre Seele erwachen wird, muß ich nicht bei jedem geistigen Funken zittern? Und sie wird schnell genug erwachen. Noch bin ich ruhig, wenn es heißt, sie habe gelächelt; denn ich denke, wie Deine Mutter: lächelnde Kinder haben Bauchschmerzen. Aber das wird bald anders kommen. Sarchen[3] ist schon in Berlin. Die hat einen Scharfblick, dem nichts entgeht; denn er lockt hervor. Und auch ohne sie. Jeannette steht ja schon längst im Dienste der Psychologie, und die Amme wird in psychologischen Dienst genommen. Es wird mir nichts entgehen, und die Schrecken werden sich schnell auf einander folgen. Wenn es nur erst angefangen hat. Es hat aber schon angefangen. Neulich schreibt mir Jeannette, Irene habe gerufen: „o, o!" als des Abends die Lampe ausgelöscht ward. Wurm, was geht Dich die Lampe an? schlaf und vegetire, daß Du groß wirst; laß Andre dafür sorgen, daß es hell ist in der Welt, und laß Andren den Schmerz, wenn ein schönes Flämmchen verlischt. Schlaf! Agathe ist gestorben aus Mangel an Schlaf. Genug davon.

Im Anfange dieser Ferien las ich Deine Kinder der Welt.[4] Spät, aber ich konnte nicht früher. Es ist Dir ganz gut gelungen, bei Deiner Diogenes-

[1] Die Gräber der Eltern in Gröbzig/Anhalt.

[2] Was Steinthal bewogen haben mochte, Paul Heyse nicht zu besuchen, ist unklar. Möglicherweise waren es die traurigen Gedanken, die er im folgenden ausbreitet.

[3] Die Schwägerin Sara[h] Lazarus.

[4] Paul Heyses Roman „Kinder der Welt", 3 Bände, Berlin 1873.

Laterne ein halbes Dutzend Menschen in der Tonne zusammenzubringen und von da in die Welt einzuführen, wo sie sich zu bewähren haben.[5] Kritiken habe ich nicht gelesen; aber eine Anekdote will ich Dir erzählen. In Tegernsee hörte ich aus der Entfernung einen Pfaffen mit zwei Damen und einem Jungen, der noch nicht Pfaffe war und es werden wollte. Er habe, erzählte der Alte, die Kinder der Welt gelesen, und schimpfte auf den Roman. Der Junge bemerkte: So tief ist P[aul] H[eyse] gefallen! und kam dann auf Thekla. Ja, sagte der Alte, das ist eine hübsche Legende, die darin ihre Spitze hat, daß die Jungfrau einen Löwen bändigt.[6] Der Jungfrauschaft gelingt alles. Da stand ich auf, um nicht mehr zu hören. Wie gut der Mann wußte, welche Spitze die *Legende* hat. Das ist dem Manne nicht aufgegangen, daß Paulus und Thekla nicht die Eltern von Lorensen, sondern die Eltern der Kinder der Welt sind. In Rom und in Pommern steht Deine Thekla gewiß auf der Liste der Prohibitorum[7]. Was ist nun besser, verbrannt oder so verstanden zu sein?

Ich habe im vergangenen Sommer meine philosophische Religion ohne Gott ohne Nachgibigkeit vorgetragen. In der Tat, weder Glück und Freude, noch Leid und Schmerz weisen auf Gott hin; nur die Schwäche, die weder das eine noch das andre zu ertragen vermag, fingirt sich einen Gott. Meine Darlegung begann historisch und schloß systematisch mit dem Satze: homo homini deus est.[8] Und damit habe ich die Grundlage für die Ethik, die ich im Winter lehren werde.

Empfiehl mich Deiner Frau und lebe wohl, mit ihr und mit Deinen Kindern.

Dein Bruder Steinthal

[5] Steinthal spielt hier auf die beiden Hauptgestalten in Heyses Roman „Kinder der Welt" an, zwei arme Brüder, den Philosophen (!) Edwin und seinen kranken Bruder Balder, die in einem ärmlichen Zimmer (von den Freunden „Tonne" genannt) im Hinterhaus der Berliner Schuh- und Stiefelfabrik von Gottfried Feyertag, in der Dorotheenstraße, wohnen.

[6] Hier irrte der Geistliche: Thekla bändigte keinen Löwen.

[7] Prohibitorum (erg.: librorum) (lat.), der verbotenen Bücher.

[8] Homo homini deus est (lat.), der Mensch ist dem Menschen ein Gott (in Anlehnung an die Formel von Hobbes, daß der Mensch dem Menschen ein Feind sei). Wie irritiert die Zeitgenossen auf Steinthals immanente Religionsphilosophie und Ethik reagierten, zeigen besonders die Briefe von Glogau (vgl. die Briefe Nr. 131–149). Vgl. auch Bd. I, S. C f. und CXXIX ff.

[303] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25
den 1. April 1875

Lieber Paul, ich kann mir doch die Gelegenheit, Dir zu schreiben, nicht entgehen lassen, obwohl man bei so sporadischem Briefwechsel am wenigsten weiß, was man schreiben soll.

Nun zuerst: Ja, am 30. April ist der Hochzeitstag der Lazarus und diesmal werden es 25 Jahre, daß sie verheiratet sind. Sie werden aber, um sich dem drohenden Lärm zu entziehen, der von so vielen Seiten einzubrechen droht, von verwandtschaftlicher, freundschaftlicher, geselliger, vereinlicher, ehrenamtlicher, für jenen Tag eine kleine Reise machen, gleichgültig wohin, und nicht hier sein.

Ich bedaure Deine Leiden,[1] und da Du doch wohl schon diese Absicht hast, so möchte ich Dich mit aller Macht darin bestärken, diesen Sommer, wie man zu sagen pflegt, etwas Gründliches für Dich zu tun. Ich meine, laß auf ein halbes Jahr die Leier (will sagen: die Feder) gänzlich ruhen. Du bist ja in der glücklichen Lage eines Urlaubs nicht zu bedürfen und ihn auf einem Stempel-Bogen nachzusuchen. Wozu hat man die Freiheit, wenn man keinen Gebrauch von ihr machen soll?

Hoffentlich geht es Deiner lieben Familie wohl.

Ich habe mich diesen Winter recht munter befunden und habe von den 9 wöchentlichen Vorlesungen, die ich zu halten hatte, keine ausfallen lassen. Um so übler ist es meiner Jeannette ergangen. Erst nervöser Gesichtsschmerz und Zahnschmerz Zug um Zug, dann Erkältung auf Erkältung. In der letzten Zeit aber konnten wir zufrieden sein. Unsre kleine Irene wächst gut heran.

Lebe wohl! Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein Bruder Steinthal

[1] Paul Heyse hatte ein Nervenleiden.

[304] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, N. W., Kronprinzen Ufer 25
den 30. Juni 1877

Lieber Paul, Du bist nun schon wieder einmal von einem Schicksal getroffen, vor dem die Weisheit unserer Weisen verstummt.[1] Von mir

[1] Paul Heyse hatte einige Tage zuvor seinen jüngsten Sohn Wilfried (1871–1877) verloren.

wirst Du am wenigsten Worte erwarten, welche etwas zu leisten beanspruchen. Daß ich in Deinem Schmerze bei Dir weile und mit Dir fühle, weißt Du. Sonst kann ich nur noch sagen: ich hoffe, daß Du auch dies noch ertragen wirst. Und wenn neben Dir Dein Weib trauert, so wird ja niemand es so gut verstehn, ihr Kraft zu leihen, als Du; und auch diesen Überschuß wirst Du besitzen.

Bleibet allesammt gesund!

Dein Bruder Steinthal

[305] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, N. W., Kronprinzen Ufer 25
den 18. April 1878

Lieber Paul,

Zur Verlobung Deiner Lulu[1] sende ich Dir meine und meiner Frau froheste Wünsche. Du weißt, daß Lulu um Weihnachten einige Zeit in Berlin war. Da haben auch wir sie gesehen, und ihr heiteres unschuldiges Wesen hat uns das Herz im Leibe lachen machen. So haben wir die Vorstellung, sie und der Mann an ihrer Seite könnten nur in Güte und Heiterkeit durch das Leben schreiten. Ich begreife, daß sie das Landleben liebt – so eine Stunde von Leipzig. Schade, daß es ein bischen weiter von München ist. Indessen Herr Dr. Baumgarten scheint alle unsre modernsten Erfindungen wie Telephonie und Phonophonie nicht zu lieben, nicht so, daß er nicht Aug in Auge vorzöge, wenn es auch durch Locomotion erworben wird; und München ist doch näher als Rom. Lulu wird seine Liebhabereien annehmen.

Bei dieser guten Gelegenheit will ich Dir auch sagen, daß mich Dein Aufsatz über den Dichter des Pessimismus[2] recht gefreut hat. Er ist gut gemacht, gut geschrieben; aber das ist es nicht, was ich hier meine. Es war der Blick in Dein Innres, den der Aufsatz gestattete, der mich so nach Wunsch berührte; ich sah, daß die Harmonie Deiner Dichtungen in Deinem Gemüt ihre unwandelbare Stätte inne hat, daß Du den Schmerzen keine krankhafte Ausstrahlung gestattest. Ich zweifle, ob die berühmten Pessimisten den wahren Schmerz des wechselvollen Lebens durchgekostet haben; ich will auch nicht fragen, wo der echte Schmer-

[1] Paul Heyse hatte von Rom aus im April 1878 die Verlobung seiner Tochter Julie mit Dr. jur. Hermann Baumgarten auf Zschölkau bei Leipzig angezeigt.

[2] 1878 waren im Verlag von Wilhelm Hertz die „Werke" von Giacomo Leopardi erschienen, übersetzt und herausgegeben von P. Heyse. Im 2. Teil ist ein Aufsatz von P. Heyse enthalten, „Leopardi's Weltanschauung", der unter dem Titel „Giacomo Leopardi, der Dichter des Pessimismus" in Bd. 14 der „Deutschen Rundschau" (1878) vorabgedruckt worden war.

zens-Grund liegt: es soll jeder Schmerz, Zahnschmerz, verletzte Eitelkeit, der größte Schmerz sein. – Aber Güte schafft eine Harmonie zwischen der Freude an eigener Kraft und Liebe oder Verehrung gegen die Kräfte Andrer, und dann weiß man den Schmerz für das zu nehmen was er ist und was er sein soll. Aber hierüber vor Dir weitläufig sein, wäre kurios.

Nun wüßte ich Dir aber weiter nichts zu schreiben, als daß ich wohl und glücklich bin, und meine Jeannette ist es ebenfalls, in noch höherm Maße, nur ist sie körperlich schwach. Unsre Irene ist ein munteres, groß gewachsenes, 4¾ Jahr altes Kind. Ich arbeite so viel ich kann, nicht so viel ich möchte, noch auch so gut ich wünschte. Leb wohl! Dein Bruder

Steinthal

Deiner Frau, lieber Paul, wollte ich auf diesem Blatte besonders schreiben. Besser aber, denke ich nun doch, wird es sein, wenn Du mein Dolmetscher sein willst. Sage ihr also, wie sehr ich und meine Frau, ihr die vollste Kräftigung der Gesundheit wünschen und einen heitern Blick ins Leben. Möge der Himmel und die Erde Italiens sich so in ihr Herz und in ihre Glieder senken, daß sie beides für immer in die nordische Heimat mitbringe, wo sie dann noch manches heimische Schöne dazu gewinne.[3]

St.

[3] Diese Wünsche für Anna Heyse waren um so dringlicher, als sich diese auf der letzten Italien-Reise vom November 1877 bis zum Mai 1878 gar nicht erholen konnte.

[306] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, N. W., Moltkestr. 2
den 15. März 1880

Lieber Paul,

Heute ist Deine fünfzigste Geburtstagsfeier. Weil man nicht für sich lebt, muß man Dank empfangen, sich glücklich preisen lassen und sich noch eine lange glückliche Zukunft wünschen lassen, d. h. Gratulationen annehmen.

Glücklich, wer sagen kann, er habe nie einen Freund gehabt, welchen er später hätte aufgeben müssen, und er habe nie einen Freund gehabt, von dem er aufgegeben worden wäre. Denn damit ist eine Continuität des Charakters und des Lebens, der Gesinnung und der Liebe verbürgt, welche Würde und Glück in sich trägt.

Nach allem (das wird mir immer sicherer) ist der menschliche Charakter, welcher einer unendlich vielfachen Gestaltung fähig ist, doch das einzig Schätzenswerte auf Erden; und alles was wir hervorbringen mit

allem was wir in Freude und Schmerz genießen, sind die Atome, aus denen sich die Charakter-Gestalt bildet. Nicht auf diese Atome, welche der Zufall gibt, – auf das Gebilde aus denselben kommt es an, welches unsre eigene Schöpfung ist.

Lebe recht wohl! und grüße die Deinen herzlich. Auch meine Frau grüßt; sie ist immer noch schwach, wenn auch nicht mehr leidend.

Dein Steinthal

[307] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, W., Blumes Hof 8
den 20. Januar 1883

Lieber Paul,

nicht wahr, ich bin Dir noch nicht oft lästig geworden? Heute aber komme ich mit einer Bitte, einem Auftrag.

In der ersten Woche des kommenden Mai werden hier die Denkmäler für Wilh[elm] und Alex[ander] v[on] Humboldt enthüllt.[1] Auch die Humboldt-Akademie will dieses Fest begehen, aber schon am Tage vor der Enthüllung, und der Magistrat hat den Rathaus-Saal dazu bewilligt: Der Vorstand der Humb[oldt] Akad[emie] (worin der Abgeordnete Rikkert, Max Hirsch, General v. Etzel, ich, Geheimrat von Scheel, Director Schwalbe)[2] haben einstweilen die Anordnung bestimmt: zwei Reden, eine über Wilh[elm] von mir, eine über Alex[ander] von Prof[essor] Förster (dem Astronomen)[,] Gesang *vor, nach* und *zwischen* den Reden und ein *Prolog*.

Diesen Prolog zu unsrer Humboldt-Feier zu dichten scheinst Du uns der geeignetste Dichter.[3] Von Al[exander] weißt Du so viel wie die andren, von Wilh[elm] viel mehr, und bist geborner Berliner, und stehst durch Deinen Vater in Verhältnis zu ihm. Also bitten wir Dich darum,

[1] Diese Feier anläßlich der Enthüllung der Humboldt-Denkmäler fand am Montag, den 28. Mai 1883, im Festsaale des Rathauses statt. Die Festrede über Wilhelm von Humboldt hielt H. Steinthal, die über Alexander von Humboldt der Astronom Wilhelm Foerster (1832–1921), Professor der Astronomie an der Universität in Berlin und Direktor der dortigen Sternwarte.

[2] Alle Herren waren damals im Vorstand des Wissenschaftlichen Centralvereins, der 1878 die „Humboldt-Akademie" gegründet hatte. Landesdirektor a. D. Heinrich Rickert (1832–1902) war seit 1870 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und seit 1874 des Reichstags (Freisinn); der Ökonom und Generalsekretär der Humboldt-Akademie Max Hirsch (1832–1905); General der Infanterie Friedrich August von Etzel (1808–1888); Kaiserl. Regierungsrat Dr. H. von Scheel; Direktor Professor Dr. B. Schwalbe (seit 1878).

[3] Wie aus dem folgenden Brief zu entnehmen ist, hat Paul Heyse den Veranstaltern die Idee eines von ihm geschriebenen Prologes ausgeredet.

und ich habe es übernommen, Dir unsren Wunsch vorzutragen. Du wirst nicht abschlagen.

So will ich Dir auch mitteilen, daß ich jetzt an einer Ausgabe der Einleitung in die Kawi-Sprache mit Commentar drucken lasse.[4] Voran schicke ich H[umboldt]s drei akad[emische] Abh[and]l[un]g[en]: Über das vergleichende Sprachstudium, über das Entstehen der grammatischen Formen und über die Aufgabe des Geschichtsschreibers, ebenfalls commentirt. Der Commentar besteht teils aus Anmerkungen unter dem Text, teils in Einleitungen, die den Zusammenhang des Ganzen darlegen. Dabei citire ich auch H[umboldt]'s ästhetische Abh[and]l[un]g[en] und namentlich die Schrift über Göthe's Hermann und Dorothea – citiren, d. h. commentiren. Endlich wird Humb[oldt] verständlich sein – für den, der sich anstrengen will, während er bisher absolut unverständlich war.

Bei mir geht es so ziemlich. Irene hat ihre liebe Schul-Not, meine Frau hustet etwas. Bei Frau Sara geht es in diesem Winter wirklich auffallend gut – unberufen.

Von W[ilhelm] v[on] H[umboldt] will ich noch sagen, daß er sich jetzt als Spinozist vom reinsten Wasser neben allem Kantianismus erweist, so daß er eine ganz besondre Art von Zusammenfassung Kants mit Spinoza repräsentirt: die beiden Löwen vertragen sich mit einander, nachdem sie eingesehen haben, daß keiner den andren tot machen kann.

Leb recht wohl mit den Deinen, grüße Deine l[iebe] Frau von mir und – mach ein schönes Programm.

Dein Steinthal

[4] H. Steinthal, Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt, mit einer Allgemeinen Einleitung „Der Styl Humboldts" und mit Einführungen und Erklärungen des Herausgebers zu den einzelnen Schriften Humboldts. Berlin 1884. Die ersten 16 Bogen dieses Bandes wurden schon anläßlich der Humboldt-Feier ausgegeben.

[308] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, W., Blumes Hof 8
den 19. Febr. 1883

Lieber Paul,

Habe besten Dank für Deine Bereitwilligkeit und Deinen Brief. Deine Darlegung hat uns überzeugt. Bloß Max Hirsch, obwohl von Dir überzeugt, kann sich doch nicht, oder nur schwer, von dem Gedanken losmachen, wie gern (damit ich es in Deiner Sprache ausdrücke) Madame Toutlemonde[1] einen Prolog von Dir hören würde. Wir haben also auf

[1] Fontane hat eine kritische Besprechung von Paul Heyses „Kinder der Welt" unter dem

einen Prolog verzichtet; sollte Dich aber der angeregte Gedanke packen und Dich doch zu etwas bringen, was Dir gefällt, so wirst Du nicht in Verlegenheit sein, wohin Du es bringen sollst, – wir nehmen es gern.

Ich wünsche, ich hoffe, daß es Dir gut geht, wie auch Deiner l[ieben] Frau und allen l[ieben] Deinen. Ich persönlich könnte zufrieden sein; aber meine Frau hat keinen schönen Winter und hat in letzter Woche einen recht übeln Anfall gehabt. Jetzt geht's wieder, insofern sie als wankende Reconvalescentin erscheint. Irene, welche seit Michaeli die Schule besucht, war mehrfach durch Krankheit und Unwohlsein gestört. Jetzt scheint sie aber das Schul-Fieber überwunden zu haben. Sie macht Erfahrungen in der Schule, und mir tut es leid, daß ein Kind solche Erfahrungen macht, wie nützlich es auch für ihr Fortkommen in der Welt sein mag.

Lebe recht wohl! Dein alter Steinthal

Pseudonym „Frau Toutlemonde" (= Frau Jedermann) veröffentlicht in: Die Gegenwart, Wochenschrift für Literatur, Kunst und Leben, 12. Oktober 1872 (Nr. 38), S. 236–238 (unter der Rubrik „Offene Briefe und Antworten").

[309] Heymann Steinthal an Paul Heyse

Berlin, W., Blumeshof 8, den 8. 2. 85

Lieber Paul,

ich freue mich, freudige Veranlassung zu haben, Dir zu schreiben.

Merkwürdig, zu einem *glücklichen* Ereignis wünscht man *Glück*![1] (Hätte dieser Gedanke nicht in einem Briefe Deiner Mutter stehn können?) Nun also, Glück genügt nicht; es soll dauern und es soll Ursache und Anfang künftigen Glückes werden. Dies wünsche ich aus vollem Herzen zur Verlobung Deiner Tochter Dir und der Braut, und lebe Du mit Deiner l[ieben] Frau und allen Deinen recht wo[h]l und gedenke gelegentlich

Deines alten Freundes
Steinthal

Meine Frau sendet ebenfalls herzliche Wünsche. Sie ist leider seit 14 Tagen recht leidend und liegt auch heute wieder zu Bett.

d. O.

[1] Steinthal gratuliert zur Verlobung von Heyses Tochter Clara (geb. 1861) mit dem bayerischen Artillerieoffizier Otfried Layriz am 2. Februar 1885. Sie heirateten am 23. April 1885.

BRIEFE VON HEYMANN STEINTHAL AN VERSCHIEDENE ADRESSATEN

[310] Heymann Steinthal an Friedrich Althoff[1]

[Berlin, den 12. Juni 1890]

Hochgeehrter Herr Minister,
hochwolgeborener Herr,

Wenn ich vor Ew. Excellenz erwähne, daß ich im Laufe des vergangenen Winters und in diesem Sommer bis heute keine einzige Vorlesung auszusetzen genötigt war, so tue ich dies, um daran den Dank zu knüpfen für die Remuneration[2], welche Sie mir im vorigen Jahre bewilligt haben, und welche mir eine Erholungsreise ermöglichte, die mich zur ungestörten Übung meiner Pflicht befähigte.[3]

Und wenn ich nun auch in diesem Jahre an Ew. Excellenz das Gesuch um eine Unterstützung von 500 Mark zu einer Reise zu richten wage, so geschieht es wiederum in der Notwendigkeit einer gründlichen Erholung nach unausgesetzter elfmonatlicher Arbeit.

In vorzüglicher Hochachtung

Ew. Excellenz
ganz ergebenster und gehorsamster
Prof. Steinthal

Berlin, den 12. Juni 1890
W. Schöneberger Ufer 42

[1] Der Jurist Friedrich Althoff (1839–1909) wurde 1882 als Vortragender Rat ins preußische Kultusministerium berufen und rückte dort 1897 zum Ministerialdirektor auf; er hat sich in diesen Funktionen sehr für den Ausbau der Universitäten und anderer wissenschaftlicher Institutionen eingesetzt. – Der hier abgedruckte Brief befindet sich im Besitz der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin, unter der Signatur: Slg. Darmstaedter 2a 1867(8) H. Steinthal.

[2] Remuneration (nlat.), Vergütung, Gratifikation.

[3] Steinthal war damals 67 Jahre alt.

Heymann Steinthal an Georg Brandes

Der dänische Literarhistoriker Georg Brandes (= Morris Cohen; 1842–1927) gehört zu den bedeutendsten Literaturkritikern und Ästhetikern des 19. Jahrhunderts. Bahnbrechend als geistiger Vermittler, unkonventionell und mit einem Gespür für Originalität begabt, schrieb er einen brillanten, geistreichen Stil. Ausgedehnte Reisen nach England, Frankreich, Italien und Deutschland brachten ihn in persönlichen Kontakt mit den wichtigsten Vertretern der neuen philosophischen und literarischen Strömungen in Europa. Stark beeinflußt von dem Empirismus und Utilitarismus des englischen Philosophen John Stuart Mill und dem radikalen Positivismus des französischen Historikers Hippolyte Taine, schilderte und interpretierte er an der Kopenhagener Universität in den später durch die Publikation berühmt gewordenen Vorlesungen über „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“[1] die moderne geistige Bewegung des radikalen „Realismus“. Mit seiner Polemik gegen Hegels Philosophie und gegen die abgelebte Romantik, mit seiner Ablehnung aller nationalen, religiösen und sozialen Vorurteile weckte er zwar Interesse und Zustimmung unter den Studenten, löste aber in den konservativen und kirchlichen Kreisen Dänemarks eine heftige Kritik aus, durch die er sich jede Chance verspielte, eine Universitätsprofessur zu erlangen. Verärgert ging Brandes ins Ausland und ließ sich – nach etlichen längeren Aufenthalten in Deutschland – 1877 schließlich in Berlin nieder und richtete sein Interesse immer stärker auf die sozialen und kulturellen Bedingungen, unter denen Literatur entstanden war. – Den Kontakt zwischen Brandes und den beiden Völkerpsychologen hatte der gemeinsame Freund Paul Heyse hergestellt. Vgl. dazu auch S. 655 und 673 dieses Bandes. Brandes kehrte 1883 wieder nach Dänemark zurück, erhielt aber erst 1902 eine staatliche Professur der vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Kopenhagen.

Die folgenden Briefe von Steinthal an Georg Brandes befinden sich im Brandes-Archiv der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen.

[1] Bd. 1–4, Berlin 1872–76; Bd. 5, Leipzig 1886.

[311] Heymann Steinthal an Georg Brandes

[Berlin] Kronprinzen-Ufer 25,
den 23. October 1871

Geehrter Herr Doctor,

Ich bedaure, daß Sie mich gestern nicht getroffen haben. – Sie wünschen für die K[öni]gl[iche] Bibl[iothek] ein Cavet[1] von mir. Ich stehe Ihnen in solchem Falle gern zu Diensten; denn da kann ich Ihnen mit der möglich kleinsten Mühe den größten Gefallen erweisen.

Sie müssen Sich auf der Bibliothek, vorn vor den Dienern einen *Courier-Schein* für 10 Pfennige kaufen. Den werde ich dann unterzeichnen. Ich bemerke noch, daß nach den bestehenden Formen es nicht möglich, dem Schein längere Dauer zu geben als ein halbes Jahr, also bis 1. März 1878. Dann müssen Sie schon die Mühe übernehmen, einen neuen Schein kaufen und von mir unterzeichnen lassen, wozu ich allemal bereit bin.

In Hochachtung
ergebenst

Steinthal

[1] Cavet (lat.), es gibt Bürgschaft, Kaution.

[312] Heymann Steinthal an Georg Brandes

Berlin, N. W., Kronprinzen-Ufer 25
den 28. November 1874. Abends

Verehrter Herr Doctor,

Ich bedaure sehr, daß Sie heute nicht bei mir waren, aus doppeltem Grunde: denn außerdem daß ich das Vergnügen Ihrer Unterhaltung entbehrt habe, muß ich auch befürchten, daß Sie unwohl sind. Ich hoffe, daß Sie bald wieder auf den Beinen sein werden, und bitte Sie, dann zu uns zu kommen.

Ich will aber bemerken, daß Sie mich zu keiner Zeit in der Woche so frei und ungestört finden werden als *Sonnabends,* Nachmittag und Abend von 5 Uhr ab. Die übrigen Wochentage habe ich Vormittags von 10–11, Abends von 6–7 oder 8 Uhr Vorlesungen.

Mit herzlichem Gruße

Steinthal

[313] Heymann Steinthal an Georg Brandes

Berlin, den 25. November 1893
[diktiert]

Hochgeehrter Herr Doctor,

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr neues Buch[1]. Da ich mich noch sehr schohnen [sic!] muß,[2] so habe ich in demselben noch wenig gelesen, obwohl ich weiß, daß ich aus jedem Artikel lernen werde. Sie werden sich nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich das Buch von hinten angefangen habe.[3] Die beiden Aufsätze über Sudermann und Hauptmann sind die einzigen, die ich bis jetzt gelesen habe, und es hat mich gefreut zu sehen, wie mild – d. h. gerecht – Sie diese neuesten Dichter beurteilen.

Über mein Befinden zu klagen habe ich wenig Ursache; indessen ist die Zeit noch nicht abzusehen, wo ich wieder werde ernstlich arbeiten können.

Freundschaftlichst ergeben
der Ihrige
Steinthal

[1] Georg Brandes, Menschen und Werke – Essays, Frankfurt am Main 1894; die ersten Exemplare des Bandes wurden aber schon Ende 1893 ausgeliefert.

[2] Vgl. Seite 343 ff.

[3] Einmal, weil Brandes ein Vorkämpfer des Naturalismus war, die beiden Aufsätze über Sudermann und Hauptmann also von besonderem Interesse waren, und zum andern, weil hebräische Bücher „hinten" beginnen.

[314] Heymann Steinthal an Georg Brandes

Berlin W, Schöneberger Ufer 42, den 13. Januar 1897
[Postkarte]

Geehrter Herr Doctor und Freund,

gleichzeitig mit dieser Karte lege ich als Drucksache den letzten Bogen des diesjährigen Januar-Hefts der Deutschen Revue auf die Post, in welchem sich mein Aufsatz über Ihren Shakespeare findet.[1] Ich stehe mit keiner Literatur-Zeitung in Verbindung; die deutsche Revue aber bringt keine Recensionen. Thema und Umfang meines Aufsatzes war mir vom

[1] H. Steinthal, Shakespeare und die Völkerpsychologie (anlässlich von G. Brandes' Shakespeare-Monographie, Paris/Leipzig/München 1895), in: Deutsche Revue, 22. Jg. (1897), Bd. 1, S. 123–125.

Redacteur Richard Fleischer vorgeschrieben. Trotz dem hoffe ich Sie befriedigt zu haben.

Mit besten Grüßen an Sie und die lieben Ihrigen

Steinthal

[315] Heymann Steinthal an Lorenz Diefenbach[1]

[Berlin, den 25. November 1847]

Hochgeehrter Herr,

Sie haben in Ihren Werken und besonders in dem Buche: „Über Leben, Geschichte und Sprache"[2] eine so hohe Ansicht über Universum und Sprache so schwungvoll dargelegt, daß Sie dadurch in mir die größte Hochachtung für Ihren Geist erweckt haben; und so sehr finde ich das Beste meiner Gedanken und Gefühle in Ihren Worten wieder, daß ich sehnlichst wünschen muß, meine beifolgende Erstlingsschrift möchte von Ihnen gekannt werden.[3] Ja, Ihr Urtheil über meine Leistung würde mir so erscheinen wie das Urtheil meines eigenen bessern Ichs.

Gestatten Sie mir, daß ich mich kurz darüber auslasse, was ich in meiner Schrift beabsichtigte. Ich wollte im Sinne Wilhelm von Humboldts eine Monographie liefern, die einen Punkt der Grammatik gleichsam in der Quere durch viele Sprachen hindurch verfolgt. Vielleicht aber ist das pronomen relativum[4] der schwierigste Punkt der Grammatik, der

[1] Lorenz Diefenbach (1806–1883) hatte sich nach seinen philologischen und theologischen Studien zunächst in Solms-Laubach niedergelassen, wo er als Pfarrer und Bibliothekar lebte und viel für die Volksbildung getan hat. Nach zwölf Jahren Tätigkeit wollte er sich ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen widmen, unternahm mehrere Reisen, lebte an verschiedenen Orten und trat schließlich der von ihm mitgegründeten deutschkatholischen Gemeinde in Offenbach am Main bei, die ihm 1848 das Ehrenbürgerrecht verlieh und in das Vorparlament nach Frankfurt am Main entsandte. Diefenbach nahm dann dort seinen festen Wohnsitz und wurde zweiter Stadtbibliothekar. Seine Veröffentlichungen sind ungemein vielseitig und spiegeln das Engagement des Sprachwissenschaftslers, Ethnologen, Politikers und Theologen, der auch Romane, Novellen und Gedichte veröffentlicht hat. In diesem Zusammenhang ist das von Steinthal genannte Werk „Ueber Leben, Geschichte und Sprache" (Giessen 1835) zu nennen und seine Hauptwerke, „Celtica" (3 Bände, Stuttgart 1839–1842) und die „Origines Europaeae. Die alten Völker Europas mit ihren Sippen und Nachbarn" (Frankfurt 1861), nicht zuletzt auch seine Wörterbücher.

Die beiden hier abgedruckten Briefe stammen aus dem Nachlaß Diefenbach in der Universitätsbibliothek Gießen.

[2] Gießen 1835. Es war die erste größere sprachwissenschaftliche Schrift, die seinen Namen in Fachkreisen bekannt machte.

[3] Steinthals Dissertation „De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica, cum excursu de nominativi particula"; sie erschien 1847 in Berlin.

[4] Pronomen relativum (lat.), (rück)bezügliches Fürwort; wie Steinthal im folgenden

die genaueste Kenntniß der Sprache erfordert. Ich glaube darum Nachsicht zu verdienen, wenn ich vielleicht öfter geirrt habe. Ich habe das pron[omen] rel[ativum] im weitesten Sinne genommen als das Verbindungsmittel der attributiven Satzverhältnisse, also gewissermaßen als attributive Copula, wie man das verbum substantivum, die prädikative Copula nennt. So gefaßt findet sich das pron[omen] rel[ativum] natürlich auch im einfachsten Satze, und es hat sich mir bei einer Untersuchung ergeben, daß alle diejenigen Sprachen, welche das Attribut im einfachen Satz deutlich bezeichnen und scharf vom Prädikat trennen, auch eine Fähigkeit zum vollendesten Periodenbau haben. Ein Volk, das wirklich pater bonus und pater amat[5] sagen kann, hat die Möglichkeit zu ciceronianischer Beredtsamkeit in seiner Sprache; aber alle agglutinirenden[6] und die Partikelsprachen[7] bringen jene einfachen Begriffsverbindungen nicht zu Stande. Die wahre Kraft der Synthesis[8] fehlt ihnen; darum sind sie nicht im Stande, weder den einfachen noch den gegliederten Satz angemessen zu bilden.

In Bezug auf Standpunkt und Methode in meiner Schrift wird es wohl nicht entgehen, wie ich gesucht habe, meinem großen Vorbilde[9] nachzueifern. Ich strebte danach eine Arbeit zu liefern, die weder rein historisch noch rein philosophisch sein, die weder bloß Stoff noch bloßes oberflächliches Hinundherreden enthalten sollte. Ich wünschte, Sie fänden, es wäre mir gelungen, mich einigermaßen wenigstens meinem Muster zu nähern, welches in ächt wissenschaftlicher Weise Geschichte und Philosophie so sehr zu vereinen wußte, daß erstere in letzterer nur ihre Wahrheit und Klarheit fand, und letztere von selbst aus ersterer sich zu ergeben schien. – Sie werden ein doppeltes Aufsteigen in meiner Arbeit bemerken, indem ich einerseits von der einfachsten Satzbildung ausgehe und diese vor den Augen des Lesers sich aus der Wurzel zur gegliederten Periode entwickeln lasse, und andrerseits damit Hand in Hand von den niedriger organisirten Sprachen zu den höhern aufsteige.

Es liegt mir natürlich viel daran, zu wissen, in wie weit mir mein Werk gelungen sei, und da ich wohl nicht leicht einen so urtheilsberechtigten

darlegt, faßt er das Relativpronomen als attributive Copula auf, d. h. als Verbindungsmittel zwischen Substantiv und charakterisierender Beifügung.

[5] Zwei Beispiele für die einfachsten lateinischen Sätze: „Der Vater ist gut" und „Der Vater liebt".

[6] Agglutinierende Sprachen sind Sprachen, die zur Deklination und Konjugation von Wörtern Affixe (= Vorsilben oder Nachsilben) äußerlich an das unverändert bleibende Wort anfügen; z. B. die finnisch-ugrischen Sprachen.

[7] Partikel sind jene Wörter, die sich nicht konjugieren oder deklinieren lassen, die also unveränderbar sind. Partikelsprachen bestehen nur aus solchen unveränderbaren Wörtern.

[8] Synthesis (griech.), Zusammenfügung (zu einer höheren Einheit), Komposition.

[9] Steinthal spricht hier von dem Sprachwissenschaftler, Philosophen und Staatsmann Wilhelm von Humboldt (1767–1835).

Mann finden kann als Sie, so wollen Sie mir die Bitte nicht übel nehmen, die ich auszusprechen wage, Sie möchten, wenn es Ihnen Ihre Zeit gestattet und Sie es überhaupt der Mühe für werth halten, eine Kritik meiner Schrift veröffentlichen. Ich würde in der Größe der Ehre, die Sie mir dadurch erzeigten, den einzigen Lohn für eine zehnmonatliche Anstrengung, die ich jenem Werkchen unmittelbar zuwandte, und für ein vierjähriges fleißiges Sprachstudium ansehen.

Mit ganz besonderer Hochachtung
Ihr ergebener Diener
Steinthal
Linksstraße 22

Berlin, den 25. November 1847

[316] Heymann Steinthal an Lorenz Diefenbach

[Berlin, den 4. Juni 1848]

Hochgeehrter Herr Doctor!

Aus doppeltem Grunde schäme ich mich fast, mit beifolgender Schrift vor Sie zu treten.[1] Denn einmal fühle ich wohl, daß ich mit derselben die Hoffnung, welche Sie in Ihrem geschätzten Schreiben v[om] 6. Januar ausprachen, Bedeutendes von mir zu vernehmen, nicht erfüllt habe; für's andre aber möchte meine Arbeit in so heftig erschütterter Zeit, an deren Gestaltung Sie selbst gewiß thätigen Antheil nehmen,[2] wohl kaum mit Recht Ihre Theilnahme für sich in Anspruch nehmen können. Indessen hoffe ich, auf ein Doppeltes von Ihrer Seite rechnen zu können, was mich ermuthigt. Dies ist einerseits die Nachsicht, die ich immer um so mehr erwarten zu können glaube, je tüchtiger der Beurtheiler ist; und andrerseits die Gewißheit, daß Ihr Geist umfassend genug ist, um auch in der Fülle praktischer Beschäftigungen noch für die stillen Erzeugnisse des Geistes den ungeschwächten Sinn zu bewahren.

Meine Absicht war, den Sprachforscher Humboldt zu zeichnen. Dies hätte ich nicht vollständig erreichen können ohne Rücksichtnahme auf seine ganze eigenthümliche Persönlichkeit und seine ganze Weltanschauung und auch nicht ohne die Begrenzung letzterer gegen andre bedeutende Erscheinungen in der Wissenschaft. Es kommen aber hierbei dieselben Punkte in Betracht, wie bei jedem Gemälde. Eine völlig objective Auffassung ist nicht möglich und vielleicht nicht einmal zu wünschen: Es war

[1] Steinthal schickte Diefenbach sein zweites Buch, „Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie", Berlin 1848.

[2] Anspielung auf die Märzunruhen 1848 und die Bildung des Frankfurter Vorparlaments, zu dem Diefenbach als Abgeordneter der Stadt Offenbach entsandt wurde.

also wohl auch bei mir unumgänglich, daß sich ebensosehr meine Eigenthümlichkeit als andre Einflüsse, denen ich sonst noch unterworfen war, bei meiner Auffassung Humboldts geltend machten. Doch kann ja, das läßt sich im allgemeinen wenigstens sagen, es kann die Auffassung eines bedeutenden Gegenstandes immerhin von der Subjectivität des Auffassenden gefärbt sein, ohne daß jener darum in falschem Lichte erschiene; ja es kann wohl sogar diese fremdartige Färbung ein Licht über den Gegenstand vertreiben, welches zur wahrhaften Erkenntniß desselben unmittelbar oder mittelbar förderlich ist. Möchte sich solches auch von meiner Arbeit sagen lassen!

Mit besonderer Hochachtung
ganz ergebenst
Steinthal Dr.
Linksstraße 22

Berlin, den 4. Juni 1848

[317] Heymann Steinthal an Ignaz von Döllinger[1]

[Berlin, den 28. Juli 1881]

Hochgeehrter Herr Stiftsprobst,
Hochwohlgeborener Herr,

In einer hiesigen Zeitung lese ich einen kurzen Bericht über die Rede, welche Ew. Hochwürden zur Feier des Geburts- und Namensfestes Ihres Königs in öffentlicher Sitzung der Akademie gehalten haben.[2] Was ich in dem aus dieser Rede Mitgeteilten besonders treffend finde, ist Ihre Bemerkung: „Haß und Verachtung ist ein Gefühl, das traurig und unbegreiflich ist für den, dem sie gelten." In der Tat, ich traue meinen Ohren oder Augen nicht, wenn ich höre oder lese, daß ich kein Deutscher sei, der ich nicht nur an der deutschen Sprache denken gelernt und meinen

[1] Der hier abgedruckte Brief H. Steinthals an den Stiftsprobst Ignaz von Döllinger befindet sich im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek München. – Über den (alt)katholischen Theologen und Kirchenhistoriker Johann Joseph Ignaz von Döllinger (1779–1890) vgl. Bd. I, Brief Nr. 111 und Anm. 1, S. 182 f., und S. 361, Anm. 2.

[2] Die kgl. Akademie der Wissenschaften in München beging am 25. Juli 1881 die Vorfeier des Geburtstages des Königs durch einen Festakt im großen Sitzungssaal. Die Feier leitete der Präsident der Akademie, Reichsrat und Stiftsprobst Professor Dr. Ignaz von Döllinger, mit einem Vortrag über „Die Juden in Europa". Steinthal hatte darüber wahrscheinlich in der Vossischen Zeitung vom 28. Juli 1891 (MA) gelesen, deren Bericht sich auf den der Augsburger Allgemeinen Zeitung stützte. Dem Bericht über Döllingers außerordentlich mutige Rede entstammt auch das im folgenden von Steinthal aufgenommene Zitat. Die Rede wurde in die dreibändige Ausgabe von Döllingers „Akademische[n] Vorträgen" aufgenommen, die 1888 in München erschien (vgl. dort Bd. I, S. 209–241).

Geist an den besten Erzeugnissen des deutschen National-Geistes genährt habe, sondern auch das, was nicht ursprünglich deutsch in mir ist, mein Judentum [,] durch Vermittlung der deutschen Sprache gelernt habe.

Wer sind die, welche unter allem was gegen die Juden gesprochen und geplant wird zu leiden haben? nicht die, welche man treffen zu wollen vorgibt, sondern diejenigen Juden, mit denen man sich genügend abgefunden zu haben glaubte, wenn man sie als Ausnahme gelten läßt. Aber gar nicht als Jude wagte ich es mich mit diesen Zeilen an Sie zu wenden; gerade nur als Deutscher fühle ich mich gedrängt, Ihnen für Ihre Worte zu danken. Ich weiß längst, daß der deutsche National-Geist etwas andres ist, als der Geist dieses oder jenes empirisch gegebenen Deutschen von germanischem Fleisch und Blut, der auch vielleicht eine hohe Stellung im Staate bekleidet; aber es wird unter Verhältnissen wie die heutigen wichtig zu wissen, von wie vielen Männern echt deutscher Geist dargestellt und bestätigt wird. Daß Sie unter diesen hervorragen ist seit Jahren bekannt; mich mußte es freuen, und ich mußte Ihnen danken, daß Sie auch in diesem Falle Ihr bedeutsames Wort haben laut werden lassen. Ich werde nun mit um so mehr Grund sagen: Deutscher Geist lebt noch! – Er lebe, wachse und gedeihe!

In besonderer Hochachtung
Ew. Hochwürden
ganz ergebenster Diener
Prof. Steinthal

Berlin, S.O., Schlesische Str. 32,
den 28. Juli 1881

Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

In den ersten drei Briefen Steinthals an den bedeutenden Orientalisten Heinrich Leberecht Fleischer, der seit 1835 als o. Professor der orientalischen Sprachen an der Universität in Leipzig lehrte, geht es um die „Wissenschaftlichen Jahresberichte über die morgenländischen Studien", die für die Jahre von 1856 bis 1861 (zuletzt, in größerem Abstand, die Jahre von 1862 bis 1867 umfassend) der Orientalist Richard Adolf Gosche im Auftrage der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erstattet hatte. Gosche war nach seiner Berufung an die Universität Halle (1863) mehrere Jahre lang Mit-Geschäftsführer der Gesellschaft. Da sich seine Interessen und Publikationen (auch für Tageszeitungen) auf das weite Gebiet von der altorientalischen Literatur bis zur modernen vergleichenden Literaturwissenschaft erstreckten, ist ihm die Aufgabe offenbar zuviel geworden; denn für den angegebenen Zeitraum hatte er alle Publika-

tionen der Orientalistik erfaßt, thematisch geordnet, kurz beschrieben und beurteilt. Sie waren jeweils im 11., 14. und 17. Supplement zum 20. und 24. Band der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (ZDMG) 1868 und 1871 erschienen. Gosche bat deshalb um Befreiung von der Berichterstattungspflicht. Aus einer daraufhin geplanten Kooperation mehrerer Gelehrter wurde nichts, da, wie es in dem protokollarischen Bericht des 23. Bandes (1869) heißt, von den zahlreichen Gelehrten, die sich „zur Ausarbeitung von Specialberichten verstanden hätten", nur Steinthal einen Bericht über die japanisch-chinesischen und hinterindischen Literaturerzeugnisse zugesandt habe. So wurde wieder Gosche mit der Berichterstattung beauftragt, die aber anscheinend in den folgenden Jahren nur mündlich vorgetragen wurde. Seiner Pflichten als Geschäftsführer konnte sich Gosche erst 1877 entledigen.

Steinthal wurde seit 1856, d. h. seit seiner Rückkehr aus Paris an die Berliner Universität, als Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft geführt (vgl. Mitgliederliste in Bd. 10 der ZDMG [1856], deren falsche Angabe über Steinthals Dozentur im nächsten Band korrigiert wurde). Dem ersten Brief Steinthals war offenbar ein Brief von Fleischer vorausgegangen, der in seiner Eigenschaft als Hauptherausgeber der ZDMG (seit 1867) Steinthal angetragen hatte, einen Teil der Jahresberichte zu übernehmen.

In den folgenden drei Briefen Steinthals geht es um den Islamwissenschaftler Ignaz Goldziher (1850–1921), der durch seine bahnbrechenden Arbeiten der Islamwissenschaft neue Anregungen und Ziele gab. Aufgrund der innigen Kenntnis des orthodoxen Judentums und seiner Auseinandersetzung mit der Haskala entwickelte er ein besonderes Verständnis für die verschiedenen Strömungen des Islam, dessen Zeugnisse er mit den sorgfältig begründeten Methoden historischer Kritik interpretierte. Schon als Gymnasiast wurde der hochbegabte Goldziher der erste Schüler des 1865 an die Universität Budapest berufenen Turkologen Hermann Vambéry (eigtl. Vamberger; 1832–1913), der als Derwisch verkleidet Mittelasien bereist hatte und der später Goldziher gegenüber eine zwielichtige Rolle gespielt hat.[1]

Zunächst erhielt Goldziher durch die Vermittlung Vambérys vom ungarischen Unterrichtsminister Josef von Eötvös 1868 ein Stipendium, mit dem er im Ausland, zunächst in Berlin, dann in Leipzig, vor allem aber bei H. L. Fleischer studieren konnte, den er zeitlebens als Lehrer und „väterlichen Berater" verehrte. Anschließend unternahm er Studienreisen nach Leiden und Wien; dann erfolgte die Habilitation in Budapest, und vom September 1873 bis zum April 1874 schloß er mit einer großen

[1] Vgl. dazu Ignaz Goldziher, Tagebuch, hrsg. von Alexander Scheiber, Leiden 1978, bes. S. 25 ff., 105 f., 226 f.

Reise nach Syrien, Palästina und Ägypten seine so vielversprechende Ausbildung ab, für die er aber – nach ersten negativen Erfahrungen mit der ungarischen Universitätspolitik – kein entsprechendes Betätigungsfeld fand, so daß er schließlich 1876 die Stelle des Sekretärs der Jüdischen Gemeinde in Pest annehmen mußte. Dieser Entscheidung folgten – nach seinen eigenen andeutenden Bekenntnissen gegenüber wenigen Freunden, wie Fleischer, und im Tagebuch – Jahre der Demütigung, der Enttäuschung und mühsamer und unfruchtbarer Kärrnerarbeit. Erst 1905 erhielt er ein Ordinariat an der Universität Budapest.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß – wie Johannes Fück als sicher annimmt[2] – Goldziher während seines Berliner Winter- und Sommersemesters (1868/69) Steinthal in einer Vorlesung zeitweise gehört hat; beeindruckt hat ihn dann dessen Vorlesung offensichtlich nicht so sehr, da er in seinen späteren Tagebuchaufzeichnungen Steinthal in diesem Zusammenhang nicht erwähnt, und auch Steinthal erklärt in seinem Brief vom 15. Januar 1879, daß er Goldziher persönlich nicht kenne. So ist anzunehmen, daß die gegenseitige Wertschätzung nur auf der Lektüre der Publikationen beruht.

Steinthal reagiert in den folgenden Briefen auf die Berichte Fleischers, der seinem Schüler Goldziher eine Dozentenstelle verschaffen möchte. Fleischers Briefe an Steinthal sind, soweit ich eruieren konnte, verlorengegangen; erhalten blieben aber die Briefe Goldzihers, die sich im Nachlaß Fleischers in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen befinden. Auszüge aus den verzweifelten Lageberichten Goldzihers an Fleischer sind zum näheren Verständnis der Vorgänge beigegeben.

Die sieben, hier erstmals publizierten Briefe Steinthals an Fleischer und die Auszüge aus den Briefen Goldzihers an Fleischer befinden sich in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen unter der Signatur NKS 2969. 4°.

[2] Johannes Fück, Die arabischen Studien in Europa – Bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts, Leipzig 1955, S. 227.

[318] Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

Berlin, den 18. März 1868

Hochgeehrter Herr College,

mit gewissenhafter Bereitwilligkeit stelle ich mich Ihnen als Collegen in engerm Sinne zur Verfügung. Gleich bei Eingang dieser Verbindung mit mir haben Sie leider Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß Pünktlichkeit und Correctheit in Geschäften, wie z. B. in der Correspondenz, nicht

zu meinen Tugenden gehört. Möchte dies der einzige Mangel sein, den Sie an mir entdecken!

Ich sehe begierig Ihrer Probe von dem einzuschlagenden Verfahren entgegen. Wir müssen uns doch bemühen, so sehr mit und in einander zu arbeiten, daß der einheitliche Charakter nicht allzusehr vermißt werde. Bei der Arbeit selbst werden mir wohl erst die Bedenken kommen, und ich muß um die Erlaubniß bitten, mich dann bei Ihnen Rathes erholen zu dürfen. Ich bin vorläufig gesonnen, mich auf kurze Inhaltsangaben zu beschränken, *mit Ausschluß der Kritik*. Ich sehe die Sache, begrifflich genommen, so an: wir werden zur orientalischen Gesellschaft im Namen ihrer selbst. Sie ist eine moralische Person, die durch uns zu sich selbst spricht. Aber wir sind nicht die Stimme des Gewissens dieser Person, wir sind nicht ihre Geschworenen; sondern wir sind lediglich ihre Erinnerung, ihr Gedächtniß. Sie sagt sich durch uns, was sie im verflossenen Jahre gethan hat, aber nicht, welchen Werth ihre Leistungen haben. Kurz, ich meine: unser Verfahren müsse das einer anständigen Selbstanzeige sein.

Wer gehört denn sonst noch zu unserm Collegium? Ist es Ihnen gelungen, Gildemeister[1] zu gewinnen? oder Roth[2]? Mir wäre Justi[3] ganz recht. Mögen wir nun aber auch den einen oder andern haben, so reichen wir ja noch immer nicht aus. Wer übernimmt denn Hoch- und Nord-Asien? Mir ist genug zugefallen: aber ich muß doch noch weiter fragen: „Allgemeines zur Anthropologie und Ethnologie, Sprachwissenschaft, Schriftlehre, Allgemeine Mythologie, Geschichte im Allgemeinen, Geographie"? Sollten wir nicht die beiden Herren von der Gabelentz heranziehen, ich meine: einen von beiden?[4]

[1] Der Orientalist Johannes G. Gildemeister (1812–1890) wurde 1845 o. Professor für Theologie und orientalische Sprachen in Marburg; 1859 trat er in Bonn an die Stelle des erkrankten Christian Lassen, wo er als letzter sowohl Sanskrit als auch orientalische Philologie und Literatur lehrte.

[2] Der Indologe und Religionswissenschaftler Walter Rudolf von Roth (1821–1895) lehrte seit 1848 als a. o. Prof., seit 1856 als o. Professor in Tübingen. Durch seine programmatische Schrift „Zur Literatur und Geschichte des Weda" (1846) begründete er in Deutschland die Weda-Forschung. Sein Hauptwerk ist das „Sanskrit-Wörterbuch" (7 Theile in 3 Bänden, 1855–1875), das er zusammen mit O. von Böhtlingk herausgab.

[3] Ferdinand Justi (1837–1907) lehrte als Professor für germanische Philologie und vergleichende Grammatik seit 1865 in Marburg. Er widmete sich besonders der Awesta-Forschung, dem Zoroastrismus und der Geschichte und Geographie des Iran. Sein Hauptwerk war das „Handbuch der Zendsprache" (1864).

[4] Wahrscheinlich dachte Steinthal eher an den Vater, Hans Conon von der Gabelentz, der sich in den 40er Jahren auch politisch betätigt hatte, nachdem er bereits die für die Forschung bedeutsamen „Elements de la grammaire mandschoue" (Altenburg 1832) veröffentlicht hatte. Er hatte eine ganz ungewöhnliche Sprachbegabung, die es ihm ermöglichte, die Form des Passivs in 209 Sprachen zu untersuchen („Über das Passivum", 1860). Sein Sohn, Hans Georg Conon von der Gabelentz (1840–1893), der sich schon während seines sprachwissen-

Oder scheint Ihnen Gosche den Umkreis, den wir zu durchspähen haben, zu weit gezogen zu haben?

Ich möchte gern, recht bald an mein Pensum gehen; ich möchte die gegenwärtigen Ferien benutzen: Darum bitte ich Sie, mir auch zu sagen, erstlich: ob es dabei bleiben soll, daß mir das *Chinesische, Japanische, Malaiische, Polynesische, Hinterindische* und *Afrikanische mit Ausschluß des Ägyptischen* zufalle; oder wollen Sie nach Hinzuziehung andrer Kräfte anders urtheilen? Zweitens: in welcher Ausdehnung soll die Literatur berücksichtigt werden?

Einer baldigen Anweisung entgegensehend
in vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit
Ihr Steinthal
Seegershof 4[a]

schaftlichen Studiums auf die ostasiatischen Sprachen spezialisierte, wurde 1878 Professor in Leipzig. Seine „Chinesische Grammatik" (1881) wurde grundlegend für das Studium des Chinesischen.

[319] Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

Berlin, den 24. September 1868

Hochgeehrter Herr Professor,

umstehend erhalten Sie meinen Bericht für die bevorstehende Orientalisten-Versammlung.[1] Ich hätte derselben gern beigewohnt, theils um wieder einmal mit so manchem befreundeten, verehrten, geehrten Manne zusammenzukommen und die allgemeinen Zwecke der Versammlung fördern zu helfen, theils um eine eingehendere Verständigung der Mitglieder der Bericht-Commission unter einander zu ermöglichen. Indessen geht es mir in diesem Jahre wie im vorigen. Ich war meiner Erholung wegen zu einer längeren Reise genöthigt, von der ich erst neulich zurückgekehrt bin, und nun kann ich nicht sogleich wieder mein Haus verlassen.

So grüße ich Sie herzlich und bitte Sie mich denen zu empfehlen, die nach mir fragen.

In besonderer Hochachtung und freundschaftlich
ergebenst
Steinthal

[1] Die Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft fand in Würzburg vom 30. September bis zum 3. Oktober 1868 statt.

[320] Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

Berlin, den 3. Januar 1869

Hochgeehrter Herr Professor,

Zuerst wünsche ich Ihnen beim Beginn des neuen Jahres von ganzem Herzen Erhaltung Ihrer vollen Kraft für wissenschaftliche Arbeiten und ungestörtes Behagen des Gemüths.

Gerüchtweise – denn ich habe noch Niemand gesprochen, der in Würzburg zugegen war; also gerüchtweise hatte ich von dem diesmaligen Jahresbericht schon gehört. Als ich nun bemerkte, daß doch so das Mittel gefunden wäre, um Gosche zu Pünktlichkeit zu bringen: wurde mir bemerkt, daß es Gosche niemals an einem schriftlichen Berichte habe fehlen lassen, daß er nur mit dem Drucke säumig gewesen sei. Wenn dem so ist, so scheint mir die Sache in der That nicht schlimm zu liegen. Nur wenn man sich über einige Jahre verbreitet, lassen sich umfassendere Zusammenhänge des wissenschaftlichen Lebens darstellen; ein Jahresbericht kann immer nur fragmentarisch bleiben.

Was mich betrifft, so kann ich kein Hehl daraus machen, daß solche Arbeit meinen Neigungen sehr widerspricht, und daß ich sie nur meinem Pflichtbewußtsein abringen könnte. Indessen, wenn Sie es wünschten, daß ich mit meinen Berichten fortführe, und wenn ich wüßte, daß es mehrfach gewünscht würde, so sollte mir hieraus eine Art Pflicht erwachsen. Aber ich fürchte, daß mein Fleiß neben dem doch unentbehrlichen Fleiße Gosche's verschwendet ist.

Schließlich meinen Dank für Ihre freundliche Mittheilung und Ihre Wünsche; und genehmigen Sie die Versicherung (das soll aber nicht bloß übliche Phrase sein) der vorzüglichen Hochachtung, mit der ich bin

Ihr ganz ergebenster Steinthal
Seegershof 4[a]

[321] Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

Berlin, N.W., Kronprinzen Ufer 25
den 18. December 1878

Hochverehrter Herr Professor,

Ihre Mitteilung von gestern hat mich erschreckt und betrübt. Die Angelegenheit war mir bisher völlig unbekannt. Es versteht sich, daß ich bereit bin, mit aller Kraft zu helfen. Zunächst aber muß ich genau wissen, wie die Sache liegt. Ich wende mich zuerst an einen zuverlässigen Freund,

der mir Bericht erstatten soll.[1] Wenn nur unsere Hochschule auf festern Füßen stünde! Sie hat bis jetzt nur *eine* feste Stelle, welche Dr. Lewy inne hat.[2] *Ihm* genügt das Gehalt, weil er etwas Privatvermögen hat. Wir andern sind nur auf 3 Jahre angestellt und werden nach der Anzahl der Stunden, welche wir lesen, bezahlt. Dabei stellt sich immer mehr heraus, daß wir für sehr bedeutende Stipendien sorgen müssen, wenn Schüler gewonnen werden sollen. Unsere jungen Leute sind dem Hunger ausgesetzt, wenn sie studiren sollen, wie sie müssen. Diesen ein gesundheitsmäßiges Leben zu ermöglichen, ist die dringendste Notwendigkeit für das Curatorium der Anstalt.[3]

Ich hoffe, daß Goldzihers Angelegenheit nicht so verzweifelt stehn werde, wie es Ihnen scheint, und denke, in erster Linie sei der Principien-Kampf aufzunehmen und so gut wie möglich durchzuführen. Wird in der jüdischen Gemeinde von 1878 die Bornirtheit oder die Vernunft siegen? Wir werden es bald sehen.

In besonderer Hochachtung
Ihr ergebenster Steinthal

[1] Steinthal hat sich wegen Ignaz Goldziher, über dessen Situation Fleischer in seinem Brief berichtet hatte, wahrscheinlich an Leopold Löw (1811–1875) gewandt, den Oberrabiner in Szegedin (vgl. Bd. I, Brief Nr. 40, Anm. 1).

[2] Gemeint ist Israel Lewy (1841–1917), der seit 1872 Dozent für die talmudischen Fächer an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums war (vgl. Bd. I, Brief Nr. 145, Anm. 4). Seit 1883 Rabbiner am Theolog. Seminar in Breslau.

[3] Die Gründung (1870) der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums wurde durch die großzügige Spende des Berliner Stadtrats Moritz Meyer ermöglicht und zwar völlig unabhängig. Viele Studenten kamen aus Osteuropa und hatten keine finaziellen Mittel.

[322] Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

Berlin, N.W., Kronprinzen Ufer 25
den 7. Januar 1879

Hochgeehrter Herr Professor,

Haben Sie seit Ihrem Briefe an mich schon neuere Nachrichten über Herrn Goldziher erhalten? Nach einer mir gewordenen Mitteilung handelt es sich bloß darum, daß man ihn für einen durchgebrannten Cassenboten der Gemeinde zur Verantwortung ziehen will.

Daß Goldziher Feinde hat, die diese Gelegenheit benutzen werden, um ihn zu beseitigen, können wir uns denken; aber zunächst glaube ich noch nicht, daß seine Gegner mehr vermögen werden, als ihm Verdruß zu machen. Ich sehe keine Veranlassung oder Gelegenheit, ihm zu helfen.

Wenn Sie andre Nachrichten haben, so bitte ich, sie mir mitzuteilen: denn ich *bin durchaus bereitwillig*.

Ihr ganz ergebenster Steinthal

[323] Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

Berlin, N.W., Moltkestr. 2
den 20. Febr[uar] 1881

Hochverehrter Herr Professor,

Zu Ihren achtzigsten Geburtstage kann unter den Vielen, die sich Ihnen mit vollem Herzen nahen, auch ich nicht unterlassen, Ihnen meine besten Glückwünsche darzubringen und meine innige Teilnahme auszudrükken. Ich darf mich zwar nicht Ihren Schüler nennen; aber jeder der sich mit Gegenständen der semitischen Philologie beschäftigt, wird doch gern anerkennen, daß er Ihnen mannichfaltige gründliche Belehrung verdankt. Dies ist um so mehr der Fall als die meisten der heutigen Semitologen Geist von Ihrem Geiste sind: ja Sie sind ein pater scientiae[1]. Wie nach einem schönen Symbol alter Religionen die Hausväter von dem Feuer, das in einem Central-Heiligthum brannte, auf ihren häuslichen Herd brachten: so wallt man zu Ihnen, um sich an Ihrer Flamme zu entzünden. Möge dies noch recht lange geschehen!

Und möge Ihnen der Allgütige alle Freuden guter Menschen gewähren!

Innigst ergeben Prof. Steinthal

[1] Pater scientiae (lat.), Vater der Wissenschaft.

[324] Heymann Steinthal an Heinrich Leberecht Fleischer

Berlin, N.W., Kronprinzen Ufer 25
den 15. Januar 1879

Hochgeehrter Herr Professor,

Zuerst bitte ich um Entschuldigung, daß ich Ihnen die mir am 8. Jan[uar] übersandten Briefe Goldzihers erst heute zurückschicke.[1] Ich

[1] I. Goldziher schrieb an H. L. Fleischer am 23. Dezember 1878 folgendes:

„[. . .] Durch Herrn Prof. Ebers, an den ich mich zunächst wandte, haben Sie ja bereits erfahren, daß ich mich jetzt mit dem *ernsten* Entschlusse herumtrage, von meinem Amte

war in diesen Tagen mit Arbeiten überhäuft, wie Sie finden werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sonnabend in der anthropologischen Gesell-

hier zu demissioniren; ganz freiwillig fortzugehen, ehe mich dieser *Salzsumpf** vollends allen Aufschwunges unfähig gemacht hat. War die Vorstellung, die ich mir vor 3 Jahren von der Wirksamkeit, durch die ich mich in ein Triennium hindurch „fortgefrettet" habe (wie man in Österreich sagt), machte, eine arge Selbsttäuschung, verursacht durch falsche Vorspiegelungen von sonst braven Männern, denen es daran gelegen war, daß sich ein anständiger Mensch in die Bureaux der jüd[ischen] Gemeinde in Pest als Oberbeamter hineinsetze, – so ist heute das Gefühl, dem ich in den letzten zwei Jahren in meinen vertraulichen Briefen an Sie, meinem väterlichen Lehrer und Berather, Ausdruck gegeben habe, zu einem Gefühl der Unheimlichkeit ausgeartet, verursacht durch Erfahrungen über Pöbelhaftigkeit und Gemeinheit der Kreise, deren Angelegenheiten ich mit einer Selbstgeringschätzung führe, die mir wol kaum jemand nachahmen wird, dessen Beruf in einer ganz anderen besseren Sphäre liegt. Meine Stellung ist wohl juridisch unantastbar und ein Antrag, der an derselben rütteln wollte, eine Blamage für dessen Urheber. *Aber dennoch cursiren, cursirten wenigstens in der vorigen Woche, in den Kaffeebuden der Proletarier Subscriptionsbogen, in welchen die Gemeinderegierung aufgefordert wird, sich meiner zu entledigen.* Obwohl mir nun die Spitzen, die an meiner Berufung Schuld haben, Satisfaction geben werden, hat die Thatsache, von der ich berichte, das Maß vollgemacht. Ich komme das ganze Jahr aus entmuthigenden Verdrießlichkeiten nicht heraus, entwürdigende Functionen, gemeiner eingebildeter Umgang, Attentate auf meine kleine freie Zeit, ewige Gerichtsluft in der letzten Zeit, kleinliche, echt niedrige Auffassung der Ersteren, gegen die ich nicht ankämpfen mag – haben mir schon oft die Feder in die Hand gedrückt, um den gordischen Knoten, das Verhängniß möchte ich sagen, drastisch zu lösen. Ich muß fort! Mit Freuden und Dankgefühlen entnehme ich, *daß Sie an Dr. Stremayr geschrieben haben.* Ein Ruf an eine österreichische Universität würde ja allem ein Ende machen, oder wenigstens Herrn v. Trefort veranlassen, aus mir etwas zu machen. Die Verhältnisse, in denen ich jetzt lebe, sind mir nun ganz und gar grauslich geworden. Ich kann Ihnen nicht schildern, worin mein Amt besteht. Ich werde vor lauter Jargon vergessen, daß ich Europäer bin, und ich opfere mich da einem Kreise auf, der mich absolut nicht begreift und nicht kapabel ist für die Würdigung eines so simpeln Menschen, wie ich bin. Es ist mir unlieb, daß Prof. Steinthal an Dr. Löw eine Anfrage über „Gefahren" gemacht hat, in denen ich schwebe. Dr. Löw hat darauf an seinen Bruder hier geschrieben, der mich heut interpellirte, um Steinthal antworten zu können. Wenn ich demissionire, so möchte ich nicht, daß die Leute hier von meinen Schritten, diesem Amte zu entkommen, erführen, so lange ich keine bestimmte Aussicht habe; denn ich komme dann eventuell in die böse Lage, doch bleiben zu müssen, wenn alle Versuche fehlschlagen, und dann ist meine Stellung noch obendrein lächerlich, während sie jetzt nur tragisch ist. Die Tragikomik möchte ich nicht auf der Stirne herumtragen, für ein Publikum, dem das Zwitterhafte meiner Lage nicht begreiflich ist. Stremayer wäre allerdings der Mann, der helfen könnte. Die jüdische Hochschule bildet nicht den Zielpunkt meiner Wünsche. Ich habe mich an confessioneller Stellung satt gesogen. Meine Glaubensgenossen sind nicht so weit um mich verdauen zu können, Steinthal wohl und Lazarus auch, das glaube ich gerne; aber nicht die Menschen, aus deren Geldern sie eine Schule erhalten, um Seelsorger heranzubilden, die zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit herumwackeln ohne festen Grund und Boden in der Überzeugung und in dem praktischen Leben. Und dann ist ja diese Anstalt, soweit ich informirt bin, eine Privatschule ohne öffentlichen Charakter, und trüge sie nicht Geigers Namen in ihren ersten Lectionskatalogen, so gälte sie auch wenig. Steinschneider hat sich aufs Entschiedenste geweigert, seiner Zeit eine Stelle dort anzunehmen. Ich glaube in Obigem ein genug klares Bild der Ursachen gegeben zu haben, die mir den peinlichen Entschluß zur Reife brachten, einen Schritt zu thun, durch den ich offen bezeuge, drei Jahre meines Lebens total verloren, vergeudet zu haben in der

schaft „über die australischen Sprachen",[2] Montag vor einem großen gemischten Publikum „über Toleranz" zu sprechen hatte[3] und gesprochen habe, und heute meine erste Vorlesung an unserer neuen „Humboldt-Akademie" über die Lehre von den Vorstellungen (Psychologie) zu halten beabsichtige.[4]

Goldziher ist mir bisher *persönlich* ganz unbekannt gewesen. Aus Ihrer Schilderung seiner Persönlichkeit und aus seinen Briefen an Sie mache ich

schönsten Zeit des Lebens, in der Andere die Thaten vorbereiten, die ihrem Namen Ehre machen."

Und am 5. Januar 1879:

„Hochgeehrter Herr Geheimrath

Recht innigen Dank von mir und meiner l[ieben] Frau für Ihre unter dem 30. Dez. 78 gemachte Mittheilung und die edle Theilnahme, die Ihren Schritt bei K[arl v. ?] Str[emayr] leitete. Wenn nun nur dieser hohe Herr auf Ihre klare Andeutung eingienge! Ich glaube auch, daß ihm dasjenige was ich ihm über meine Vorstellungen betreffs orientalischer Studien in Österreich zu sagen hätte, dem gebildeten Schulmanne gewiß imponiren würde.

Ich muß zur Orientirung über meine *Verhältnisse**, da ich aus Ihrem gesch[ätzten] Schreiben Gegentheiliges herauslese – nur noch bemerken, daß eine direkte äußere Gefahr an meinen „Erwerb" nicht herangerückt ist. *Meine Stellung ist juristisch genommen vollständig sicher und fest. Schon vor 2 Jahren in einem für die Gemeinde bindenden Protokoll der Generalversammlung, dessen Copie ich in Händen habe, mir definitiv verliehen.* Aber Nörgeleien und die ganze Natur meines Amtes, namentlich wie sich dieses in Folge meines nachgiebigen Charakters und anderer Momente meiner Lebensanschauung – mit welchen ich versäumt habe vor 3 Jahren zu Rathe zu gehen – gestaltet hat, drängen mich unausweichlich hin, freiwillig meine Demission zu geben. Es wäre eine zu grosse Zumutung an meine sprichwörtlich gewordene officielle Geduld, nun noch länger zu bleiben und meine wissenschaftliche Aufgabe für solche Sachen – erlassen Sie mir die Schilderung – aufzuopfern. *Nur meine in der That praktischer als ich selbst denkende Frau hat mich seit drei Monaten zurückgehalten,* mich von einem Verhältniß zu befreien, das, wie ich nochmals wiederhole, mich von Tag zu Tag mehr zum geistigen Plebejer, um nicht zu sagen Cretin, macht. Aber natürlich, mit dem Fortlaufen ist die Lage nicht verbessert. Mein *Scheich* [Lehrer] *Maḥfūẓ** in Kairo hatte die Redensart: *„Ein Esel, der vorhanden, ist besser als ein Pferd, das nicht vorhanden"** und diese Wahrheit ist leider nur allzu wahr.

(Der hervorgehobene und mit einem * versehene Text ist im Brieforiginal arabisch. Für die Übersetzung ins Deutsche danke ich Herrn Professor Dr. Werner Ende, Hamburg.)

[2] Steinthals Vortrag über die „Sprache der Australier" erschien in: Zeitschrift für Ethnologie (Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte), Bd. 9 (1879), S. (20)–(29).

[3] Den Vortrag „Über Toleranz" hielt Steinthal am 13. Januar 1879 im Saal der „Gesellschaft der Freunde". Er wurde abgedruckt in: National-Zeitung (Berlin), Nr. 31 und 35 (= 19. und 22. Januar 1879, MA).

[4] Der Ausschuß des „Wissenschaftlichen Centralvereins", zu dem auch Steinthal gehörte, beschloß am 30. November 1878 die Gründung der ersten Volkshochschule in Berlin und gab dieser den Namen „Humboldt-Akademie". Sie fand im alten Münzgebäude am Werderschen Markt eine Unterkunft für ihr Büro; die Kurse fanden in den Räumen von Berliner Gymnasien statt. Ihr erster Generalsekretär war Dr. Max Hirsch, der selbst auch Kurse über die Themen aus der Nationalökonomie hielt. Am Anfang betrug die Hörerzahl knapp 300, im dritten Quartal von 1884/85 schon 1240.

mir jetzt ein psychologisches Bild von seinem geistigen Naturell. Danach scheint mir allerdings, daß er wohl nur in einer akademischen Stellung Ruhe und Befriedigung finden wird. Seine Frau wird ihm hoffentlich so viel Besonnenheit einflößen, daß er das unreine Wasser nicht vor dem Besitze des reinen ausgieße. Dies ist ja wohl auch der Sinn der Wahrheit, die ihm in Kairo gepredigt ward, und die ich nach meiner Unkenntnis des Arabischen mir so übersetze: „ein Esel, der vorhanden, ist besser als ein Pferd, das nicht vorhanden."

So schließe ich mit dem Wunsche, daß Ihre Bemühungen für Ihren Schüler und Schützling, den auch ich sehr hochachte, von dem besten Erfolge gekrönt sein mögen.

Bemerken will ich nur noch, daß der Bruder des Dr. Löw einer der angesehensten Staats-Anwälte in Pest ist, ein Mann, von dem Indiscretion nicht zu befürchten ist.[5]

Nun noch der Wunsch, daß auch Sie, hochgeehrter Herr, der Lehrer und Gönner so Vieler, sich immer eines ungestörten Wohlseins erfreuen mögen.

In inniger Verehrung Steinthal

[5] Vgl. dazu den Brief Goldzihers vom 23. Dezember 1878, der in Anm. 1 zum großen Teil veröffentlicht ist.

[325] Heymann Steinthal an Karl Emil Franzos[1]

[Berlin] W. Schöneberger Ufer 42, den 22. Februar 1895

Sehr verehrter Herr Doctor,

Zu dem Irrtum über die Bernstein'schen Novellen (den ich allerdings für litterar-historisch höchst bemerkenswert halte) will ich Ihnen doch ein Seitenstück geben, aus diesem Jahrhundert und aus meiner eignen Erfahrung.

Zu Wilhelm's von Humboldt „Die Kawi-Sprache" Bd. 2 und in dem Separat-Abdruck der Einleitung zu diesem Werke befindet sich im Anhang eine Abhandlung „Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache", wozu der Herausgeber die Notiz fügt: „Gelesen am 20. Mai 1824 in der K[öni]gl[ichen] Akad[emie] d[er] Wissensch[aften] zu Berlin". Der Herausgeber war Prof[essor] *Buschmann,* Assistent Humboldts, der größte Pedant und Bibliothekar, den sich auch Alexander v[on] H[umboldt] als Erbstück seines Bruders gern gefallen ließ. Wilhelm war schon 1835 gestorben. Sein letztes großes Werk „Die Kawi-Sprache" erschien erst 1836. Buschmann leitete den Druck desselben nach H[umboldt]s Tod.

Schlägt man nun die Abh[andlun]g[en] der hies[igen] Akademie von 1824 nach, so findet man, daß H[umboldt] in der Tat am genannten Tage eine Abh[andlung] gelesen hat, aber eine ganz andere mit dem Titel: „Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau". Im sechsten B[an]de der Gesammelten Werke W[ilhelm]s v[on] H[umboldt], besorgt von Brandes, einem Bibliothekar der hiesigen K[öni]gl[ichen] Bibliothek, einem Collegen Buschmanns, 1848 hat man das Vergnügen, beide Abh[andlun]g[en] nach einander zu lesen.

Fast tut es mir leid, daß ich den Philologen des 25. J[a]h[rhundert]s p[ost] Chr[istum] den Ruhm genommen habe, die Echtheit und Unechtheit zu beweisen.

Ich darf nicht viel schreiben. Sie wissen wo[h]l, daß ich leidend bin.

Herzlichen Gruß!

Der Ihrige Steinthal

[1] Der vorliegende Brief an den Schriftsteller Karl Emil Franzos, damals in Berlin ansässig, befindet sich im Franzos-Nachlaß der Wiener Staatsbibliothek unter J.N. 66006. – Vgl. auch die Briefe Nr. 481–486.

[326] Heymann Steinthal an Lazarus Geiger[1]

Berlin, den 13. April 1870

Geehrtester Herr Doctor,

Ihr Buch „Ursprung der Sache", wie Ihren Brief vom 24. 12. v[origen] J[ahres], hatte ich rechtzeitig erhalten, auch ersteres sogleich gelesen.

[1] Lazarus Geiger (1829–1870), ein Neffe von Abraham Geiger, hatte einige Arbeiten zur Sprachgeschichte und Sprachphilosophie veröffentlicht, von denen die bekanntesten sein Hauptwerk, an dem er seit 1852 gearbeitet hatte, „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft" (2 Bde., 1868–1872), und die Untersuchung „Der Ursprung der Sprache" (1869) sind. Nach Geiger enthält die Sprache den Keim für die Entwicklung der Vernunft; die Sprache hingegen entstehe aus Gesichtseindrücken; sie entstehe nicht durch Nachahmung des Wahrgenommenen, sondern sei eine Art Entladung infolge optischer Erlebnisse. Steinthal hat sich mehrfach mit Geigers Theorien auseinandergesetzt; daß er sich mit ihnen nicht werde befreunden können, hatte Geiger schon aus Steinthals Rezension entnehmen müssen, die dieser nach Erscheinen des ersten Bandes von „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache" (Stuttgart 1868) in der ZfV VI (1869), S. 465–481, veröffentlicht hatte. Steinthal konnte nicht nur Geigers Ansichten nicht zustimmen, er glaubte darüber hinaus, daß dieser seine Ansichten nicht konsequent bis zu Ende durchdacht habe, weshalb in ein und derselben Abhandlung mehrere einander widersprechende Ansichten zu finden seien. – Vgl. auch Brief Nr. 37, Anm. 2.

Der Brief befindet sich im Besitz der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Ms. Ff. Lazarus Geiger, B Nr. 34, Bl. 68–69. Aus dem beiliegenden Entwurf eines

Dennoch komme ich erst jetzt dazu, Ihnen zu antworten. Nach obwaltenden individuellen Bedingungen bin ich nicht im Stande, regelmäßig zu correspondiren; das muß ich bemerken, damit Sie nicht aus der Verspätung dieser Zeilen falsche Folgerungen ziehen.

Übrigens habe ich Ihnen wenig zu sagen. Weder Ihr genanntes Buch noch Ihr Brief geben mir Veranlassung, irgend eine der in meiner Kritik Ihres ersten Bandes ausgesprochenen Bemerkungen oder Urtheile zurückzunehmen oder zu modificiren, noch auch etwas Besonderes hinzuzufügen. Nur Bestätigung entnehme ich Ihren neuen Äußerungen. Die Kluft zwischen Ihnen und mir, welche mir bei Lesung ihres Werkes entgegengähnte, hat sich nicht geschlossen, sondern zeigt sich mir jetzt in bestimmterer Form.

Es gibt Betrachtungsweisen, die mir persönlich nach Princip und Ausführung fern; aber ich lasse sie gelten, theilweise liebe ich sie. Die Ihrige kann ich im Princip nicht gelten lassen, ich muß sie principiell bekämpfen; die Ausführung jedoch soll mir willkommen sein.

Ich sollte eigentlich an Personen, die ich nicht persönlich kenne, und von denen ich mich nicht gekannt weiß, nicht anders als geschäftlich schreiben, weil sonst meine Ausdrücke hart erscheinen. So sind sie nicht gemeint.

Wenn auch ungern also, muß ich Ihnen nun doch sagen, daß Sie, wie mir scheint, von Psychologie keine Ahnung haben, und darum fürchte ich, daß meine Schriften für Sie wie nicht vorhanden sein werden. Gehen Sie nur ruhig Ihren Gang und lassen Sie Sich durch Andre nicht beunruhigen, nicht unsicher machen. Ich glaube, daß jeder fremde Einfluß Sie nur stören, keineswegs fördern kann. Lassen Sie Sich auch, so möchte ich Ihnen rathen, nicht auf Kritik andrer Ansichten ein. Sie sind, wie mir scheint, auch zu Kritik nicht geeignet. Sie thun am besten, wenn Sie ohne nach rechts und links zu blicken, Ihren Weg gehen.

Schließlich meinen Dank für Ihre Sendungen, auch für das Programm[2], dessen Inhalt ich durchweg beipflichte.

In besonderer Hochachtung
Steinthal
Seegershof 4[a]

sehr ausführlichen Schreibens von Geiger an Steinthal – wahrscheinlich ist es der Entwurf zu dem Brief vom 24. Dezember, auf den Steinthal hier etwas knapp und kühl antwortet – ist zu entnehmen, daß Steinthal ihm vorher eine Publikation von sich geschickt und auch etwas ermutigender geschrieben hatte, was Lazarus Geiger offensichtlich zu einem viel zu langen Brief veranlaßt hatte. Der Entwurf trägt die Signatur A 5, Nr. 48, Bl. 37–40.

[2] Vielleicht ein Programm des Philanthropin (der jüdischen Realschule in Frankfurt a. M.), an dem Geiger seit 1868 unterrichtete.

[327] Heymann Steinthal an Ludwig Häusser[1]

[Berlin, den 6. Mai 1862]

Hochgeehrtester Herr Professor,

Wenn ich mich, Ihnen vermuthlich völlig unbekannt, dennoch an Sie mit nachstehender Bitte zu wenden wage: so nehme ich dazu den Muth aus dem Bewußtsein, mich im Dienste der Wissenschaft an den Mann der Wissenschaft zu wenden. Denn so persönlich die Sache scheint, um die es sich handelt: meine Hoffnung, die Aufhebung des Druckes, unter dem ich zu verkümmern in Gefahr bin, werde der Wissenschaft zu Gute kommen, dürfte wohl nicht unberechtigt sein.

Es widersteht mir, von meinen Leistungen zu reden. Nur die mehr äußeren Thatsachen will ich anführen, daß meine Arbeiten so weit verbreitet sind, als man fähig ist, deutsch zu lesen, und das heißt heute: über die cultivirte Erde; sie sind gekannt und werden studirt in den vereinigten Freistaaten Nord-Amerikas, wie im russischen und englischen Asien; in Christiana und Helsingfors wie in Turin. Auch sind zwei meiner Arbeiten (nämlich „Über den Ursprung der Sprache" und „Classification der Sprachen") schon in zweiter Auflage erschienen, und zwei andre (noch nicht veröffentlichte über das Chinesische und das Mandingo) sind vom Institut de France nach der Beurtheilung E. Burnoufs[2] und Mohls[3] ge-

[1] Ludwig Häusser (1818–1867) war in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts einer der populärsten und einflußreichsten deutschen Historiker. Er hatte 1845 eine a. o., 1849 eine o. Professur für Geschichte an der Universität Heidelberg erhalten, der er – trotz mehrerer Berufungen – treu blieb. Seiner Heimat widmete er auch die erste größere historische Untersuchung, die „Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen" (2 Bde., Heidelberg ²1856), die 1924 nochmals nachgedruckt wurde. Sein politisches Engagement – er wurde 1848 Mitglied des Vorparlaments und der badischen Abgeordnetenkammer – galt einem liberalen protestantisch-preußisch-deutschen Nationalstaat, für den er auch als Journalist in Beiträgen für die „Deutsche Zeitung", die „Süddeutsche Zeitung" und die Augsburger „Allgemeine Zeitung" eintrat. In keiner Arbeit aber spiegeln sich seine politischen Ideale und die patriotische Persönlichkeit so sehr wie in seinem wissenschaftlichen Hauptwerk „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Grossen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (4 Bde., 1854–1857).

Steinthal hatte sich, verzweifelt über seine berufliche Erfolglosigkeit, Anfang der 60er Jahre an mehrere Universitäten gewandt. Erst im Dezember 1862, nachdem sich der Orientalist Justus Olshausen, damals Vortragender Rat im preußischen Kultusministerium, für ihn eingesetzt hatte, ist Steinthal zum a. o. Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin ernannt worden.

Der Brief Steinthals an Häusser befindet sich in der Universitätsbibliothek Heidelberg unter der Signatur Hs. 3741.

[2] Über den Orientalisten Eugène Burnouf vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 265.

[3] Über den Orientalisten Julius Mohl vgl. Anm. 7 von Brief Nr. 263.

krönt worden. Von der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", die ich redigire, ist der zweite Band jetzt vollständig erschienen, und dürfte dieselbe somit ihre Lebensfähigkeit bewiesen haben. Wenigstens ist die Ankündigung des dritten Bandes schon erfolgt. Ich füge endlich nur noch hinzu, daß ich seit 12 Jahren hier an der Universität Privatdocent für allgemeine Sprachwissenschaft bin, und für meine Lehrfähigkeit mag die wachsende Anzahl meiner Zuhörer zeugen, die sich im verflossenen Winter (in Vorlesungen über die Geschichte der Grammatik) auf 52 belief.

Trotz all dem, und obwohl auch in wissenschaftlichen Zeitschriften meine Arbeiten von den competentesten Richtern höchst günstig beurtheilt sind, habe ich hier nicht die geringste Aussicht auf eine Professur, und ohne Vermögen, wie ich bin, drückt mich Mangel jeder Art, selbst Mangel an den nothwendigsten Büchern.

Dürfte ich nun wohl hoffen, mich mit Erfolg um eine Professur für allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Heidelberg zu bewerben? Und wenn Sie dies glauben, hätten Sie wohl die Güte, mir zu sagen, welche Schritte ich in dieser Absicht zu thun hätte? Wollen Sie mir auch endlich die Bitte nicht übel nehmen, mir Ihren gewiß wirksamen Beistand zur Erlangung der angedeuteten Professur gütigst zu Theil werden zu lassen. Mein Bestreben in Heidelberg würde sich vorzüglich darauf richten, die Ergebnisse der neuen Sprachwissenschaft, so weit sie theils für die Bildung überhaupt, theils speciell für die Geschichte wichtig sind für die Studirenden aller Facultäten vorzutragen. Je nach Bedürfnis könnte ich auch speciellere Vorträge halten.

Um Verzeihung für dieses Schreiben bittend und unter Versicherung besonderer Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ihr ganz ergebenster Diener
Dr. Steinthal
Rosenthalerstr. 48

Berlin, den 6. Mai 1862

[328] Heymann Steinthal an Bernhard Jülg[1]

Berlin, den 1. December 1868, Seegershof 4[a]

Verehrter Herr und Freund,

Meinen besten Dank für Ihr Schreiben vom 2. v[origen] M[onats] mit den mongolischen Märchen[2] und Ihrer, wie mir scheint wohl getroffenen Photographie. Entschuldigen Sie die Verspätung dieser Zeilen. Sie kennen meine Berufsgeschäfte; außerdem nehmen mich Ehrenämter in Anspruch, und gesellige Beziehungen sind nicht völlig zu meiden; dazu die nothwendige Rücksicht auf meine Gesundheit, die zwar durchschnittlich gut ist, aber schwach und der Schonung bedürftig.[3] Eine Photographie von mir als Gegengeschenk will ich Ihnen schicken, sobald ich wieder eine haben [sic!]. – In Betreff Ihrer mongolischen Märchen will ich sehen, was ich thun kann. Mit Feuilletons stehe ich in gar keiner Verbindung. Wie wär's mit dem Magazin für die Lit[eratur] des Auslands? Ich kenne den Redacteur desselben. Ihren Vortrag besitze und kenne ich auch noch nicht;[4] wenn Sie ihn mir senden wollen, so kann ich ihm vielleicht einige Worte in meiner Zeitschrift widmen. Wenn ich nur arbeiten *dürfte*, wie ich möchte!

Ich wünsche Ihnen viel Kraft und guten Erfolg. Mit meiner Frau erwidere ich Ihre und Ihrer Frau Grüße aufs herzlichste.

Ihr Steinthal

[1] Steinthal hatte Bernhard Jülg (1825–1886) wahrscheinlich schon während seines Studiums in Berlin kennengelernt. Jülg hatte von 1845 bis 1847 an der Universität Berlin klassische Philologie, allgemeine Sprachwissenschaft und asiatische Sprachen studiert. Nach dem Staatsexamen lehrte er zunächst an Gymnasien; dann wurde er als a. o. Professor der klassischen Philologie nach Lemberg, 1853 als o. Professor an die Universität Krakau und 1863 an die Universität Innsbruck berufen. Jülg widmete sich immer mehr der vergleichenden Sprachwissenschaft und den asiatischen und mongolischen Sprachen.

Die drei Briefe Steinthals an Jülg befinden sich in der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien, Autogr. 346/16 – 1.2.3.

[2] Ardschi Bordschi, Mongolische Märchen, hrsg. von Bernhard Jülg, Innsbruck 1867.

[3] Steinthal war 1868 lebensgefährlich an Gelenkrheumatismus erkrankt.

[4] Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft, mit einem Überblick über die Hauptergebnisse derselben. Nebst einem Anhang sprachwissenschaftlicher Literatur, Innsbruck 1868.

[329] Heymann Steinthal an Bernhard Jülg

Berlin, N.W., Zelten 19, den 25. April 1874

Verehrter Freund und teure Freundin,

Der ganze Winter und nun auch die Oster-Ferien dazu sind vorüber gegangen, ohne daß ich Gelegenheit gefunden hätte auszuführen, wozu mich mein Herz unaufhörlich mahnte, nämlich diese Zeilen zu schreiben und die Photographie beizulegen. Glauben Sie nicht, dies sei Phrase; es ist tatsächlich so, daß ich auch jetzt den Übergang von einer vollendeten Arbeit zu einer neuen (nur von beiden ward und werde ich gedrängt) benutzen muß, um diese Zeilen an Sie zu Stande zu bringen. Dabei versteht es sich ja von selbst, daß es sich nicht um die Viertelstunde handelt, die ein Briefchen erfordert; die Zeit ist ja überhaupt billig wie Brombeeren; aber die mit Arbeit erfüllte Zeit nimmt den Kopf ein.

Also in Kürze: haben Sie besten Dank für Ihre Freundlichkeit während meines, leider kurzen, Aufenthaltes in Innsbruck.

Es ist mir in diesem Winter gut gegangen, und auch jetzt, nach vieler Arbeit, befinde ich mich wohl. Ich hoffe auch den Sommer gut zu überstehen. – Meine Frau ist sehr schwach und noch keineswegs von allem, was sie im vergangenen Jahre durchgemacht hat,[1] erholt. Unser Kindchen[2] entwickelt sich recht gut.

Ich wünsche auch Ihnen Kraft und Trost, Freude und Hoffnung. Welche Reise wir in diesem Jahre machen werden, ist noch ganz zweifelhaft.

Leben Sie wohl! – Meine Frau grüßt Sie beide wie ich aufs herzlichste

Steinthal

[1] Das bezieht sich vor allem auf den Tod der Tochter Agathe im März 1873.

[2] Irene Steinthal, geboren am 23. Juli 1873.

[330] Heymann Steinthal an Bernhard Jülg

Berlin, N.W., Zelten 19, den 17. Juli 1874

Verehrter Freund,

Wie gern ich auch wieder in die Alpen käme, in diesem Sommer wird es unmöglich sein. Meine Frau und ich sind entschlossen, ohne ärztliche Nötigung nie wieder getrennt zu reisen, und natürlich werden wir uns nicht von unserm Kinde trennen. Wir wagen es aber nicht, mit einem Kinde, das noch bei der Amme ist und im nächsten Monat entwöhnt werden soll, eine lange Eisenbahnfahrt zu unternehmen. Das Kind ist

übrigens munter und gesund. Auch mir geht es besser als vor einem Jahr, und ich denke, ein Aufenthalt auf dem Lande, einige Eisenbahnstunden von hier, wird uns beiden wohlthun und völlig genügen. In Bezug auf meine Frau werden wir, um endgültig zu bestimmen, doch erst den Arzt hören müssen. Sie ist immer noch fern von einer wirklichen Erholung nach den Erschütterungen des vorigen Jahres. Doch hoffen wir, daß eisenhaltige Medicin auf dem Lande genommen die wünschenswerten Erfolge haben werde. Die Freude an dem Kinde tut bei ihr wie bei mir das ihrige.

Sie erhalten hoffentlich mit diesen Zeilen gleichzeitig eine Brochure[1]. Dieselbe wird Ihnen zeigen, daß meine wissenschaftliche Laune auch nicht ohne Bruch ist. Nur bitte ich Sie zu glauben, daß ich nicht verbittert bin. Ich habe die Sache von mir abgeschüttelt, und damit gut. Den Titel betreffend will ich hinzufügen, daß er eine Anspielung auf Jolly's Recension der gesammelten Studies Whitney's im Lit[erarischen] Centr[al]-Bl[att] ist, der eben von Whitney rühmte, daß alle seine Kritiken den Nagel auf den Kopf treffen. Dieser Jolly hat übrigens von denselben Studies *vier* Besprechungen in *vier* deutschen Zeitschriften gegeben: Lit[erarisches] Centr[al]-Bl[att], Augsburger Allg[emeine] Zeit[ung] Beil[age], Göttinger Gel[ehrte] Anz[eigen] und Magazin für d[ie] Lit[eratur] des Auslandes, welches Magazin bei Dümmlers erscheint, gerade wo auch meine Bücher verlegt sind. Die Redaction des Magazins hat noch im Correctur-Bogen verschiedene Ausfälle gegen mich gestrichen. Aber ist das in Deutschland erhört, eine solche Fälschung der öffentlichen Meinung? Derselbe Kritiker über dasselbe Buch an vier Orten! Und dieser Jolly war bisher mein Freund, hat mehrere Aufsätze für meine Zeitschr[ift][2] geliefert, und sogar noch im neuesten Heft vor meiner Antikritik steht ein Artikel von ihm, den ich natürlich in der Buchdruckerei hatte, bevor ich das mindeste von seinen Umtrieben erfahren sollte! Er hat hier studirt, auch bei mir gehört und war in meinem Hause freundlich

[1] Steinthals „Antikritik. Wie Einer den Nagel auf den Kopf trifft. Ein freundschaftlicher Dialog", in: ZfV VIII (1875), S. 216–250. Diese Kritik richtet sich in erster Linie gegen den amerikanischen Sprachwissenschaftler William Dwight Whitney, der in seiner Publikation „Oriental and Linguistic Studies" (New York 1872–1874) Steinthal falsch verstanden und heftig angegriffen hatte; in zweiter Linie antwortet Steinthal dem Sprachwissenschaftler und Indologen Julius Jolly (1849–1932), der sich Whitneys Kritik nicht nur angeschlossen, sondern in vier Rezensionen des genannten Buches durch eigene Ausfälle die Whitneysche Opposition noch verstärkt hatte, obwohl er – ein Schüler Steinthals – bisher freundschaftliche Beziehungen zu Steinthal hatte. Vgl. auch Brief Nr. 152 mit Anm. 1.

[2] Im 8. Band der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" (1875), S. 15–29: „Ueber den Stammbaum der indogermanischen Sprachen". Unmittelbar vor der „Antikritik" ist eine Rezension von Jolly abgedruckt: „Noch einmal der Stammbaum der indogermanischen Sprachen" (mit Rücksicht auf: August Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873).

aufgenommen. Solch ein treuloses Benehmen kann empören. Ich wiederhole aber, ich bin ohne Bitterkeit, nur nicht rosenfarbiger Laune.

Den 18. Ich erfahre eben, daß sich der Arzt dahingehend geäußert habe, er empfehle mehr einen ruhigen Aufenthalt auf dem Lande, etliche Meilen von hier entfernt, als eine unruhige Gebirgsreise. Ich werde auch weder zum Anthropologen-Congreß nach Stockholm, noch zum Orientalisten-Congreß nach London, und nicht einmal zum Anthropologen-Congreß nach Dresden reisen.

Meine Frau, wie ich, wir grüßen Sie und Ihre liebe Frau aufs herzlichste. Ich bin froh und zufrieden, etliche Männer zu wissen, die ich zu meinen Freunden zählen darf. Hören Sie nicht auf, unter diesen zu sein.

Freundschaftlich ergeben Steinthal

[331] Heymann Steinthal an Franz von Miklosich[1]

Berlin, den 2. December 1861

Hochgeehrtester Herr,

Mit Niemandem in Wien persönlich bekannt, wüßte ich unter den dortigen Männern, deren Name weit ertönt, keinen, an den ich mich so vertrauensvoll wenden könnte, als an Sie, den berühmten Forscher auf dem Gebiete der Wissenschaft, dem auch ich meine schwachen Kräfte widme. Bei Ihnen darf ich mit Gewißheit Interesse für meine Bestrebun-

[1] Franz von Miklosich (1813–1891) hatte zunächst Philosophie und Jurisprudenz studiert, sich aber dann ganz intensiv der Linguistik und Slawistik zugewandt. 1849 wurde er als a. o. Professor (schon 1850 als o. Professor) der slawischen Philologie und Literatur an die Universität Wien berufen und gilt als Begründer der slawischen Philologie. F. v. Miklosich war politisch sehr engagiert (was ihm dann auch Probleme schuf, als er nach einer geeigneten Position suchte): 1848 hatte er sich als Präsident der akademischen Vereinigung „Slovenija" in Wien betätigt, 1849 als slowenischer Abgeordneter beim Reichstag in Kremsier, entwickelte sich aber später mehr zum Kosmopolitismus hin. Ihn leitete auch bei seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht nur der Wunsch, das slawische Sprach- und Kulturgut zu sichten, sondern er glaubte nachweisen zu können, daß alle Völker Europas nach einer gemeinsamen Sprache strebten (Neueuropäismus). Das Streben über die nationalen Grenzen hinaus wird auch in seinem Bemühen sichtbar, in einigen Monographien die slawischen Elemente in den nichtslawischen Sprachen und fremde Elemente in slawischen Sprachen darzustellen; er wurde damit der Begründer der rumänischen und albanischen Philologie. Er schrieb auch umfangreiche Studien über die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europas. Von größter Bedeutung sind seine „Vergleichende Grammatik der slawischen Sprachen" (4 Bde., 1852–1875), das altslowenische „Lexicon palaeoslovenico-graecolatinum" (2. Aufl. 1862–65) und das „Etymologische Wörterbuch der slawischen Sprachen" (1886).

Der Brief befindet sich in der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien, Autogr. 138/86 – 1.

gen voraussetzen, darf mir sogar schmeicheln, dass Sie mit meinen veröffentlichten Arbeiten schon bekannt sind.

Die Angelegenheit aber, mit der ich Sie zu behelligen wage, ist folgende.

Seit zehn Jahren halte ich an der hiesigen Universität als Privatdocent Vorlesungen über allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft und Mythologie. Obwohl ich natürlich nur auf solche Zuhörer rechnen darf, welche ohne die beschränkte Rücksicht auf das Examen vom reinen Drange der Wissenschaft beseelt sind, so hat sich doch die Zahl derselben in den letzten Jahren auf 30–40 gehoben. Das wissen hier die Herren vom Ministerium und von der Facultät; sie lesen meine Bücher und meine Abhandlungen in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, und können nicht umhin den Werth derselben anzuerkennen, zumal ihnen auch nicht entgeht, wie die competentesten Richter öffentlich sich über meine Leistungen in rühmendster Weise äußern – die Herren sehen, hören, wissen dies alles und lassen mich mit müßigem Bedauern im Mangel verkommen. Ich habe unter dem Ministerium Bethman-Hollweg[2] so wenig wie unter Raumer[3] auch nur die geringste Aussicht auf Änderung meiner Stellung.

So werden Sie es natürlich finden, daß ich mein Auge auf Wien richte, und ich erlaube mir, Sie zu bitten, mir gütigst den Weg anzuzeigen, auf dem ich mich um eine Professur für allgemeine Sprachwissenschaft an der dortigen Universität bewerben könnte. Auch wage ich die weitere Bitte, Sie möchten mich bei meiner Bewerbung unterstützen.

Um der Wissenschaft willen werden Sie mir diese Belästigung verzeihen.

Einer baldigen geneigten Antwort entgegensehend, habe ich die Ehre zu sein

Ihr
ganz ergebenster und gehorsamster
Diener
Dr. Steinthal
Rosenthalerstraße 48

[2] Der Jurist und preußische Staatsmann Moritz August von Bethmann-Hollweg (1795–1877) war im Ministerium der „Neuen Ära" von 1858 bis 1862 preußischer Kultusminister und trat für einen gemäßigten Liberalismus ein.

[3] Der preußische Staatsmann Karl Otto von Raumer (1805–1859) war Kultusminister im Ministerium Manteuffel (1850–1858) und verfolgte die streng konservative und protestantisch-orthodoxe Richtung der Reaktionszeit.

[332] Heymann Steinthal an Karl Otto von Raumer[1]

[Berlin, den 8. December 1856]

Ew. Excellenz

wage ich ganz gehorsamst mit folgender Bitte zu nahen.

Seit dem Anfange des Jahres 1850 bin ich Privatdocent bei der philosophischen Facultät der hiesigen K[öni]gl[ichen] Friedrich-Wilhelms Universität, und habe ich in dieser Stellung, nur einmal durch eine wissenschaftliche Reise unterbrochen, Vorlesungen gehalten über *allgemeine und philosophische Sprachwissenschaft,* wie auch über *Geschichte der Grammatik,* ferner über die *provenzalische Sprache* im Mittelalter und die Poesie der Trubadur. Ueber den ersten dieser Gegenstände las ich früher zugleich mit dem vor einem Jahre verstorbenen Prof[essor] Heyse[2]; jetzt bin hier der Einzige, der über denselben Vorträge hält. Auch habe ich in dem verflossenen Jahre über *chinesische Sprache und Litteratur* gelesen.

Um Ew. Excellenz in den Stand zu setzen, Sich ein Urtheil über den wissenschaftlichen Werth dieser Vorlesungen, wie der von mir veröffentlichten Arbeiten zu bilden, füge ich diesem gehorsamsten Gesuch ein Exemplar meiner beiden letzten Werke bei. Von diesen gehört nur das eine vollständig mir an; das andere ist ein posthumes Werk des verstorbenen Prof[essor] Heyse, welcher mir den schönsten Beweis seines Vertrauens zu mir gab, indem er noch bei Lebzeiten, aber sein Ende nahe fühlend, mich zum Herausgeber seiner Manuscripte ernannte. Wie ich diesem Vertrauen entsprochen habe, zeigt eben das eine der beifolgenden Bücher.[3] Selbst zu den Anmerkungen, die ich aus eigenen Mitteln hinzuthat, hat mich der Verstorbene ausdrücklich ermächtigt.

Meine Arbeiten sind von den gediegendsten Sprachforschern und auch von Philosophen theils in kritischen Blättern lobend besprochen, wie namentlich von *Pott*[4] und *Curtius*[5] geschehen ist, theils in Werken mit

[1] Über den preußischen Staatsmann Karl Otto von Raumer vgl. Anm. 3 des vorigen Briefes. – Der hier abgedruckte Brief befindet sich in der Sammlung Darmstaedter 2a 1867(8) der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin.

[2] Der Sprachwissenschaftler Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855) hatte seit 1829 als a. o. Professor an der Universität Berlin gelehrt. Vgl. dazu S. 396ff. dieses Bandes.

[3] C. W. L. Heyse, System der Sprachwissenschaft, Nach dessen Tode hrsg. von H. Steinthal, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin 1856.

[4] Der Sprachwissenschaftler August Friedrich Pott (1802–1887), wie Steinthal ein großer Verehrer W. v. Humboldts, hatte, bevor er 1838 als a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an die Universität Halle berufen wurde, seit 1830 als Privatdozent an der Berliner Universität gelehrt. Vgl. Bd. I, S. XCIV und S. 255, Anm. 14.

[5] Der Gräzist und Sprachwissenschaftler Georg Curtius (1820–1885) hat einige grundlegende Werke auf dem Gebiet der klassischen Philologie und vergleichenden Sprachwissenschaft publiziert, u. a. die „Grundzüge der griechischen Etymologie" (Leipzig 1858), das

Anerkennung citirt. Außerdem gestatten mir wohl Ew. Excellenz die Erwähnung zweier Arbeiten, welche ich handschriftlich dem französischen *Institut* überreicht habe, und welche beide den *Volney'schen Preis* gewannen, die eine im Jahre 1851, die andere 1854.[6]

Zunächst nun um die Herausgabe dieser beiden Arbeiten zu ermöglichen, dann aber überhaupt zur Ausführung eines umfassenden Planes in Bezug auf Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie, nämlich des Planes einer *Sprachencyklopädie,* wie *Wilhelm von Humboldt* sie im Sinne hatte, bedarf ich einer in materieller Hinsicht gesicherten Stellung, welche die nöthige Ruhe des Gemüths gewährt, indem sie von Sorgen, welche der wissenschaftlichen Thätigkeit im Wege stehen, frei macht.

Ich habe bis jetzt zu allen meinen Arbeiten und selbst zu einer mehrjährigen wissenschaftlichen Reise[7] nicht die geringste Unterstützung von einem hohen Ministerium, noch von irgend einer öffentlichen Anstalt erhalten. Jetzt aber bin ich mit meinen Arbeiten an einem Punkte angelangt, wo dieselben, da ich von Hause aus ohne alles Vermögen bin, nothwendig darunter leiden müßten, wenn ich noch fernerhin bloß auf die eigene Kraft beschränkt bliebe und nicht einen Rückhalt am Staate fände.

Darum wage ich, die gehorsamste Bitte auszudrücken: Ew. Excellenz möchte in voller Gewogenheit dem Unterzeichneten eine außerordentliche Professur für allgemeine Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie an der hiesigen K[öni]gl[ichen] Universität ertheilen.[8]

Im Falle der Gewährung würde sich durch streng wissenschaftliche Werke sehr bald meine tiefste Dankbarkeit kund geben.

Einer geneigten Antwort entgegensehend, habe ich die Ehre zu sein

Ew. Excellenz
ganz ergebenster und gehorsamster Diener
Dr. Steinthal, Docent an d[er] Univers[ität]
Seegershof 2

Berlin,
den 8. December 1856

mehrere Auflagen erfuhr. Er lehrte seit 1849 an der Universität von Prag (seit 1851 als o. Professor), wurde 1854 nach Kiel berufen und 1862 an die Universität Leipzig.

[6] Steinthal gewann den Volneyschen Preis 1851 mit der Arbeit über „Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet", die er in neubearbeiteter und erweiterter Fassung 1867 veröffentlichte, und 1854 mit seiner Abhandlung über „Die Wurzeln der verschiedenen chinesischen Dialekte".

[7] Steinthal hatte sich – abgesehen von einem kürzeren Aufenthalt in London – vom Herbst 1852 bis zum Ende des Jahres 1855 zu Sprachstudien in Paris aufgehalten.

[8] Steinthal ist erst im Dezember 1862 zum a. o. Professor der Friedrich-Wilhelms-Universität ernannt worden. Eine ordentliche Professur hat er nie erhalten, weil er Jude war.

[333] Heymann Steinthal an Leo Reinisch[1]

Berlin N.W., Zelten 19, den 2. December 1873

Verehrter Herr Professor,

Für das Vertrauen, welches Sie mir in einer so zarten und zugleich so wichtigen Angelegenheit beweisen, habe ich die größte Empfindlichkeit. Meinen Dank aber konnte ich ehrlich und gewissenhaft, d. h. nach *meinem* besten Wissen, nur in einem negativen Urteil aussprechen. Wenn ich sagen soll, was ich denke: so kann ich Ihr Vorhaben, das betreffende Werk zu vernichten und von dieser Arbeit ganz abzustehn, nur billigen. Für den Erfolg wäre es, denke ich, völlig gleich, ob Ihr Unternehmen überhaupt, und also auch Ihnen unmöglich ist, ob Sie absolut die Grenzen des menschlichen Möglichen überschritten haben, oder ob nur uns, allen Ihren Zeitgenossen, die Sache so zu liegen scheint. Gesetzt, in Ihrem Werke wäre die Möglichkeit der Lösung der gestellten Aufgabe schon bewiesen, weil die Wirklichkeit schon erreicht und gegeben: so sind wir doch völlig außer Stande diese Wirklichkeit anzuerkennen; und ich bin der festen Überzeugung, daß noch viele Geschlechter so urteilen werden wie wir. Wirken also, Einfluß üben auf den Gang der Forschung kann Ihr Werk nicht, selbst wenn es das Richtige getroffen hat, weil wir dies nicht einzusehen vermögen. Ohne mir also ein gültiges, objectives Urteil zu erlauben, glaube ich Ihnen mit Bestimmtheit raten zu müssen, wenn Sie auf Ihre Zeit wirken wollen, „auf kleinerm Felde, das man sicher überschauen kann" fernerhin zu arbeiten. Wollen Sie für eine zukünftige Vernunft Gedanken aussprechen? Auch glaube ich, daß diejenigen Leser, welche einst Ihr Werk würdigen können, über Ihr Werk hinaus sein und dessen bedürfen werden. Was hat es einem griechischen Astronomen und der Welt genützt, daß dieser anderthalb Jahrtausend etwa vor Kopernikus gelehrt hat, die Erde drehe sich um die Sonne?[2] Hat er dem Kopernikus

[1] Der österreichische Sprachwissenschaftler und Ägyptologe Leo Reinisch (1832–1919) war 1866/67 Geheimsekretär des Kaisers Maximilian von Mexiko gewesen; 1868 wurde er a. o. und 1872 Professor der Ägyptologie und Sprachwissenschaft an der Universität Wien. Seine Werke sind für die Afrikanistik von bedeutendem Nutzen gewesen, da er durch drei große Forschungsreisen nach Ägypten und Äthiopien die Sprachen, über die er arbeitete, wirklich kennenlernen konnte: u. a. „Die Barea-Sprache" (1874), „Die Nuba-Sprache" (2 Bde., 1879), „Die Bilin-Sprache" (2 Bde., 1883–1887), „Die Somali-Sprache" (3 Bde., 1900–1903). Reinisch hatte offensichtlich Steinthal ein Buch zur Begutachtung zugeschickt, das ein sprachphilosophisches bzw. sprachgeschichtliches Problem – wahrscheinlich die Uranfänge der Sprachentwicklung – zum Thema hatte. Ob Reinisch Steinthals Rat befolgte oder ob ein Aufsatz wenigstens zu diesem Gegenstand erschien, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Der Brief Steinthals an Leo Reinisch befindet sich im Besitz der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien, unter der Signatur Autogr. 277/31 – 1.

[2] Der Pythagoreer Philolaos im 5. Jahrhundert lehrte bereits, daß die Erde und andere

die Arbeit erleichtert? Die Wahrheit mußte gesucht und gefunden werden, als wäre sie noch niemals geahnt, weil sie zur Unzeit ausgesprochen war, wo Niemand sie annehmen und verfolgen konnte. So läge wohl die Sache im allergünstigsten Falle.

Was ich hier über Ihr Buch insgesammt gesagt habe, gilt auch vom Schlußteil desselben von S. 369 ab. Was Sie über die allmähliche Entwicklung der Laute sagen, ist mir undenkbar. So, wie Sie darlegen, mag sich in jedem Kinde und in dem ersten oder den ersten Menschengeschlechtern im miokenen oder eokenen Zeitalter der Erde[3] die Sprache entwickelt haben. Die Ursprache, die sich spaltete, so zu sagen, sie hatte alle Grundlaute t p k und d b g und die Vocale.

Wollen Sie zu uns reden, müssen Sie auch unsre Sprache reden, d. h. Sie müssen genau so vorschreiten, wie wir durchschnittlich in den engern Grenzen des Indogermanischen oder Semitischen vorschreiten. Daß sich z. B. der Spiritus asper zu π[4] verhärten könne, glaubt Niemand. Wäre solche Erhärtung in irgend einem Falle unabweisbar, so würde man es als Monstrum gelten lassen, ohne etwas darauf zu gründen. Ferner müssen Wörter, die verglichen werden sollen, allemal analysirt, auf die Wurzel zurückgeführt sein. Das muß wenigstens die Regel sein.

Es scheint auch mir rathsam, dass ich Ihr Buch unserm Freunde Kiepert[5] zurückgebe, der nach Ihrer Anweisung damit verfahren wird.

In Hochachtung
ergebenst Steinthal

Himmelskörper um ein Zentralfeuer kreisen, das die letzte Quelle von Kraft und Bewegung sei. Durch diese Vorstellung wurde erstmals die Erde aus dem Zentrum des Alls gerückt.

[3] Das Miozän bezeichnet eine bestimmte erdgeschichtliche Formation, nämlich die zweitjüngste Abteilung des Tertiärs, das Eozän die zweitälteste Abteilung des Tertiärs; im Tertiär vermutet man die Entwicklung der Säugetiere und die Gabelung des Affen- und Menschenzweiges.

[4] Der griechische Spiritus asper ist das Zeichen für den H-Laut, der sich nicht zum „pi", zum P-Laut entwickelt haben könne.

[5] Kiepert ist nicht sicher zu identifizieren; vielleicht der Geograph Heinrich Kiepert (1818–1899).

[334] Heymann Steinthal an Hermann Usener[1]

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 26. August 1877

Hochverehrter Freund, ich habe in der Tat auch diesmal, wie seit einer Reihe von Jahren nicht daran gedacht, zur Philologen-Versammlung zu

[1] Der klassische Philologe Hermann Karl Usener (1834–1905) hatte eine erste a. o. Professur an der Universität Bern erhalten; 1863 wurde er o. Professor in Greifswald und

reisen, so wenig wie zur Anthropologen- und Ethnologen-Versammlung. Aus leicht erklärlichen Gründen. Das entschiedene Bedürfnis einer kleinen Reise muß sogleich am Schlusse des Semesters befriedigt werden. Den größten Teil der Ferien verbringe ich dann hier im Garten meines Schwagers Lazarus mit ernster Arbeit. So würde eine abermalige Reise im September mich stören.

Indessen Ihrer freundlichen Einladung gegenüber möchte ich nicht kalt erscheinen; und so nehme ich gern an.

Ich lege großen Wert darauf, daß Sie mir, wie Sie versichern, innerlich näher gekommen sind, und ich hoffe, daß ein mündlicher Verkehr, wie kurz auch immer er sei, die Übereinstimmung unserer Ansichten festigen und erweitern werde.

Auch erlaube ich mir die Frage, ob Sie mir für eine Plenarsitzung einen Vortrag einräumen können: „Über die Arten oder Formen der Interpretation".[2] Der Vortrag würde denselben Gegenstand behandeln, den Schleiermacher in einer akademischen Abh[andlung] besprochen hat. Dilthey, von dem das nächste Heft unserer Zeitschrift (das wohl noch im September erscheinen wird) einen längeren Aufsatz über die Phantasie des Dichters bringen wird, erwähnt darin, daß die Frage um die Interpretation seit Schleiermacher und Böckh nicht vorgerückt sei.[3] Einen Schritt über diese Meister hinaus glaube ich in Bezug auf Klarheit in der Analyse des philologischen Interpretations-Processes tun zu können. Mein Vortrag wird nicht die Anmaßung haben, Meister der Philologen darüber zu belehren, wie sie interpretieren sollen; aber ich werde versuchen die Grund-Tätigkeit der Philologen zu klarem Bewußtsein zu bringen. Das Thema, in solchem Sinne bearbeitet, scheint mir einerseits günstig, meine Fühlung mit den Philologen zu befestigen, und andrerseits sehr geeignet zu einer Art Fest-Vortrag in der allgemeinen Sitzung, da doch Interpretation das ist, was am entschiedensten die Philologen verbindet, mag ihre Tätigkeit auf welchem Gebiete auch immer liegen, in Asien oder Europa, im Altertum oder Mittel-Alter.

1866 schließlich in Bonn. Er widmete sich vor allem Untersuchungen zur griechischen Religion und Religionsphilosophie.

Die beiden Briefe Steinthals an Hermann Usener befinden sich in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Bonn unter der Signatur S 2107.

[2] Steinthals Vortrag über „Die Arten und Formen der Interpretation" wurden abgedruckt in: Verhandlungen der 32. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wiesbaden vom 26.–29. September 1877, Leipzig 1878, S. 25–35.

[3] Diltheys Aufsatz „Über die Einbildungskraft der Dichter, mit Rücksicht auf Herman Grimm, Goethe, Vorlesungen, 2 Bde., Berlin 1877", erschien in: ZfV X (1878), S. 42–104. – Steinthal erwähnt hier den großen evangelischen Theologen der Romantik, Friedrich E. D. Schleiermacher (1768–1834), dem Dilthey seine erste große Monographie widmete („Schleiermachers Leben", 1870). Philipp August Boeckh (1785–1867) war der eigentliche Begründer der klassischen Altertumswissenschaft.

Da ich meine Gedanken wohl schon habe, doch aber für die besondre Gelegenheit nochmals durcharbeiten und aufzeichnen muß, so bitte ich Sie mich recht bald wissen zu lassen, ob Ihnen mein Vortrag gelegen kommt.

Und noch Eins. Von den Bahnen, welche für die Philologen ermäßigte Preise gewährt haben, kommt mir keine zu Nutz. Haben nicht noch nachträglich die Bahnen zwischen Wiesbaden und Berlin oder Wiesbaden und Leipzig die Ermäßigung gewährt? Bei der weiten Reise und den nicht geringen Kosten wäre dies nicht unerheblich. Auch hierüber bitte ich Sie um Nachricht.

Mit bestem Gruße

in alter Freundschaft
Steinthal

[335] Heymann Steinthal an Hermann Usener

Berlin, W., Blumeshof 8, den 3. April 1888

Verehrter Herr College und Freund,

Darf ich es wagen, Sie um eine Besprechung für unsre Zeitschrift zu bitten? Es handelt sich um Ribbecks römische Literatur-Geschichte.[1] Die Besprechung des Buches eines solchen Mannes durch einen *solchen* wie Sie wäre mir höchst erwünscht. Ich brauche auch kaum zu sagen, daß für uns nicht sowo[h]l der Gesichtspunkt der speciell philologischen Forschung und Kritik als vielmehr der allgemein literar-historische (und in weiterem Sinn historische) vorzugsweise einzunehmen wäre.

Ich bin Ihnen für mehrere freundliche und schätzbare Zusendungen noch den Dank schuldig. Ich bin leider zu sehr belastet, und habe den Fehler, nicht gern einfach den Empfang bescheinigen und ein kaltes Wort des Dankes beifügen zu wollen. So ist auch hier das Bessere, das man will, der Feind des Guten, das man zu tun hätte.

Ein andrer Fehler, den ich habe, ist der, zu glauben, fest zu glauben, daß derjenige, der mich einmal kennen gelernt hat, mich nicht misverstehen und auch mein Schweigen richtig deuten werde. Ich hoffe, daß Sie diesen meinen Glauben nicht zerstören werden.

Mit besten Grüßen in Hochachtung
ergebenst Steinthal

[1] Usener hatte wahrscheinlich abgelehnt; jedenfalls ist in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" keine Rezension über Otto Ribbecks „Geschichte der römischen Dichtung" (3 Bde., Stuttgart 1887–1892) erschienen.

Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Die folgenden Briefe Steinthals sind an den Indologen Albrecht Weber gerichtet und befinden sich in der Sammlung Darmstaedter 2 A 1867 (8) der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in (W)-Berlin.

Albrecht Friedrich Weber (1825–1901) war 1856 zum a. o., 1867 zum o. Professor für altindische Sprache und Literatur ernannt worden, wo er als Lehrer und Forscher eine Reihe bedeutender deutscher und ausländischer Sanskritforscher herangebildet hat. Zu seinen großen wissenschaftlichen Leistungen, durch die weite Bereiche der indischen Literatur und Kultur überhaupt erst erschlossen wurden, gehören: „The White Yajurveda, edited by A. Weber in Three Parts", Berlin/London 1852, 1855 und 1859; das drei starke Quartbände umfassende „Verzeichnis der Sanskrit- und Prâkrit-Handschriften der kgl. Bibliothek zu Berlin" (Berlin 1886–1891); die von Weber gegründete und herausgegebene Zeitschrift „Indische Studien, Zeitschrift für die Kunde des indischen Altertums", von der zwischen 1850 bis 1898 insgesamt 18 Bände erschienen, die auch mehrere wichtige Monographien von Weber selbst zur indischen Literaturgeschichte enthalten. Überdies war Weber ein engagierter Vorkämpfer für den freisinnigen Protestantismus und nahm mehrfach öffentlich gegen den Antisemitismus Stellung (vgl. dazu die in der Allgemeinen Zeitung vom 21. Jan. 1881 abgedruckte Rede Webers und auch Steinthals Antwort auf Webers Stellungnahme in der Generalversammlung des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus", in: Steinthal, Über Juden und Judentum, aaO, S. 84–86). – Thema der ersten Briefe ist das „Kränzchen", in dem sich einige Wissenschaftler der Universität Berlin privat trafen; zu diesen gehörten u. a. Albrecht Weber, der Geograph Heinrich Kiepert, der Arabist Friedrich Heinrich Dieterici, Heymann Steinthal und – nicht eindeutig identifizierbar – der Sprachwissenschaftler und Mythenforscher Adalbert Kuhn. An diesen Zusammenkünften nahmen auch die Frauen der betreffenden Gelehrten teil.

[336] Berlin Dienstag, den 3. December 1867

Lieber Weber,

Da Sie zu unserm Bedauern dem letzten Kränzchen nicht beigewohnt haben, so zeige ich Ihnen hierdurch besonders an, daß nach alphabeti-

scher Folge und Verabredung das nächste Kränzel *morgen* bei mir stattfindet, wozu ich hierdurch Sie mit Ihrer lieben Frau einlade.[1]

Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Steinthal, Seegershof 4[a]

[1] Weber antwortet auf diese Einladung mit dem im folgenden abgedruckten Brief, der sich ebenfalls in der Sammlung Darmstaedter befindet:

Lieber Steinthal! Herzlichen Dank für Ihre freundliche Einladung, der ich indeß leider nicht Folge leisten kann, da ich erwarten muß außer Diet[erici]s (sic!) und Kiep[ert]s, die ich herzlichst zu grüßen bitte, auch K[uhn]s[?] bei Ihnen zu finden. Da mir aber K[uhn?] vor dem letzten Kränzel ausdrücklich (mündlich und schriftlich) seinen Wunsch, ich möge *dazu nicht in sein Haus* kommen, ausgesprochen hat (wodurch sich mein Nichterscheinen dabei erklärt), und da er weiter auch alle meine Schritte zu einer Aufklärung über dies mir völlig räthselhafte, einem alten Freunde gegenüber zum mindesten gesagt höchst sonderbare Verfahren zu gelangen zurückgewiesen hat, bin ich völlig außer Stande mit ihm fürder noch in gesellschaftlicher, geschweige denn in freundschaftlicher Beziehung zu verkehren, er müßte denn

1) mir sein Bedauern darüber aussprechen, daß er sich zu einem solchen Schritt durch irgend welche Motive hat bewegen lassen, und

2) über diese Motive selbst eine genügende Auskunft ertheilen, damit eine Verständigung darüber ermöglicht wird.

Ich glaube, daß er Beides nicht blos mir, sondern auch Ihnen, resp. den andern Mitgliedern des Kränzels, dessen fernerer Bestand durch *seine* Initiative in Frage gestellt wird, schuldig ist. Ich mache mit meiner Frau auf unser Anrecht, im Kränzel zu bleiben, ganz entschieden Anspruch, da dasselbe zu unsern *liebsten* Erholungen gehört, und wir laden daher Sie, wie Diet[erici]s und Kieperts für das nächste Mal, wo die Reihe uns gerade trifft, also zu Mittwoch (*der* Tag scheint einmal jetzt beliebt zu sein) den 18. ten Dec[ember] dazu zu uns freundschaftlichst ein. Es versteht sich von selbst, dass auch Kuhns[?] von Herzen willkommen sind, wenn er vorher den obigen beiden Bedingungen genügt hat: denn daß mir der Abbruch einer 21jährigen Freundschaft *ins Herz* schneidet, habe ich ihm bereits, als es Zeit war dem zuvorzukommen, brieflich versichert: Meinen Schmerz über diese ganze Angelegenheit brauche ich eben wohl nicht speciell auszusprechen, wie ich es denn auch als selbstverständlich ansehe, daß wir von ihr gegen Alle, die außerhalb des Kränzels stehen, schweigen.

Meine Frau grüßt mit mir Sie und Ihre liebe Frau auf das Herzlichste.

Getreulichst der Ihrige
A. Weber – 3. / 12. [18]67

[337] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Berlin, den 30. Januar 1870

Lieber Freund,

Anbei ein Circular von Benary[1].

[1] Der Orientalist und Theologe Franz Ferdinand Benary (1805–1880) lehrte seit 1831 als a. o. Professor innerhalb der theologischen Fakultät an der Universität Berlin.

Außerdem die Anfrage und die Bitte von mir und meiner Frau, ob Sie wohl das Kränzchen auf den Donnerstag verlegen könnten? Ihnen dies zuzumuthen, werden wir durch den Umstand gezwungen, daß wir Mittwoch in naher Familie einen Geburtstag zu feiern haben. Sie würden uns erfreuen, wenn Sie es möglich machten, daß wir ungestört diese Feier begehen und doch auch dem Kränzchen regelmäßig beiwohnen könnten.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Steinthal

[338] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Berlin, den 5. November 1870
Sonnabend Nachmittag

Verehrter Freund,

Mein Schwager hat mir gesagt, daß Sie fürchten müßten, nächsten Mittwoch für das Kränzel nicht frei zu sein. Mir wäre jeder andre Abend der kommenden Woche eben so recht. Nur dürfte für den Montag und Dienstag, wie für den Donnerstag, ebenfalls bei Einem unserer Freunde und selbst bei mir eine Verhinderung durch Versammlung in Wahlangelegenheiten zu befürchten sein.[1] Ich erlaube mir deshalb den Vorschlag, das Kränzel auf Mittwoch über 8 Tage zu verschieben.

Ich hätte Ihnen schon gestern geschrieben, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Sie morgen zu besuchen und persönlich Rücksprache zu nehmen. Indessen, ich bin heute von meiner zweistündigen Vorlesung stark verschnupft und hieher zurückgekehrt, sodaß ich mich wohl morgen werde mit Stuben-Arrest curiren müssen.

Sie können mir wohl noch morgen mündlich oder schriftlich, jedenfalls bis Montag früh, Ihre Ansicht zukommen lassen, und dann bleibt wohl noch Zeit zur Ausführung jedes Entschlusses, zu dem wir gelangen werden.

Mit freundlichen Grüßen von Haus zu Haus

Steinthal, Seegershof 4[a]

[1] Es handelt sich dabei wahrscheinlich um die Wahlen für die Berliner Schuldeputation, in die Steinthal als erster Vertreter für die jüdischen Schulen der Stadt gewählt wurde; vgl. dazu Steinthals Stellungnahme in der Allg. Zeitg. des Judenthums vom 16. Nov. 1870, Nr. 48.

[339] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Berlin, N.W. Kronprinzen-Ufer 25, den 27. November 1874

Verehrter Freund, Besten Dank für Ihre beiden Karten vom 23. und 25. d[ieses] M[onats]. Da Sie uns Ihren Brief versprochen haben, so bemerke ich, daß ich täglich Nachmittags von 5–6 Uhr frei bin, Sonnabends aber den ganzen Abend. Die übrigen Tage nämlich muß ich um 6 Uhr zur Vorlesung; Sonnabends höchstens in die anthropologische Ges[ellschaft].[1]

Zum akademischen Cirkel kann ich nicht kommen. Meine Frau kann des Abends nicht ausgehen, und ich mag sie nicht so allein lassen. Sie ist jetzt wieder munter, und ich will hoffen, daß sie so bleibt. Wenn nur Kraft dahinter wäre!

Wenn Sie zu mir kommen, sagen Sie mir wohl auch ausführlich Ihre Meinung über Lefmann[2]. Ich stehe zu demselben mehr in einer allgemein gemütlichen als wissenschaftlichen Beziehung. Als er hier studirte, lernte ich ihn als einen sittlich sehr schätzenswerten Menschen und philosophisch gebildeten Philologen kennen. Dann verließ er Berlin, ging nach Paris und habilitierte sich in Heidelberg. Während dieser Zeit habe ich nur wenig von ihm gehört.

Daß er nicht längst mit einer ernsten Arbeit hervorgetreten ist, durch welche er sich nach irgend einer Richtung hin als Forscher legitimirt hätte, das war ein entschiedener Fehler von ihm, den er durch den Verlust seiner Heidelberger Stellung hart büßen muß. Nun geht er an den Lalita Vistara nicht frei, sondern mit tausend Rücksichten, und wie der Erfolg lehrt, nicht mit den richtigen, und sogar mit einander widersprechenden, bald an das große Laien-Publicum, bald an den Sanskrit-Gelehrten denkend, und so wahrscheinlich weder diesen noch jenes befriedigend.[3]

[1] Steinthal war Mitglied der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin.

[2] Salomo Lefmann (1831–1911) hatte zunächst als Volksschullehrer gewirkt, studierte dann in Bonn, Heidelberg und Berlin, wo er sich mit Zunz anfreundete, habilitierte sich an der Universität Heidelberg und lehrte dort seit 1866 als Privatdozent für Sanskrit, seit 1870 als a. o. Professor. In weiteren Kreisen bekannt wurde er durch seine „Geschichte des alten Indiens", die innerhalb der von Oncken hrsg. „Allgemeinen Weltgeschichte" (1879ff.) in Berlin erschien und 1898 noch eine zweite Auflage erfuhr. Vgl. auch Brief Nr. 345.

[3] S. Lefmanns deutsche Übersetzung und Kommentierung des „Lalita Vistara", einer Biographie Buddhas mit stark märchenhaft-wunderbaren Zügen, deren Entstehungszeit nicht genau festgelegt werden kann, ist noch heute grundlegend; die erste Lieferung der Übersetzung mit Erklärungen erschien bereits 1874 in Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Die vollständige Ausgabe erschien unter dem Titel: Lalita Vistara. Erzählung von dem Leben und der Lehre des Çâkya-Siṁha, aus dem Original des Sanskrit und des Gâthâ-Dialektes übersetzt und mit Erklärungen versehen von S. Lefmann, Halle/Saale 1902–1908.

Es versteht sich, meine ich, dass das Bopp-Comité[4] mit Prämiirungen nur sehr sicher vorgehen darf. Auch unterstützen kann es nur Unternehmungen, die ihrem Wesen nach würdig und bedürftig sind, und deren Unternehmer ausreichend Zutrauen erweckt. Nun habe ich viel Zutrauen zu Lefmann; aber es ist subjectiv, und also kann ich es niemand demonstriren und mitteilen.

L[efmann] hat, um den Text des L[alita] V[istara] herzustellen, Reisen unternommen, die ihn sicherlich viel gekostet haben. Das kann uns freilich nicht bestimmen. Er schrieb mir im October, dass er in Bezug auf den Zweck seiner Reise sehr befriedigt zurückkehre; er habe alle M[anu]s[cripte] des L[alita] V[istara] collationiert, und er erklärt dieses Werk auch für die Geschichte der Sprache für sehr wichtig.

Ich bitte Sie also um Ihre Ansicht über folgende Punkte:

1) Was halten Sie von seiner Übersetzung? Besitzen Sie einen Text des L[alita] V[istara], sodaß Sie dieselbe controliren können?

2) Was tadeln Sie an seinen Anmerkungen? Sind dieselben nichtssagend oder gar vielfach falsch?

3) Trauen Sie ihm eine bestmögliche Herstellung des Textes zu?

4) Trauen Sie ihm die richtige Ausbeute der Sprache der Gāthās[5] für Grammatik, und des Inhaltes für die Geschichte des Buddhismus zu?

Ich wiederhole, daß ich subjectiv gutes Zutrauen zu L[efmann] habe und ihm gern die Unterstützung gewährte.

Soll ich an L[efmann] schreiben und ihn auffordern, er möge sich bei der Bopp-Stiftung um die Unterstützung bewerben unter möglich genauer Angabe dessen, was er leisten zu können hofft?

Ich wünsche zum mindesten, daß, wenn er sich bewirbt, und wir ihm abschlägigen Bescheid geben müssen, dies in einer Weise geschehen könnte, die für ihn nichts Verletzendes enthält. Ihre zweite Karte erregt mir die Hoffnung, daß Sie, abgesehen von etwaigen begründeten Bewerbungen, nicht abgeneigt wären, L[efmann]s Ausgabe zu befürworten.

Ich bitte um gefällige Antwort, die Sie mir nach Ihrer Bequemlichkeit mündlich oder schriftlich zukommen lassen mögen. Bis wann hätte denn die Bewerbung Zeit?

Mit bestem Gruße von Haus zu Haus

Steinthal

[4] Stiftung zu Ehren des Begründers der vergleichenden Sprachwissenschaft, Franz Bopp (1791–1867), die noch zu dessen Lebzeiten 1866 zur Förderung der sprachvergleichenden Studien in Berlin gegründet wurde.

[5] Die Gâthâs bilden den ältesten Teil des Awesta, der heiligen Schriften des Parsismus, die noch auf den Religionsstifter Zarathustra selbst zurückgehen sollen.

[340] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Schönefeld, den 18. September 1875

Lieber Freund,

Ich hoffe, es geschieht zur rechten Zeit, wenn ich mich heute unserer Verabredung betreffs der Grimma-Partie[1] erinnere. Ich beabsichtige, Montag, den 20. d[ieses] M[onats] mit dem Zuge 9 Uhr 10 M[inuten] von Leipzig abzureisen.

In der Hoffnung, daß Sie mit den l[ieben] Ihrigen munter und heiter sind und mit vielen Grüßen von allen Meinigen

freundschaftlichst
Steinthal

[1] Grimma war damals eine schön gelegene alte Stadt südöstlich von Leipzig; bekannt war seine Landes- und Fürstenschule, die im ehemaligen Augustiner-Eremitenkloster 1550 von Kurfürst Moritz gegründet worden war, und auch das romantisch gelegene Schloß Döben.

[341] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Berlin, N.W., Kronprinzen-Ufer 25, den 14. November 1875

Lieber Weber, ich wurde dieser Tage daran erinnert, daß ich Ihnen noch eine Notiz in meiner Angelegenheit mit Whitney schuldig bin.[1] Sie finden den Ausdruck fair und ingenuous, von mir negativ gesagt S. 7 des Separatabzuges Z[eile] 15. Und S. 39, Z[eile] 6 u[nten] und [?] finden Sie swept away. Und wenn nun außerdem in our opinion und in our view diese Recension eine bodenlose Unwissenheit verrät, namentlich aber die von mir gerügte Verdrehung, zu tun, als hätte ich eine Antwort geben wollen, wo ich eine Frage geben will; zu tun, als wollte ich in dem Buche eine Frage lösen, die ich erst in einem folgenden Bande lösen will. Was ich S. 243 sage, bezieht sich auf S. 14, Z[eile] 20 ff.

Überhaupt habe ich nichts gegen Wh[itney] gesagt, was ich nicht *bewiesen* hätte. Wie er meine Vorwürfe wegbläst, sehen Sie in der Rundschau: durch Verdrehungen! Darauf werde ich nicht antworten. Gestern fand ich zufällig, in der Jenaer Lit[eratur] Zeit[ung] blätternd, daß Pi-

[1] Zu Steinthals Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Sprachforscher und Begründer des Sanskritstudiums in den USA, W. D. Whitney, der zu A. Webers Schülern zählte, vgl. Brief Nr. 14, Anm. 2, und Nr. 41, Anm. 3. Steinthal ist in einem kritischen Aufsatz Whitneys Ausständen entgegengetreten: Steinthal, Antikritik. Wie Einer den Nagel auf den Kopf trifft. Gegen Whitney, in: ZfV VIII (1875), S. 216–250.

schel[2], bei Gelegenheit der Anzeige der Kuhnschen Pali-Grammatik,[3] 1. Mai 1875, Nr. 18, S. 307 die Gelegenheit vom Zaune bricht und mir einen starken Hieb (in his opinion) versetzt: „Für solche Sprachforscher freilich, die mit Steinthal Denken für schwer halten, ist das Buch nicht geschrieben." Der gute Junge weiß also nicht, daß mein Motto „Denken ist schwer" von Göthe stammt.[4] Oder weiß er es doch, und sind Kuhns Bücher für Freunde Göthes nicht geschrieben? Ich habe zu viel Verachtung für dergleichen, als daß es mich zur Entgegnung reizen könnte. Ich kann solches Treiben in der jungen deutschen Sprachwissenschaft nur bedauern und sehe die Zeit voraus, wo die Naturforscher, Philosophen u.s.w. auf die Sprachforscher gerade wieder so herabsehen werden, wie sie es in früherer Zeit getan haben.

Ich bitte Sie, lesen Sie meinen Dialog noch einmal und legen Sie die Wörter auf die Wagschale.

Mit bestem Gruße Steinthal

[2] Auch der Sanskritforscher Richard Pischel (1849–1908) war ein Schüler von Albrecht Weber. Er lehrte seit 1875 als a. o. Professor, seit 1877 als o. Professor für Sanskrit und Sprachvergleichung an der Universität Kiel, ging 1885 nach Halle und wurde 1902 Nachfolger auf Webers Lehrstuhl an der Universität Berlin. Sein Hauptwerk ist die grundlegende „Grammatik der Prâkrit-Sprachen" (1900).

[3] Gemeint sind die „Beiträge zur Pāli-Grammatik" (1875) des Sprachwissenschaftlers und Indologen Ernst Kuhn (1846–1920).

[4] So lautete das Motto, das Steinthal seinem Werk „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniß zueinander" (Berlin 1855) vorangestellt hatte; wahrscheinlich eine Variierung von Goethes Äußerung gegenüber Friedrich von Müller am 1. Mai 1812: „Freilich hat das Denken seine Schwierigkeit." (J. W. v. Goethe, Artemis-Gedenkausgabe, hrsg. von Ernst Beutler, Bd. 23, Zürich 1950, S. 430).

[342] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Berlin, N.W., Kronprinzen-Ufer 25,
den 16. November 1877

Lieber Weber,

Ein Mitglied der ethnologischen Gesellschaft, das Schweinereien zu lieben scheint, aber gewiß nur in ethnologischem Interesse, fragt mich, was Uparikrida sei, welches in Keraula für den Coitus vorgeschrieben sei. Wissen Sie vielleicht genaue Antwort zu geben? Uparikrida ist doch kein echtes Sanskrit? Bei B. und R.[1] finde ich uparitaka; die Erklärung

[1] Gemeint sind die beiden bedeutenden Begründer der Indogermanistik, der Deutsche Franz Bopp (1791–1867) und der Däne Rasmus Rask (1787–1832). Steinthal hat hier

aber, die dazu gegeben wird, dürfte für meine Kenntnis des Sanskrit zu schwierig sein. Ist es etwa Coitus von hinten? Upari kann doch hinten bedeuten?

Wenn Sie dem Fragesteller eine Freude bereiten wollen, so wäre es erwünscht, wenn Sie mir so schleunig antworten könnten, daß ich bis morgen (Sonnabend) Nachmittag 6 Uhr die Antwort hätte und den Bescheid in die ethnologische Versammlung mitbringen könnte. – Wie geht es bei Ihnen? Und was sagen Sie zu dem unglückseligen Ereignis in Kieperts[2] Hause?

Bei mir geht es gut, und ebenso bei meiner Frau; und unser Kind ist recht munter.

Mit den besten Grüßen der Ihrige Steinthal

wahrscheinlich vor allem den „Glossar sancritum" (Berlin 1830; [3]1866) konsultiert, den Bopp parallel zu seiner „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen [...]" (6 Bde., Berlin 1833–52; [3]1868–71) herausgegeben hat.

[2] Gemeint ist wohl der Geograph und Kartograph Heinrich Kiepert (1818–1899), der seit 1859 als a. o. Professor, seit 1874 als o. Professor der Geographie an der Universität Berlin wirkte.

[343] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Berlin, den 18. Januar 1879

Verehrter Freund,

Gestern gab mir der Portier der Universität eine Abhandlung über die Zahlwörter aller Welt von Europaeus[1], der wohl so heißt, weil er eigentlich Semiasiaticus ist, und ein Zeitungsblatt „über Thule" von demselben. Dies ist wohl zur Bewerbung um das Bopp-Stipendium eingesandt. Wir können zwar nicht wissen, wozu der Kauz gut ist; aber wir brauchen ihm darum unser Stipendium nicht zu geben.

Sehr bedauert oder mich sehr geärgert habe ich, daß ich aus schrecklicher Vergeßlichkeit nicht zu Benary[2] gekommen bin. Wäre nicht meine Frau, ich würde bald der reine Neander[3]; aber vor allem kann mich auch meine Frau nicht schützen.

[1] Von David Emanuel Daniel Europaeus (1820–1884) waren bisher schon einige Arbeiten publiziert worden, u. a. „Die finnisch-ungarischen Sprachen und die Urheimath des Menschengeschlechtes. Zur Beleuchtung der archäologischen Fragen im Betreff des ältesten vorhistorischen Daseins der Menschen", Helsingfors – Berlin 1876.

[2] Der Orientalist und Theologe Franz Ferdinand Benary (1805–1880) lehrte seit 1831 als a. o. Professor in der theologischen Fakultät der Universität Berlin. Sein Hauptinteresse galt der Exegese der biblischen Schriften, den semitischen Sprachen und der Paläographie.

[3] Im Neandertal (zwischen Düsseldorf und Wuppertal-Elberfeld) wurde 1856 das bruchstückhafte Skelett eines Frühmenschen (Paläanthropinea) gefunden.

Nun habe ich noch etwas in petto. Möchten Sie nicht einmal für meine Zeitschrift etwas arbeiten? Da ist mir der Ludwig zugeschickt, Rigveda drei Bände.[4] Möchten Sie Sich bei dieser Gelegenheit nicht einmal über die hier einschlägigen Punkte in einer für Philologen und Gebildete überhaupt verständlichen Weise aussprechen? Raum gebe ich Ihnen so viel Sie wollen. Überlegen Sie Sich das einmal!

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr Steinthal

[4] Alfred Ludwig (1832–1912) war 1860 als a. o. Professor für klassische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft an die Universität in Prag berufen worden und lehrte dort seit 1871 als o. Professor. Von ihm stammte die erste vollständige Übersetzung – mit Kommentar – des Rigweda, die in sechs Bänden unter dem Titel erschien: „Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâmana" (Prag 1876–88); damals, 1879, waren erst drei Bände erschienen. A. Weber ist dieser Anregung nicht gefolgt und hat überhaupt nie in der ZfV etwas veröffentlicht.

[344] Heymann Steinthal an Albrecht Weber

Nice, Avenue Desambrois, Maison Pilatte, den 28. December 1881

Verehrter Freund, Zunächst Prosit Neujahr! Ihnen, Ihrer lieben Frau, und Ihren Kindern.

Ferner besten Dank für Ihre Zusendung vom November. Sie sind sicher, daß Ihre Worte für religiöse Freiheit bei mir den genauesten Widerhall finden. Es ist schrecklich, wenn Gewissensfragen von einem Staatsmann zum Gegenstande diplomatischen Handelns gemacht werden. Daß Sie da laut und kräftig ein Wörtlein hineingerufen haben, war recht und löblich.[1] Ich bedaure, daß Diterici, wie die Volkszeitung es

[1] Albrecht Weber hatte als Mitglied der nationalliberalen Partei am 12. Januar 1881 in der Berliner Wahlmänner-Versammlung gegen den um sich greifenden Antisemitismus Stellung genommen; die Rede wurde in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 21. Januar 1881 vollständig abgedruckt und wohl später auch als Sonderdruck zugänglich gemacht. Weber betonte in dieser Rede, daß die Juden zur deutschen Nation gehörten wie alle anderen Deutschen von nichtgermanischer Abstammung auch. Sie sprächen die deutsche Sprache, betätigten sich überdies sogar als „wichtige Träger und einflußreiche Missionare der deutschen Sprache und Kultur in den slawischen Ländern"und trügen durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Weitsichtigkeit bedeutend zum nationalen Wohlstand bei. Ja selbst das, was man das spezifisch Berlinische nenne, sei nicht ohne den Einfluß der Juden und der „Franzosen von der Colonie" zu denken. Eine nach Abstammung reine Nation gebe es überhaupt kaum, auch die Deutschen bildeten in anderen Ländern wichtige Ingredienzen der betreffenden Nationen. Die Bevorzugung des Handels und des Geldgeschäfts gehe auf Einschränkungen zurück, die die Christen den Juden jahrhundertelang auferlegt hätten; im übrigen trügen sie den Makel der sich neu entwickelnden Geldaristokratie keineswegs

darstellte, geradezu zum Apostaten geworden ist. Daran ist lediglich sein Ingrimm schuld, darüber daß er nicht die Stellung gefunden hat, die er erstrebte. Aber wie kann man in solcher Weise Persönliches und Öffentliches mit einander verwirren![2]

Hoffentlich befinden Sie Sich mit allen lieben Ihrigen recht wohl. Wir leben hier höchst behaglich. Sie wissen wohl, daß auch beide Lazarus mit uns gereist sind, und wir führen hier mit unseren zwei alten Dienstboten aus Berlin gemeinsam Wirtschaft in gewohnter Weise. Wie schön es hier ist, werden Sie oft genug gehört haben; ich kann nur sagen, daß es nicht übertrieben ist.

Ich arbeite fleißig, so sehr wie es in Berlin unmöglich wäre, und hoffe im Frühjahr mit einem Commentar zu Humboldt zurückzukehren,[3] der für das Studium Humboldts insofern Epoche machen wird, als von nun ab ein philologisches Verständnis Humboldts teils möglich, teils gegeben sein wird – eine exacte Interpretation im Ganzen und bis auf's Wort. Sollte mir in diesem Winter der Humboldt noch Zeit übrig lassen, so würde ich sie auf eine Ethik verwenden, die ich jedenfalls zunächst in Angriff nehmen werde.

Wenn Sie Dillmann[4] sehen, so bitte ich Sie, ihn herzlich von mir zu grüßen und ihm meinen innigen Dank für seinen ausführlichen Bericht über Hunfalvy[5] abzustatten.

Auch Lepsius bitte ich zu grüßen. Leben Sie recht wohl!

Der Ihrige Steinthal

Meine Frau grüßt und gratulirt Ihnen, Ihrer l[ieben] Frau und allen Ihrigen von ganzem Herzen wie ich.

allein; ohne diese sei die Industrialisierung auch nicht denkbar. Was die Religion angehe, so enthalte die christliche nicht nur ein starkes jüdisches Fundament, sondern die jüdische sei überhaupt als der welthistorische Träger des Monotheismus von unschätzbarem Wert.

[2] Der Arabist Friedrich Heinrich Dieterici (1821–1903), Schüler des Leipziger Orientalisten Heinrich Leberecht Fleischer, lehrte seit 1850 als a.o. Professor an der Berliner Universität. Erst 1901 wurde ihm eine Honorarprofessur verliehen.

[3] „Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt" erschienen, von Steinthal neu herausgegeben, kommentiert und mit einer längeren Einführung unter dem Titel „Der Styl Humboldts", 1884 in Berlin.

[4] Christian Friedrich August Dillmann (1823–1894) gilt als der Neubegründer der äthiopischen Philologie; zunächst als Professor für alttestamentliche Exegese und äthiopische Sprache und Literatur in Kiel (1854) und Gießen (1864), lehrte er seit 1869 – teils in der theologischen Fakultät, teils in der philosophischen – an der Universität Berlin. Zu seinen Hauptwerken zählt die grundlegende „Grammatik der äthiopischen Sprache" (1857; 2. Aufl. 1899), die auch ins Englische übersetzt wurde (1907).

[5] Pál Hunfalvi (1810–1891) war ein ungarischer Sprachforscher und Völkerkundler, der mit seinen Zeitschriften um die Jahrhundertmitte die moderne ungarische Sprachwissenschaft begründete.

[345] Heymann Steinthal an Eduard Zeller[1]

Berlin, den 16. April 1872

Hochgeehrtester Herr College,

Zürnen Sie nicht, wenn ich zu Gunsten eines Andern vor Sie trete. Ich tue diesen Schritt, weil der Betreffende, Herr Prof[essor] Lefmann, es wünscht, obgleich ich nicht weiß, welchen Wert Sie meiner Verwendung beimessen.

Wenn ich sage, daß ich Herrn Lefmann[2] als tüchtigen Charakter und strebsamen Mann der Wissenschaft schätze, so bitte ich, dies in philosophischem Sinne zu nehmen und ohne Hinterhalt zu deuten. Derselbe hat allerdings bisher noch keine umfassendere Arbeit veröffentlicht. Dies rührt, davon bin ich überzeugt, nur daher, daß er den größern Teil seiner Zeit und Kraft seiner Lehrtätigkeit widmet, und daß er mehr in die Tiefe seines Objectes strebt, als die meisten seiner Concurrenten. Wem es wie Johannes Schmidt[3] nur um die Lautformen der Sprache zu tun ist, findet geebnete Wege und kann verhältnismäßig schnell eine ansehnliche Leistung zu Stande bringen; wer wie Lefmann in die Bedeutung, in Sinn und Geist der Sprache dringen will, hat harte Arbeit, für welche er sich überdies die Werkzeuge selbst erst schaffen muß. Das genüge.

Herr Lefmann sagte mir, daß Sie ihm wohlwollend seien. Ich glaube, Sie, um der Wissenschaft willen, bitten zu dürfen, ihm dieses Ihr Wohlwollen zu bewahren und bei der vorliegenden Gelegenheit kräftig zu betätigen.

Wollen Sie, Herr College, (ich darf Sie nun wohl schon im engeren Sinne so nennen) auch mir Ihr Wohlwollen zu schenken.

In vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst
Prof. Steinthal,
In den Zelten 19

[1] Der Philosoph und Theologe Eduard Zeller (1814–1908) lehrte als o. Professor der Philosophie seit 1872 an der Universität Berlin. Zeller besaß damals als Historiker der antiken Philosopie schon ein großes Ansehen.

Der vorliegende Brief Steinthals an Eduard Zeller befindet sich in der Universitätsbibliothek Tübingen (Sigle Md 747/737).

[2] Über den Sanskritforscher Salomo Lefmann (1831–1911) vgl. Brief Nr. 339 und Anm. 2. Steinthal hatte von Lefmann gerade einen größeren Beitrag, nämlich „Zur Geschichte der Sprachwissenschaft der neuern Zeit" für seine Zeitschrift angenommen, der ihm offensichtlich gefallen hat (in: ZfV VII, Berlin 1871, S. 353–379).

[3] Der Indogermanist Johannes Schmidt (1843–1901) lehrte als o. Professor von 1873 bis 1876 an der Universität Graz, anschließend in Berlin. Seine erste größere Arbeit erschien 1872 unter dem Titel: „Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen".

HEYMANN STEINTHAL AN MORITZ LAZARUS

Die folgenden Briefe von Heymann Steinthal an Moritz Lazarus gehören zu einem größeren Konvolut von 68 Briefen, das die lange Zeitspanne von 1849 bis 1898 umfaßt und das sich im Lazarus-Nachlaß der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin (Abt. II, Nr. 343–410) befindet. Aus diesem Konvolut sind die früheren und auch inhaltsreicheren Briefe bereits von Aron (Arnold) Tänzer für eine Publikation ausgewählt und dann 1971 im ersten Band der Lazarus-Steinthal-Korrespondenz veröffentlicht worden (Briefe Nr. 153–194).

Zur Ergänzung werden hier noch einige weitere Briefe bekannt gemacht, deren Stil und Inhalt sehr von der Situation bestimmt sind, in der sie geschrieben wurden: Lazarus verbrachte oft mehrere Wochen zusammenhängend in Leipzig, um dort seinen Besitz zu verwalten. Steinthal war dann gezwungen, Entscheidungen über die gemeinsam mit Lazarus herausgegebene Zeitschrift, über Berufungsfragen in der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und auch über ganz private Ereignisse brieflich herbeizuführen oder zumindest vorzubereiten. Oft handelte es sich dabei um kleine Billette, um knappe Mitteilungen, zu deren Verständnis die Aufhellung der vergangenen Vorgänge notwendig wäre. Das gilt besonders für Brief Nr. 358, der aber auch ohne Aufschlüsselung der erwähnten Persönlichkeiten und Sachverhalte eindeutig bezeugt, daß Steinthal – mehr als Sarah Lazarus – in die Geldnöte seines Schwagers eingeweiht war, deren Vorgeschichte und Hintergründe erstmals in diesem Band dokumentiert werden.[1]

[1] Vgl. Seite 566ff. dieses Bandes.

[346] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Montag, den 12. September 1859

Lieber Lazarus,

Zu Deinem Geburtstage einen Gruß und Kuß aus der Ferne von dem[,] der Dir immer nahe ist.[1] – Zwei sich fast widersprechende Gedanken kommen in demselben Gefühle zusammen, wie schnell vergeht die Zeit, ein Jahr! und wie viel kann dennoch geschehen in dem Jahre! und von dem vielen was geschieht, wie wenig thun wir! – Doch Du sollst heiter sein, und kannst es, nicht bloß heute, sondern für immer. Aber das siehst du wohl, daß meine Stimmung nicht die beste ist. Ich hatte auf der Reise kaum einen Tag, der mir eine erhöhete Spannung des Gemüths gegeben hätte. Nur einmal, als ich über den Hainfall und Saalberg ging an einem schönen Nachmittage war mir wohl. Mir war, als gingest Du neben mir, und so oft ich im Schreiten und Steigen anhielt um auf die Berge und Thäler zu blicken, fragte ich Dich: „ist das nicht schön?" und ich freute mich, als hätte ich alles selbst gemacht und zeigte Dir meine Schöpfung. Doch selbst dieser Tag sollte nicht rein enden. Die Molken[2] beschwerten mich dies Jahr ein wenig, und nach 20 Tagen stellte ich sie gänzlich ein. Ein verabredetes Zusammentreffen mit meinem Bruder[3], der eine Riesenpartie gemacht hat, schlug fehl. Daß nun auch Dein Brief aus Nauheim mich nur mit gemischten Gefühlen erfüllen konnte, das weißt Du von selber. Gearbeitet habe ich, nur nicht streng. Ich habe ernstlich Börne, Menzel der Franzosenfresser gelesen.[4] Bei meiner Stimmung mußte ich die Elendigkeit der besprochenen Zustände und Thatsachen mehr unterdrücken, als der edle Sinn und die Form der Darstellung mich heben konnte. Ferner habe ich Mendelssohn „Über die Empfindungen"[5] und Ästhetisches, endlich Märchen gelesen zu mythologischen Studien, einiges recht Interessantes. Über Potts Präpositionen habe ich einen allgemeinen ersten Artikel gemacht,[6] aber – horribile dictu[7] in dialogi-

[1] Steinthal hatte auf Anraten des Arztes eine Erholungskur in Warmbrunn gemacht; während der jüdischen Feiertage war er zu Hause in Gröbzig.

[2] Nebenerzeugnis bei der Käseherstellung, das oft für Kurzwecke noch nutzbar gemacht wurde.

[3] Hermann Steinthal.

[4] Streitschrift Ludwig Börnes gegen den Publizisten Wolfgang Menzel, den man wegen der Hetzartikel gegen das „Junge Deutschland" für den Denunzianten und Urheber des scharfen Edikts vom 10. Dezember 1835 hielt. Börnes Schrift erschien 1837 in Paris.

[5] Moses Mendelssohns Briefe „Über die Empfindungen" waren 1755 bei Christian Friedrich Voß in Berlin erschienen.

[6] Der Sprachwissenschaftler August Friedrich Pott (1802–1887) hatte zunächst als Privatdozent an der Universität Berlin gelehrt, bis er 1838 als o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an die Universität Halle berufen wurde. Steinthal hatte sich wiederholt mit seinen Arbeiten auseinandergesetzt. Seine Rezension zu Potts hier genannter Publika-

scher Form, und quod est horribilius[8] – Sokrates ist der Hauptredner. Doch soll es von Dir abhängen, ob das Ding so bleiben oder umgearbeitet werden soll. Ich hoffe nach meinem Wiedereintreffen in Warmbrunn und den ט"ו[9] noch zu arbeiten. Näheres in Leipzig, wohin ich Freitag oder Sonnabend 22.–23. d[ieses] M[onats] zu kommen gedenke. Dorthin bringe ich Dir auch ein Geschenk, das Du aber nicht errathen wirst.

Adieu! Dein Bruder
Chajim

Beifolgenden Brief an meinen Bruder lasse ich offen, lies ihn, und besorge ihn dann.

Liebe Fr[au] Doctor, Ich hoffe, daß Sie Sich von der Erkältung erholt, überhaupt aber gestärkt haben mögen! Die Schweiz wird doch das ihrige gethan haben. – Besten Gruß und Gratulation zu Rosch haschono![10] Freundliche Grüße an die Mädchen.

tion („Etymologische Forschungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen", Teil: Präpositionen, Lemgo 1859) erschien unter dem Titel „Über den Idealismus in der Sprachwissenschaft", in: ZfV I (1860), S. 294–328. – Vgl. auch Bd. I, S. 255, Anm. 14, und S. 260.

[7] Horribile dictu (lat.), furchtbar zu sagen.

[8] Quod est horribilius (lat.), was [noch] schrecklicher ist.

[9] Kaum lesbar; wahrscheinlich hebräische Abkürzung für "Jamim towim", Feiertage.

[10] Rosch ha-schanah (hebr.; bei Steinthal in der aschkenasischen Aussprache), das jüdische Neujahrsfest.

[347] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, den 30. Januar 1861

Lieber Lazarus,

von unserm Hefte kann ich Dir heute noch nichts bestimmtes schreiben. Ich habe an mehreren Orten angefragt, bin aber noch ohne Antwort. Gerland[1] verspricht, „in einigen Monaten" eine Arbeit über die Ioruba-Sprache.[2] Mit meinem Simson bin ich auch noch nicht fertig.[3] Ich hoffe

[1] Georg C. Gerland (1833–1919) war sehr vielseitig: Er publizierte zu Themen der Ethnologie, Sprachwissenschaft, Anthropologie, Geographie und Geophysik. Für Steinthal hat er nur das zweibändige Werk des Anthropologen Theodor Waitz, Anthropologie der Naturvölker, besprochen, in: ZfV I (1860), S. 387–412, und in ZfV II (1862), S. 63–83.

[2] Joruba: Sudannegerstamm in Nigeria und dessen Sprache.

[3] Steinthals Abhandlung über die „Die Sage von Simson" erschien in: ZfV II (1862), S. 129–178.

zwar, wenn ich erst drangehe, bald fertig zu sein; aber das ist eben das Infame, daß ich nicht drangehe. Wenn du mir bis zum 1. oder allenfalls 8. März Deinen Vortrag[4] senden könntest, wär es schön; indessen nicht über Dein Jechaules[5]; also je nachdem Du Dich fühlst; und gibt das Wetter Tage der Auferstehung oder Wiedererweckung, so laß sie nicht ungenossen.

Ich habe vom Ministerium 100 Thlr. bekommen.

Gabelentz hat mir umgehend gedankt, sein Interesse ausgesprochen und mir als Gegengeschenk seine Abhandlung über das Passivum geschickt, von der ich doch eine Anzeige schreiben muß.[6] Pott wird für Ulrici-Fichte eine Recension meiner Charakteristiken ausarbeiten, aber erst im Sommer.[7] – Was sagst Du zu Diltheys Umkehr der Wissenschaft?[8]

Adieu! Dein Bruder Chajim

Besten Gruß, liebe Schwester. Ich hoffe, daß Friedländer Sonnabend bei Ihnen ist, und so ist in meinen Gedanken eine Combination fertig, der ich unter einer guten Constellation (zu deutsch: masol tow[9]) Wirklichkeit wünsche.

Noch Eins: hundert blanke Thaler um 1860! Das blitzert und blinkert man so!

Ihr Bruder Chajim

Von Ihrem Bruder aus London habe ich pünktlich freudige Antwort erhalten.

Meine Geschwister grüßen herzlich; sie waren durch Euren Brief sehr erfreut.

[4] Steinthal fragt hier nach dem Vortrag, den Lazarus am 11. Januar 1861 im Großratssal zu Bern gehalten hatte. Er erschien als selbständige Publikation unter dem Titel „Über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit" (Berlin 1862) und in: ZfV II (1862), S. 393–453.

[5] Jechaules (jidd.; hebr.: jecholeth), Möglichkeit; Macht, Kraft.

[6] Hans Conon von der Gabelentz, Über das Passivum. Eine sprachlich vergleichende Abhandlung. Abhandlung der Kgl. Sächsischen Akademie der Wissenschaften, Bd. VIII, Leipzig 1860, S. 451–546. Steinthals Rezension erschien in: ZfV II (1862), S. 244–254.

[7] Eine Rezension über Steinthals Werk „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" (Berlin 1860) erschien im 43. Band der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (S. 102ff.), allerdings nicht von August Friedrich Pott.

[8] Dilthey hatte auch Lazarus in einem ausführlichen Brief mitgeteilt, daß er die theologische Fakultät gegen die philosophische eintauschen und sich der Geistesgeschichte zuwenden wolle. Vgl. dazu Lazarus' Anwort vom 31. Januar 1861, Nr. 478 dieses Bandes.

[9] Masal tow (hebr., hier in der aschkenasischen Aussprache), gut Glück!

[348] Heymann Steinthal an Sara[h] Lazarus

Berlin, den 10. August 1864

Liebe Schwester,

Die letzten Tage entsprachen völlig unsern Hoffnungen. Unser kleiner Trunkenbold, König von Thule,[1] zecht prächtig in seinem Weißwein. Wir denken nicht an eine Amme und freuen uns sehr darüber. Ein gut Stück Ältern-Freude geht mit der Amme verloren. Zuzusehen, wie das kleine Wesen das ganze Mäulchen mit der Brustspitze füllt, wie es die Brust sucht mit dem weit offenen Mäulchen, wie es mit Behagen saugt und schluckt und dabei die Augen auf die Mutter heftet: Das geht doch bei der Amme nicht. Gestern ging ich mit dem Jungen schon ins Freie, blieb wohl eine halbe Stunde mit ihm draußen. Ich wollte ihm den Himmel und die Bäume zeigen. Aber so wie er herauskam, schloß er das Auge und öffnete es nicht, solange wir draußen waren. Torfeld [?][2] ist sehr erfreut über ihn und erstaunt. Gestern überzeugte er sich durch absichtliches Hin[-] und Hergehen, wie ihn der Kleine mit den Augen nach rechts und nach links verfolgte, wie es kaum Kinder von 6 Wochen thun. Heute ist leider schrecklicher Sturm und wir müssen ihn in der Stube halten. Wenn es nur bei Euch schöner ist! Daß der Junge nicht frei ist von Bauchkneipen, versteht sich von selbst; aber es geht an, und in sein Trinken kommt immer größere Regelmäßigkeit. Namentlich war er in den letzten Nächten zur Zufriedenheit. Wir hoffen, ihn bald so weit zu haben, daß er nur alle drei Stunden angelegt wird. Hieraus ergibt sich auch, daß es mit Jeannette immer besser geht. Gestern war sie zum ersten Male vorgekommen. Jetzt wird sie mit guten Suppen und Hühnern gepflegt, und sie trinkt Porter-Bier mit Selterwasser und Zucker.

Nun denken wir schon an Eure Ankunft. Jeannette bedauert, daß Du es hier nicht so finden wirst, wie Du gewohnt bist. Es muß alles gründlich rein gemacht werden; aber sie wird sich darum nicht kümmern dürfen; sie darf sich durchaus nicht dem beim Reinmachen unvermeidlichen Zuge aussetzen. Vielleicht schickst Du uns Ester[3] ein paar Tage voraus, damit sie die Arbeiten überwacht und in alt geübter Kraft und Geschicklichkeit leitet. Es wird nun freilich von deinem Arm und Deinem Befinden überhaupt abhängen, ob Du Ester entbehren kannst. Aber wenn es auch nur drei Tage wären! Schließlich würdest Du doch wohl, wie Du es hier auch finden magst, mit dem guten Willen fürlieb nehmen, sehen was nicht da ist, und nicht sehen was da ist, wie Liebe sieht.

[1] Steinthals erstes Kind, David.
[2] Wahrscheinlich der Hausarzt der Familie.
[3] Lazarus' Schwester Ernestine, die den hebräischen Namen Esther führte.

Soeben haben wir eine Kinderfrau gemiethet, die vortreffliche Zeugnisse hat, auch persönlich einen guten Eindruck auf uns gemacht hat. Es ist ihr gesagt, daß sie in der Wirthschaft mit zu helfen hat. Sie ist monatsweise gemiethet.

Für meine Mutter mußten wir natürlich ein Bett miethen von Thierichens. Das ist vom 1. Aug[ust] bis zum 1. Sept[ember] gemiethet. Das könnten wir nun wohl gleich behalten und noch eins dazu miethen. Wir brauchen aber vielleicht noch ein drittes Bett für Ester. Oder könnte die auf dem rothen Sopha liegen? Das grüne Schlafsopha haben wir der Kinderfrau zugedacht. Unsre jetzige Kinderfrau besitzt eine Bettstelle, gut und sauber, die sie uns für den Winter vermiethen könnte; zu welchem Preise, ist noch nicht besprochen. Natürlich müßte das Bett billiger zu stehen kommen. Die Frau stellt keine Forderung. Sollen wir die weiße und auch die blaue Stube bohnern lassen? und *wo wohnt unser Bohner Müller?* Die hinterste Stube, die wir zur Kinderstube nehmen wollen, lassen wir nicht bohnern, da es doch nicht lange vorhalten könnte.

Die Mutter hat keine Ruhe mehr hier und will Freitag nach Filehne zurück zum Vater. Meine Mutter wird Sonntag oder Montag abreisen. Beide grüßen herzlich.

Die Oppenheimer und die Jauch[4] haben unsre Anzeige theilnehmend beantwortet, was besonders seitens letzterer Anerkennung verdient, da wir ihr nicht direct Mittheilung gemacht hatten, sondern nur die O[ppenheimer] gebeten, ihr Nachricht zu geben.

Jeannette habe ich deinen Bericht über den Rigi vorgelesen; sie hat ihn sehr theilnehmend angehört. Wir hatten schon vorher darüber gesprochen, wie oft Du dort an sie erinnert werden würdest.

Über Bern und Zürich bald mündlich. Bleibt nicht so lange in Ems. Den Ersatz für die Feste, die Du versäumt hast, soll Dir zunächst der Kleine verschaffen, den wir so erziehen müssen, daß er Dir sieben Söhne vertritt. Er läßt sich gut an; Gott segne ihn ferner. Schließlich noch Dir, lieber Lazarus, für Deine Worte besten Dank. Möge alles werden, wie Du erhoffst. Lebt wohl!

Euer Bruder
Steinthal

Ester besten Gruß!

[Am Briefrand:]

Die Gräfin[5] schickt täglich, sich nach Jeannettens Befinden erkundigend.

[4] Bertha Oppenheimer und Augusta Jauch gehörten zum Freundeskreis von Lazarus und waren miteinander befreundet. Vgl. auch Bd. I, S. 92f. und S. 95f.

[5] Wahrscheinlich Luise Gräfin von Voß. Vgl. Brief Nr. 350.

JEANNETTE STEINTHAL AN SARA[H] LAZARUS

Mein geliebtes Kindchen![6] Der gute strenge Onkel will mir noch nicht zu schreiben gestatten; daher für heute wieder nur einen herzinnigen Gruß und Kuß von

Ihrer Sie zärtlich liebenden Schwester
Jeannette

Dem geliebten Bruder und
Großmuttern herzliche Grüße.

[6] Sarah Lazarus wurde sowohl von Moritz Lazarus (der fünf Jahre jünger war) als auch von der Familie häufig „Kindchen" genannt.

[349] HEYMANN STEINTHAL AN MORITZ LAZARUS

Berlin, den 16. Februar 1865

Lieber Lazarus,

Ich habe die letzte Sendung Deines Vortrags[1] gestern Abend in einem Zuge und mit großer Befriedigung gelesen. Den vorangehenden mittlern Theil kenne ich noch nicht; doch meinte ich, ihn aus mündlichen Mittheilungen von Dir genügend ersetzen zu können. Ich wüßte nichts, was hinzuzufügen wäre, wenn Du nicht das, was Du hier und da als Aufgabe hinstelltest, auch gleich lösen wolltest. Notirt habe ich mir nur zwei Stellen. Zu dem was Du über die Schöpfung der Institutionen sagst, daß sie nämlich von Individuen ausgehend, doch von der Fähigkeit der Masse, ihr zu dienen, bedingt wird, dazu bietet der Leitartikel der beifolgenden Nr. der Volkszeitung ein großartiges Beispiel. Und ferner fiel mir ein, daß du von den objectiven und subjectiven Wesen aller Institutionen so sprichst, wie es sich an der Sprache am deutlichsten zeigt. An dieser hat es auch Humboldt erkannt; aber er meinte, diese Doppelheit des Wesens sei ihr so eigenthümlich, während von ihr das Leben jeder Institution abhängt. Welche Kapitel in Lotze hast Du denn gelesen? Ich wüßte keins, in dem ich Ähnliches suchen sollte, als Du gibst. Ich sehe nicht, wie man darüber reden könne, inwiefern Du „neben und vor ihm bestehst"; sondern er hat da noch gar nicht Fuß gefaßt, wo Du gehst. Ich habe etwa

[1] Es handelt sich um die Rektoratsrede, die Lazarus am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern gehalten hat. Sie erschien unter dem Titel „Über die Ideen der Geschichte" 1865 sowohl als selbständige Publikation als auch in der ZfV, Bd. III (1865), S. 385–486.

20 Seiten über Lotze geschrieben für unsre Zeitschrift.[2] Darin charakterisire ich die Tendenz des Mikrokosmos und gehe kritisch nur auf einen Punkt ein, nämlich den Reiz, den der Mechanismus der Vorstellungen auf die Seele üben solle, um sie zu höheren Leistungen eines höhern Bewußtseins zu veranlassen. Mir ist als wäre meine Widerlegung dieser Hypothese treffend. Auf seine Ansicht über Geschichte muß ich nun erst kommen. Ob jetzt, oder im nächsten Hefte in meinem zweiten Artikel, wird sich erst herausstellen, wenn ich morgen gehört haben werde, wie viel für das gegenwärtige Heft noch zu leisten ist. Eine Kritik einer Schleicher'schen Arbeit muß ich geben, schon weil dies das einzig Sprachliche sein wird.[3] Ich gerathe aber diesmal in eine etwas wunderliche Stellung zu Schleicher. Er hat meinen Grundsatz, daß Sprachen ohne echte Declination und Conjugation die Kategorie von Nomen und Verbum überhaupt gar nicht kennen, adoptirt. Das ist so auffallend, daß Pott[4] mir neulich sagte: „Na Schleicher hat sich ja Ihnen genähert." Schleicher aber thut gar nicht so, sondern als wäre er der erste, der so etwas behauptet. Das will ich ihm schenken. Das Schlimme aber ist, daß Schleicher aus meinem Satz eine Caricatur gemacht hat, sodaß mir in Wahrheit mein Gegner Pott näher steht als dieser neue Freund Schleicher. Kurz trotz scheinbarer Annäherung muß ich ihn jetzt gerade noch eben so sehr bekämpfen, als jemals. Schleicher ist allerdings in Widerspruch mit seinen frühern Ansichten gerathen; aber davon scheint er gar nichts zu wissen. Nun muß ich erst diesen Widerspruch aufdecken und dann zeigen, wie haltlos und inhaltsleer seine neueste Schwenkung ist. Und dabei quäle ich mich im Ausdruck[,] scharf und doch nicht bitter zu sein. Den Gedanken, daß Schl[eicher] ein Plagiat an mir begangen habe, möchte ich im Leser nicht aufkommen lassen; wenigstens soll der Leser nicht meinen, ich machte Schl[eicher] diesen Vorwurf.

Also Dein Vortrag ist schon in die Druckerei gewandert.[5] Ich bekomme gar keine Correctur. Ascherson[6] besorgt die erste, Du selbst die zweite, also habe ich nichts mehr zu thun. Ich freue mich, Deinen Vortrag

[2] Über Rudolf Hermann Lotzes „Mikrokosmos" (3 Bde., 1856–1864) veröffentlichte Steinthal eine umfangreiche Besprechung in zwei Teilen: I. „Niederer und höherer Verlauf der Vorstellungen", in: ZfV IV (1866), S. 115–132, und: II. „Die Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechts", in ZfV IV (1866), S. 211–225.

[3] Es handelt sich um die Schrift von August Schleicher, die er unter dem Titel „Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form" in den Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1865, S. 501–586, veröffentlicht hatte. Steinthals Rezension erschien in: ZfV III (1865), S. 497–506.

[4] Vgl. Anm. 6 des vorigen Briefes.

[5] Vgl. Anm. 1 dieses Briefes.

[6] F. Ascherson war der hilfsbereite und philologisch genaue Bibliothekar der Berliner Universitätsbibliothek, Bruder des berühmten Botanikers Paul Ascherson.

nächstens als Ganzes genießen zu können. Ich bin doch neugierig, was die Leute zu Deiner Ansicht von der objectiven Existenz der sittlichen Ideen sagen werden. Daß sie zunächst ein wenig verdutzt sein werden, mag hingehen; ich meine nur, ob sie sich erholen werden. Du hast diesen Punkt durch den Hinweis auf die Zusammenhänge mit andern ganz analoger Art schön beleuchtet.

Gute Nacht!

Dein Bruder
Steinthal

[350] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, den 11. December 1865
Montag

Lieber Lazarus, In Eile einige Nachrichten.

Morgen werden es 8 Tage, daß die alte Gräfin Voß[1] hier ankam. Schon Donnerstag wurde sie krank, gestern Abend ist sie verschieden. Hübner Trams [?][2], dem ich heute Vormittag begegnete, läßt Dir sagen, daß in Euren geschäftlichen Verbindungen keine Änderung eintrete. Die Radowitz[3] wird das hiesige Haus bekommen. Sie ist noch gestern hier eingetroffen, hat aber ihre Mutter nur bewußtlos gefunden. Auch die junge Gräfinn Voß war am Sterbelager den ganzen gestrigen Tag. Sie war mit der Schwiegermutter zusammen hergereist.

Die Quittung der Lebensversicherung wurde mir vorigen Donnerstag Abend vorgelegt. Willst Du Moritz Heymann[4] die Zahlung anweisen? Ein Herr Heymann wünscht das große Local Parterre in der Reichsstraße[5] zu miethen. Ein Leipziger Makler hat in Kenntniß gegeben, daß dasselbe zu haben. Ich habe ihm gerathen, sich an Dich zu wenden und habe ihm Deine Adresse gegeben.

[1] Es handelt sich hier um Luise Gräfin von Voß, geb. von Berg. Sie war am 28. November 1780 geboren, hatte am 14. Oktober 1800 den Kgl. preußischen Kammerherrn, Gesandten und Oberschenk August Ernst Graf von Voß (1779–1832) geheiratet. Sie lebte seit 1832 verwitwet, teils auf ihren Gütern in Norddeutschland, teils in Berlin.

[2] Nicht zu identifizieren.

[3] Marie Luise von Radowitz, geb. Gräfin von Voß (1807–1889), seit 1828 verheiratet mit dem General und Politiker Joseph Maria von Radowitz.

[4] Moritz Heymann ist nicht eindeutig zu identifizieren. Wahrscheinlich ein Berliner Bankier.

[5] Wahrscheinlich Reichsstraße 19 (ab 1885: Nr. 28), laut Auskunft des Leipziger Stadtarchivs Besitz der Schwestern L. und A. Lebenheim (nachgewiesen 1862–1880).

Herzlichen Gruß, liebe Schwester, und besten Dank für Deine zwei Briefe von voriger Woche!

Gott befohlen allesamt! Euer Bruder
Steinthal
Hast Du nichts von Deinem Bruder aus
England gehört?[6] Wie ist seine Adresse? Verte!

[Rückseite]

JEANNETTE STEINTHAL AN SARA[H] LAZARUS

Mein geliebtes Kindchen!

Ich will für heute nur einen Gruß mit beifügen. Es hat mich der schnelle Tod der alten Frau recht geschmerzt, sie ist gerade nur nach Berlin gekommen um hier zu sterben. Dienstag Abend ist sie erst hier angekommen, man glaubt[,] sie habe sich auf der Reise erkältet. Soviel ich von den Dienstleuten erfahren, wird die Leiche nach ihren Gütern gebracht. Leben Sie wohl geliebtes Kindchen, Donnerstag mehr. Hoffentlich sind Sie von Ihrer dicken Wange befreit. Bitte grüßen Sie den theuren Bruder, Ernestinchen herzlich, und seien Sie geliebtes Kindchen umarmt von Ihrer Sie innig liebenden Schwester

Jeannette

[6] Der Bruder von Sarah Lazarus, geb. Lebenheim: C. [?] Lebenheim, der in London als Kunsthändler lebte.

[351] HEYMANN STEINTHAL AN SARA[H] UND MORITZ LAZARUS

Tegernsee, den 13. September 1873

Liebe Geschwister,

Seitdem ich Euch verlassen, sind etwa 14 Tage verflossen, die ich meist hier verlebt habe. Franzensbad kennt Ihr, und die hiesige Schönheit – ich weiß nicht, ob Ihr die Vorgebirge der Alpen beachtet habt. Denn bloße Vorgebirge sind es, und die haben allerdings ihren eigenthümlichen Reiz. Aber ihr wart ja im Salzkammergut. Gewöhnlich verspricht man sich im Hochgebirge ganz andre Dinge und ist begierig danach und bleibt ungern in der Vorhalle. Ich wäre ja auch weiter, wenn nicht gerade mit meiner Ankunft hier das Wetter sich gräulich gestaltet hätte . . . Seit gestern ist

es nun besser geworden, und es scheint so zu bleiben; und da es anfängt mir langweilig zu werden, so will ich bald fort von hier, und zwar direct nach Innsbruck. In Kreuth, 2½ Stunden von hier, ist es den 15. aus, oder schon jetzt aus; es gibt dort keinen Rothwein mehr, nur noch Weißwein. Am Achensee ist es kalt. Also werde ich mir Innsbruck vor der Philologen-Versammlung ansehen. Es soll mehrere sehenswerthe Merkwürdigkeiten und schöne Umgegend haben.

Das Leben hier ist nach bayrischem Maßstabe gut; Ihr würdet es ungenießbar finden. Dabei keineswegs billig. Ob ich es nicht verstehe? Der Eine meint ja, der Andere meint nein. Nun, da man nicht einig ist, werde ich es mittelmäßig treiben, nicht so gut wie es möglich wäre, und nicht so schlecht wie es sein kann. Ehrlich gestanden, ich nehme es mir nicht sehr zu Herzen; und wenn ich es nicht habe, so ist es hier schlimm genug.

Die Gesellschaft hier ist wahrscheinlich nicht übel, aber fraglich, ob für mich passend. Es sind meist Kneip-Genies; und wer nicht mitkneipt, der hat nichts. Wozu bin ich dann aber hierher gekommen, wenn nicht um im Freien zu sein? Soll ich mich um ein gut Glas Bier und Unterhaltung in einer [sic!] dumpfigen Bauern-Stube setzen? Und dann machen sie die Ausflüge in das Gebirge; die kann ich wieder nicht mitmachen. Die Spazirgänge, die ich hier mache[,] sind wirklich sehr schön, und, obwohl meist allein, genügen mir so sehr, daß ich es ausgezeichnet hier finde. Ich gehe aber weniger, als in andern Jahren. Meist genügt mir eine schattige Bank auf duftiger Wiese, der See vor mir. Dabei lese ich, oder auch nicht.

Meine Stimmung endlich ist so, daß ich entweder allein oder unter Kindern bin. Und was ich denke, wenn ich allein bin, oder wenn mich Kinder umspielen, das wißt Ihr.[1] Viel wird nicht gearbeitet. Ich lese Anthropologisches.

Nun, lieber Lazarus, Dein Geburtstag . . .[2]

Lebt recht wohl! Euer Bruder
St.

[1] Steinthal hatte am 15. März 1873 sein zweites Kind, die Tochter Agathe, verloren.

[2] Steinthal läßt die Wünsche zu Lazarus' Geburtstag am 15. September unausgesprochen.

[352] Heymann Steinthal an Sara[h] Lazarus

Bad Reinerz, Villa Drescher, den 10. August 1876

Liebes Sarchen,

Deinen Brief vom 6. (Leipzig 7.) d[ieses] M[onats] haben wir vorgestern Nachmittag erhalten. Schön, daß alles so ist, wie Du es brauchtest, und möge es so bleiben, bis wir auch dabei sein können, und mag dann noch hinzukommen wer nicht stört.

Vorgestern hatte uns Baron überrascht.[1] Er kam von Landeck, wohin er eine Schwägerin begleitet hatte. Er wollte nach der österreichischen Seite des Riesengebirges, und da machte er den kleinen Umweg über hier, um seinen guten Collegen Steinthal und dessen Frau und Kind aufzusuchen. Er fuhr noch Dienstag Nacht mit der Post weiter und will tief in Östreich hinein bis fast nach Triest, teilweise zu Fuß und vegetarische Freunde besuchend.

Gestern waren wir in Wallisfurt bei Falkenhausens.[2] Es sind gütige alte Leute, er und sie, und auch die Tochter ist ein gutes Mädchen. Sie haben dort einen schönen her[r]schaftlichen Sitz, wo alles, Haus und Stall und Garten, so recht rechowodig[3] ist. Namentlich hat mir der Baron gefallen, mit dem ich von den Volksschulen sprach. Er fing davon an, denn er ist in Conflict mit der Regierung. Dann kam Besuch und es ward viel von Landwirtschaft gesprochen, woran ich mich ebenfalls beteiligte. Auch viel Opposition gegen die neuste Gesetzgebung ward gemacht. Es herrscht viel Unzufriedenheit. Ein Gewitter hielt uns länger dort auf, als wir ursprünglich in Absicht hatten; wir kamen erst nach 9 Uhr zu Hause an. Irene schlief auf dem Rückwege auf Mutters Schoß in das Plaid gehüllt recht sanft.

Hier finde ich es recht angenehm. Von landschaftlicher Schönheit kann für jemanden, der doch nun schon so viel gesehn hat wie ich, nicht viel die Rede sein; aber die Formen der Hügel (Berge kann man doch nicht sagen) sind mannigfach, viel von Wald bewachsen, durch welche schöne schattige Wege führen. Die Luft aber hat hier in der Tat eine Frische und Erquicklichkeit, wie ich mich kaum erinnre anderwärts gefunden zu

[1] Es handelt sich hier wahrscheinlich um den Juristen Julius Baron (1834–1898), der seit 1869 als a. o. Professor der Rechte an der Universität Berlin lehrte. 1880 erhielt er ein Ordinariat an der Universität Greifswald. Baron veröffentlichte mehrere Arbeiten zu Themen des römischen und preußischen Rechts. Große Resonanz hatte sein Werk über die „Pandekten" (1. Aufl. Leipzig 1871; 9. Auflage 1896).

[2] Steinthals hatten die Besitzung des Freiherrn von Falkenhausen in Wallisfurt besucht. Andreas *Friedrich* Gustav Freiherr von Falkenhausen (1802–1881) war verheiratet mit *Elisabeth* Dorothea von Falkenhausen (1817–1890). Die genannte Tochter war Elisabeth Freiin von Schuler von Senden (geb. 1853).

[3] Gebildet nach dem hebr. Wort „rachaw": weiträumig.

haben; namentlich ist der Wiesenduft höchst angenehm. Ich trinke des Morgens, um nicht nüchtern umher zu laufen einen Becher Molken, der ja nichts kostet, und Nachmittags auch wohl einen Becher Milch, da sie einmal da ist und nichts schadet; auch schmecken beide sehr gut. Übrigens laufe ich viel und hoffe meine Hämorrhoiden zu curiren. Namentlich gehe ich Vormittags, während Jeannette ruht, zwischen 10–12½ Uhr, also doch in der heißesten Zeit, immer ein bischen bergauf bergab. Aber noch bin ich hier niemals in Schweiß geraten; die Luft hat etwas Kühlendes und Stärkendes, so daß ich keine Anstrengung fühle.

Jeannette scheint doch mit Erfolg hier gewesen zu sein, sodaß man wohl hoffen kann, daß sie mit der Schönefelder Ruhe ein gut Stück Gesundheit erkauft haben wird.

Ich arbeite hier nicht und lese bloß Carlyle's Geschichte des alten Fritze.[4] Der Mann schreibt wunderbar, nicht wie ein Historiker, sondern wie ein englischer Romanschreiber.

Lebe recht wohl, grüße Lazarus. Ich wünsche ihm glückliche Arbeit. Auch Ernestinchen, und Fräulein Jauch, wenn Ihr sie seht, bitte ich zu grüßen.

Dein Bruder
C

[4] Thomas Carlyle, Geschichte Friedrichs II. von Preußen, genannt Friedrich der Große. Deutsch von J. Neuberg, fortgesetzt von Friedrich Althaus, 6 Bde., Berlin 1858–1869. Eine dreibändige Volksausgabe war 1863 erschienen.

[353] Heymann von Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, W., Blumeshof 8, den 25. April 1884

Lieber Lazarus,

auf der Tagesordnung zur Satzung des DIGB[1], [den] 27. d[ieses] M[onats], steht: „Förderung eines Werks über jüdische Ethik." Als ich nun heute Vormittag zufällig bei Kristeller war, sagte er mir, daß es sich bei dem angegebenen Punkte um die von *Dir* übernommene jüd[ische] Ethik handle. Einige hiesige reiche Männer, wie Liebermann, Herz

[1] Der Deutsch-Israelitische Gemeindebund (Abk.: D.I.G.B.) war ein erster freiwilliger Zusammenschluß von jüdischen Gemeinden in Deutschland zur Förderung gemeinsamer Verwaltungs-, Erziehungs- und „Wohltätigkeits"-Aufgaben. 1872 konstituiert, hatte er seinen ersten Sitz in Leipzig. Als der D.I.G.B. aufgrund des sächsischen Vereinsgesetzes 1882 aus Leipzig ausgewiesen wurde, siedelte er nach Berlin über. Sein dritter Präsident wurde der Berliner Arzt Samuel Kristeller (1882–1896). Lazarus und Steinthal gehörten zu den engagierten Mitarbeitern des D.I.G.B.

u.s.w.,[2] hätten ihm ein gedrucktes Circular zugesan[d]t, worin sie auch ihn als Privatmann auffordern. Er als Vorsitzender des Gem[einde]b[unde]s fühle sich aber durch die Statuten des Bandes berechtigt und verpflichtet, das Unternehmen zu unterstützen.

Ich muß gestehen, daß ich vor Erstaunen schwieg, und als er mich fragte, ob ich seinen Antrag nicht billigte, ihm sagte, daß ich allerdings *principiell* der Ansicht wäre, daß der DIGB ein solches Werk in jeder Weise zu fördern hätte, daß aber in dem vorliegenden Falle ich nicht wüßte, ob das Geld nicht von drei oder vier *reichen* Männern geschafft werden müßte, und daß der D.I.G.B., wie er jetzt dasteht, bloß arme Gemeinden zu unterstützen habe und arme Lehrer und Schriftsteller, wozu unsre Casse doch nur knapp ausreiche. Ich sagte, glaube ich, zu Kristeller: ich wollte mich erst ausärgern und dann die Sache überlegen.[3]

Jedenfalls bitte ich Dich nun, mich für Sonntag zu instruiren. Es scheint, daß der jüdische Baron-Banquier, dessen Tochter keine Diakonisse wird, auch kein Geld für eine jüdische Ethik hat.[4] Aber wie dem auch sei, ich möchte wissen, was Du wünschest.

Dein Bruder
C.

[2] Gemeint sind wohl der Kaufmann Wilhelm Herz (1823–1914), der spätere Präsident der Berliner Kaufmannschaft bzw. Handelskammer, und der Berliner Textilindustrielle Benjamin Liebermann (1812–1901), der auch 31 Jahre als Präsident der „Gesellschaft der Freunde" fungierte.

[3] Lazarus vertrat die gleiche Auffassung wie Steinthal und teilte diese Kristeller in einem Brief vom 25. April 1884 mit. Vgl. dazu Bd. I, S. 166, Brief Nr. 95. Über die Vorbereitungen zur Erstellung einer jüdischen Ethik vgl. auch die Einleitung zu Bd. I, S. LXXIII ff. und die Briefe Nr. 107 ff.

[4] Wohl eine Anspielung auf den geadelten Gerson Bleichröder, Berater Bismarcks und Hofbankier Kaiser Wilhelms I., und dessen einzige Tochter Else, um deren Verheiratung man etwas besorgt war. Sie heiratete schließlich 1887 den Baron Bernhard von Üchtritz und Steinkirch, der eine Mitgift von 2,5 Millionen Mark einstrich.

[354] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, den 28. März 1886

Lieber Lazarus,

gleichzeitig mit diesen Zeilen lege ich Ritter's Friedländer für Dich auf die Post.[1]

[1] Gemeint ist der zweite Band der „Geschichte der jüdischen Reformation" von Rabbiner Immanuel Heinrich Ritter: „David Friedländer. Sein Leben und sein Wirken im Zusammenhange mit den gleichzeitigen Culturverhältnissen und Reformbestrebungen im Judenthum", Berlin 1861.

Nun über die Zeitschrift.[2] Ich war vorgestern bei Goßmann. Zuerst sprach ich den Commis. Er sagte mir, daß seit dem 14. B[an]de die Abonnenten-Zahl von 284 auf 260 herabgegangen. Eine Liste derselben werde dem neuen Verleger gegeben werden: so sei es üblich. Die Dümmlersche Handlung sei so verschuldet, wie er erst jetzt erfahre, daß Goßmann sie nicht behalten könne, und sie verkauft werden müßte. Darauf kam Goßmann und sagte mir, daß er wegen des Verkaufs mit einem Herrn Hauff verhandle, der in Marburg bei Cohen studiert habe; wir möchten bis zum Abschluß warten, der in 4 Wochen fertig werden müsse, und jenem Herrn die Zeitschr[ift] überlassen.

Darauf ging ich zu Herz. Ich erzählte ihm von der Ethik, dann fragte ich ihn, was wir mit der Zeitschr[ift] anfangen sollten. Da sagte er, ohne daß ich ihm mitgeteilt hätte, was Goßmann gesagt hatte, daß es für die Zeitschr[ift] das beste sei, an demselben Orte zu bleiben, und daß G[oßmann] an Hauff verkaufen werde. Das stimmte also genau mit G[oßmann überein]. Die Gläubiger, denke ich, werde ich zum Verkauf drängen. Also meine ich, daß wir warten.

Lebe recht wohl! Dein Bruder
C

Mein Zunz-Artikel ist gestern erschienen.[3]

[2] Auch die Zukunft der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" stand zur Diskussion, als der einstige Partner von Julius Harrwitz (1819–1875) und nunmehr betagte Leiter des Verlages Ferdinand Dümmler, Julius Goßmann, die Leitung des Verlages niederlegte, die Erben Harrwitz jedoch die Leitung nicht übernehmen wollten, sondern auf Auszahlung ihrer Anteile drängten. Diese Anteile waren beträchtlich höher als die Teilhaberschaft des langjährigen Partners. Um die Ansprüche zu befriedigen, mußte Goßmann einen großen Kredit aufnehmen, der den Verlag sehr belastete. Er gab daher den Kreditgebern die Vollmacht, den Verlag zu verkaufen. Die neuen Inhaber, Rudolf Mayer und Eduard Müller, die den Verlag am 30. September 1886 kauften, betrachteten das Unternehmen nur als Spekulationsobjekt. Sie gaben das Verlagsrecht für einige Titel an C. Bertelsmann in Gütersloh ab und verkauften Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung schon am 26. Oktober 1886 an Hugo Bernstein, den jungen Inhaber des erfolgreichen Gustav Hempel Verlages, und dessen Partner David Frank. Am 31. Mai 1887 erfolgte die Fusion des Gustav Hempel Verlages mit Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung; die ältere Firma gab dem Gesamtunternehmen den Namen. David Frank ging zwei Jahre später wieder nach Leipzig zurück, und Hugo Bernstein zeichnete seit dem 25. November 1888 als Alleininhaber. Bis zu seinem frühen Tod 1903 öffnete er den Verlag technischen bzw. naturwissenschaftlichen Neuerungen und den Publikationen sozialer Reformbewegungen, wie der Frauenbewegung, der Ethischen Gesellschaft und der Schulreform. Steinthal, der einst mit Harrwitz befreundet war und als Herausgeber der Zeitschrift einen engen Kontakt zu Dümmlers Verlagsbuchhandlung hatte, war 1886 um die Entwicklung des Unternehmens sehr besorgt; vgl. dazu auch die Briefe Nr. 152 und 154.

[3] Anläßlich des Todes von Leopold Zunz, des Begründers der Wissenschaft des Judentums, hatte Steinthal einen Nachruf geschrieben, der unter dem Titel „Dr. Leopold Zunz, geboren den 10. August 1794, gestorben den 17. März 1886" in der Berliner Zeitschrift „Die Nation", Jg. 1885/86, Nr. 26, erschienen war.

[355] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, den 14. Oktober 1887

Lieber Lazarus,

Zetsche hat ein Päckchen hierher geschickt – wozu? weiß ich nicht. Es enthält Handels-Anzeigen, ein paar Visiten-Karten, v[on] Cauer's Lesebuch mit Deinem „Takt".[1] Das bleibt zunächst bei mir liegen.

In der gestrigen Lehrer-Sitzung[2] ward beschlossen, die homiletischen[3] Übungen solle für dieses Semester, also provisorisch, Müller[4] wieder fortsetzen. Vorschläge für den definitiven Ersatz Frankl's[5] behalten wir uns noch auf 4 Wochen vor. Cassel[6] und Müller fürchten, Maybaum's[7] liberaler Ruf werde der Anstalt, wie Geigers Name, schaden. Doch sehen sie, daß wir für Homiletik keinen bessern bekommen können. Müller ist von Maybaum's Predigten entzückt. Man will ihn also berufen, aber um ein Gegengewicht zu haben, auch Ungerleyder [!][8]: dann heißt es, das Rabbinat wirkt an der Lehr-Anstalt[9]. Was man dem U. geben könne[,] ist aber zweifelhaft. Wenn ich nur wüßte, was an Frankl's Stelle als *Rabbiner* kommen soll? Kann das schnell entschieden werden? Es handelt sich

[1] Es handelt sich um das „Deutsche(s) Lesebuch für Prima", das der Kieler Oberlehrer Paul Cauer 1887 im Springer Verlag, Berlin, veröffentlicht hat. Lazarus' Essay „Der Takt" war erstmals in „Das Leben der Seele – Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze" Bd. II, Berlin 1857, S. 259–298, erschienen, in einer zweiten und bearbeiteten Auflage in Bd. III, Berlin 1882, S. 1–65. Cauer hatte ihn in sein Lesebuch, S. 380–398, in der kürzeren Fassung der ersten Auflage, „aber innerhalb desselben nach dem Wortlaute der zweiten abgedruckt."

[2] In der Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaften des Judentums.

[3] Die Predigtlehre betreffend.

[4] Der Rabbiner und Gelehrte Joel Müller (1827–1895), der seit 1884 als Dozent für die rabbinischen Fächer an der Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums lehrte.

[5] Der Tod des Rabbiners Pinkus Fritz Frankl (1848–1887) war Anlaß dieses Briefes. Frankl hatte als Nachfolger Abraham Geigers seit 1877 Religionsphilosophie, mittelalterliche jüdische Literatur und Homiletik an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums gelehrt. Seine Stelle mußte nun neu besetzt werden.

[6] Der Historiker David Cassel (1818–1893) lehrte seit 1872 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums.

[7] Der Rabbiner Sigmund Maybaum (1844–1919) hatte weit über seine Berliner Gemeinde hinaus großes Ansehen als Kanzelredner. Wie der im folgenden genannte jüdische Theologe Abraham Geiger (1810–1874) setzte er sich für die historische Kritik in der Bibelwissenschaft und für die Neugestaltung des Judentums ein. Sigmund Maybaum wurde erst 1888 an die Hochschule berufen.

[8] Rabbiner Dr. Rudolf Ungerleider.

[9] Unter dem Druck der Antisemiten mußte sich die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums 1883 (bis 1922; und dann wieder 1933) in „Lehranstalt" umbenennen.

namentlich um die jüdische Religionsphilos[ophie]. Wird Maybaum diese lehren können? Ich soll mit ihm privatim und confidentiell verhandeln.

Dein Bruder

Die beiden folgenden Briefe handeln wiederum vom zukünftigen Schicksal der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", die noch im Jahre 1886 an den Leipziger Hof- und Verlagsbuchhändler Wilhelm Friedrich verkauft worden war. Die Bände XVII (1887), XVIII (1888) und XIX (1889) kamen also bei W. Friedrich in Leipzig heraus. Schon die Verlegung nach Leipzig erschwerte die Arbeitsbedingungen für Steinthal, so daß er zu den Verhandlungen mit einem neuen Berliner Verleger sicher nicht ungern ging. Die Initiative zu diesen Verhandlungen Anfang Juli 1889 ging von dem Professor für Pathologie und pathologische Anatomie an der Berliner Universität, Rudolf Virchow, aus, der sich für Anthropologie und Altertümer interessierte und die Bestrebungen des jungen Volkskundlers Ulrich Jahn gefördert hatte. Jahn sammelte für das 1888 zusammen mit dem Bankier A. Meyer Cohn gegründete „Museum für Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes" überall in Pommern „Bauernaltertümer". Gemeinsam mit dem Germanisten und Volkskundler Karl Weinhold, der 1889 an die Universität Berlin berufen wurde, gründete Jahn 1890 den „Verein für Volkskunde" mit einer Zeitschrift, die auf dem volkskundlichen Teil der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" aufbauen sollte.

Der Verlag Asher & Co, den der Kaufmann und Bibliophile Adolf Asher (1800–1853) im Jahre 1830 in Berlin gegründet hatte, war 1874 in den Besitz von Adolf Behrend übergegangen. Sein Partner war seit 1882 Eugen Goldstücker. In diesem Verlag erschien schon seit 1886 die „Zeitschrift für Ethnologie", so daß der neue Titel den älteren gut ergänzen würde. Der 20. Band der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" erschien 1890 – unter Mitherausgeberschaft von Ulrich Jahn – bereits bei Asher & Co. Der erste Band der Nachfolgerin, der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, herausgegeben von Karl Weinhold, kam bereits 1891 mit dem ersten Band heraus.

[356] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, den 8. Juli 1889

Lieber Lazarus,

gestern erhielt ich von Asher & Co „auf Veranlassung des Herrn Prof[essor] Virchow" und Antrag des Dr. Jahn die Einladung zu einer Besprechung wegen des Verlags der Zeitschrift. Asher & Co erklären sich „mit Vergnügen bereit, in Verhandlungen einzutreten". Ich ging heute hin, um nur erst einmal vorläufig zu hören. Herr Behrend (der Andre[1] ist verreist, auf wenige Tage) will wissen, wie der Contract mit W. Friedrich lautet, ob er nicht etwa daraus das Recht auf die Zeitschr[ift] ableiten kann, wenn auch unter einer andren Redaction. Steht im Contract irgend etwas über die Verpflichtung, die Abonnenten-Liste auszuliefern? Schwerlich! – Schade daß Du nicht hier bist. Der Contract liegt wo[h]l hier? Du wirst doch wo[h]l einmal dieser Geschichte wegen herkommen müssen. – Natürlich war meine Unterredung nur oberflächlich. Wenn Du mir auf die gemachte Frage geantwortet hast, werden wir gründlicher reden können.

Ich bedaure, Dich mit dieser Angelegenheit belästigen zu müssen; aber wie sollte ich damit fertig werden?

Mit den besten Wünschen Dein Bruder

C

[1] Eugen Goldstücker.

[357] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

[Berlin] S. O., Schlesische Straße 39/40
15. Juli 1889

Lieber Lazarus,

ich bin gestern mit Hrn. Behrend (Asher & Co) dahin fertig geworden, daß er den Vertrag ganz unter den bisherigen Bedingungen übernimmt. Der schriftliche Vertrag soll ganz nach dem Wortlaut des alten gemacht werden.

In meinem letzten Briefe muß ich mich sehr undeutlich ausgedrückt haben. Ich wollte sagen: wem gehört die Zeitschrift? ihm oder uns? Kann er, wenn wir kündigen, sagen: gut, ich nehme mir für *meine* Zeitschrift f[ür] Völkerps[ychologie] andre Redacteure? Bietet der Vertrag zu solcher Annahme die geringste Handhabe? Friedrich gilt als Chicaneur.

Darum, meinte Hr. Behrend, müssen wir auch sehr formell kündigen, die Kündigung *beide* unterschreiben.

Es freut mich, daß Du mit der Ethik so schön vorgerückt bist.[1] Die größte Mühe ist mit der Gewinnung des Materials vorüber; für die Sache kommt nun das Wichtigste, wozu ich besonders gute Stimmung und glückliche Eingebung, prophetische Begeisterung wünsche.

Grüße Sarchen und lebt beide zusammen recht wohl!

Dein Bruder
C

[1] Lazarus begann damals mit der Abfassung seines auf zwei Bände geplanten Werkes „Die Ethik des Judentums", deren erster Band 1898 im Verlag von J. Kaufmann in Frankfurt a. M. erschienen war.

[358] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, W., Schöneberger Ufer 42, den 28. Dezember 1888

Lieber Lazarus,

Soeben hat mich Levin[1] verlassen. Das Ergebnis unserer Unterredung läßt mir geringe Hoffnung. Er will Dir schreiben, was er tun will. Er will mit Max Wolf[2] reden. Ich habe ihm gesagt, er möge sich an Niemanden wenden, ohne Deine Zustimmung erlangt zu haben. Er selbst habe zwar gute Geschäfte gemacht, die aber noch nicht vollzogen sind, für die er noch Geld braucht. Auch dürfe er nichts aus dem Geschäft nehmen ohne Einwilligung des Compagnons. Du wirst ja zu lesen bekommen.

In aller Teilnahme Dein Steinthal

Möchtest Du mir bald die Notizen zu Briefen an Plaut[3] und Hirsch[4] senden.

D. O.

[1] Nicht eindeutig zu identifizieren.

[2] Nicht zu identifizieren, wahrscheinlich nicht in Berlin ansässig.

[3] Wahrscheinlich der Berliner Bankier Moritz Plaut (1822–1910), der an zahlreichen Industrieunternehmungen beteiligt war und auch als Mitglied des Beirats der 1875 gegründeten Reichsbank großen Einfluß hatte.

[4] Es ist unsicher, ob hier der große Philanthrop Moritz Hirsch (1831–1896) gemeint ist, den Lazarus sicher durch die „Alliance Israelite Universelle" persönlich kennengelernt hatte. – Offensichtlich hatte Steinthal die Aufgabe übernommen, Plaut und Hirsch von Lazarus' schwieriger Situation zu unterrichten und um Hilfe zu bitten. Aus den Andeutungen eines Briefes vom 30. Dezember 1888 ist zu entnehmen, daß Sarah Lazarus nur unvollständig über die Situation informiert war. Vgl. auch die Briefe Nr. 456ff.

[359] Heymann Steinthal an Moritz Lazarus

Berlin, [zum 15.] September 1898

Lieber Lazarus,

Zuerst einen vollen Glückwunsch zu Deinem Geburtstage. Sodann einen vollen מי שברך[1] für Deine schöne סוגיא[2]: לא תנו[3]

Endlich, damit der משולש חוט[4] werde, folgendes:

רבי חנניה בן עקשיה אמר רצה הקב"ה[5][6] לזכות את
ישראל, לפיכך הרבה להם תורה ומצות וכו'[7]
קם הקטן שאול האגגי יצו' ואמר[8][9]
רצה הקב"ה להחטיא ולהרשיע את ישראל
לפיכך הרבה להם תורה ומצות,
כי מרבה תורה מרבה חטא,
על כן אם בטלה תורה ומצוה
בטלה עברה וחטאים עוד אינם

Was meinst Du dazu? Mein Befinden ist nicht nach Wunsch.

Lebe wohl, grüße Ruth!

Dein Bruder C.

[1] „Der (unsere Väter) segnete . . .". In traditionellen Gottesdiensten wird dem zur Thora Aufgerufenen ein Segen ausgesprochen: „Der unsere Väter segnete, möge auch segnen den . . . (es folgt der hebräische Name des Aufgerufenen)". „Mi scheberach" hat hier die Bedeutung von „Dank".

[2] Eine „Sugia" ist eine thematisch zusammengehörende halachische Diskussion im Talmud. Gemeint ist hier ein Aufsatz von Lazarus, der im August 1898 im 3. Band der „Deutschen Revue" (S. 187–195) unter dem Titel „Die Fortbildung des jüdischen Gesetzes durch den Talmud" erschienen war und den er Steinthal zugeschickt hatte.

[3] „Lo tonu" (hebr.) ist ein biblisches Gebot: „ Du sollst nicht bedrücken", „Du sollst nicht übervorteilen" (3. Buch Mosis 19,33: „Wenn ein Fremdling bei dir wohnt in eurem Lande, so sollt ihr ihn nicht bedrücken, nicht übervorteilen."). Lazarus hatte in dem angegebenen Aufsatz (vgl. Anm. 2) sehr schön dargelegt, wie dieses biblische Gebot im Talmud interpretiert wird.

[4] Damit der „Faden dreifach" werde: Alle guten Dinge sind drei. In Anlehnung an Koheleth (Prediger) 4, 12: „Der dreifache Faden kann nicht leicht zertrennt werden."

[5] Mit dem folgenden Zitat endet der Mischna-Traktat Makkoth (III, 16): „Rabbi Chananja, Sohn des Akaschja, sagte: Der Heilige, gelobt sei Er, wollte Israel zur Gerechtigkeit führen, darum mehrte Er ihnen Thora [„Gesetz"] und Gebote usw."

[6] Abkürzung des rabbinischen Gottesnamens: „Der Heilige, gelobt sei Er!"

[7] Hebr. Abkürzung für „usw."

[8] Der folgende Text stammt von Steinthal; seine Übersetzung lautet: „Da stand der kleine Saul, der Agagite, – Er möge ihn beschützen – auf und sagte: ‚Der Heilige – gelobt sei Er – wollte Israel zur Sünde und ins Unrecht führen, und darum mehrte er ihm Thora und Gebote; denn je mehr Thora, desto mehr Sünde; darum, wenn die Thora und das Gebot aufhören, hört auch die Sünde auf, und dann gibt es keine Sünder mehr.'"

Es handelt sich hier um eine kritische Anspielung auf Saulus, der zu Paulus wurde, und dessen negative Einstellung zum Gesetz (vgl. Brief an die Römer 7,8ff.). Die antinomistische Haltung von Paulus ist in Lazarus' Aufsatz über „Lo tonu" widerlegt worden.

[9] Abkürzung für: „Möge sein Fels (Gott) und sein Erlöser ihn bewahren!"

(Für Übersetzung und Kommentar der hebräischen Zitate danke ich Herrn Dr. Max Gruenewald, New York).

HEYMANN STEINTHAL AN SEINE FAMILIE

Die folgenden Familienbriefe stammen alle von Heymann (Chajim) Steinthal und enthalten mehrmals Begleitschreiben seiner Frau Jeannette, wenige auch ein paar Grußworte von seiner Schwägerin Sarah Lazarus. Gerichtet sind die Briefe – bis auf drei Ausnahmen (Nr. 310, 319 und 330) an seinen Bruder Hermann Steinthal (1825–1899) und dessen Frau Bertha, geb. Jacoby (1828–1910). Die Originale befinden sich im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, Ms. var. 283/160.

[360] Heymann Steinthal an Sara[h] Lazarus

Berlin am ersten Weihnachtstage 1860

Verehrte Freundin,

Wie traurig, daß es Ihnen in diesem Winter nicht besser geht als im vorigen! Der Mensch ist seinem Wesen nach so sehr darauf hingewiesen, und er ist so sehr daran gewöhnt, das was ihm nicht gefällt abzuändern, daß man aus der Haut fahren möchte, wenn man gerade da, wo man es am übelsten empfindet, nichts zur Abhülfe zu thun vermag und nur müßig zusehen kann. Es ist ganz menschlich, wenn Kinder den Stein schlagen, auf den sie gefallen sind, das Holz an dem sie sich gestoßen haben; es ist auch für den Erwachsenen eine Befriedigung, wenigstens eine gewisse Befriedigung, wenn er die Wunde, die ihm brennt, den Heerd seiner Schmerzen sehen kann; aber es hat etwas ganz Unleidliches, wenn man sich wie von einem unsichtbaren Dämon gepackt fühlt, der einem die Kehle schnürt, die Brust drückt, hier und da kneift, und man weiß nicht, wen und wo man abzuwehren hat. Da wird jeder Gedanke an einen Kampf unmöglich, kein Vorsatz zum Widerstande, auch nur zum passiven Widerstande, kann aufkommen; es wird einem so bange vor dem Unsichtbaren, man verliert sich selbst so sehr, daß man sich nicht einmal gutwillig dem Schmerz hingeben kann; sondern man ist gebunden, willenlos, gedankenlos. Das ist das Unerträglichste. Man kann nicht trotzig sein und nicht ergeben sein. – Und doch soll der Mensch auch das erdulden, geduldig tragen! So ists bestimmt in Gottes Rath. Und wun-

derbar, was der Mensch alles kann! was der Gedanke alles zu überwinden vermag! Der Gedanke macht stark; wie gegen Gott, gerade so für Gott. Nerven sind auch nur Materie, wie Fleisch; sie schmerzen auch nur in der Seele und nicht in sich selber; und die Seele, die den Schmerz hat, hat auch die überwindende Kraft in sich. Wir wissen alle gar nicht, wie viel wir können. Wir trauen uns nichts zu, und darum muthen wir uns auch nichts zu, bis das Schicksal rücksichtslos auftritt und uns sagt: Du sollst sehen, wie viel Kraft du hast. Dann zeigt sich alles, auch wider unsern Willen und ohne unsern Willen, aber besser mit unserm Willen, mit klarer Erkenntniß. Trotz ist eine göttliche Gabe, und genau genommen ist der innere Mensch ganz auf den Trotz gegen den äußern gestellt. Schließlich ist das einzige traurige Schicksal nur dies, keinen Trotz gegen das Schicksal zu haben. Denn alles Schicksal ist äußerlich, und nur dann greift es in den innern Menschen, wenn er keinen Trotz ihm entgegenzusetzen hat. Also Muth, Kopf in die Höh, Carré[1] gemacht, Stand halten und drauflos!

Von mir habe ich Ihnen wenig zu sagen. Ich habe diesen Winter wohl schon manchmal genießt, aber noch keinen Schnupfen gehabt. Ich war gelegentlich ärgerlich, verstimmt, muthlos – es sind Stunden und es kommen andere Stunden, und wollte Gott, es kämen andere Tage! Hätte man das Bischen Arbeit nicht, man möchte sich wegseufzen. Aber dann erfährt man doch, wozu es gut ist, daß es Narren und Kinder in der Welt gibt. Diese machen den Ernstesten und Betrübtesten lachen, wenigstens lächeln.

Neulich war ich bei Harrwitz[2] zu einem Fest. Seine Frau hat ihm glücklich wieder einen Knaben geboren.[3] Da kam denn auch wieder der Mann, der stets mit seinem Messer bereit ist.[4] Sonst war außer dem Gevatter, H[er]rn Goßmann nebst Frau,[5] nur noch ein Cousin von Harrwitz, der Hausarzt und ich da. Als ich pünktlich eintrat, kam mir H[arrwitz] entgegen, er habe noch mit mir wegen des Namens zu berathen. Ich lachte innerlich, und äußerlich werde ich gelächelt haben. Doch hatte ich mich sehr getäuscht. Der deutsche Name des Kleinen stand schon fest, nur den hebräischen sollte ich bestimmen. Ich lachte noch mehr über diese Täuschung. Der Knabe heißt: Maximilian (Kaiser von Deutschland) Albrecht (Dürer, sein Zeitgenosse) Wilibald (Pirkheimer, sein Rath). Da haben Sie ihn ganz – ich meine den Namen des Kindes, aber

[1] Carré (frz.), Quadrat, Viereck.

[2] Julius Harrwitz (1819–1875) war der Verleger von Steinthal, zu dem dieser eine freundschaftliche Beziehung hatte. Vgl. S. 369 dieses Bandes und die Briefe Nr. 261–268.

[3] Der jüngste Sohn Max Harrwitz (1860–1944/45).

[4] Der „Mohel", der die Beschneidung vornahm.

[5] Julius Goßmann war ebenfalls Verlagsbuchhändler, der Bruder von Harrwitz' erster Frau und seit 1852 Teilhaber der Dümmlerschen Verlagsbuchhandlung. Nach Harrwitz' plötzlichem Tod 1875 wurde Goßmann dann der alleinige Inhaber.

auch den Vater. Nun der hebräische Name. Er wollte einen kriegerischen aus der Bibel, oder wie haben die Makkabäer geheißen? Ich sagte, die berühmtesten wären Judas und Simon gewesen.[6] Er aber meinte, ich nennte ihm wohl nur Namen, von denen ich wüßte, daß sie ihm mißfallen würden. Also einen Namen aus der Bibel! Ich muß gestehen, daß mir die Namen der Propheten geläufiger sind, als die der biblischen Feldherren. Ich mußte mich also ein wenig besinnen und nannte dann Davids Marschall Joab. Der ginge schon, meinte Harrwitz. Als ich dann aber weiter sagte: oder Gideon, da rief er erfreut aus: „Schwert Gideons! Das habe ich noch behalten. Gideon soll er heißen."[7] Sobald Reb Rosenstein eintrat, sagte ich ihm, er werde heute einen seltenen Namen geben. Er meinte, Gid[e]on ist ein guter Name. Wenn wir es uns nun gründlich überlegen, so müssen wir doch sagen, daß der alte Shandy[8] hier übertroffen sei. Was ist Trismegistos[9] (zu deutsch: der drei Mal Größte) gegen Maximilianalbrechtwilibaldgideon, das heißt den vier Mal Größten? Nun kann der Junge wählen, ob er Staatsmann oder Feldherr, Künstler oder Kaiser werden will. Gott gebe, daß er keins von diesen vieren tristamisire.

Mittwoch. Im Vorstehenden war Narr und Kind zugleich. Mein kleiner Neffe Theo[10] wird schon ganz menschlich, auch ungezogen. Er steht schon allein, obwohl noch unsicher, und könnte man sich damit von der Stelle bewegen, daß man mit den Händen zappelt, er liefe schon wie Achilles[11]. Er spricht auch schon. Abgesehen von Papa und Mama, war sein erstes Wort: [Sol-]daten. Auch Nippfiguren nannte er so. Sehr schmeichelhaft für die preußische Armee. Er sagt auch sehr hübsch Onke[l]. Das L wird ihm schwer. Sowohl Grethchen als auch Rosa nennt er: Döte. Ich glaube aber, der Junge hat schon folgende Declination: 1. Fall: Papa, 2. Fall: pappe, 3. Fall: [h]aben, 4. Fall: Appe[l]. Am liebenswürdigsten ist er, wenn er spielt und neckisch wird. Dann macht er ein ganz schelmisches Gesicht. Vorgestern hat er einen Hahn geschenkt bekommen, ein stattliches Thier, das Kikirikih schreit. Er sah dabei bald

[6] Der jüdische Heerführer Judas Makkabäus leitete nach dem Tode seines Vaters den Befreiungskampf der Juden gegen den syrischen König Antiochus IV. Nach seinem Tode 161 v. u. Z. folgte ihm sein Bruder Simon in dieses Amt.

[7] Gideon war einer der israelitischen „Richter", vielleicht der erste Israelit, der den Königstitel führte. Durch ihn erfuhren die Midianiter die entscheidende Niederlage.

[8] Anspielung auf das berühmte Buch des humoristischen Schriftstellers Laurence Sterne, „The Life and Opinions of Tristram Shandy" (1760–1767) d. h. auf den idealistisch-närrischen Vater des Romanhelden.

[9] Anspielung auf Hermes Trismegistos (griech.; Hermes, der Dreimalgrößte); unter diesem Namen existierten in der Spätantike zahlreiche astrologische und religiös-philosophische Schriften, von denen 17 im sogenannten „Corpus Hermeticum" überliefert sind.

[10] Theo ist der Sohn von Bertha und Hermann Steinthal.

[11] Der Held des Trojanischen Krieges wurde gerühmt wegen seines schnellen Laufs.

auf den Schnabel, bald auf die Hand meines Bruders, und sooft das Thier geschrien hatte, sagte er, Kopf schüttelnd: ne! Es schien ganz so, als wolle er sagen: Das Ding kann das doch nicht machen. Bei der Bescherung war mir übrigens meine Schwägerin noch spaßhafter als die Kinder, sowohl durch den kindlichen Ernst, mit dem sie alles Spiel besorgte, als auch durch die kindliche Freude, die kindliche Unruhe und Ungeduld, die sie dabei bewies.

[Hier bricht der Brief ab.]

[361] Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Den 16. August 1871

Liebe Geschwister, ich bin in Hohen-Schwangau bei Füssen in Ober-Baiern. Es ist von Natur sehr schön hier; das Eigenthümliche aber liegt darin, daß König Max[1] Wege anlegte, um die Natur völlig auszukosten. Spaziergänge wie hier gibt es selbst in Ischl nicht. Einer dieser Wege ist mit Wagen zu befahren und geht ungefähr 4000 Fuß hoch. Hier ist eine Gebirgs-Landschaft zum Park umgewandelt. Es wohnen wenig Menschen hier; aber es gibt viel Durchreisende, namentlich in diesem Jahre wegen der Passions-Spiele in Ammergau. Außer dem kleinen Schlosse, in welchem die Königin Wittwe von Max wohnt, gibt es nur *ein* Gasthaus hier, und ein paar Bauernhäuser. Und so ist es hier zwar sehr schön, aber theurer als irgendwo in ganz Baiern. Ich hoffe, daß mir die Schönheit zu gute kommen wird. Sie besteht vorzugsweise, abgesehen von der Luft, im Schatten. Ich wohne im Park; vor der Thür ist Schatten. Heiß wird es hier nicht. Und so ist mir hier sehr wohl. Ich habe bis jetzt noch gar nicht hier gearbeitet, kaum eine Zeitung gelesen, und so werde ich es weiter halten, um mich einmal wieder gründlich auszuruhen.

Laßt mich bald hören, wie es Euch allen ergeht.

Gott befohlen!

Euer Bruder C.

[1] Gemeint ist Maximilian II. Joseph (1811–1864), der von 1848 bis zu seinem Tode 1864 bayerischer König war.

[362] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Seebad Scheveningen (Holland), den 20. August 1872

Liebe Geschwister, Wir befinden uns hier Alle recht wohl. Jeannette ist freilich weder stark noch kräftig geworden; aber sie ist doch munter. Und ebenso unser Täubchen[1]. Ich habe mich schon gut erholt und hoffe, daß es noch besser wird. Auch Schwägerin Lazarus ist gesund wie sie es weder in Berlin noch in Interlaken war. Es herrscht hier allerdings eine sehr erquickende Luft, die eine weite Reise verdient. Baden tut nur Lazarus. Wir haben eine ausgezeichnet schöne Wohnung, und nach *Verhältnis* leben wir billig; aber es ist hier alles in hohem Preise.

Ich bin, wie ich beabsichtigte, Montag den 5. d[ieses] M[onats], abends von Berlin abgereist, war am andern Morgen in F[rank]f[urt] a[m] M[ain], wo ich nicht länger blieb, als die Erfrischung durch Waschen und Frühstücken dauerte, und fuhr nach Homburg. Dort fand ich es sehr schön, und es war mir nicht unangenehm, hier bis gegen Ende der Woche zu bleiben. Die Meinigen trafen erst Mittwoch ein. Man hat dort sehr schöne, weite und mannichfaltige Spaziergänge. Dann fuhren wir nach Cöln, natürlich den Rhein hinab. Das Wetter war uns günstig, obwohl drohend. Wir konnten doch bis zur Dunkelheit auf dem Vordeck bleiben. In Cöln sahen wir uns den Dom und auch sonst ein wenig die Stadt an, blieben aber nur eine Nacht und den Vormittag. Dann ging's schnell (von 1 Uhr Mittags bis 7 Uhr Abends) nach Haag. Denkt Euch eine Stadt wie die Straßen des Tiergartens mit Plätzen wie das Kastanienwäldchen hinter der Universität, eine reine Prachtstadt mit holländischer Sauberkeit auch in eigentümlichem Styl gebaut. Von Haag hieher ist nur eine Spazierfahrt durch einen Parc.

Den 21. [August]. Zu Vorstehendem ist alles Wesentliche gemeldet. Das Nähere bleibt dem mündlichen Bericht. Wir werden bis zum 5. Sept[ember] hier bleiben. Von Euch zu hören würde mir erwünscht sein.

Gott befohlen! Euer Bruder
C[hajim]

[1] Agathe Steinthal, die schon am 15. März 1873 starb.

Jeannette Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Meine liebe Bertha!

Ein selbst geschriebener Gruß kommt mir viel herzlicher vor, und so schicke ich Euch Allen, meine Lieben, viel tausend. Wie es uns geht, wie

wir leben hat Euch Trostväterchen schon mitgetheilt. Du kennst das Meer, liebe Bertha? Ich muß offen gestehen, daß es auf mich zwar einen sehr gewaltigen Eindruck gemacht; aber um längere Zeit daran zu leben, wirkt es auf mein Gemüth nicht so beruhigend angenehm wie das Gebirge. Es geht für mich Nichts über das stille friedliche Thal von Interlaken, das zugleich aber auch sehr großartig ist. Die Luft hier, glaube ich, ist stärkender; und jedenfalls freue ich mich auch das einmal gesehen und genossen zu haben. Bei Vater und Tochter ist die gute Luft schon sehr zu merken, unberufen. Bei mir ist Hopfen und Malz verloren, ich bin zwar ganz munter; aber nicht so kräftig, wie ich es für das viele Umherschweifen sein müßte. Mit Deinen lieben Zeilen, liebe Bertha, habe ich mich recht gefreut. Wie geht es Deinem Bruder in Hamburg? es thut mir leid, daß Rose um ihre Reise gekommen, oder wird sie es noch nachholen [?] Gute Nachrichten von Euch würden uns recht wohlthun. Seid allesammt herzlich umarmt, Deine gute Mutter und Schwester bestens gegrüßt von

Deiner Dir treu anhängenden
Jeannette Steinthal

Meine Geschwister und Agathe senden Euch viele Grüße.

[363] Heymann und Jeannette Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Schönefeld bei Leipzig, den 27. September 1875

Liebe Geschwister,

Schöne Sitten und Gewohnheiten sind solche, welche, wenn sie nicht schon längst bestünden, von uns eingeführt werden müßten. Wie viel oder wenig uns auch von unserm kindlichen Rosch haschono[1] geblieben sein mag, wir werden uns die Gelegenheit nicht schwinden lassen, uns im Laufe des Jahres einmal den Ausdruck der Zusammengehörigkeit in einer eigentümlich von alten Erinnerungen schattirten Weise zukommen zu lassen. Wir wünschen uns also einander eine Kessiwo tauwo![2] ich wünsche Sie Euch, Euren Kindern, Euren Enkelchen und allen, die Ihr die Euren nennt, Euch allen zusammen eine Kessiwo tauwo!

Wir befinden uns hier recht wohl. Das Wetter ist zwar in voriger Woche sehr übel umgeschlagen und kann sich noch nicht wieder erholen;

[1] Rosch haschana[h] (hebr.; bei Steinthal in der aschkenasischen Aussprache), Neujahr.

[2] Kessiwo tauwo; Ketiwa[h] towa[h] (hebr.), „eine gute Einschreibung" [in das Buch des Lebens], Glückwunschformel zum jüdischen Neujahrsfest. Am Jom Kippur verfolgt dann die Besiegelung, daher der Glückwunsch: Chatima[h] towa[h].

dennoch gedenken wir bis etwa zum 20. Oct[ober] hier zu bleiben. Die Zimmer können hier alle geheizt werden; und, wenn es nur sonst möglich wäre, so blieben wir gern das ganze Jahr hier, auch den Winter durch.

Lebt wohl!

Euer Bruder C[hajim]

Meine lieben Geschwister!

Von mir nur in aller Kürze die herzlichsten Grüße und Glückwünsche zum Jahreswechsel für Euch und [die] lieben Kinder groß und klein. Mein Hauptwunsch ist die Gesundheit, alles Andre kann man sich selber schaffen, und Vieles auch entbehren. Mögen Euch so kleine Herzenswünsche im neuen Jahre erfüllt werden, und lebt allesamt recht glücklich.

Herzliche Grüße auch für Eure Geschwister von

Eurer getreuen Schwester

Jeannette

[364] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Berlin, N. W., Kronprinzen Ufer 25, den 8. Juni 1877

Liebe Geschwister, ich wollte Euch zu morgen einen guten Schabbos[1] wünschen. Ich hoffe, daß Euch beiden der schöne Aufenthalt dort recht gut bekommen werde. Wahrscheinlich spürt Ihr jetzt schon den günstigen, erfrischenden Einfluß von Luft und Leben, vielleicht auch, ich will es wünschen vom Brunnen.

Meine Absicht ist, morgen oder übermorgen nach Charlottenburg zu fahren. Mein Befinden ist gut. Jeannette hat mir regelmäßig gute Nachricht gegeben. Sie kommt Montag nach Hause.[2] Ernestinchen ist wenigstens wieder auf; und so wird sie wohl bald wieder auf dem Posten sein.

Hier ist es heiß; indessen unsre Wohnung ist ganz angenehm.

Und nun noch Masol tow![3] Sophie St. hat endlich gefunden, oder Eduard hat endlich für sie gefunden was er suchte.[4] Schade daß die Tante das nicht mehr erlebt hat.

Sonst nichts Neues in den Mauern Berlins. Ihr laßt Euch doch eine

[1] Schabbos, Schabbat[h] (hebr.), der wöchentliche jüdische Ruhetag; Samstag.

[2] Wegen einer Erkrankung der Schwägerin Sara[h] Lazarus hielt sich Jeannette Steinthal in Schönefeld auf.

[3] Masal Tow (hebr.), „gutes Glück"; hebräischer Glückwunsch (hier in der damals üblichen aschkenasischen Aussprache).

[4] Gemeint ist wahrscheinlich ein Vetter Steinthals, Eduard Steinthal, der für seine 26jährige Tochter Sophie einen Mann gefunden hat.

Zeitung nachschicken? Richtet Euch nur das Leben recht bequem und angenehm ein. Das ist die schönste Medizin. Und wie Zunz[5] sagt: wenn ich erst in der Droschke zur Eisenbahn sitze, frage ich nicht mehr nach Geld. „Was kostet das?" – Eine Million. – „Hier ist eine Million." Was kanns auf eine Milliarde mehr oder weniger ankommen?

Lebt wohl! und genießet den Augenblick, den keine Ewigkeit wiedergibt, und dann kommt gesund zurück.

Euer Bruder C[hajim]

[5] Leopold Zunz (1794–1886) war der Begründer der Wissenschaft des Judentums, den Steinthal persönlich kannte.

[365] Jeannette und Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Alt-Schönefeld, den 26. September 1878

Geliebte Geschwister!

Schon über 14 Tage, so lange meine Geschwister fort sind, war es täglich meine Vornahme Euch zu schreiben; aber immer wieder kam etwas dazwischen. So unterblieb es nun bis heute, wo nichts mehr hindernd in den Weg kommen kann, da es gilt, Euch, meine Lieben, zum neuen Jahre zu gratuliren. Ich wünsche Euch vor allen Dingen Gesundheit, den großen Schatz mit dem nur alleine man auch alles andre Schöne und Gute genießen kann. In meinen Wünschen für Euch sind natürlich auch Eure geliebten Kinder und alle Angehörigen miteingeschlossen. Wir werden dieses Mal ein sehr stilles Fest haben, da wir ganz alleine und abgeschlossen auf dem Lande sind. Mein Bruder[1] ist zwar hier, hat aber nur wenig Zeit zu uns zu kommen, er wohnt in der Stadt. Meine Schwägerin[2] und Ernestinchen sind auf dem Lande in der Nähe von Paris bei den Verwandten während der Festtage geblieben. Die Nachrichten von unserm Tantchen waren in der letzten Zeit wieder nicht sehr günstig, sie hatte sich bei dem Wetterwechsel wieder Husten geholt. Auffallend gut ging es ihr in den 8 ersten Tagen unterweges, so daß wir alle eigentlich überrascht von der Veränderung waren. Ich will wünschen, der Winter im Süden bringt ihr völlige Genesung, sie ist in hohem Maße empfindlich. Eine ungeheure Sehnsucht hat sie nach mir und dem Kinde, so daß sie schreibt, wenn sie das früher überlegt, hätte sie sich nicht so lange Zeit von uns getrennt. Wir werden, wenn es so schön bleibt, wie es jetzt ist, bis Mitte Oktober hier uns aufhalten. Väterchen geht einen Tag

[1] Moritz Lazarus.

[2] Sara[h] Lazarus.

nach Rosch haschone[3] nach Gera zur Philologenversammlung und wird einige Tage dort bleiben; dann residire ich hier ganz alleine mit unserem Trostkindchen[4]. Sie erholt sich unberufen so zusehends, daß ich ihretwegen so lange als möglich bleiben will, wenn es auch ein bischen einsam wird. Meine Schwester Amalie war 14 Tage bei uns, ist gestern zum Fest nach Hause gereist.[5] Aber nun wie geht es Euch, meine Lieben, wir hatten immer auf eine Zeile gehofft. Weshalb, liebe Bertha, warst Du so schweigsam? Hoffentlich seid Ihr Alle gesund, und wills Gott bekommen wir in diesen Tagen doch auch Nachricht. Väterchen will auch anschreiben, und findet schon, ich breite mich etwas sehr aus. Unsre liebe Irene, die immer noch von Tante Bertha spricht, (jedes kleine Erlebniß mit Dir hier, ist ihr in Erinnerung) grüßt ihren lieben Onkel und Tante herzlich, und ich mit ihr umarmen Euch innig

Eure getreue Schwester Jeannette

Raum zu einem guten Wunsche, liebe Geschwister, bietet eine Zeile: לשנה טובה[6] ! und alles was sich nun weiter noch sagen läßt (und das ist sogar sehr viel) ist nur die ausführliche Darlegung dessen was in dem Wörtchen „gut" טוב steckt. Darunter verstehen nun freilich verschiedene Menschen verschiedenes. Ich verstehe das darunter, was die guten Menschen von jeher und heute noch verstanden haben und verstehen. Möge es wirklich werden!

Lebt wohl! Euer Bruder

C[hajim]

[Am Briefrand:]

Ich gratulire auch Friedländer mit Etta und dem Jungen und eben so Grete mit ihrem Manne und ihrem Jungen.[7] Möget Ihr an diesen allen (das liegt ja auch in dem טוב) herzige Freude erleben.

C[hajim]

[3] Rosch haschono, Rosch haschana[h] (hebr.), das jüdische Neujahrsfest.

[4] Irene Steinthal.

[5] Amalie Saller, geb. Lazarus, war eine ältere Schwester von Jeannette Steinthal.

[6] Leschana[h] towa[h] (hebr.), „für ein gutes Jahr"! Glückwunsch zum jüdischen Neujahrsfest.

[7] Friedländer war der Schwiegersohn von Hermann und Bertha Steinthal, der Mann ihres ältesten Kindes Rosa (1852–1876), die nach der Geburt ihres zweiten Kindes starb. Ihr erstes Kind war Henriette (geb. 1875), „Etta"; das zweite Kind starb wenige Tage nach dem Tod der Mutter. Margarete („Grete") war das zweite Kind von Steinthals (1854–1912); sie heiratete Julius Daus und hatte damals einen Sohn, Ernst Daus (geb. 1877).

[366] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 5. September 1880

Liebe Geschwister, habet Dank für Euren Rosch-haschono[1]-Gruß und empfanget hier dafür den meinigen. Ja, solches Rosch-haschono-Gefühl, wie wir, können unsre Kinder nicht haben. Kleinigkeiten, summirt, haben beträchtliche Erfolge. Nur *ein*mal im Jahre haben wir Kinder auf Postpapier geschrieben. Damals gab es noch nicht solche kleine Bogen 8°, sondern nur große 4°. Und dazu ward eine frische Gänse-Feder geschnitten, die abgezogen war, mit breiten durchsichtigen Längsstreifen. Im Frühjahr sollte ich Irene erklären, warum ein kleines Messer ein Federmesser heißt. Da schnitt ich ihr aus einem großen Zahnstocher eine Feder, womit sie schrieb.

Bogen ließen sich füllen mit dem was uns Kindern Rosch-haschono war. Mit Rosch-chaudesch Ellul[2] begann die feierliche Zeit, durch Schaufor-Blasen[3] angekündigt. Wodurch das kindliche Gemüth geweckt wird, ist gleichgültig; nur *daß* es geweckt werde. Und das versäumt die heutige Erziehung. Weil die alten Mittel nicht mehr anzuwenden sind, läßt man unbeachtet, wie viel drüber verloren geht. Die Weihnachts-Bescheerung kann uns Juden niemals den kleinsten Ersatz bieten für das was wir aufgeben. Dieses Schenken bestärkt gar leicht den Egoismus. Es fehlt diesem geborgten Weihnachten die Weihe! Von der Silvester-Nacht aber will ich gar nicht reden. Ich glaube, daß der Jude, der durch Rosch-haschono *erzogen* ist, in die Silvester-Nacht einen Ernst hineinlegt, der sonst nicht in ihr liegt. Punsch und Pfannkuchen! aber ganz ohne ßelichaus[4]. Solche Dinge, ihre Wirkung auf das ganze Fühlen und dadurch auch auf Denken und Handeln, wollen fein erwogen sein.

Lebt recht wohl mit allen Eurigen!

Euer Bruder C[hajim]

Jeannette Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Meine lieben Geschwister!

Es thut mir leid, daß Ihr Euch über unsern Aufenthalt im Ungewissen fühltet. Wir würden Schönefeld nicht verlassen haben, ohne es Euch

[1] Vgl. Anm. 3 des vorigen Briefes.

[2] Rosch chodesch (hebr.), Monatsanfang; „Elul" ist der jüdische Monat, der demjenigen vorangeht, in dem Rosch haschana und Jom Kippur gefeiert werden.

[3] Schofar (hebr.), das Widderhorn, das am Neujahrsfest geblasen wird.

[4] Sselichaus, ss'lichoth (hebr.), „Verzeihung", „Vergebung", „Versöhnung"; Bußgebete, die vor den hohen Feiertagen verrichtet werden.

vorher angezeigt zu haben. Unsre Absicht ist am 10. hier aufzubrechen, bleibt es aber so heiß, verlängern wir unsern Aufenhalt hier; denn wir alle haben keine Lust bei so großer Hitze zu reisen, und glauben auch gar nicht wo anders es kühler zu finden. Ich für meinen Theil bleibe schon am liebsten hier. Mein geliebtes Irenchen gedeiht ganz gut, auch wir können garnicht klagen, also warum in die Ferne schweifen! Nur die Ärzte lassen einem keine Ruhe. Nach meiner großen Vorrede will ich erst für Euren lieben Brief danken, und die Wünsche aufs herzlichste erwidern. Möge der liebe Gott in diesem Jahre erfüllen, was Ihr und wir Alle von ihm erflehen. Bitte liebe Bertha, wenn Du nach Hamburg schreibst, grüße in erster Linie unser Gretchen und auch Frau Elisabeth, dann sage dem lieben Theodor viel herzliches von mir.[5] Zuletzt empfehle ich mich noch Deinem Bruder Herrn Herrmann Jacoby, und wünsche Euch allesamt ein vergnügtes Fest.

Heute und immer Eure getreue Schwester Jeannette

[Am Briefrand:]

Wenn wir am Freitag reisen, schreiben wir erst wenn wir an Ort und Stelle sind, wieder. Vorerst denken wir nach Baden Baden zu gehen, und später erst in die Schweiz. Irene läßt Onkel und Tante herzlich grüßen[,] auch Cousin Theodor, sie ist zu wild sonst hätte sie selbst gratulirt.

Sara[h] Lazarus an Bertha und Hermann Steinthal

Liebe Freundin!

Ich erwiedere Ihre herzlichen Grüße und Wünsche in alter Liebe und Treue für Sie und Ihr ganzes liebes Haus[,] das das Ihrer geehrten Frau Schwester Cohn[6] und Familie innig mit einschließt. Möge Ihnen das neue Jahr ein gesegnetes sein an Gesundheit vor Allem, und was das Leben sonst schön und wünschenswerth macht, dazu gehört doch wohl auch das jüngste Kind unter die Chuppe[7] zu führen! Gottbefohlen!

Ihre Sie verehrende S[arah] Lazarus

[5] Theodor Steinthal ist der Sohn von Bertha und Hermann Steinthal; die anderen Genannten sind wahrscheinlich Verwandte von Bertha Steinthal.

[6] Ferdinand Cohn war zusammen mit Hermann Steinthal Inhaber der Fieringschen Wollgarn-Färberei und -Druckerei, Berlin SO, Schlesische Straße 39 und 40. Er hatte eine Schwester von Bertha Steinthal geheiratet.

[7] Chuppe, Chuppa[h] (hebr.), Baldachin, unter dem die Trauung vollzogen wird.

[367] Heymann und Jeannette Steinthal und Sarah Lazarus an Bertha und Hermann Steinthal

Alt-Schönefeld bei Leipzig
den 23. September 1881

Liebe Geschwister, Zuerst wiederhole ich meinen Dank für Eure freundliche Bewirtung während eines zweimaligen Besuches. Es hat alles sein Gutes: sagt man; und so hat meine sonst so unliebsame Wohnungslosigkeit auch einen sittlich schönen Erfolg gehabt, daß die stille Geschwisterliebe auch einmal in Tätigkeit gesetzt ward. Das Richtige aber ist, nur dem guten Menschen geht alles zum Guten aus, weil er es dahin lenkt. Hierzu füge ich nun den ebenfalls schon mündlich ausgesprochenen Glückwunsch zum ראש השנה[1]. Möge Euch das Gute, dessen Ihr Euch jetzt erfreut, erhalten bleiben, neues Glück hinzukommen, und mögen die Mieskeiten, ohne welche das Leben nicht bestehen zu können scheint, in nicht größerer Macht auftreten, als nötig ist, um die Empfänglichkeit für das Schöne recht kräftig zu erhalten.

Hier habe ich alles so gefunden, wie Euch durch Frau Saller [?][2] schon gesagt ist, nur daß glücklicherweise auch die Schwägerin Lazarus sich wieder schmerzlos befindet. Die heutige Nacht war freilich wieder nicht gut.

Daß Lazarus in Wien ist, und welche Triumphe er dort feiert, werdet Ihr in der Vossischen gelesen haben.[3] Da ich ihn schon so oft gehört habe, kann ich mir alles, die Reden in ihrem ganzen Verlauf mit dem Benehmen der Zuhörer, ganz klar vorstellen. Er wird erst die nächste Woche zurückkommen, da dort auch so manche jüdische Verhältnisse zu berathen sind, wozu er natürlich gern zugezogen wird.

Lebt recht wohl, grüßt Theodor und die lieben kleinen Enkel, Hermann Jacoby und Friedländer und freut Euch alle mit einander

und mit Eurem Bruder C[hajim]

Liebe Freunde!

Ich mache von der günstigen Gelegenheit Gebrauch, mich hier einzudrängen um Ihnen meine Theuren in lieber Gesellschaft ein frohes Jahr,

[1] Rosch haschana[h] (hebr.), jüdisches Neujahr.

[2] Gemeint ist wahrscheinlich Amalie Saller; vgl. Anm. 5 von Brief Nr. 315.

[3] In Wien wurde am 20. September 1881 der internationale literarische Kongreß eröffnet. Lazarus war als Vorstandsmitglied der Schiller-Stiftung nach Wien gefahren und hatte sich dort zu Beginn der Beratungen der deutschen Sektion lebhaft für die Hebung und Ausdehnung der Schiller-Stiftung ausgesprochen.

und Alles was es zu einem machen kann, zu wünschen. Volle Gesundheit bei Ihnen, Ihren lieben Kindern, und Kindeskindern, gesegnetes Gedeihen allem Unternehmen, und die Erfüllung dessen was das Herz sonst noch begehrt, da es nun einmal so lange es schlägt, stets Wünsche hegt und hegen soll. Möge es denn bis 100 Jahre schlagen, und wünschen, und der liebe Gott Ihnen erhalte was Sie Glückliches besitzen in Einander und für Einander!

In diesem Wunsche, daß alles Gute bleibe, schließe ich die liebe Familie Cohn mit ein, der ich für Ihre Glückwünsche innig danke, und sie liebevoll erwidere. Leben Sie gemeinsam wohl, und haben Sie glückliche Festtage!

Ihre Sie verehrende und
Freundin Sarah Lazarus

Lieber Hermann, ich muß Dich noch einmal belästigen. In meiner Kiste wirst Du wohl ein Paar Bücher finden, die ich vergessen habe, nämlich 4 Bändchen in 16⁰, welche zusammen in Papier eingewickelt sind. Es sind ein französisches und ein italiänisches Wörterbuch. Schon äußerlich muß sich dieses Päckchen erkennen lassen. Du wirst es also leicht[4] finden. – Diese Bücher schicke mir hierher per Post. Vielleicht sind sie als Drucksachen noch zu besorgen; dann kannst Du sie auch schön einwickeln und einen Faden darum schlingen, und schreibst darauf „Drucksachen". Verzeih!

C[hajim]

Wir haben heute unter Mittag im Garten 3½ Grad Wärme.

Meine geliebten Geschwister!

Ich war heute schon bei 3½ Grad Wärme in der Stadt, und bin ganz steif und frostig zurückgekommen. Nun fließen meine Wünsche zwar etwas kalt in die Feder, kommen aber aus desto wärmerem Herzen; und werden mit Gottes Hilfe erhört werden. Euren Brief haben wir heute morgen schon erhalten und danken herzlich dafür. Ich habe mich über Deine Stimmung, meine liebe Bertha, recht gefreut; der Allgütige erhalte sie Dir, und möge uns in Gesundheit und Frohsinn wieder zusammen füh-

[4] Zunächst hatte Steinthal geschrieben: „[. . .] also *wohl* finden." Dann fügte er über dem „wohl" ein „leicht" ein, ohne die erste Version zu streichen.

ren. Nach dem Feste schreibe ich bald wieder. Heute muß ich noch etliche Wünsche in die Welt schicken. Vergnügte Feiertage wünscht von Herzen

Eure Euch liebende Schwester Jeannette

Meinem lieben Neffen Theodor meine besonderen Grüße und Wünsche.

[368] Heymann und Jeannette Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

France, Nice, Avenue Desambrois 18.
Maison Pilatte den 14. November 1881

Liebe Geschwister, auf einer Post-Karte habe ich Euch neulich schon gemeldet, daß wir das Hotel verlassen und unser Privat-Logis bezogen haben. Unsre Wohnung ist geräumig, sonnig und in guter Lage. Auch unsre Mädchen sind vor einigen Tagen glücklich angelangt. Wir führen also unsern eigenen Haushalt wie in der Heimat, nur daß wir um Mittag mit kaltem Fleisch frühstücken und um 6 Abends diniren. Zwischen 1–3 gehen wir spaziren. Ich habe mich schon in meine Arbeit vertieft, und es geht mir gut. Sarchen ist völlig frei von Asthma, hustet aber noch etwas. Sie bewegt sich hier wie in ihren gesunden Tagen. Nette fühlt sich nicht so behaglich; sie muß sich erst acclimatisiren. Irene ist munter, hat aber auch einen Acclimatisations-Schnupfen. Lazarus und Ernestinchen sind wohl. So sind wir denn fürs erste zufrieden und hoffen im weiteren das Beste.

Dies wäre ein kurzer Bericht über unser persönliches Ergehen. Nun werdet Ihr noch etwas über die Stadt Nizza erwarten. Bisher hatten wir das schönste Wetter. *Ich* kann nicht sagen, daß der Himmel hier so blau wäre, wie wir ihn in Berlin niemals haben; ich glaube, an den wenigen recht schönen Tagen ist er in Berlin eben so blau. Aber das Licht ist hier entschieden heller; wo nicht Bäume oder Gebäude das Licht mildern, ist es blendend, und ich kann nicht ohne Sonnenschirm ausgehen. Wie warm es hier ist, erseht Ihr gewiß aus der Zeitung. Als wir in Genf waren, war es unbehaglich kühl, daß die Droschkenkutscher auf ihren Plätzen vom Bock herabstiegen, auf und ab trampelten und die Hände in die Paletot-Tasche steckten. Da ward uns wirklich bang. Es waren nur 4° unter Mittag! Wir fuhren des Nachts von Genf über Lyon nach Marseille. Dort kamen wir des Morgens an. Es war neblig und kühl. Freilich sahen wir Palmen im Freien, und vor den Cafés standen Stühle; also saß man doch im Freien. Wir fuhren durch die Stadt, und der Hafen mit seinen vielen Dreimastern bot einen merkwürdigen Anblick. Waaren aus allen

Weltgegenden wurden ausgeladen: Ein großartiges Leben. Wir fuhren nach wenigen Stunden weiter und von Station zu Station ward es wärmer und südlicher. Der Eindruck, den uns Nizza macht, ist nicht zu schildern. Schon der Sommer im November! Aber auch sonst, wenn Ihr alles in Eurer Phantasie zusammenbringt, was Ihr Schönes an Städten kennt, wenn Ihr Baden-Baden und den Haag und ein Bissel Pariser Boulevard zusammen nehmt – dann habt Ihr noch *keine* Vorstellung von Nizza. Die Pflanzen, die wir in Berlin in Töpfen haben, und manche Bäume wie Akazien, wachsen hier auch, aber wie ganz anders! und im Freien! Haushohe Palmen und Dracenen, Cactus in doppelter Menschen-Höhe, riesenhafte Agaven, im Freien blühend, Musen mit Blüten und Früchten (Bananen), Orangen- und Citronen-Bäume und d[er]gl[eichen] mit Früchten und Blüten an demselben Baume zugleich. Was in Berlin künstliche Stängelchen und Blümchen sind hier natürliche Stämme und Sträucher. Rosen bilden die Hecken an den Bahnhöfen. Gummi-Bäume kennt Ihr in Berlin als lange unschöne Staken; hier entwickeln sie sich zu wirklichen Kronen nach allen Seiten. Dann das blaue Meer, am Ufer eine Palmen-Allee, und eine Reihe Villas, jede wie aus dem Ei gepellt; dazu im Halbrund Berge. Und alle Pflanzen, Blatt- und Nadelbäume im saftigsten Grün – man würde gar nicht an den Herbst denken, wenn es hier nicht auch Platanen gäbe, sehr schöne, die aber jetzt ihr gelbes Laub abschütteln und kahl und grau aussehen. Wo nun die Kunst zur Natur hinzukommt, wo neben der prächtigen Villa ein Garten gepflegt wird, da schwindet aller Ausdruck. Also verlangt von mir weiter keine Beschreibung. Wer's nicht gesehen hat, kann sich solche Herrlichkeit nicht denken.

Lebt recht wohl! grüßt Theodor, Cohn's, Deinen Bruder[1], und heizt wacker ein, echauffirt Euch nicht zu sehr bei der Politik und denkt an uns.

Euer Bruder C[hajim]

Morgens und Abends machen wir im Kamin auch Feuer.

Jeannette Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Väterchen hat Euch, meine lieben Geschwister, so hübsch ausführlich über unser Ergehen, über Nizza selbst, und über unsre Verwundrung alles Herrliche geschrieben, daß ich Euch nur sagen kann, inmitten alles

[1] Berthas Bruder, Hermann Jacoby.

Genießens, ich nur den Wunsch habe, könnten meine Lieben daheim in aller Gesundheit auch mit uns sein, und sich mit uns an dem Wunderbaren erfreuen. Einstweilen fühle ich mich müde, huste viel, das soll aber bald besser werden. Bitte, liebe Bertha, schreibe uns nur immer so ausführlich über Euer und Eurer Familie Ergehen, nur das interessirt mich von Dir zu hören, und erhält warm im Zusammenhang. Meine Geschwister grüßen mit mir Euch und die ganze liebe Familie. Laßt bald wieder Gutes von Euch hören

Eure getreue Schwester Jeannette

[369] Heymann Steinthal an Jeannette Steinthal

Berlin, den 1. August 1882

Liebes Kind, ich komme soeben (12 Uhr Mittag) von der Hochschule, wo ich für diesmal meine Vorlesungen beschlossen habe; und ich setze mich nun ungesäumt an dieses Blatt, Dir zu schreiben, weil ich vielleicht heute Nachmittag gar keine Zeit habe. Nämlich Glogau ist für den heutigen Tag hier und wird mich Nachmittag besuchen – wann? und wie lange? das weiß ich nun eben noch nicht.[1] Zu Mahn will ich morgen Vormittag. Er hat mir geschrieben, daß er an jedem Tage der Woche, Sonntags nicht ausgenommen, Nachmittags nach Friedenau fahren muß, Stunde zu geben; er ist also nur Vormittags zu Hause.[2] Bei Zunz war ich Sonnabend auch nicht, weil Lazarus Vormittags bei ihm war. Also will ich morgen Nachmittag zu ihm *reisen*.[3]

Wenn ich mit meinen Gedanken noch hier bin, so ist es nur, wie ich die Bücher in die beiden Bibliotheken zurückbringe, überhaupt wie ich mich zur Abreise vorzubereiten habe.[4] So wüßte ich Dir auch nichts zu melden. Mein Befinden ist gut, und die Mattheit des Semesters geringer als in irgend einem Sommer früherer Zeit. So freue ich mich auf die Arbeit in Schönefeld, wo ich an dem Punkte wieder einzusetzen gedenke, wo ich in

[1] Gustav Glogau (1844–1895) war ein Schüler und Freund Steinthals, damals Professor der Philosophie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich.

[2] Der Romanist August Mahn (1802–1887) lebte seit 1828 als Sprachlehrer in Berlin. Steinthal hatte bei ihm die romanischen Sprachen, auch Baskisch und Russisch gelernt.

[3] Leopold Zunz hatte im August 1874 seine Frau Adelheid verloren; eine Nichte führte seitdem den Haushalt. Steinthal und Lazarus versuchten, ihm durch ihre Besuche das einsame Leben etwas zu erleichtern.

[4] Zur Abreise nach Alt-Schönefeld bei Leipzig.

Nizza oder St. Remo abgebrochen habe.[5] Grüße Irene und feiert mit den Geschwistern einen guten Schaboß*[6] und lebe wohl mein Leben.

* Da war ich wieder außer der Welt. Nein, den Schaboß will ich mit Euch zusammen leben, mein Leben. Soeben war Glogau bei mir. Er ist gesund, lebhaft und läßt Dich wie Irene grüßen. Er ist als preußischer Soldat hier und muß nach Danzig.

[5] Steinthals waren mit Sarah und Moritz Lazarus im Winter 1881/82 in Nizza gewesen, anschließend in San Remo; Steinthal hatte während dieser Zeit einen großen Teil seiner „Allgemeinen Ethik" (erschienen Berlin 1885) geschrieben, die er gerne im Sommer abschließen wollte.

[6] Vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 364.

[370] Heymann Steinthal an Sara[h] Lazarus

Berlin, den 1. August 1882

Ich bin neugierig, liebes Sarchen, was heute das Wetter noch machen wird. Solch ein Wechsel von Wolken und Sonne am Himmel! Ich weiß gar nicht, wer von beiden in Besitz ist, und wer den andren verdrängen will. Es ist eine reine Schlacht auf offenem Felde. Ich fürchte, die Sonne wird den Platz doch nicht länger behaupten, als Du auf Ihrer Seite stehst, d. h. bis nach Deiner Ankunft in Schönefeld. Dann freilich könntet Ihr zusammen die Sonne erst recht genießen. Also wünsche ich, daß Dich alle guten Wünsche geleiten.

Lebe wohl!

Dein Bruder St[einthal]

[371] Heymann Steinthal an Hermann und Bertha Steinthal

11. Juni 1883

Liebe Geschwister, zu Eurem morgenden Erinnerungstage[1] unsre besten Wünsche. Gutes möge Gutes in unendlicher Abfolge erzeugen!

Euer geschwisterliches Kleeblatt[2]

[1] Der Hochzeitstag von Hermann und Bertha Steinthal.

[2] Heymann, Jeannette und Irene Steinthal.

[372] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Berlin, 23. Juli 1884

Liebe Geschwister, herzlichen Dank für Euren Glückwunsch „zum heutigen frohen Tage". In der Tat, wenn ich von Leben umgeben bin, bin ich auch des Lebens froh. In der Einsamkeit aber wird mir der Geburtstag des lebenden Kindes zum Erinnerungstage an die Dahingegangenen, und meine Tränen fließen, als wäre gestern der Scheide-Tag gewesen.[1]

Ich lege Irenes Brief ein, den ich Sonntag mitzubringen vergessen hatte. Sie hat mir auch heute wieder geschrieben, den ich Euch nächstens vorlesen will.

Dazu ist ein großer Schmerz gut, daß man kleinere leichter erträgt.

Lebt wohl und habt Dank.

Euer Bruder C[hajim]

[1] Der „frohe Tag" war Irenes Geburtstag; ihre älteren verstorbenen Geschwister David und Agathe waren die „Dahingegangenen".

[373] Heymann Steinthal an Bertha Steinthal

21. Mai 1886

Liebe Bertha, unsre Nette hat gestern wunderbares Pech gehabt. Sonst folgt doch selbst das Pech den Natur-Gesetzen und richtet sich also nach den Umständen. Du fürchtest gewiß nicht, daß ich eines Tages das Pech haben könnte, in den Mond zu fallen, oder daß ich einmal in Folge meiner Körperlast durch die Erde durchbrechen könnte und in Australien wieder vorkäme. Nun kennst Du doch Nette. Als sie einmal Stühle mit biegsamen Blechsitzen versuchen sollte, bog sie sich setzend das Blech nicht nieder und merkte nicht, was an diesen Sitzen besonders behaglich sei. Der Fabrikant derselben hatte auf solche Sitzjuden und Körper gerechnet. Ist es nun nicht ein Wunder, daß sie sich gestern bei Lazarus auf einen Stuhl setzt und damit zusammenbricht? Dieser Stuhl muß für immaterielle Gesäße berechnet gewesen sein, wie ihn die Engel haben mögen. Nette aber ist nur geistig ein Engel und (Gott sei Dank) nicht körperlich. Das haben wir nun bei dieser Gelegenheit zu fühlen bekommen, denn Nette hat sich wenigstens dort, wo die Muskeln am dicksten lagern (also nicht an der Stirn), eine Brausche[1] zugezogen. Daher konnte sie gestern und heute sich nur mit Schmerzen bewegen und konnte nicht in die Stadt.

Dieses wunderbare Pech war also auch Ursache, daß wir mit dem

[1] Brausche, umgangssprachlich für: Beule.

Geschenk, daß Du mir gütigst zugedacht hast, noch nicht in Ordnung gekommen sind. Das Geschäft hat allerdings statt der ersten Tasche eine andre geschickt; aber auch diese entsprach nicht meinen Bedürfnissen. Nette wollte selbst gehen, etwas aussuchen. Das wird nun wol erst Montag geschehen können. Die Brausche ist schon vielfarbig und also nicht mehr schlimm. „Was man alles unterworfen ist!" sagte eine alte Tante von Nette.

Trotz all dem will ich nun Dich[2] heute schon, liebe Bertha, Dir meinen Dank aussprechen. Denn wie das Geschenk nun ausfallen wird, ist doch in jedem Falle nebensächlich; aber Deine Freundlichkeit und Teilnahme für uns ist der Kern, und diese bekundest Du so oft, daß Du uns nicht mehr überraschen kannst. Und da sehe ich den Beweis, daß das halb Erwartete, wobei nur die Besonderheit der Ausführung noch unbekannt war, mehr erfreut, als das ganz Überraschende. Also nochmals besten Dank!

Grüße Hermann und alle Lieben von Deinem Bruder C[hajim]

[2] Steinthal hatte offensichtlich zunächst eine andere Formulierung beabsichtigt.

[374] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

12. Juni 1886

Liebe Geschwister, *Äußerlich* genommen, trifft es sich mit Eurem heutigen Festtage nicht gut.[1] Wir hoffen Euch übermorgen zu sehen und wollen die wenigen Tage, in denen wir gemeinsam schuldige Besuche machen können, zur Abzahlung derselben benutzen.

So nehmt heute mit dem *Innerlichen* fürlieb, das denn doch für ewig die Hauptsache bleibt und unter uns immer bestehen soll. Diese Zeilen sagen nichts, sondern sind bloß ein Zeichen der Erinnerung an das, was wir sagen würden, wenn es darauf ankäme. Der Geist ist wunderbar: was viele Bogen füllen würde, durchzuckt ihn mit *einem* Schlage.

So lebt wohl in wachsendem Glück und in immer tiefer dringender Harmonie!

Euer geschwisterliches Kleeblatt
Steinthal

Irene ist gestern wieder geimpft worden.

[1] Mit dem Hochzeitstag von Bertha und Hermann Steinthal.

[375] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Schweiz, Engadin, Pontresina, Hotel Steinbock
17. August 1886

Liebe Geschwister, voraussetzend, daß Euch Nette das Materielle meiner Reise schon mitgeteilt hat, und in der Hoffnung, das etwa Fehlende mündlich nachtragen zu können, will ich heute Euch nur versichern, daß wir schön gereist sind und uns seit 14 Tagen hier befinden bei fast durchgehend schönem Wetter und Wohlbefinden.

Pontresina ist ein Gegenstück zu Nizza: dieses ist ein Sommer mitten im Winter, jenes ein Winter mitten im Sommer, und hoffentlich tut ein jenes so wohl, wie dieses getan hatte. Bis jetzt wenigstens haben wir hier noch keine höhere Wärme erlebt, als wir in Nizza auch hatten. Jemand sagte uns (es war der Redacteur der Augsb[urger] Allg[emeinen] Z[eitung]), er habe hier Sommer-*Kühle* gesucht, aber Sommer-*Kälte* gefunden. Kann sein, daß es hier nicht jedem behagt. Die Fremden-Zimmer hier haben keine Öfen, nach denen sich Mancher Morgens und Abends sehnt.

Auch ein paar Partien haben wir gemacht. Die Gletscher sind hier recht nahe (wir stehen hier über 5400 Fuß), da kann man der Versuchung nicht widerstehen. Übrigens ist hier für Fußwege in nicht genug anzuerkennender Weise gesorgt, und Pontresina ist ein Dorf, das nicht mehr als 300 Einwohner hat. Allerdings sind die Hotels geräumig und überfüllt. Aber die Wege gehen hoch hinauf bis an die Gletscher und darüber hinaus.

Vom Eindruck der Schnee-Spitzen rund umher, der unendlich mannichfaltigen Fels-Bildungen, der Wasser-Fälle und Schluchten in nächster Nähe, und des blauen Himmels dazu und der grünen Matten, will ich nicht schreiben: das muß man gesehen und gefühlt haben. Ich schwelge hier und arbeite nicht. Die Vossesche Zeitung und ein paar Lustspiele ist das einzige, was ich im Freien sitzend lese. Ich laufe auch nicht zu viel und steige nicht weiter, als mir leicht und angenehm ist.

Lazarus hat hier viele Bekannte gefunden (es führt ja auch leicht Einer zum Andren), ich genieße davon, soviel ich will. Lazarus weiß schon, was mir paßt und verschont mich mit Uninteressanten.

Soviel, meine ich, läßt sich schreiben. Das Andre geht darüber hinaus oder bleibt darunter zurück. So spreche ich nur noch die Hoffnung aus, daß Ihr Euch mit allen Lieben wohl befindet und daß Ihr mir bald Kenntnis davon gebt. Oben meine Adresse. Was schreibt Theodor?

Lebt recht wohl!

Euer Bruder C[hajim]

Grüßt Cohns herzlich.

[376] HEYMANN UND JEANNETTE STEINTHAL AN BERTHA UND HERMANN STEINTHAL

Berlin, den 29. September 1886

Liebe Geschwister,

Wir sehen uns vielleicht morgen Mittag bei Onkel Moritz;[1] aber in die Synagoge gehe ich diesmal nicht.[2] Ich will mit Frau und Kind in meiner Stube andächtig sein. Das wird Irene und Nette mehr befriedigen, und so wird der Zweck des Tages besser erreicht werden.

Nun sei mit meinem Herz-Blute der alte Wunsch für Euch geschrieben:[3] כתיבה טובה

Die inliegenden Karten sind für Cohns.

[ohne Unterschrift]

Meine lieben Geschwister, es ist mir eigen zu Muthe in einer Stadt mit Euch zu sein und meine Wünsche nicht mit Hand und Mund, sondern trocken zu Papier zu bringen. So sage ich denn nur, Gott schütze und beglücke Euch! Auf baldiges Wiedersehen

Eure getreue Schwester Jeannette

[1] Bei Moritz Lazarus am Königsplatz 5.
[2] Anläßlich des jüdischen Neujahrsfestes.
[3] Vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 363.

Im folgenden Brief reagiert Steinthal auf die heftige Kritik, die in jüdischen Kreisen Lazarus' Votum für den antisemitischen Kandidaten Waldemar Wolff bei den Kartellwahlen 1887 ausgelöst hatte. Damals erschienen in allen jüdischen Blättern Aufsätze über Lazarus' Verhalten, auch über Levin Goldschmidt, der denselben Wahlaufruf unterschrieben hatte, der aber durchwegs besser wegkam. Die Kritik lief darauf hinaus, daß man es selbstverständlich Lazarus freistelle, sich für eine konservativ-liberale Parteigruppierung auszusprechen, daß man aber seine unerträgliche Eitelkeit, Selbstgerechtigkeit und Sophistik zurückweise, mit der er den Anhängern des Freisinns die „Reichstreue" abspreche. Aus dieser vordergründig politischen Polemik spricht ein inzwischen angesammelter Unmut auf seiten sowohl der konservativen als auch der progressiv gesinnten Juden gegen Lazarus, der schon bei den letzten Wahlen der Berliner Repräsentantenversammlung nur noch ganz knapp gewählt wurde und der nun seinen Vorsitz im „Hilfsverein für jüdische Studiren-

de" verlor und im April 1887 auch als Stellvertreter des Vorstehers der „Gesellschaft der Freunde" nicht wiedergewählt wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch Lazarus' geschäftliches Fiasko in Leipzig bei diesem Vertrauensentzug eine Rolle gespielt hat.

Steinthal stellte sich in dieser Situation völlig auf die Seite des Freundes und Schwagers, jedenfalls in der privaten Korrespondenz. Sicher kannte er auch nur Lazarus' Darstellung von den „gänzlich unverschuldeten und unerwartet hereinbrechenden finanziellen Nöten",[1] worauf sich wahrscheinlich die Anspielung des folgenden Briefes bezieht, daß Lazarus „schlechter situirt" sei (als Levin Goldschmidt). Vgl. auch die Briefe von M. Lazarus an Paul Heyse, S. 566ff. dieses Bandes, und die Einleitung, S. XLVIIff.

[1] Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht, Berlin 1906, S. 103.

[377] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

[Berlin] Blumeshof 8, den 6. März 1887

Lieber Bruder, wir hatten Dich gestern erwartet; denn seit diesem Briefe vom 23. 2. haben wir nichts von Euch gehört. Hoffentlich geht es Bertha wieder wo[h]l, und hat sich auch Cohn gebessert. Nette ist immer noch leidend, medicinirt auch seit Sonnabend von neuem. Irene hustet, sodaß sie sogar Freitag und Sonnabend aus der Schule bleiben mußte, was ihr sehr wehe tat, denn sie langweilt sich zu Hause. Ich bin jetzt so ziemlich wieder wo[h]l auf, und habe keine Vorlesung ausgesetzt.

Vermutlich hast Du die Brochure von Lazarus gelesen.[1] Du scheinst aber in Deinem letzten Briefe so erregt, daß ich annehmen muß, daß dieselbe wenig Einfluß auf Dich geübt hat. Das Benehmen der Juden war vielleicht vorauszusehen; aber ich muß den Fanatismus beklagen und misbilligen. So wie man sagt: „Seinem Collegen G.[2] nimmt es keiner übel", so gesteht man zu, daß man, die Sache an sich genommen, auch ihm, Lazarus, nichts übel nehmen dürfte. Daß L[azarus] anders, schlech-

[1] M. Lazarus, An die deutschen Juden, Berlin 1887 (wiederabgedruckt in: M. Lazarus, Treu und Frei, Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum, Leipzig 1887, S. 159–180).

[2] Anspielung auf den Rechtswissenschaftler Levin Goldschmidt (1829–1897), der seit 1875 als o. Professor für Handelsrecht an der Universität Berlin lehrte und von 1875 bis 1877 nationalliberaler Reichstagsabgeordneter für Leipzig war.

ter, situirt ist, kann für sein Betragen nicht in Betracht kommen.[3] Er hätte, meinst Du, die Majorität der Juden berücksichtigen sollen, die anders denkt. Wenn sie nun auf ihrer Ansicht beharren, wie ich auf der meinigen auch tue; so ist es doch ein beklagenswerter Fanatismus, der ihm nicht gestatten will, so zu denken, wie er denkt. Was sagt man denn nun zu den Fabrikherrn und Gutsbesitzern, die den von ihnen Abhängigen die Stimme vorschreiben? Doch dies ist mehr zu tadeln als einer Fortschrittspartei durchaus ungeziemend; was aber zu beklagen ist, das ist nun das Benehmen der Juden gegen Laz[arus] in Dingen, die mit der Politik nichts zu tun haben. Das ist Nekomo an den Wanzen![4] Die Juden brennen ihr Haus nieder. Sie werden erfahren, was aus dem Verein für arme jüd[ische] Studenten wird, wenn sich Laz[arus] nicht mehr darum kümmert.[5] Und welche Undankbarkeit! Wer hat den Verein zu seiner jetzigen Höhe gebracht? Mögen sie ihn nun auch aus den Repräsentanten werfen.[6] Wer wird den Schaden tragen? Man will also nicht daran denken, was er den Juden geleistet hat! Das wird sich rächen. Und „das ist Wasser auf die Mühle der Antisemiten", sagte mir neulich der General von Etzel.

Nachdem die Fortschrittspartei aus Principien-Reiterei Bismarck das Spiel leicht gemacht hat, setzen die Juden das Geschäft zur Freude Bismarcks fort. Man glaubt einen Trumpf auszuspielen, wenn man sagt: Lazarus – Stoecker – Cremer.[7] Wenn man nun sagte: Lazarus – Windhorst – Grillinger?[8] Klänge das besser?

Ich bin keine öffentliche Persönlichkeit, und mir wird es leicht, in meiner Stube Kritik zu üben. Meine Kritik aber kann für die Fortschrittspartei nur ungünstig ausfallen. Eine Partei, welche deutsch und frei sein will, dürfte niemals ihren Widerspruch gegen die Feinde der Cultur und Deutschlands ruhen lassen. Die Polen, Elsässer und Welfen sind doch gewiß reichsfeindlich! Die Socialdemokraten sind doch gewiß wie die Centrumsleute culturfeindlich![9] Ist das Centrum nicht antisemitisch? ist

[3] Im Original heißt es irrtümlicherweise: „kommt".

[4] Nekomo, nekama[h] (hebr.), Rache, Rachsucht; Schadenfreude.

[5] Gemeint ist der „Hilfs-Verein für jüdische Studirende".

[6] Repräsentantenversammlung der jüdischen Gemeinden von Berlin.

[7] Adolf Stoecker war Hof- und Domprediger in Berlin, seit 1879 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, seit 1881 Mitglied des Reichstages (konservativ), führender Antisemit. – Der konservative Katholik Joseph Cremer war notorischer Antisemit; für die Reichstagswahlen 1881 als Kandidat der Konservativen aufgestellt.

[8] Ludwig Windhorst war der Führer des Zentrums, seit 1867 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstages. – „Grillinger" wahrscheinlich irrtümlich für: Karl Grillenberger (1848–1897), Mitglied des Reichstags in der sozialdemokratischen Fraktion von 1881 bis 1897.

[9] Hier vertritt Steinthal ganz den nationalliberalen Standpunkt seines Schwagers Lazarus.

das nicht der Ausgangspunkt und eigentliche Herd des Antisemitismus gewesen? Wenn Bismarck den Culturkampf aufgibt, so muß ihn die Fortschrittspartei aufnehmen. Wie sie das machen soll? Wenn Richter so klug wäre wie Windhorst, würde er es wissen. Vielleicht auch dann nicht; denn Windhorst hat es leicht: er speculirt auf die Dummheit, Richter[10] müßte auf die Vernunft speculiren. Jener ist Baissier[11], dieser müßte Haussier[12] sein, und vielleicht hat Bismarck alles so verdammt, daß unter Umständen der Haussier unterliegen *muß*. Aber ich begreife, wie jemand sagen kann: mit Richter gehe ich nicht. Es stimmt mancher tüchtige Jude mit Lazarus: das hat sich in diesen Tagen gezeigt; auch mancher Christ gibt ihm recht, z. B. unser Weber[13].

Ich kann nur mit bangem Herzen abwarten, was geschehen wird. Viel gutes kann es nicht werden; denn dazu gehört das Zusammenwirken einer bewältigenden Majorität; eine solche gibt es in Deutschland heute nicht. Aber die Sache selbst erzwingt sich schließlich doch das möglich Bessere.

Gute Nacht, ich habe viel zu tun. Es ist schon 11 Uhr, da muß ich zu Bett.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus
Dein Bruder C[hajim]

[10] Der Jurist Eugen Richter war von 1871 bis 1906 Führer der Fortschrittspartei (seit 1884 Deutsch-Freisinnige Partei, seit 1893 Freisinnige Volkspartei), seit 1869 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, 1867 und 1871–1906 Mitglied des Reichstags.

[11] Auf die Baisse (d. h. das Fallen der Börsenkurse) Spekulierender.

[12] Auf die Hausse (d. h. auf das Steigen der Börsenkurse) Spekulierender.

[13] Gemeint ist der Sanskritforscher Albrecht Weber (1825–1898), der seit 1867 als o. Professor für altindische Sprache und Literatur an der Universität Berlin lehrte.

[378] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Rigi Staffel, den 18. August 1887

Liebe Geschwister, nun bin ich hier schon mehr als die Hälfte der Zeit, welche ich an diesem Orte verbringen kann; aber wie es mir gefallen hat, kann ich noch nicht sagen: denn die Stimmung des Menschen ist hier wie der Nebel, so wandelbar; bald hell und freundlich, bald verdeckt. Wäre mit dem Nebel nicht noch so manche andre Unannehmlichkeit verbunden, wie Sturm, der Einem mit Feuchtigkeit oder Niederschlägen peitscht, und dabei dann noch 2–5° sogenannter Wärme, so wäre mir der neblige Tag lieber als der sonnenhelle: denn solche Blicke, so klar, so farbig, so mannichfach, wie der weggefegte Nebel gestattet, hat man bei Sonnen-Wetter nie; da ist immer ein verhüllender Schleier über Berg und

See und Tal. Wie gesagt, ich möchte mich zum Lobredner der nebligen Tage machen, wenn man – sie nur im Freien genießen könnte. Jedenfalls nehme ich das Wetter, wie es kommt, und denke nicht daran, von hier wegzugehen. Daß mich Deine Decke, l[iebe] Bertha, schön warm hält, und ich mich gehörig darin hülle, muß ich Dir auch sagen. Bei 2^0 ist man für so etwas von warmer Dankbarkeit beseelt. Wenn man aber in die Stube hinein muß, in den Salon, wo musicirt wird, in den Lesesaal, in den Rauchsaal: dann wird man verstimmt.

Die Hauptsache wäre ja, ob ich hier das Stück Gesundheit finde, das ich suche. Da darf ich aber auch noch nicht reden, und muß warten, bis ich von hier weggehe. Ach, etwas nützen *muß* es, und vielleicht *viel*; wir verlangen vielleicht *zu viel*.

Ihr kennt, denke ich, den Rigi; aber wenn Ihr ihn auch nicht kennt, so mag ich ihn Euch doch nicht beschreiben; laßt Euch meine Briefe an Irene geben, und mündliche Nachträge. Mein Leben ist hier ziemlich einsam; denn ich hatte nicht das Glück, eigentliche, oder wertvolle Bekanntschaften hier zu machen; oder die ich wirklich gemacht habe, sind nicht hier geblieben. Die Einsamkeit aber ist auch ein Nebel, welcher die Stimmung wechselnd macht.

Nun frage ich Euch: aus welcher Mischung ist denn dieser Brief geschrieben? Nun gewiß aus wechselnder und teilweise aus gemischter. Aber wenn ich an Euch dachte, oder insofern ich das tat: war die Stimmung gewiß gut. Und da ich Euch eben nur über mein Befinden schreiben wollte, so schließe ich mit den besten Wünschen für Euch und alle, die zu Euch gehören nach Blut und Liebe.

Euer Bruder C[hajim]

[379] Heymann Steinthal an Bertha und Hermann Steinthal

Rigi-Kaltbad, Bellevue, 18. August 1888

Liebe Geschwister, ein ganzer Bogen, der einem vorgelegt wird, ist eine Aufforderung, einen ordentlichen, gehöriglichen Brief zu schreiben. Wenn nur die Stimmung und die Lust dazu auch gerade vorhanden wäre! Aber wenn das Wetter schön ist, so lockt es hinaus in die groß-schöne Natur, und man sagt sich, zum Schreiben habe man bei Regenwetter Zeit genug. Wenn es aber nebelt, so großartig nebelt, hat man zu nichts Lust und drückt sich von einer Ecke in die andre. Dann liest man die Fliegenden Blätter; und mögen sie noch so witzig sein, man lacht nicht – schon deswegen nicht, weil man zu viel hinter einander liest; von dieser Kost ist eine Nummer ein genügender Eßlöffel. – Ist das Wetter schön, so meint

man, so lange man es genießt, man könnte es auch zu Papier bringen, so daß Andre es mitgenießen und kauft eine Postkarte mit einer Abbildung; das soll eine Vorstellung geben und der Brief ist erleichtert, der Anfang ist schon gemacht durch das Bild. Nun, auf dem grauen Bilde sieht man immerhin noch mehr als in *dem* Nebel. Es ist als wenn man in das Theater gegangen wäre, um was Klassisches zu sehen, und muß 5 Acte vor dem herabgelassenen Vorhang sitzen. – So ist es, wenn man keinen Schnupfen bekommen hat. In diesem Jahre aber mag das Wetter sein, wie es will – es bringt Schnupfen; die Sonne tut's so gut wie der Regen. Vielleicht tut's der Zug, und der zieht bei Sonne wie bei Regen. Irgend ein Fenster, irgend eine Thür wird doch aufstehen? oder wenigstens eine Spalte lassen? Die genügt. Ist man vom Schnupfen genesen, kommt ein neuer. Ein Glück, wenn man beim Schnupfen guten Appetit hat; dann glaube ich, schadet es gar nicht, zumal die Cigarre dabei schmeckt. Das ist eine objective Schilderung ohne Schönfärberei und ohne Verdruß, sine ira et studio,[1] aus philosophischem Gleichmut. Letzterer ist auch eine gute Speise; nur ob sie rote Bäckchen gibt, ist noch nicht ausgemacht. Gestern erhielt ich einen heftigen Stoß gegen den Kopf; ich habe ihn ruhig hingenommen; die Person konnte nicht dafür. Hätte sie dafür gekonnt, so hätte ich ihn nach meinem Grundsatz noch ruhiger hinnehmen müssen. Ich war froh, so davon gekommen zu sein. Es hätte können sehr schlimm werden; glücklicherweise hat's nicht sollen sein.

Wovon ich Euch eigentlich da geschrieben habe, weiß ich selber nicht recht; aber es kommt nur darauf an, daß Ihr Euch den Vers darauf macht. Nun von etwas Anderem.

Der junge Herr Regierungs-Baumeister macht uns wie Euch und den Eltern viel herzliche Freude. In meiner heutigen Stimmung aber erlaube ich mir, ihm einen Rat zu erteilen. Theater und Circus, Parlamente und Kirchen u.s.w. sind sehr schöne Sachen, und solche Sachen verlangt man auch vom Baumeister, wie auch Rathäuser und Synagogen. Die Hauptsache aber scheint mir ein bürgerliches Wohnhaus, in welchem so viel Zimmer als man braucht, deren jedes zu einem bestimmten Zweck gebaut ist, der sich sogleich offenbart, und ein Haus, das in *allen* Teilen luftig und hell. Diese Kunst muß studirt werden: sie scheint die schwierigste. Dazu dem Baumeister viel Glück!

Nun endlich, damit ich mich nicht zu sehr anstrenge, zum Schluß. Den 28. d[ieses] M[onats] denken wir in Schönefeld einzutreffen. Lieb wäre es uns, wenn Du, lieber Bruder uns zu diesem Tage M[ark] 100 nach Schönefeld schicken wolltest. Ich setze voraus, daß Du die M. 600 auf

[1] Sine ira et studio (lat.), „ohne Haß und ohne Gunst", d. h. absolut sachlich; berühmte und vielzitierte Versicherung der Objektivität zu Beginn des Geschichtswerkes „Annales" (I,1) von Tacitus.

dem Ministerium mit meiner Quittung (vom 6. d[ieses] M[onats]) schon erhoben hast, obwol in Eurem letzten Briefe davon gar keine Erwähnung geschehen war.

Lebt allesamt recht wohl! Grüßt auch Cohn's mit ihren Söhnen herzlichst.

Euer Bruder C[hajim]

Nun macht mir meine l[iebe] Nette den Vorwurf, daß ich in meinem langen Brief kein Wort von ihr geschrieben habe. Es ist wirklich wahr. Davon aber, was *die* mir tut, läßt sich auch nur in einem besondern Briefe schreiben. Also nächstens, wenn nicht, was doch besser, mündlich.

D. O.

[380] Heymann Steinthal an [?] [1]

[Berlin] W., Schöneberger Ufer 42, am 2. Februar 1893

Verehrte Freundin, ich werde morgen, wie alle Wochen-Tage, unter Mittag amtlich beschäftigt sein, und muß es dahin gestellt sein lassen, ob ich gegen Abend werde ausgehen können. Darum ziehe ich es vor, heute Abend schon meine Wünsche für Sie niederzuschreiben, damit Sie dieselben zum Frühstück lesen können.

Ich wünsche Ihnen eine recht kräftige Heiterkeit und Wehmut, wie ich diese beiden nächsten Montag bestimmen werde; und wünsche, daß Ihnen Ihr Blick auf Ihre persönlichen Verhältnisse allen Grund zu überwiegender Heiterkeit gebe.

Als Moment dieses Grundes dürfen Sie auch mich ansehen: davon seien Sie überzeugt; wie ich Ihnen auch andrerseits versichern kann, daß Sie zum Grunde meiner Heiterkeit nicht unwesentlich mitzählen.

Der Ihrige
Steinthal

[1] Wahrscheinlich eine fernere Verwandte Steinthals.

[381] Heymann Steinthal an Bertha Steinthal

B[erlin], 12. Februar 1898

Liebe Bertha,

nun kann ich Dir nicht einmal meine Wünsche zu Deinem 70. Geburtstage persönlich aussprechen und muß zur kalten Feder greifen.[1] Indessen in der Hauptsache – gleichviel: was vom Herzen kommt, kühlt nicht ab, auch auf weitem Wege und in langer Zeit nicht. Das fühlst Du wohl, wenn Du an Deine Braut-Zeit denkst.

Damals schenkte ich Dir die „Lichtstrahlen aus den Werken Wilhelms von Humboldt".[2] Daran knüpfe ich heute an, und aus dem beifolgenden Buche wirst Du ersehen, wie die Familie dieses gottbegnadeten Mannes und er in derselben gelebt hat. Damals wollte ich Dich irgendwie in meine Interessen und stillen Arbeiten hinein blicken lassen; in dem vorliegenden Buche kannst Du den Beweis finden, wie sich die hohen Gedanken praktisch in einem bedeutsamen Leben bewähren. Und nun mein Wunsch: ein gesundes Alter! Nach vielen Jahren der Sorgen und Mühen eine Zeit stillen Genusses und erquicklicher Ruhe.

In Treue
Dein Bruder
Steinthal

[1] Dieser Brief wurde etwa ein Jahr vor Steinthals Tod geschrieben; schlechtes Befinden hinderte Steinthal an einem persönlichen Erscheinen.

[2] Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldts von Elisa Maier. Leipzig 1850.

BRIEFE VON MORITZ LAZARUS AN PAUL HEYSE

Moritz Lazarus hatte den später viel gelesenen Schriftsteller Paul Heyse (1830–1914) wahrscheinlich Ende des Jahres 1848 durch dessen Vater Carl Wilhelm Ludwig Heyse (1797–1855) kennengelernt, der an der Universität Berlin als a. o. Professor der klassischen Philologie und allgemeinen Sprachwissenschaft lehrte und dessen Vorlesungen Steinthal, Lazarus und der junge Romanistikstudent Paul Heyse besuchten (vgl. Bd. I, bes. S. XXIII, 47f. und Bd. II, S. 396ff.). Lazarus freundete sich mit Heyse an, gewann später auch das Vertrauen der Mutter Julie Heyse, die nach dem frühen Tod ihres Mannes und Paul Heyses Übersiedlung nach München 1854 allein in Berlin wohnen blieb. In ihrem Testament vom Mai 1862 bestimmte sie Lazarus sogar zum Vormund ihres geistig zurückgebliebenen Sohnes Ernst, der auf dem Lande bei Verwandten lebte. Auch bei der Freundschaftsbeziehung zwischen Lazarus und Paul Heyse blieb Lazarus immer der Erfahrenere, Weltkundigere, in praktischen Dingen Tüchtigere, der Ratgeber und Vermögensverwalter. Beide korrespondierten sehr eifrig miteinander; zeitweise ging alle zwei, drei Tage ein Brief zwischen Berlin bzw. Leipzig (wo Lazarus ein Absteigequartier und im Vorort Schönefeld einen Landsitz hatte) und München hin und her. Heyse suchte Rat und Hilfe für seinen ungeratenen Sohn Franz, für die Regelung von Erbschaftsangelegenheiten, für seinen ersten Roman „Kinder der Welt" (1872), für die Abfassung seines Testaments, für den Bau einer Villa in München und für die Anlage seines ungewöhnlich großen und wachsenden Vermögens; und Lazarus war stolz auf die Freundschaft dieses liebenswürdigen und beliebten Musensohnes und froh über die ihm unbefristet und ohne jedes Mißtrauen von Heyse überlassenen Gelder, die er für seine Hauskäufe in Leipzig notwendig brauchte. Daß diese Freundschaft im Jahre 1885 endete, ist aus Fontanes Briefen bekannt; die Ursache der Entfremdung, die sowohl in Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen als auch von Fontane nur vage angedeutet wurde, soll hier erstmals offen dargelegt werden.

Die Briefe von Paul Heyse an Moritz Lazarus befinden sich, soweit sie nicht vernichtet wurden, im Lazarus-Nachlaß der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin (DDR). Briefe und Zitate aus die-

sem Nachlaßmaterial wurden jeweils mit der Abkürzung „Humb.-Univ.-Bibl." und der Nummer des betreffenden Briefes gekennzeichnet.

Da in diesem Zusammenhang das Verhalten von Lazarus interessiert, sind hier jedoch – bis auf wenige Ausnahmen – nur die Briefe von Lazarus an Heyse veröffentlicht, die sich vollständig im Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek München befinden. Nicht abgedruckt wurden jene Passagen, die A. Tänzer für seine Briefauswahl bestimmt hatte und die schon im ersten Band dieser Edition publiziert worden sind, überdies zahlreiche Briefe, die zu allgemein gehalten sind.

Aus dem Heyse-Nachlaß stammen auch die Briefe der beiden Justizräte Dr. Gustav Getz und Salomon Fuld aus Frankfurt am Main, die hier im Anschluß an Lazarus' Briefe an Heyse zur Aufhellung der Vorgänge auszugsweise veröffentlicht werden (vgl. auch die Einleitung dieses Bandes, S. XLVII ff.).

[382] Moritz Lazarus an Paul Heyse

[wahrscheinlich aus dem Jahre 1849]

Geliebter!

Auch nicht einmal Wörter wie „Wollungen" und dergl[eichen] sind rechtmäßiges Eigenthum Deines Professors der Philos[ophie], wie ich aus dem 109ten § der Jean Paulschen Levana zu beweisen im Stande bin. Ich setze aber lieber die Stelle mit dem corpus delicti[1] selbst her, und Du sollst gleich sehen warum: „Das ächte Kernfeuer der Brust glüht gerade in jenen Männern, welche ein durch das ganze Leben reichendes Wollen, nicht aber, wie der leidenschaftliche, einzelne Wollungen u. Wallungen haben; ... z. B. Socrates u. Kato II, die eine *ewige,* aber darum stille Begeisterung hatten."[2] – Ich habe die Antwort auf Deinen Brief von hinten angefangen, bin aber schon wieder vorne. Die „Manier" des Socrates ist allerdings eine bedeutende Schwierigkeit; wichtiger aber noch scheint mir die – obwohl auch nicht unbesiegliche –: das *ganze lange* Leben des S[ocrates] darzustellen.[3] Denn nach meiner Ansicht unterscheidet er sich von fast jedem tragischen Helden dadurch, dass dieser immer nur Eine That begeht, Einen Gedanken, Ein Princip erstrebt, welches seine Katastrophe am Individuum herbeiführt, S[ocrates] aber ist er selbst nicht durch eine einzelne That, und sein tragisches Ende darf *nicht der Inhalt,* sondern in der That nur das *Ende der Tragödie* sein. Das bloße Erzählen seines längeren Lebens, etwa in der Vertheidigungsrede genügt bei Weitem nicht; ich bin in keiner Weise Dichter, sonst wüßte ich wohl mehrere Auswege, aber vorläufig sehe ich nur den einen, dass seine Umgebung aus Männern verschiedensten Alters bestehe, welche alle in demselben Verhältnisse zu ihm stehen, daraus ergiebt sich das Bild einer langen gleichen Wirksamkeit von selbst.

[1] Corpus delicti (lat.), Gegenstand des Verbrechens, Beweisstück.

[2] Jean Paul, Levana oder Erziehungslehre (der Mädchen), Sechstes Bruchstück, I. Kapitel, Ende von § 109. Angeregt durch die Lektüre von Rousseaus „Emile", hatte sich Jean Paul schon zu seiner Gymnasialzeit Notizen über die weibliche Erziehung gemacht. Er begann mit der Niederschrift 1805, das fertige Buch erschien in Braunschweig Ende des Jahres 1806 (auf dem Titelblatt steht 1807).

[3] Heyse hat den Plan, das Leben und Schicksal des Sokrates dichterisch zu gestalten, offensichtlich recht bald wieder aufgegeben.

Was nun den Hauptgedanken, nemlich Hegels betrifft, so hat er mich immer wenig befriedigt. Hegel hat das Gute, dass man nach seiner Deduction nicht mehr wie vor ihm so höchlich erstaunt und verwundert sein kann, wie es nur möglich war, dass die klugen Griechen einen solchen schlechten, dummen Streich machen und den S[ocrates] morden konnten.[4] Aber so einfach und sonnenklar wie nach Hegel ist die Schuld des Sokrates denn doch nicht. – Eine vollständige Polemik gegen Hegel würde in einen freundschaftlichen Brief wenig passen, ich werde deshalb nur anmerken, was mir etwa für Dein Vorhaben wichtig scheint. Richtig ist der Grundsatz, wenn zwei Principien mit einander streiten, muss der Träger des einen und gewöhnlich des neuen, welches den Kampf beginnt, in dem Kampfe untergehen. Allein nicht bloß für den Dichter, sondern auch in der Geschichte sind immer noch die Unterschiede zu beachten, sowohl der Principien als der Individuen. Um hier nur von dem Individuum zu reden, so unterscheidet sich Socr[ates] von andern z. B. Christus, Huss (wenn Du willst, auch Merlin[5]–) dass diese das neue Princip mit vollem Bewußtsein gegen das alte in den Vordergrund der Geschichte stellen wollen, und eben deshalb selbst anerkennen, dass das alte Princip sie mit altem Rechte bekämpft. Socrates aber weiß Nichts – wie Hegel wohl glaubt – davon[,] dass er ein neues *Princip* bringt; Socrates sieht weder in seiner eignen Person noch in seinen Gedanken einen Wendepunkt, noch fordert er einen solchen. Er wiederholt die alte delphische Forderung γνῶθι σ(ε)αυτόν[6]. S[ocrates] ist der erste Philosoph, der sich von der Natur ab u. dem Innern des Menschen zuwendet – Princip der Innerlichkeit–, aber auf Geheiß jenes alten Spruches; er sagt nicht blos, sondern er meint auch, dass er gar Nichts Neues bringe; er heißt das Alte meistentheils schlecht, aber nicht weil es *das Alte,* weil es ein anderes Princip ist; er will das Gute, aber nicht als ein Neues, sondern grade das Alte, Gute. Kurz: wer den S[ocrates] genau im Reden und

[4] Sokrates war 399 v. u. Z. zu Unrecht wegen Gottlosigkeit angeklagt und zum Tode verurteilt worden. Hegel hat in seinen „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" (Zweiter Teil, zweiter Abschn., Ende des 3. Kap.; Suhrkamp-Werke-Ausgabe, Bd. 12, S. 429f.) erklärt, daß in der Verurteilung des Sokrates zum Tode „eine hohe Gerechtigkeit" und auch „das Hochtragische" liege, weil sich das Prinzip des Sokratischen Denkens als revolutionär gegen den Staat erwiesen habe, da es alle herkömmlichen, durch Religion, Sitte und Staat sanktionierten Vorstellungen in Frage zu stellen suche. Das Tragische liege darin, daß die Athener selbst bereits vom „Subjektivismus" befallen waren. – Vgl. auch Hegels „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie", Erster Teil, 2. Kap., B.

[5] Der Zauberer und Prophet Merlin aus der Runde des Königs Artus, der 1137 in dem Geschichtswerk des Geoffrey of Monmouth zum ersten Mal erwähnt wurde. Heyse trug sich offenbar schon damals mit dem Plan, diese Gestalt zum Helden eines Romans zu machen.

[6] Γνῶθι σ(ε)αυτόν (griech.), „Erkenne dich selbst!", Inschrift am Apollontempel in Delphi.

Handeln verfolgt, sieht in ihm durchaus keinen vorsätzlichen Gründer eines neuen Princips, sondern einen – Kritiker, im höchsten Sinne des Wortes. – Aber dieser Kriticismus, den er allgemein eingeführt wissen will, denn er fordert von jedem Selbstkritik, ist *implicite* das Princip des Subjectivismus, und er will somit allerdings, dass das Gute in neuer Weise hervorgebracht werde, es soll nicht wie früherhin naturwüchsig, sondern selbstbewußt sein. Davon aber haben die klugen Griechen noch keine Ahnung, und wenn sie eine hätten, müßten die Sophisten noch eher den Schierlingsbecher getrunken haben. Hegel hatte von den Begriffen der Schuld und Unschuld durchaus nicht die rechte Ansicht, ihn hatte der eigene paradoxe Ausspruch: was ist, ist vernünftig, irre geführt. So spannt er denn jede moralische Handlung erst zu weit hinauf in das Reich der höheren wahren Wirklichkeit, und wenn sie hintennach beurtheilt werden soll, fällt er zu tief in die gewöhnliche Wirklichkeit hinab. So gehts ihm auch mit dem Socrates. Mir scheint S[ocrates] grade umgekehrt, nach dem gewöhnlichen, aber moralischen Urtheile *unschuldig*, und nur vom höhern historischen Standpunkte aus erscheint es, dass er den Tod erleiden mußte – darum aber darf man ihn noch nicht schuldig nennen. S[ocrates] ist freilich nicht ein unschuldiger, unglücklicher „Tropf", vielmehr nach dem legalen Rechte[,] nach dem Buchstaben des Gesetzes, oder was für den Griechen dasselbe ist, nach dem gemeinen Bewußtsein eines Bürgers, ist er des Todes schuldig, denn er hat faktisch neue Götter eingeführt (wenn man dies mit Hegel zugeben will) etc. – nach dem höheren moralischen Rechte hat S[ocrates] bei Allem, was er thut, die beste Absicht, und darum müßte er, wie er selbst sagt, im Prytaneum[7] gespeist worden sein; nach dem höchsten historischen Rechte sollte S[ocrates], glaube ich, sterben, in derselben Absicht[,] in welcher jeder Heros seines Gleichen sterben soll. Ich will deutlicher sein. Socrates lehrt, dass die naturwüchsige Sittlichkeit noch nicht die rechte sey, dass ein unbewußtes Geben und Erfüllen von Gesetzen zu einer bloßen Legalität führe, welche auch bei der strengsten Befolgung keinen moralischen Werth habe; dieser werde nur durch das „Bewußtsein" erlangt. Diese Lehre aber kann er, wie sehr er sich auch bemüht und von Morgens bis Abends umhergeht und jeden, den er eben faßen kann, damit behelligt, nicht verbreiten, wie sie es verdient; es liegt deshalb in der Natur der Sache, dass nur durch ein großes Ereigniss dieser Gedanke in das Gemüth des gesammten Volkes Eingang finden kann; dieser Gedanke aber gewährt sich, durch ein warnendes Beispiel des Gegentheils, indem ein

[7] Prytaneion (griech.; latinisiert: Prytaneum), das Rathaus in Athen, in dem die regierungführenden Prytanen ständig anwesend sein mußten; sie wurden deshalb dort auch auf Staatskosten verpflegt. Für alle Nicht-Prytanen war die Speisung im Rathaus eine große Ehre. Der Antrag des verurteilten Sokrates, ihm diese Speisung zu gewähren, wurde daher als große Herausforderung empfunden.

hoher Charakter, weil man ihn nach dem *niederen* Maßstabe der Legalität mißt, zum Tode verdammt wird. Und dieser hohe Charakter kann und darf natürlich kein andrer sein, als eben der Schöpfer jenes neuen Gedankens, für uns also Socrates. Als Dichter dürftest Du sogar diesen universellen Gedanken dem S[ocrates] in den Mund legen, etwa damit scheiden lassen; historisch wahr, wäre es freilich nicht. – Ganz ähnlich verhält sich die Sache bei Christus und bei Huss. – Schreibe mir doch gefälligst, wie Du die Sache etwa anzulegen gedenkst, und ich will Dir dann gern, da ich viel im Plato gelesen, meine Ansicht darüber sagen, und, wenn ich vermag, etwas hinzufügen. Vor Allem, glaube ich, trifft sichs glücklich[,] dass wir im Socr[ates] – vergessend die Art wie Hegel ihn betrachtet – einen Charakter vor uns haben, der zugleich erhaben und edel. Diese Worte deutet Schiller, wenn ich nicht irre, so, dass jenes ein Hinausgehen über die gewöhnlichen Ansprüche[,] die man an den Menschen macht, dieses eine ungewöhnliche abseitige Erfüllung der üblichen Ansprüche bezeichnet. Socrates ist in diesem Sinne edel in der Freundschaft, in der Familie, in der Wissenschaft, er ist erhaben in der Uneigennützigkeit und in der Ausdauer und Unwandelbarkeit. Diese lichtvollen Züge bekommen aber einen desto stärkeren Reiz, je einfacher und schlichter der Hintergrund, auf welchem sie erscheinen. Es ist kein Kaiser u. kein König, nicht einmal ein Kerl mit 'nem Degen oder Orden, auch kein Priester oder Prophet, ganz und gar Nichts von alledem, sondern τοιοῦτός τις, οὐ κομψὸς ἀλλὰ σφρετός. οὐδὲν ἄλλο φροντίζων ἢ τὸ ἀληθές;[8] wie er sich selbst bezeichnet, indem er dem Hippias (im major) vorgeblich einen Dritten schildert. Dazu nun noch die göttliche Ironie u. Selbstironie. – Die obige Stelle gibt mir übrigens Gelegenheit zu bemerken, dass Du wohl im Originale selbst den Plato wirst tractiren müssen, denn die Uebersetzer verhunzen ihn oft sehr, zumal da, wo es weniger auf die Schärfe eines wissenschaftlichen als auf die Feinheit eines darstellenden und blos spielenden Wortes ankommt. Zur Probe von den Abweichungen der verschiedenen Uebersetzer von einander will ich nur zwei der gedachten Stelle hersetzen: „Es ist eben so einer, gar kein feiner Mann, sondern ganz gradezu, der sich um nichts kümmert als um das Wahre." Der andere hat: „Er ist nun einmal so, gar kein ausgeschmückter und policirter Mann, sondern ganz gemein, der sich um nichts, als was wahr ist, bekümmert." – Indessen werden Dir diese und ähnliche Stellen, welche offenbar die Lieblingsansichten Platons unmittelbar ausdrücken sollen, zur Charakteristik gute Dienste leisten. – Wegen Deiner Jugend

[8] Die Stelle aus Platons Hippias Major, 288 d, lautet in möglichst genauer Übersetzung: „Gar kein feiner Mann, sondern aus dem gemeinen Volk, der sich (aber) um nichts anderes kümmert als um das Wahre." Von Sokrates sind keine Schriften erhalten ; seine Verteidigungsrede („Apologie") haben Xenophon und Platon in einer Nachdichtung überliefert.

brauchst Du nicht bange zu sein, denn ein socratisches Leben wird man doch *immer* nur aus dem Plato kennen lernen, und fast scheint es mir besser, dies mit dem keuschen jugendlichen offnen Sinne der rein wissenschaftlichen und poetischen Auffassung zu thun, als später, wenn sich die Erfahrung und das ganze gegenwärtige Leben in unser Herz drängen und wir Alles mit dem Auge der Gegenwart sehen und mit dem Pinsel des gegenwärtigen Zeitgeistes (wie Michelet[9] etwa sagen würde –) malen. An Stoff wird es Dir nicht fehlen, wenn Du den Plato recht benutzest; der gnomische[10] Inhalt liegt reichlich aufgehäuft und an Formkraft fehlt es Dir ja nicht, mein Lieber, wenn Du auch noch keine großen Vorwürfe behandelt hast, dafür verdienst Du auch für das Geleistete nicht einmal kleine. Mir scheint es auch, als wäre das ein Gedanke, von dem man nicht wieder lassen kann, und ich bin voll freudiger Hoffnung, dass Dir das Werk gelingen wird. Lies nur fleißig Plato, aber *auch in Uebersetzungen,* Du wirst die Gründe hiefür leicht einsehen. – Möchtest Du wohl die aristophanischen Wolken als Bühne mit auf die Bühne bringen?[11] Es hat viel für sich.

Dies möge für heute genügen; wenn es Dir lieb ist, *nächstens* mehr. Ueber mich werde ich auch ein anderes mal schreiben. Deine lieben Eltern sind noch nicht wieder hier, sobald sie kommen, bin ich bei ihnen. Lebe mir recht glücklich u. sey der aufrichtigsten Freundschaft und Liebe versichert von

Deinem Lazarus

[9] Gemeint ist der französische demokratische Historiker Jules Michelet (1798–1874), von dessen Hauptwerk „Histoire de France" in Deutschland vor allem die „Geschichte der Französischen Revolution" bekannt wurde. Ihr Wert liegt vor allem in der Darstellung der Stimmung, die die revolutionären Anführer und das Volk damals beseelte.

[10] Gnomisch (nach dem Griech.), in der Art der Gnome, eines lehrhaften Denkspruchs.

[11] Der griechische Dichter Aristophanes hat in der Komödie „Die Wolken" (aufgeführt 423 v. u. Z.) die häßliche Gestalt des Sokrates benutzt, um so die Sophisten zu verspotten.

[383] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 13ten März 1855

Du wirst mich, mein alter Junge, schwerlich an dieses Maerzen Iden unter Deinen Gratulanten erwarten;[1] desto besser! ein seltener Gast wird desto freundlicher aufgenommen, und man verzeiht dann seine Ver-

[1] Iden (lat.: Idus), der 13., im März, Mai, Juli und Oktober der 15. Tag des Monats. Paul Heyse hatte am 15. März Geburtstag.

säumniß. Wenn ich das auch bisher unausgesprochen ließ, so habe ich doch oft mit Freude und Sehnsucht an Dich gedacht, und mein Herz wird weit, indem ich hier sitze und mich sehne, mit der Theilnahme eines alten und wahren Freundes etwas von der Freude mitzugenießen, welche Dich an diesem Tage hoffentlich umgeben wird. Du weißt, wie ich den Segen glücklicher Häuslichkeit empfinde, wovon Du ein schönes Vorbild bei uns gesehen hast; da Du die ersten Jahren derselben so oft und wohlthuend verschönert hast, kann gerade ich an den frohen Nachrichten, die wir über Euch empfangen, viel innigeren Antheil nehmen, als es allen unseren junggeselligen Freunden möglich ist. Wie oft habe ich über dies und Anderes in Mußestündchen, auf einsamen Spazierwegen, mit Dir gesprochen; aber schreiben ist umständlich, eine unvermeidliche fortwährende Abbreviatur des Gedankens, wenn man nicht regelmäßig und sehr häufig schreiben kann; nur wenn das Maß warmer Erinnerung, wie heute, überläuft, dann *muss* man seine Gefühle in Worte fassen, und man thut es. Ich glaube hoffen zu dürfen, dass ich Dir noch so nahe stehe, dass es auch Dich bald einmal so überkommt, und dann sage mir in der Freimaurersprache des Ehemanns Etwas von all dem Guten, worin Du lebst. Auch von Deinen Arbeiten und Plänen höre ich immer nur sehr Flüchtiges und Unbestimmtes. Bei uns hier ist Alles in dem alten, wohlbekannten Gleise; nur dass mein liebes Weib an die 6 Wochen schon von nervösem Zahnschmerz geplagt ist und so einen guten Theil des Winters einsam und oft peinvoll verlebt hat. Meine Arbeiten sind getheilt zwischen Spinoza (der, wie Du siehst, sehr langsam reif wird, weil er eben reif werden soll –) und Psychologie, von welcher ich einige Capitel, die ins concrete Leben hineingehen, im Morgenblatt habe abdrucken lassen.[2]

Und nun komme ich zu einer Veranlassung dieses Briefes, die mich oft an einen solchen gemahnt hat; Meleager.[3] Einen bloßen Dank für dessen Zusendung hätte ich leicht und schnell senden können; der aber ist wahrlich so unwichtig unter Freunden, dass seine Verzögerung wohl kaum Entschuldigung heischt. Nicht für das Exemplar, sondern für die Dichtung zu danken, war meine Absicht. Diesen aussprechen heißt ein Urtheil fällen. Im Allgemeinen habe ich dies, bald nach Empfang des Buches, Deinem lieben Vater mitgetheilt: ob er Dir darüber geschrieben? – Inzwischen habe ich mich unsäglich oft mit Dir darüber unterhalten; gefreut, gestritten, vereinigt. – Ich wollte wirklich, ich könnte mündlich mit Dir darüber reden; es wäre, wenigstens für mich, in der That wichtig genug. Wie gemacht zu einem ganzen Heer von Principienfragen scheint

[2] Das Werk über Spinoza hat Lazarus nie vollendet. Die Kapitel über „Mathematische Psychologie" erschienen im „Morgenblatt für gebildete Leser", Jg. 1855, Nr. 21 und 22.

[3] Paul Heyses Tragödie „Meleager" war 1854 bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen. Zum Inhalt vgl. Brief Nr. 272 und Anm. 12.

mir das Werk; vielleicht schon darin hat es Bedeutung und zeigt einen eigenen Weg zu gehen. Was mich vor Allem angezogen, ist die Ergänzung des mythologischen Stoffes durch realistische, pragmatisch-psychologische *Motive* (im engeren Sinn des Wortes.) Die Götter verleihen einer Mutter die seltsame Auszeichnung einer Gewalt über des Kindes Leben; wie kommen sie dazu? wie kommt die Mutter zu einem solchen Wunsche? Das mußte uns der Dichter zeigen, wenn das ganze Verhältniss nicht ein bloßes Märchen sein und uns fremd bleiben soll. Und das hast Du vortrefflich gethan; ich gestehe, dass mir diese Parthie am besten gefallen, mich am meisten ergriffen hat; das Verhältniss ist eben so wahr als schön aufgefaßt. Althäa erscheint mir – ob Du wohl daran gedacht hast? – als die umgekehrte, aber zugleich als die edlere, höhere Medea; diese tödtet ihre Kinder aus Rache, weil der Mann sie verlassen hat, jene klammert sich mit aller Mutterliebesmacht an sein Leben aus demselben Grunde. Die Mutter tritt hier in den höheren ethischen Rang selbstständiger Liebe; Medea ist ein Weib, welches nach dem alten Sprachgebrauch „ihrem Manne zwei Söhne gaben [sic!]", die sie ihm raubt, weil er nicht mehr ganz ihr Mann; Althäa hat von ihrem Mann einen Sohn empfangen und die zwischen beiden im gewöhnlichen Lebensgang getheilte Liebe concentrirt sich ganz und glühend auf den letzteren. – Sodann finde ich eine eben so schöne als äußerst geschickte, weil sach- und naturgemäße Anordnung der genannten beiden verschiedenen Elemente darin, dass das Mythologische die Handlung eröffnet, dann Grund und Veranlassung zu einer ganz realistischen und als solche sich fortspinnenden Handlung wird, deren Katastrophe wieder in das mythologische Factum zurückkehrt.

Dies war sicher der einzig richtige Weg, den einfachen Mythos zu einem vollen Drama zu gestalten; denn jede andere, etwa gar mythische, Ergänzung und Verbindung entspräche unserer Anschauung vom poetischen Schaffen nicht.

Ob aber diese Verschmelzung des Mythischen und Realistischen überhaupt geeignet, fruchtbar, wahrhaft schön sey? Ob vollends unsere Bildungsstufe, zumal wenn und wo man ihrer realistischen Tendenz unmittelbar nachgibt, das gleichzeitige Festhalten am Mythos nicht als einen rein poetischen Zwang empfinden wird?

Ich will nicht sagen, dass wir dem Mythischen entfremdet sind, dass wir Nichts in unserem Gemüth damit anzufangen wissen; liegt doch in ihm die erste, ursprünglichste und tiefste Form aller menschlichen Poesie. Aber in Verbindung mit dem Realismus: da muss entweder dieser sich wenigstens in der Form zu jener Höhe des von allen Naturbedingungen freien und weit darüber hinausgreifenden Mythischen emporheben, muss durch Form und Kraft wunderbar sein, uns wie ein Wunder ergreifen, wenn wir inmitten desselben Wunder (Mythen) begreifen sollen;

oder aber der Mythos läßt sich herab, nimmt selber die Form von realistischen Handlungen und Naturbedingungen an. Ich würde darüber schwanken (nach dem Anfang des ersten Actes), welchen von beiden Wegen Du eingeschlagen, wenn nicht die ganze mittlere Handlung eine ans Derbe grenzende Natürlichkeit zeigte. Aber dieser Weg scheint mir mindestens gefahrvoll, dass er die ganze poetische Wirkung vernichtet. Wir können uns in jeder historischen Zeit eine edle tief angelegte Weiblichkeit wie Althäa und ihren Sohn M. denken; Onkel Toxeus kann darum doch ein ziemlich roher Geselle sein; diesem Charakter ist wiederum auch seine Redeweise angemessen; wenn aber die Form so ganz der Natürlichkeit folgt, dass er z. B. sagt „die Dirne thut gewaltig scheu"; dann werden wir zweifeln, ob die Götter mit dieser Familie verkehren. Kurz die Form des wirklichen Lebens, je treuer desto mehr, ist in nothwendigem Widerstreit mit einer mythischen Lebenssphäre und mythischen Ereignissen. Man könnte zwar meinen, dass jene frühen Menschen, wie der Mythos voraussetzt, unmöglich in Sophocleischer oder Göthischer Sprache geredet haben; aber unter diesem Gesichtspunkt fällt die ganze Mythenwelt unbarmherzig in ein Schattenwesen, das keine Poesie mehr beleben kann. – Das Mythische aber rein allegorisch zu nehmen, wird ganz gewiß so wenig nach Deinem wie nach meinem Sinne sein; ohnehin würden wir durch die natürlichen Formen der übrigen Handlung daran gehindert. Also nur der crasse Idealismus kann mit dem Mythos harmonisch wirken. – Atalante ist eine gelungene Zeichnung in Hogarths Manier;[4] aber eben in dieser.

Du siehst ich bin rückhaltslos in meinem Urtheil; ich habe mich an Deiner Arbeit wahrhaft erfreut, aber grade an dem, was *Du* gemacht hast, wie die erstgenannten Punkte. Je inniger ich mich aber gefreut habe, desto schmerzlicher war mir die Ueberzeugung, dass unser Publicum schwerlich das Werk genießen wird. Gesetzt auch der Fehler läge hiebei nicht in dem Werk und wir dürften über das ganze Princip anderer Meinung sein, als ich eben ausgesprochen, d. h. jene Verschmelzung wäre wirklich schön. Der Mangel also läge am Publicum, so ist das doch immer schlimm. Ich glaube man braucht diesem nicht nachzugeben, dass man Alles macht, was es haben will, aber es hilft Nichts, ihm zu geben was es nicht haben will, wie ich glaube, nicht haben und genießen kann.

Zwar kann man geltend machen, dass, was schön sey, ewig schön sey, ob es gefällt oder nicht; aber alle Ewigkeit menschlichen Thuns muß in der Zeit anfangen.

Doch genug! vielleicht schon mehr als das, obwohl ich nicht glauben mag, dass Dich meine Offenheit belästigt. Ich muß den Wunsch wieder-

[4] Die Sittengemälde des gesellschaftskritischen englischen Malers William Hogarth (1697–1764) wurden in Stichen vervielfältigt und erlangten dadurch weite Verbreitung.

holen: wärest Du doch hier; wir würden eben so und doch ganz anders darüber und über vieles Andere reden; Auge in Auge sieht man das warme Herz auch unter dem kritischen Wort. Ueberhaupt wenn Du hier wärst! auf verschiedenen Wegen des Schaffens würden doch immer unendlich viele Berührungspunkte für Geist und Gemüth bleiben zwischen Dir, mein Theurer, und Deinem

herzlich getreuen Lazarus

Die freundlichsten Empfehlungen an Deine und von meiner Frau; leider ist diese außer Stande, wie sie wünschte, selbst zu schreiben.

[384] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 7ten April 1856

Mein lieber, lieber Paul!

Ich muß endlich eine alte Schuld von Dir eintreiben, die nach civilem Recht beinah verjährt ist; nemlich das kleine Heft über Gesch[ichte] d[er] Philos[ophie] wollte ich mir erbitten. Ich hatte einen schönen Grund, bis jetzt zu warten, und der bestand in der liebenswürdigen Aussicht, die Du mir gemacht hattest, es in einer Copie von der Hand Deines lieben Weibchens zu erhalten. Jetzt aber ist sie wahrscheinlich mit einer anderen philosophischen Disciplin ausschließlich beschäftigt, mit Experimentalpädagogik,[1] und wenn sie nicht den Fehler des alten Shandy[2], der mit seinem pädagog[ischen] Material immer ein Jahr zu spät kommt, umkehren und damit 15 Jahre zu früh kommen will, so wird sie wohl Gesch[ichte] der Philos[ophie] jetzt nicht betreiben. Ich sage nur 15 Jahre; denn Dein Franz soll ja, wie alle Welt behauptet, ein so grundgescheidter Junge sein, dass er das Gymnasium verlassen wird, ehe er ins 16te Jahr tritt.[3] – Nun muß ich Dir aber auch sagen, weshalb ich mir das Heftlein plötzlich ausbitte, ja sogar die *umgehende* Sendung recht sehr wünsche; den geistverwandten Männern des Rütli[4] nebst einigen Seitenverwandten dessel-

[1] Anspielung auf die praktische Pädagogik, die Margarete Heyse ihrem ersten, 1855 geborenen Kind Franz zuzuwenden hatte.

[2] Lazarus' Bemerkung bezieht sich auf die Figur des pedantischen Vaters in Laurence Sternes Hauptwerk „The Life and Opinions of Tristram Shandy". Der erste Band dieses Romans erschien 1760; er war die erste Veröffentlichung von Laurence Sterne (1713–1768) und von großem Einfluß auch auf deutsche Romanciers (Wieland, Jean Paul).

[3] Paul Heyses Sohn Franz (1855–1920) hatte später mehrfach große Sorgen ausgelöst. Vgl. dazu Brief Nr. 424.

[4] Das „Rütli" war ein literarischer Zirkel in Berlin, dessen Mitglieder nahezu identisch waren mit denen des größeren „Tunnel", des „Berliner Sonntagsverein". Das „Rütli" war, wie eines seiner lebhaftesten Mitglieder rückblickend schrieb, „eine Art Neben-Tunnel,

ben werde ich von nächster Woche ab das collegium privatissimum über Gesch[ichte] der Philos[ophie] zweistündig lesen,[5] und da möchte jene Vorarbeit, da wir uns Beide die Sachen leidlich klar zu machen gesucht hatten, von einigem Werth sein. – Deine liebe Mutter habe ich vorgestern mit meiner Frau gesehen; auch Deinen Schwiegervater am gleichen Tage im Rütli;[6] ob es Dir bekannt ist, dass ich jetzt öfters mit ihm zusammen komme? Wenn er mich halb so gut leiden kann, wie ich ihn mit jedem Zusammentreffen lieber gewinne, dann können wir beide wohl zufrieden sein. Ich bewundere an ihm besonders neben solchem Fleiß solche Frische und – Natur.[7]

Nun wünsche ich Euch allen Dreien recht wohl zu leben; seyd bestens und herzlich gegrüßt von meiner Frau und Deinem getreuen alten

Freund Lazarus

eine Art Extrakt der Sache" (Theodor Fontane, Von Zwanzig bis Dreissig, Werke, Bd. XV, München 1967, S. 206).

[5] Über dieses „Privatkolleg" von Lazarus zur „Geschichte der Philosophie" berichtete Bernhard von Lepel in seinen Briefen an den in England weilenden Fontane. Vgl. Th. Fontane und B. von Lepel, Ein Freundschaftsbriefwechsel, hrsg. von Julius Petersen, München 1940, Bd. 2, S. 150 und S. 154.

[6] Der Kunsthistoriker Franz Kugler (1808–1858), Kunsthistoriker, Historiker und Schriftsteller, zunächst Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste zu Berlin, seit 1842 Vortragender Rat im preußischen Kultusministerium; Mitglied des „Tunnel" und des „Rütli" (mit dem Namen „Lessing"). Zu dem engeren Kreis, der sich unabhängig von den beiden literarischen Vereinen, bei verschiedenen Anlässen und in verschiedener Zusammensetzung im „Kuglerschen Haus" am Südende der Friedrichstraße zusammenfand, gehörte Lazarus wohl nicht. Nur so ist der folgende Satz auch verständlich.

[7] Fontane hat in den schon genannten Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreissig" (aaO, S. 169ff.) Kugler etwas anders, aber wohl realistischer porträtiert: „Immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite seiner Worte wägend, kam in seinem Wesen etwas spezifisch Geheimrätliches zum Ausdruck [. . .]", obwohl er zu Hause sehr herzlich und fröhlich sein konnte.

[385] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 24ten Februar 1858

Mein lieber Paul!

Da ich endlich Zeit und Stunde vor mir habe, Dir aus vollem Herzen ein Wort des Dankes zu sagen, will ich keinen Theil davon mit leidigem frater peccavi[1] verderben. Es ist ohnehin mit dem Dank wie mit der Gabe: schnell ist doppelt; darum mag sich eilen, wer eine kleine Gabe

[1] „Frater, peccavi!" (lat.), „Bruder, ich habe gesündigt!", in Abwandlung vom Lukas-Evangelium 15,18: „Pater, peccavi!", „Vater, ich habe gesündigt!"

bringt, oder wer einen kalten flüchtigen Dank hegt, dass er ihn ausspreche. Dir aber, mein geliebter Freund, habe ich eine so große, herzlich innige Freude zu danken, dass mir der Ausdruck dafür immer karg und eng bleiben wird, käme ich auch noch so spät und langsam damit.

Wer jemals solche Stunden und Tage tiefinnerster Geistesgemeinschaft gelebt hat, wie wir in jenen schönen Jahren, glaubt an kein Erkalten der Freundschaft, an kein Aufhören des gemüthvoll geistigen Zusammenhangs; Du weißt deshalb, was es eigentlich bedeutet, wenn ich dennoch sage, dass mir die hohe Freude gänzlich unerwartet kam. Wie frisch und herzlich wir einander auch angehörten, so oft ein günstiges Geschick ein leibhaftiges Zusammensein geschenkt hat, dass wir lebendige Worte tauschen konnten, so war doch kein schriftlicher Verkehr zwischen uns. In solchem Falle sind die Gedanken an den fernen Freund, so oft sie auftauchen und wäre es auch so oft, wie Dein Name bei uns genannt wird, immer von einem gewissen Gleichmaß der Gefühle begleitet; sie sind nicht von Hoffnung auf Briefen [sic!] und Furcht vor deren Ausbleiben aufgeregt (und dies, ganz unter uns sey es gesagt, ist sogar etwas Schönes am Nichtschreiben. Ich fühle in der That, während ich dies schreibe, die ganze Freundschaftsketzerei, die dadurch ausgedrückt ist, und doch hat sie eine so zu sagen esoterische Berechtigung; Andere, z. B. Frauen, würden hier gänzlichen Mangel an Religion der Freundschaft voraussetzen–).

Das Unerwartete war aber natürlich nur das geringste Ingredienz der schönen, hohen Freude, die Du uns gemacht hast; ich sage uns, denn meine Frau spielt immer mit. Es war eine köstliche Stunde, eine von jenen seltenen festtäglichen des Lebens, und ich wollte, ich könnte sie Dir recht malen, dann allein hätte ich den vollen Ausdruck des Dankes gefunden. Es war am 24ten December Nachmittags, als es schon dunkel und die Zeit da war, dass in Kinderhäusern und Kinderherzen die Lichter angezündet werden, da brachte der moderne Götterbote einen Brief nebst Paquet. „Aus München!" „ah! von Paul!" ich wollte danach langen, – denn ich lag auf dem Sopha, nicht krank, sondern genesend, – aber meine Frau behielt natürlich beides, und nachdem sie den Brief geöffnet, und die erste Sehnsucht nach dem Lesen an der bloßen Schrift und Unterschrift gestillt hatte, wurde auch das Paquet entsiegelt. Meine philosophische Geduld wurde zunächst belohnt mit der Verkündung des Titels: „Neue Novellen!"[2] „Gewiß auch der Kreisrichter", sage ich. Natürlich ohne mir das Buch zu geben, blättert meine Frau nach dem Inhaltsverzeichniß. Wäre ich ein so gelehrter und so eifrig-gründlicher Physiologe wie Henle

[2] Paul Heyses „Neue Novellen" erschienen 1858 in zweiter Auflage bei J. G. Cotta in Stuttgart und enthielten: Das Mädchen von Treppi; Der Kreisrichter; Erkenne dich selbst; Helene Morten.

in Göttingen,[3] so hätte ich in der folgenden Minute was Rechtes lernen können. Als nemlich eben dieser Henle einmal nach seiner Wirthin klingelte und sie nicht kam, als er – ein sanfter und gemüthlicher Kauz, ganz dazu gemacht, seiner Wirthin die Subordination abzugewöhnen, – als er noch einmal und noch einmal geklingelt hatte und die Wirthin immer nicht kam, da zog er plötzlich so gewaltig, dass der Zug abriß und die Wirthin hereinstürzte; er aber stand vor dem Spiegel, den er hastig erreicht hatte, denn er wollte sehen: welche Adern ihm beim Zorn angeschwollen seien, und welche specifische Röthe der Zorn in sein Gesicht gerufen habe! – er hatte was gelernt.

Meine Frau also hatte umgeblättert, und langsam mit freudig überraschter Stimme las sie: „Meinem lieben Freunde u.s.w.[4]" sie blickte mich an und sagte: „wie er roth wird"; ich muß wohl die Augen niedergeschlagen haben, denn sie sagte weiter: „er schämt sich!" aber sie kam dann und bedeckte meine Röthe mit einem freudewarmen Kuß. Hier, mein Junge, dieser Kuß ist etwas von Dank für Dich! –

Hätte ich nur einen Spiegel gehabt! und dennoch behaupte ich allen Physiologen zum Trotz, ich hätte Nichts dabei gelernt und selber ein Henle hätte Nichts gelernt, denn als Psycholog behaupte ich: die Röthe wie ihre Ursache war nicht einartig, denn so vielerlei mischte sich in das innere Leben des Einen Moments, dass keine Analyse es einzeln erreichen kann. Gewiß war ich beschämt, wer will es denn leugnen? aber ich war auch überrascht, tief erfreut, froh bewegt vom Dank, und vor Allem und über Alles war es sicher ein reines Aufwallen und -Quellen der Freundschaft, jenes lautersten Bündnisses zweier männlicher Seelen, und in Allem diesem, mein lieber Paul, war für den Mann eine Minute – Jugend.

Es ist heute schon der 9te März, da ich zum erstenmal wieder Zeit und Stimmung, an Dich zu schreiben finde, nachdem beide durch allerlei Störungen meiner seit November noch immer sehr erschütterten Gesundheit und dann durch bürgerliche Geschäfte unterbrochen waren. Ich will deshalb nur noch einige Zeilen an den geschriebenen Bogen heranstoßen und den halben Brief absenden, da ich fürchte den ganzen, welcher Einiges über die Neuen Novellen enthalten sollte, nicht so bald fertig zu bekommen. Dies Eine muß ich aber historisch berichten, dass ich in zwei

[3] Der Anatom und Pathologe Friedrich Gustav Jacob Henle (1809–1885), Schüler von Johannes Müller, lehrte an den Universitäten Zürich (seit 1840), Heidelberg (seit 1844) und Göttingen (1852). Von großem Einfluß waren sein „Handbuch der rationellen Pathologie" (1846–53) und die zusammen mit Karl Pfeifer herausgegebene „Zeitschrift für rationelle Pathologie" (1844–69). Auf diesem Weg versuchte er zu erreichen, daß die spekulativ-physiologische Deutung des Pathologischen abgelöst werde durch eine empirisch überprüfbare Interpretation.

[4] Die Widmung lautete: „Meinem lieben Freunde Moritz Lazarus in treuer Gesinnung zugeeignet."

Tagen die sämmtlichen Novellen durchgelesen hatte, den Kreisrichter zuerst, weil mich die liebe Erinnerung stärker als die Neugier anzog. Seither sind die Novellen noch einmal im Kreise meiner Freunde an Sonntagabenden laut vorgelesen worden. Ich werde als Pathe über dies Buch in der Form einer Recension wohl nicht reden dürfen, denn unser Publicum scheint mir dafür nicht unbefangen genug; aber die Gedanken, welche ich gleich nach der ersten Kenntniß des Kreisrichters hingeworfen und inzwischen vielfach ausgebaut habe, welche nemlich das Verhältniss von Schönheit und Liebe von der psychologischen Seite anfassen wollen, werde ich jedenfalls in größerem oder geringerem Zusammenhang einmal ans Licht stellen. Durch die vielseitige Wendung und Verkörperung dieses Problems in Deinen poetischen Arbeiten, Francesca[5], Michel Angelo[6], Kreisrichter und entfernter auch Urica[7], gewinnen sie für mich etwas Ganzes, litterarhistorisch Bedeutsames und Charakteristisches. – Haben Dich denn weise u. gescheidte Leute, die nach Italien gehen, noch nicht nach der Strasse und Hausnummer der Padrona gefragt?[8] ich weiß, dass sie wohl nur in Deinem poetischen Kopfe wohnt, aber man sollte es kaum glauben; es ist eine köstliche Person. Sehr interessant war mir, gewiß auch Dir, das Urtheil aller meiner Freunde und derer, die die Novellen sonst durch mich kennen gelernt, besonders darüber zu hören, welcher der Preis zuerkannt wird; denn gewiß legt Niemand das Buch ohne diese Frage aus der Hand. Ich habe das auch bei meinen Monographien erfahren, und ist die Folge davon, dass man mehreres Ganze in Einem Bande gibt. Es hat seinen Vortheil und seinen Nachtheil; jenes weil sonst das Vergleichen mit anderen, fremden Werken losgeht, dieses weil alles bewußte Vergleichen weder dem Kunstgenuß noch dem Kunsturtheil zuträglich ist.

In Sachen des Litteraturblatts habe ich zum Rütli – dem ich leider schon wieder 3 Wochen nicht beiwohnen konnte – gesprochen; bisher, glaube ich, fruchtlos.[9] Ich selbst kann für jetzt wirklich gar Nichts zusagen, da ich für keine folgende Woche der Arbeitskraft sicher bin. Aber im Sommer, so Gott will, hoffe ich mich zu stärken, im Süden, Salzburg oder die Schweiz; also gedenke ich auch Dich für ein paar Tage, falls Du in München oder in der Nähe bist, aufzusuchen und an das alte Freundesherz zu drücken; ich habe Dir, mein lieber Paul, wenn es nicht doch schon

[5] Das Trauerspiel „Francesca von Rimini" erschien 1850.

[6] „Michelangelo Buonarotti" erschien 1854 in der Sammlung von Versnovellen „Hermen".

[7] Auch die Versnovelle „Urica" war in den „Hermen" enthalten.

[8] Die „Padrona" ist die Hauptgestalt in der Novelle „Das Mädchen von Treppi" (vgl. Anm. 2 dieses Briefes).

[9] Heyse suchte nach Beiträgen für das „Literaturblatt des Deutschen Kunstblatts", dessen Redaktion er Ende 1857 übernommen hatte.

früher einmal brieflich geschieht, viel, recht viel und Gutes zu sagen. Gott segne Deine Kraft, dass Deine fleißigen Schöpfungen in gleichem Maße fortgehen; denn solche Kraft ist nicht blos Segen, sondern sie verdient ihn auch. Der große, kräftige, ethische Zug in Helene Morten pochte gewaltig an mein Herz; ich will Dir was sagen, mein Junge, (ein Stück meines ästhetischen Glaubensbekenntnisses): die ethische Stärke der Poesieen, das sind die Knochen in der plastischen Gestalt; die Schönheit liegt nicht in den Knochen, sie sind nicht schön, sie liegt im Fleisch; aber es gibt doch keine, mindestens keine männliche Schönheit ohne einen – wenn auch unsichtbaren – mächtigen Gliederbau; darum fällt die Vergleichung Deiner Braut v[on] Cyp[ern][10] mit Bocaccio [sic!] so ungemein günstig für Dich aus.

Es thut mir leid, dass ich Deine Ebenhausener Verse über unsere Freitagabende nicht zu sehen bekomme; es ist ein eigenes Verhängniß, auch Steinthals Symposion ist liegen geblieben; vielleicht komme ich gar selbst noch einmal mit der psychologischen Frage über die Erziehung des höheren, inneren Umgangs nach den Studienjahren darauf zu. Ohne alle wissenschaftliche Frage aber weiß ich: es war eine schöne, liebe Zeit; fehlte doch jenen Stunden keine frohe Seite ächt menschlichen Daseins; der Schönheit wurde eifrig angehangen und nachgeforscht, das Wissen überhaupt gesucht und geschärft, und dann wurden und waren doch auch manche einander von Herzen herzlich gut; denke ich jener Zeit und dann wieder an die Veranlassung dieses Schreibens und sollte, wie gebührlich, schließlich noch einmal danken, dann mein lieber Junge muß ich schließen, ich oder es wird mir warm; hier meine Hand, lieber Paul, ich drücke sie und Dich an mein Herz und bleibe

Dein Freund Lazarus

Deine liebe Frau und die weltberühmten – unberufen – geliebten Kinderchen grüßen wir beide aufs Beste; meine Frau hat leider bei den großen Stürmen ein schlimmes Auge davongetragen, darf weder schreiben noch lesen, sonst hätte sie geschrieben, hofft es aber bald zu thun. Grüße auch Hemsen bestens, und dass Geibel mir wohlgesinnt ist freut mich herzlich.[11] Du lieber Himmel jetzt stürmen die A propos vor Briefschluß heran. 1. Du erlebst alle Tage, wie ich weiß, die besten Kindergeschichten, bitte, bitte, bewahre mir etliche auf, mit unväterlicher historischer Treue die ich leider der in allen sonstigen Stücken

[10] Die Versnovelle „Die Braut von Cypern" war mit einem lyrischen Anhang 1856 erschienen.

[11] Wilhelm Hemsen, ein Neffe von Friedrich Theodor Vischer, der später Bibliothekar des Königs von Württemberg in Stuttgart wurde, lebte damals noch in München und gehörte – wie Heyse und Geibel auch – zum Münchner Dichterkreis „Die Krokodile".

ehrenwerthesten großmütterlichen Vermittelung als Empiriker nicht zutrauen darf.[12] 2. Die beiden Nummern Litteraturblatt sind vortrefflich, pergas quaeso[13] sagen die Schulmeister.

[12] Die Großmutter Julie Heyse erzählte Lazarus gern von ihrem begabten ersten Enkel Franz. Auch Fontane erzählte stolz Kindergeschichten und berichtete, daß er darin schon mit Storms konkurriere (vgl. Der Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse, hrsg. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1972, S. 29; Brief vom 4. Febr. 1855).

[13] Pergas, quaeso (lat.), fahre fort, ich bitte dich! Weiter so!

[386] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 31ten Mai 1858

Mein lieber Paul!

Wir sind herzlich froh, heute durch Deine liebe Mutter gehört zu haben, dass Du Dich wieder ganz wohl befindest und eigenhändig geschrieben hast.[1] Da ich früher nicht mit Gemüthsruhe nach München denken konnte, habe ich nicht gleich nach Empfang des Briefes von Wilbrand [sic!][2] an Dich geschrieben; seine Adresse aber hatte er mitzutheilen vergessen. Ich will Dir heute nur sagen, dass ich allerdings gesonnen bin, Dir einen Artikel über Nimrod, ob er gleich noch nicht geschrieben ist, in längstens vier Wochen zu schicken. Vielleicht schreibe ich auch über den neuerdings im Druck erschienenen Columbus von Werder, den ich inzwischen gelesen habe.[3]

Ich schreibe Dir also nächstens wieder u. wünsche für heute von ganzer Seele weitere Genesung und Kräftigung. Von meiner Frau und Steinthal die besten Grüsse u. herzliches Lebewohl von

Deinem Lazarus

Deine liebe Frau und Müller grüßen wir bestens; Fränzchens Chocoladengeschmack hat uns recht amüsirt.

[1] Paul Heyse hatte am 19. Mai plötzlich ein hohes Fieber befallen.

[2] Der Erzähler und Dramatiker Adolf Wilbrandt (1837–1911) gehörte zu dem Münchner Dichterkreis „Das Krokodil". 1859 wurde er dann zweiter Redakteur bei der Süddeutschen Zeitung.

[3] Wie der folgende Brief zeigt, hatte Lazarus zu viel versprochen.

[387] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 25ten November 1858

Mein lieber Paul!

Ich will heute Deinen lieben herzigen Brief nicht beantworten; ich thu' es dann zunächst. Nur um die unschuldig verschuldete Untreue gegen den Redacteur des Litter[atur]bl[att] womöglich noch ein wenig gut zu machen, frage ich Dich, ob Du vielleicht für das Decemberheft noch einen Aufsatz (über den Don Quixote) brauchen kannst. Ich habe von früher her Material dazu liegen u. gehe heute an die Bearbeitung, so dass ich es Dir wenige Tage nach Deiner Antwort, vielleicht sogleich würde schicken können. Ich will es mir nicht besonders zurechnen, aber zur Ehre der Wahrheit darf ich es Dir sagen, dass ich nur um die Götter der Freundschaft auszusöhnen daran gehe; und ich will es auch so gut machen, wie ich kann. Wenn Du bedenken willst, dass ich fast den ganzen vorigen Winter u. diesen Sommer nicht arbeiten konnte u. nicht durfte,[1] so wirst Du gern begreifen, dass ich, einmal wieder zur Arbeit zurückgekehrt, meiner engeren Wissenschaft angehören mußte, und Dir deshalb nicht zur Seite stehen konnte.

Was ich neuerdings vorhabe, hat Dir vielleicht Steinthal schon gemeldet; ich will mit ihm zusammen nächstens eine Zeitschrift für Völkerpsychologie herausgeben, deren Prospect ich Dir nächstens schicken werde. Eine längere Abhandlung, eine Art Programm und Einleitung in die Wissenschaft ist bereits fertig.[2]

Nun wenigstens Ein Wort zu meiner Entschuldigung, dass wir so schmählich darum gekommen sind, Euch zu sehen; gewiß hätte ich es an ein paar Zeilen zur Anmeldung nicht fehlen lassen, aber meine Frau wollte durchaus das Vergnügen der Ueberraschung genießen und bereiten.[3] Wir sind ja nun beide, ich meine, meine Frau und ich, hart genug wegen dieses übermäßigen Freudebegehrens gestraft worden; genug und

[1] In seinem Brief vom 24. Februar 1858 schrieb Lazarus, daß ihn die noch immer etwas erschütterte Gesundheit und „bürgerliche Geschäfte" von der eigentlichen Arbeit abhielten; es scheinen dabei allerdings die „bürgerlichen Geschäfte" im Vordergrund gestanden zu haben, da auch Steinthal am 30. Juni 1858 an Heyse etwas resigniert schreibt, er lebe sehr einsam in Berlin und habe Lazarus mindestens ein Jahr nicht gesprochen.

[2] In einem ersten großen Beitrag stellten Lazarus und Steinthal dar, warum es notwendig sei, eine neue Forschungsdisziplin, die Völkerpsychologie, zu begründen und was darunter zu verstehen sei. Dieser programmatische Aufsatz erschien unter dem Titel „Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. I (1860), S. 1–73. Vgl. dazu Bd. I, bes. S. XLII–LXI.

[3] M. Lazarus und seine Frau hatten diesen Überraschungsbesuch wahrscheinlich ausführen wollen, als Paul Heyse mit seiner Mutter und Familie in Lichtenthal bei Baden-Baden Ferien machte, nämlich im August 1858.

zu sehr, als dass Ihr uns darum noch ein Jota von Eurer alten Liebe entziehen solltet. Reiselustig wie wir sind, wollen wir es, so Gott das Leben gibt, bald nachholen, und uns sonnen und erquicken in der Freundschaft, mit welcher Dir unwandelbar und fest angehört

Dein Lazarus

Von Deiner lieben Mutter hat uns Steinthal gestern – an seinem Tage[4] – den besten Bericht gebracht. Allseitige Grüsse von hier nach dort. Noch Eins. Willst Du die Güte haben und Hanfstängel an die Bilder mahnen, die wir bei ihm bestellt haben![5]

[4] Am 24. November (1849) hatte sich Steinthal habilitiert.
[5] Franz Hanfstängl war damals der beste Photograph in München.

[388] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 22ten December 1858

Mein lieber Paul!

Ich hatte gestern die Absicht, Dir einige Zeilen zur Begleitung des Paquetchens zu schreiben, welches Du wohl zugleich mit diesem Briefe empfangen wirst; ich ging aber deshalb erst noch einmal zu Deiner lieben Mutter, weil ich mein Gewissen nicht beruhigt fühle, wenn ich an Dich schreibe, ohne sie kurz zuvor noch gesehen zu haben. Eine Viertelstunde, bevor ich zu ihr kam, hatte sie mich aber grade durch die Stadtpost citirt und mich auf Dein Geheiß zu ihrem Hausrath berufen. Ich habe nach bestem Wissen meinen Rath ertheilt und, da sie ihn genehmigt hat, versprochen, Dir meine Gründe zu schreiben.

Ich ging von der Ansicht aus, dass Ihr Beide, Deine Mutter und Du, nicht blos bei einem etwaigen Tausch keinen Schaden leiden sollt, sondern auch, dass Keiner Schaden gelitten zu haben – *glauben* soll.

Es schien mir deshalb unangemessen, dass Deine liebe Mutter Dir die Amerikaner gegen solide Papiere umtausche; denn trotz aller Versicherung, dass sie für etwaige Eventualitäten in America durch Dich entschädigt werden soll, würde doch das Steigen und Fallen der Amerikanischen Course nicht blos Furcht und Hoffnung wie eine gute Tragödie, sondern auch andere Gefühle erregen, die nicht zu den wohlthuenden gehören. Dazu kommt, dass die Zinsberechnung bei einem wirklichen Tausch nicht blos schwierig, sondern auch fraglich wäre. Deshalb nun erschien mir Solches das Beste: *Du* hast schwankende Amer[ikanische] Papiere, aber sie tragen 7%; gut![1] Du behältst diese Pap[iere] als Dein eigen und

[1] Es handelt sich also offensichtlich um Aktien, wahrscheinlich um die damals auch in Europa vielbegehrten amerikanischen Eisenbahnaktien.

beziehst Deine 7%. Aber Du brauchst 1900 Rthlr.[2] Deine Mutter hat feste 5%ige Papiere, sie leiht Dir also baare 1900 Rthlr. gegen 5% jährliche Zinsen vom Tage der Absendung. Die Sache ist also very slick,[3] Ihr habt gar Nichts mit einander zu rechnen; Du schickst Deiner Mutter die Zinsen von 1900 Rthlr. oder läßt dieselben mit den Zinsen von Deinen Amer[ikanern] verrechnen. Und nun noch Eins, was ich im Interesse der Ordnung für recht und gut finde. Schicke Deiner lieben Mutter jedenfalls einen einfachen Schein über die Summe von 1900 Rthlr., welche mit 5% zu verzinsen seien, damit sie an Stelle der Staatspapiere nun ein anderes Papier „zu liegen" hat. Ich setze voraus, dass Du eingetragener Mitbesitzer des Hauses bist, oder gegen Deine Anzahlung eine entsprechende Hypothek auf Deinen Namen eintragen lässest; sollte das erstere nicht der Fall und das letztere zu kostspielig sein, zumal es zwischen Dir und Frau Clara unnöthig erscheint: dann lass Dir wenigstens einen einfachen Schein über Deine Anzahlung geben. Leben und Sterben sind zwei so mächtige Feinde gegeneinander und *beide* so absolute Herrscher über uns, dass wir nicht ohne Rücksicht auf sie uns geriren können. Soll ich um Verzeihung bitten, dass mein Rath den Anschein erweckt, als ob ich Dir nicht volle Geschäftsweisheit zutraute? Aber bist Du nicht ein Dichter?[4] und dann spreche ich besonders auch für Deine Mutter, obgleich sie sich dagegen sträuben und verwehren würde, wenn ich es ihr sagte. – – –

Und nun, mein geliebter Freund! ein Wort zu meinem Bilde. Ich habe so lange schon die Wohlthat einer bildlichen Vergegenwärtigung von Dir genossen und habe sie so sehr schätzen gelernt, dass ich glaube, es werde auch mein Bild Dich freuen. Hat auch Mutter Natur es versagt, eine ästhetische Zierde daraus zu machen, vollends wenn die dira necessitas[5] der Naturgesetze den Pinsel geführt hat, so wird – meine Frau will durchaus den Nachsatz dictiren: so wird Dein liebes und schönes Auge durch seinen Blick darauf [es] schon schön genug machen. Muß ich nun nicht eifersüchtig werden? Ich für meine Person hätte blos gesagt, dass das Gemüth in die Augen tritt und sehen hilft, oder, wissenschaftlich zu reden, dass die Apperception stärker ist als die Perception[6] und ein Freundesauge deshalb nur den Freund sieht, wenn es nemlich zu einem so

[2] Aus dem Tagebuch von Paul Heyse und aus dem folgenden Brieftext ist zu entnehmen, daß Clara Kugler, Heyses Schwiegermutter, gemeinsam mit Heyse ein Haus in München kaufte. Dieses Haus, Augustenstraße 2, bewohnten sie dann auch gemeinsam: „Frau Clara" Kugler mit ihren Söhnen Bernhard und Hans „unten", Paul Heyse mit Familie „oben".

[3] „Very slick" (engl.), sehr geschickt.

[4] Der Inhalt der folgenden Briefe enthüllt, wie sehr Lazarus auf diese „Untüchtigkeit" Heyses in Geschäftsdingen spekulierte.

[5] Dira necessitas (lat.), harte Notwendigkeit.

[6] Die Perzeption ist die erste, sinnliche Stufe des Wahrnehmens; die aktive Aufnahme des sinnlich Gegebenen ins Bewußtsein wird als Apperzeption bezeichnet.

alten treuen Herzen gehört, wie Deines, das seine Lichtstrahlen selbst in den jungfräulich bescheidenen Bücherschrank meiner guten Ernestinchen scheinen läßt.[7] Die nächsten Tage werden auch für mich, wie seit vielen Jahren, durch Sympathie mit den Freunden Festtage sein; diesmal vor Allem durch Dich, denn ich habe mir (theils von Deiner lieben Mutter die Zeitungsblätter) Deine jüngsten Schöpfungen vorbereitet, mit deren Lectüre wir Weihnacht machen wollen. Meine Frau grüßt Euch Alle aufs Herzlichste und bittet, jedem der Kinder von ihr einen Kuß zu bescheeren.

Leb' wohl, geliebter Freund! sey heiter und glücklich und behalte lieb Deinen getreuen

Lazarus

P.S. Ich wollte erst diesen Brief bei Deiner Mutter einlegen, dann aber schien es mir angemessener, ihn mit dem Paquet zu schicken.

[7] Ernestine, die jüngste Schwester von Lazarus, blieb unverheiratet und wohnte mit in dessen Haushalt.

[389] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 10ten März 1859

Mein lieber Paul!

Deinen jüngsten Ersatzbrief habe ich mit Freuden empfangen und gelesen und zwar in Paris; die Vormundschaft für meine Nichten hatte mich dorthin gerufen,[1] und ich habe die Gelegenheit benutzt von dem glänzenden, dem museenhaften und gelehrten Paris etwas kennen zu lernen. Auf der Rückreise ging ich als wissenschaftlicher Commis voyageur für unser Blatt[2] über Strassbourg und Frankfurt; hier habe ich auch Deinen Sichselbsterkennenden[3] ein wenig kennen gelernt; er hat sich mir

[1] Es ließ sich leider nicht mehr feststellen, um welche Nichten es sich handelte.

[2] Commis voyageur (frz.), Geschäftsreisender (in Sachen der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", deren erstes Heft noch 1859 erscheinen sollte).

[3] Die Anspielung bezieht sich auf Heyses Onkel Louis Saaling, von dem Heyse in seiner Novelle „Erkenne dich selbst" ein kleines Porträt entworfen hatte, vermutlich um den Unrührbaren zu rühren. Er wird als Freund des Ich-Erzählers unter dem Namen Franz eingeführt und als immer rational, ironisch, witzig, allen künstlerischen, emotionalen Erlebnissen gegenüber als beherrscht geschildert. Bei einem Aufenthalt in Florenz treffen sie, der Erzähler und Franz, jedoch zwei Brüder, junge Italiener, die sich dort aufhalten, um die große Kunst der Vergangenheit zu studieren. Franz fühlt sich sehr angezogen von dem Jüngeren, Carlo, hört sich dessen enthusiastische Kunstreden an (was er sonst nie tat), provoziert und läßt sich provozieren, wird eifersüchtig. Und dann folgen die Überraschun-

selbst als dieser präsentirt, nachdem meine Identität mit Deinem Freunde für ihn festgestellt war. Auch Grüße für Dich hat er mir aufgetragen und sein Entzücken über die Thekla[4]. Ich weiß nicht ob seine wirkliche Heilung der von Dir gedichteten so viel später nachgefolgt ist: item, er wollte bei der Thekla zum ersten male ganz mit Dir zufrieden sein. Selbst meine Hinweisung auf die Novellen, Michel Angelo u.s.w. verfing nicht; Dein Stern geht ihm durchaus erst mit Thekla auf. Gleichwohl war es mir erfreulich den Selbstkenner in der That so weit geheilt zu sehen, dass er eine, obgleich bewußte, doch nicht minder wahre und tiefe Freude an dieser Deiner Schöpfung empfand.

Wie sehr wir hier von ihr befriedigt sind, wird Dir Deine liebe Mutter schon berichtet haben; sie hat mich zu dem ernstlichen Entschluß aufgemuntert, endlich einmal Etwas – und zwar über den ganzen Dichter – öffentlich zu sagen. Es wäre schon geschehen, wenn ich nicht so sehr von allen Seiten in Anspruch genommen wäre und doch auch zwischen Allem durch meinen eigenen wissenschaftlichen Acker bestellen muß. Neuerdings drängt sich nun gar die Völkerpsychologie vor der individuellen, der ich lange noch allein angehören wollte, durch die Zeitschrift in den Vordergrund, und ich muß für sie arbeiten. Ich bitte Dich, mein Junge, mach' mir weder jetzt noch künftig ein so schadenfrohes Gesicht, wie ich es jetzt auf dem Antlitz des Exredacteurs[5] sehe; sondern nimm alle Deine liebe natürliche Gutmüthigkeit zusammen und bete und bitte für uns. Vor allem bei Dir selber; denn wenn Du willst, kannst Du uns leichtlich mit einer und der andern Arbeit zu Hülfe kommen. Dann beschwere ich Dich heute auch damit, die beiliegenden Briefe und Paquete gefälligst zu besorgen, zugleich aber meine Bitten zu unterstützen.

Und nun, mein geliebter Freund, komme ich zugleich als Geburtstagsgratulant;[6] welche Wünsche und wie herzlich innige ich für Dich hege, bedarf keiner Worte zwischen uns. Ich drücke Dir die Hand mein lieber, alter theurer Freund, ich lege meine dann auf das Haupt Deiner Kinder und reiche sie Deiner lieben Frau, und: Gott segne Euch insgesammt. Deiner guten Frau sende ich auch einen besonders herzlichen Gruß für die Freundlichkeit, mit welcher sie mein Bild aufgenommen hat; ich weiß indeß nicht, ob mehr Schlauheit oder Gutmüthigkeit dazu gehört hat, um

gen: Carlo entpuppt sich als Mädchen, die etwas von der Welt sehen wollte, Franz flieht, das Mädchen Carlotta erkrankt, Franz kehrt zurück, einsichtig, sehnsüchtig, und die Geschichte nimmt ein gutes Ende.

[4] Zu „Thekla", ein „Gedicht" in Hexametern, das 1858 erschienen war, vgl. Anm. 1 zu Brief Nr. 290.

[5] Paul Heyse hatte gerade die Redaktion des „Kunstblatt zum Deutschen Literaturblatt" niedergelegt.

[6] Paul Heyse hatte am 15. März Geburtstag.

sogar für *mein* Gesicht noch ein „Original"- Compliment herauszufinden.

Ein freundlicher, moderner Wirth gibt kein Rindfleisch mehr ohne Hindernisse, deshalb füge ich zu dem Heft der Zeitschrift einige Cigarren leidlichen Brandes; dabei soll es Dir überlassen bleiben, welches von beiden Du als Hindernisse ansehen willst. Mögen Dir zum Verbrauch der Cigarren recht behagliche Stunden vergönnt sein und in diesen auch zuweilen die Erinnerung recht lebendig werden an Deinen treu ergebenen Freund

Lazarus

Meine Frau grüßt Dich und Euch Alle recht herzlich; sie kann es auch nicht verschmerzen, dass wir Euch nicht gesehen haben. Ich hoffe aber, wir holen es bald nach.

Dem Schreiben vom 10. März 1859 folgten bis zum Februar 1860 nur drei kürzere Briefe, und zwar vom 22. April 1859, in dem Lazarus für Heyses Beitrag „Ueber italiänische Volkspoesie" für die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft dankt (in: ZfV I, 1860, S. 181–212) und von den Unruhen erzählt, die ihm der Umzug „von oben nach dem parterre" gebracht habe; vom 19. Juli 1859 mit der Ankündigung einer Badereise; die wesentlichen Mitteilungen dieser beiden Briefe sind in Bd. I, S. 96f., abgedruckt. Der Brief vom 15. Oktober 1859 meldet nur kurz, daß Heyses Mutter gut in Leipzig angekommen sei und noch am 15. weiterreise; es war der erste Brief, den Lazarus aus Leipzig geschickt hatte.

[390] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 1. Februar 1860

Mein lieber Paul!

Also gestern Abend sind die Sabinerinnen[1] in Scene gegangen. Der erste Empfang, welchen Berlin ihnen bereitet hatte, war glänzend; das

[1] Heyses Trauerspiel „Die Sabinerinnen" wurde am 20. Mai 1858 in München uraufgeführt und preisgekrönt. In Wien erlebten „Die Sabinerinnen" am 1. April 1859 ihre erste Aufführung, im Königlichen Schauspielhaus Berlin am 31. Januar 1860 (und nicht schon im Sommer 1858, wie Heyse sich in „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse", aaO, S. 244, zu erinnern vermeinte). Die Buchausgabe bei Wilhelm Hertz erschien erst im März 1859, als Buchmanuskript wurde das Stück aber schon vorher gedruckt und versandt. Heyse hat in diesem Trauerspiel die römische Sage von der Eroberung des Sabinerstammes gestaltet.

Haus durchaus voll in allen Regionen; alles Nennbare und Kennbare vom Hofe war da und harrte mit bürgerlicher Hingebung aus. Die Physiognomie des Gesamtpublicums hatte einen vorwiegend gebildeten, man könnte sagen gelehrten Anstrich – nicht ganz günstig für die Schauspieler, weil sie für lauten Beifall zu keusch und stellenweise zu blöde ist. Ein gebildeter Mensch wird immer roth, wenn er klatscht. Der erste Act ging ganz ruhig vorüber, keinerlei äußeres Zeichen bekundete die Stimmung als blos die große Stille, selbst nach dem Schluß des ersten Actes, so dass die Spannung bedeutend gewesen zu sein scheint. Dieselbe, ungetheilte Aufmerksamkeit erhielt sich bis zum Schluß, was um so nöthiger und wohlthuender war, da besonders die Fuhr bei nicht üblem Spiel fast ganz kraftlos in der Stimme war. Ich will sogleich bemerken, dass sich die bekannte peinliche und scharrende Unruhe des Publ[icums] am Schluß des Stücks nicht merken ließ; nur an einem kleinen Häuflein hat es doch nicht gefehlt, welche nicht einsehen mochten [sic!], wozu nun Tullia sterben müßte, da Alles gut ist. Nach dem 2ten Act war der Beifall lebhaft; die Erzählung der Tullia war der erste Moment, welcher die Zuschauer warm gemacht hatte. Ich kann nicht sagen, dass sich die Theilnahme im 3ten Acte gesteigert hat, aber er schloß dennoch mit vielfachem Beifall. Während des 4ten Actes ist mehrmals bei offener Scene und dann am Schluß gerufen worden. Am Schluß des Ganzen war kein stürmischer, aber lebhafter Beifall ausgedrückt und nur schwache Stimmen des Tadels wurden bemerkbar. Ich habe keinen rechten Sinn für die Scheidung dessen, was dem Dichter und was dem Schauspieler gilt. Das aber habe ich deutlich zu bemerken geglaubt, dass Viele gemeint haben, das wolle besser gespielt sein. Hendrichs und Hoppé haben gethan, was sie irgend konnten, Fuhr zu schwach; Kaiser (Tit[us] Tatius) aber und Grua (Pinarius) haben viel geschadet.[2] Die *Würde* der Alten und des Alten neben der *Kraft* der *Jugend* und des Neuen fehlten. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung müßte das Stück viel bessere Spieler haben, und würde auch dann nur dem besten Theil der Gesellschaft gefallen, da die Motive weder einfach noch handgreiflich sind. Doch ich will dies Blatt schleunig zur Post senden, damit Du es mit der nächsten habest; unsere Muthmaßungen über die Ursachen des Erfolges sind gleichgültig; ich freue mich, dass es viel besser war, als man von den Spielern und Zuschauern bei einem Stück erwarten konnte, worin viel Caviar ist.

Meine Frau ist leider immer noch krank; Du kannst Dir denken, wie es sie geschmerzt hat, ein Werk von Dir nicht zu begrüßen; aber auch allein

[2] Clara Hoppé (geb. Stich; 1820–1862), Hermann Hendrichs (1809–1871), der von 1844 bis 1864 ein festes Engagement am Kgl. Schauspielhaus hatte, Lina Fuhr (geb. 1828), Wilhelm Kaiser (1813–1892) und Franz Wilhelm Grua (1799–1867) wirkten zu jener Zeit als Schauspieler in Berlin. Der Vertrag der hier getadelten Lina Fuhr, die seit 1850 ein festes Engagement am Kgl. Schauspielhaus hatte, wurde für 1861 nicht weiter verlängert.

wollte ich nicht fern bleiben und so empfängst Du in Eile diesen schlechtgefaßten, dürren Bericht von Deinem

getreuen Lazarus

Grüße Deine Lieben herzlich.

In den folgenden fünf Jahren – der letzte Brief vom 13. März 1860 war für Heyses Geburtstag gedacht – setzte der Briefwechsel für eine gewisse Zeit aus. Beide Freunde waren sehr beschäftigt und in ihrem Kreis engagiert. Lazarus war durch seine Lehrtätigkeit in Bern, durch gesellschaftliche Beziehungen in Berlin und Bern, durch Verpflichtungen in jüdischen, wissenschaftlichen, literarischen Organisationen und wohl auch schon durch „bürgerliche Geschäfte" in Leipzig so okkupiert, daß er seine Korrespondenz ganz allgemein vernachlässigen mußte. Paul Heyse durchlebte nach der Geburt seines vierten Kindes Clara (Clärchen) am 10. April 1861 Monate der Angst und banger Hoffnung: Seine Frau hatte sich im Wochenbett ein schweres Lungenleiden zugezogen; so ging er mit ihr im September 1861 nach Obermais bei Meran. Dort starb Margarete Heyse am 30. September 1862. In den folgenden Jahren wurde Heyses Schwiegermutter, Clara Kugler, die unentbehrliche Stütze seines Haushalts; sie sorgte in den folgenden fünf Jahren auch für die vier Kinder. Kaum hatte Heyse diesen Schlag auch nur einigermaßen verwunden, starb zwei Jahre später, am 27. Oktober 1864, die Mutter Julie Heyse, und Paul Heyse hatte in Berlin den Haushalt aufzulösen.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt übernahm Lazarus für Heyse die Rolle des juristischen Beraters und die des Vermögensverwalters. Schon in ihrem Testament vom 9. Mai 1864 hatte Julie Heyse Moritz Lazarus zum Vormund ihres Sohnes Ernst Hermann ernannt (Laz.-Nachl. in der Humb.-Univ.-Bibl. Berl., II, 148).

[391] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 11. Januar 1865

Lieber Freund!

Heute spanne ich nur den Geschäftsgaul vor; das edle Roß der Freundschaft soll nur auf der Wildbahn laufen und Dir sagen, dass uns Dein Brief vom Weihnachtstage in allen Stücken herzlich erfreut hat, am meisten aber in dem einen, dass Deine Florentiner Reise Dich unter unser Schweizer Dach führen könnte. Hätte ich die Wahl zwischen Deiner Hin- oder Rückreise, ich zöge die letztere vor; dann bist Du ruhiger, Bern schöner, in der ersten Sommerfrische sogar am schönsten; so ungenügsam ist das menschliche Herz! aber auch das ungenügsamste könnte dann wieder

einmal ein volles Genüge finden. – Das prächtige Schriftthum Deiner Kleinen wird nächstens die Feder meiner Frau in Bewegung setzen, und so kann ich mich zu Deinem jüngsten Schreiben wenden. Ich habe den Mittelweg zwischen Einnahmen u. Ausgaben eingeschlagen; also von Herz [sic!][1] habe ich kein Geld erhoben, ihm auch keins ausgezahlt, da er mir sagte, dass Du bei ihm noch im Vorschuß seiest. Von ihm welches entnehmen, um für eine eventuelle Summenausgleichung Vorrath zu haben, schien mir nicht eben gefordert, da wir vor dem nächsten ¼ (Viertel-)Jahr, der Bezahlung der letzten Miethe, des Denksteins etc. nicht zur ersten Abrechnung kommen.

Dagegen habe ich an Tante Saaling für Auslagen 10 Rth. 2 Sgr. gezahlt;[2] desgleichen an Weiglin[3] für Miethe letztes ¼ (= Quartal) [18]64 Rth. 71.15; in summa 81.17. welche von den 151.6.6. welche ich für Euch (Beide gemeinschaftlich) in Depos[itum] habe, abgehen werden. Das andere Quartal habe ich noch nicht bezahlt, weil dies nur im besten Falle nichts schadet, wohl aber in vielen schaden kann. Wird z. B. die Wohnung dennoch im Februar oder März zufällig vermiethet, brennt das Haus ab, und dgl. so haben wir zu fordern, was immer lästiger ist, als zahlen. Der letzte Grund ist in solchen Dingen endlich nicht der schlechteste: die Zinsen bis 1ten April betragen fast einen Thaler.[4]

– Dieser Grund hätte mich auch bewegen könne, obige 81.17. ebenfalls von Herz zu entnehmen, (weil ich zweifle, ob er Dir die Zinsen berechnen kann); allein dazu war mir Dein Auftrag doch etwas unbestimmt und ich wußte nicht, wie hoch Dein Guthaben bei ihm sich etwa beliefe. Inzwischen habe ich von Deiner Einnahme von 50 fl. Notiz genommen,[5]

[1] Gemeint ist Wilhelm Hertz (1822–1901) in Berlin, der Verleger und Freund Paul Heyses. Von Julie Heyse wurde er in dem erwähnten Testament zum stellvertretenden Vormund des geistig behinderten Sohnes Ernst Hermann ernannt, der bei einer Tante, einer Schwester seines Vaters, auf dem Lande lebte. – Heyse hatte Lazarus brieflich gebeten, an Hertz 50 Rth. zu zahlen. (Der Brief ist begonnen am 6. Jan., fortgesetzt am 8. Januar 1865; Humb.-Univ.-Bibl. Berl., II, 150).

[2] Marianne Saaling (1786–1869), eine schriftstellernde Schwester von Heyses Mutter, die als junge schöne Frau in aristokratischen Kreisen große Erfolge gefeiert hatte und vor der Verlobung mit dem spanischen Gesandten in Wien katholisch geworden war. Nach dessen plötzlichem Tod und einer zweiten gescheiterten Verlobung mit Varnhagen von Ense zog sie sich nach Berlin zurück und lebte in bescheidenen Verhältnissen.

[3] August Weiglin ist offensichtlich der Wohnungsvermittler und, wie aus seinem Schreiben vom 5. Jan. 1865 ersichtlich, eine „Frau Töpfer" die Besitzerin des Hauses, in dem Julie Heyse gewohnt hatte. An diesen August Weiglin mußte Heyse die Quartalsmiete für seine Mutter zahlen, da dieser sie ausgelegt hatte. Nach dem Mietgesetz müsse Heyse die Miete sowohl für das angebrochene Quartal (Okt.–Dez. 64) als auch für das folgende zahlen, wenn die Wohnung nicht inzwischen wieder vermietet worden sei. (Der Brief von A. Weiglin, vom 5. Jan. 1865, liegt dem Heyseschen bei.)

[4] Lazarus wußte selbstverständlich, daß Mieten im voraus zu zahlen sind.

[5] Heyse hatte einen der beiden Seidenmäntel der Mutter verkauft. Er gibt die Einnahme in Gulden an. Damals entsprachen einem Reichstaler etwa 1¾ süddeutsche Gulden.

dieselben auf Euch beide verrechnet; bei Ernst gegen die Einnahme von 14 Thl. 5. die Ausgabe von 67.24. bemerkt. – Dass die Tischzeuge nach zweien Menschenaltern keinen nennbaren Geldeswerth mehr repräsentiren, konnte man sich vorher sagen.[6] – Ich habe meinerseits ein Aehnliches zu melden; die Actien der Warzekanstalt sind werthlos, weil die ganze Gesellschaft, welche sie ihrer Zeit ausgegeben, sich in Wohlthätigkeit aufgelöst hat. –

Da meine Briefe an Dich, lieber Paul! von jetzt ab öfter einmal ähnlichen Charakter haben könnten, wie diesen, mag ich schließlich eine Bemerkung – ein für alle mal – nicht unterdrücken, in welcher Du vorzugsweise das apologetische Motiv erkennen wirst.

Solche „Berechnung" wie die obige, weshalb nur Ein Quartal bezahlt wurde, hat sittlich und ästhetisch leicht einen unangenehmen Beigeschmack. Doch ist dies lediglich Sache der Gewohnheit; er verschwindet, wenn man sich gewöhnt hat, die „Interessen" des materiellen Lebens auch in kleinen Unterschieden zu beachten. Auch der zarteste Aesthetiker wie der strengste Ethiker würden den Kopf schütteln, wenn ich an Weiglin 71.15 zu zahlen hätte, ihm aber 72. gäbe: „Sie bekommen 15 Groschen heraus!"[7] „ach, behalten Sie sie nur, oder schmeißen sie auf die Gasse!" jeder würde darin einen Gegenstand der Komik sehen, dieser würde fragen: ob 15 Groschen nicht ein Mittel wären, das im Bereiche sittlicher Zwecke einem zur Wirklichkeit verhelfen könnte. Wo aber liegt ein berechtigter Unterschied zwischen baaren 15 Groschen und einem Thaler Zinsen, welche in 3 Monaten baar sein werden? Es kommt also nur darauf an, ob man Ursach und Gelegenheit hat (wie mir die mannigfachen Verwaltungen zur Pflicht gemacht) das Geld in seinem potenzirten Charakter anzusehen, dass es nemlich nicht blos Frucht, sondern Zweig ist, an welchem Früchte wachsen. Es mag zuweilen schön sein, Früchte am lebenden Zweig zu präsentiren, der Fruchtgärtner wird darin immer eine Barbarei und ein Aergerniß finden.

Dass man aber von diesem Baum der Erkenntniß gekostet haben kann, ohne sein Herz daran zu *hängen,* davon darf ich aus Erfahrung mitreden. Und nun, Lebewohl! Steinthal will Dir nächstens schreiben, und dann auch meine Frau, die inzwischen herzlich grüßen. Frau Clara und die Kinder grüße bestens von Deinem alten, getreuen

Lazarus

Morgen werden wir einen ernsten Gedenktag feiern,[8] aber ich will kein Wort weiter davon sagen.

[6] Paul Heyse hatte auf die Abschätzung des Leinenvorrats verzichtet, da der größte Teil abgenutzt war.

[7] Einem Taler entsprachen 30 Groschen.

[8] Der „Gedenktag" war der Geburtstag von Julie Heyse.

[392] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 27. Februar 1865

Lieber Paul!

Leipzig hat mich diesmal wieder statt 14 Tagen fast 4 Wochen gefesselt, und so komme ich, erst vor wenigen Tagen zurückgekehrt, endlich heute dazu, Dir den Brief von Hahn wieder zurück zu schicken.[1] Auch ich habe nach Deinem damaligen Bericht mehr nicht erwartet, und bin ganz damit einverstanden, die 300 Rth. zum Capital für Ernst zu schlagen.[2] America scheint wieder zweifelhafter, und ich bin nur froh, dass wir mit dem Verkauf keine Eile haben;[3] um die Zukunft Am[erikas] bin ich nicht bange, obgleich sie so eben wieder 600 Millionen Dollars Schulden contrahiren.

Hast Du denn irgend Etwas gethan, um die oheimliche Intervention in Bewegung zu setzen?[4] Meine Durchreise durch Frankfurt könnte mir Gelegenheit geben, ein gutes Wort aus vormundschaftlicher Pflicht fallen zu lassen; ich kann es ohne Dein Wissen, will es aber nicht ohne Deinen

[1] Heinrich Wilhelm Hahn war der Verleger sowohl von Paul Heyses Vater als auch von seinem Großvater Joh. Christian August Heyse (1764–1829), der Schulgrammatiken und Wörterbücher verfaßte. – Heyse hatte an Hahn geschrieben, er möchte wenigstens ein Drittel von Julie Heyses Pension an seinen Bruder Ernst weiterzahlen, damit auf die Weise ein kleines Vermögen für diesen geschaffen werde, von dem er leben könnte, falls ihm selbst etwas zustoße.

[2] Damit vermehrte sich das kleine Vermögen von Ernst H. Heyse, das Lazarus verwaltete, um 300 Rth. jährlich.

[3] Lazarus verwaltete für Heyse amerikanische Wertpapiere, und zwar Staatspapiere (1000 Dollar) und Aktien der Erie-Bahn (4000 Dollar).

[4] Gemeint ist Louis Saaling (1783–1867), ein vermögender Bruder von Paul Heyses Mutter, der in Frankfurt an der Schönen Aussicht, Nr. 4, wohnte. Paul Heyse berichtet über diesen gutherzig-heiteren Onkel, der aus Sparsamkeit die Kouverte empfangener Briefe zur Antwort umkehrte, in seinen „Jugenderinnerungen" (aaO, S. 5ff.). Daß dessen Vermögen, von dem er in Frankfurt lebte, nicht unbeträchtlich war, läßt sich aus dem Testament ersehen, das sich unter den Kgl. Amtsgerichts-Nachlaßakten des Stadtgerichts II der Freien Stadt Frankfurt (Reg. Nr. 8) befindet. Abgesehen von einigen Legaten für die Schwestern und für Wohltätigkeitszwecke, vermachte er seiner Frau Emilie, geb. Jonas, 20000 (nach dem zusätzlichen Codicill vom 30. Jan. 1856: 30000) Gulden Frankfurter Währung, den Rest des Vermögens seinen Neffen Ernst und Paul Heyse, die aber erst nach dem Tode von Emilie Saaling, geb. Jonas, die Nutznießung dieses Vermögens haben sollten (dabei entsprachen 35 Gulden fr. Währung 20 Rth.). Aus den Frankfurter Senatsakten ist zu entnehmen, daß Louis Saaling am 29. Sept. 1830 um Aufnahme ins Frankfurter Bürgerrecht gebeten und gleichzeitig um Dispensation von der „Ableistung des Vermögenseydes" gebeten hatte; da letztere nicht gewährt wurde, zog er auch sein Gesuch um das Bürgerrecht zurück und blieb als „Permissionist" in Frankfurt wohnen. Für Emilie Jonas wurde auf ihren dringenden Bittbrief im Engeren Rat am 2. Dezember 1830 beschlossen, daß sie ihr Bürgerrecht behalten und Louis Saaling heiraten dürfe (Sen. Suppl. Tom. 171/4, Num. 40, 1830) – Vgl. auch Brief Nr. 389 und Anm. 3.

Willen thun.[5] Da dies erst Mitte Mai geschehen könnte, so habe ich Zeit Deinen Wunsch zu vernehmen.

Das letzte Rütli war das erste für mich in diesem Jahre; die Rundreise der Opale ist vollendet und das zunächste Rütli (das nächste gehört Dicks Rede zum Schinkelfest)[6] soll feierliche Kritik bringen;[7] die Recognoscirungen am letzten Samstag zeigten schon, dass Opal Hadrian in hundert Farben spielt.[8] – Ich habe die vielen Bücher über Göthe, Shakespear[e] u.s.w. nie leiden und lesen mögen; seit ich wieder in Berlin bin wird mir bei der gewerbsmäßigen Kritik unbehaglich; diese Litteratur über Litteratur wird mir zuwider; sie bedeckt die Möbel mit Hobelspänen. Nur für die gesellige *Unterhaltung* lasse ich mir die Kritik noch gefallen. Auerbach hat über den Vicar von Wakefield im Wissenschaftlichen Verein gelesen;[9] ich habe es nicht gehört und kann daher unparteiisch sagen, wenn Jeder den Vicar noch einmal liest, ist es besser, und eben so jedes Stück von Shakespear[e] zu lesen besser, als Ulrici[10], Kregosig[11] u.s.w. Und doch ist Diamantstaub wenigstens noch gut um Diamanten zu schleifen, die Hobelspäne aber nur um ein schnelles lustiges Geselligkeitsfeuer anzumachen. Wenn alle 50 Jahre Eine gute Abhandlung über Hamlet geschrieben wird ists grade genug; die mögen dann auch die Dramaturgen lesen.

Das ist nun vielleicht eine sehr unphilosophische Meinung von der Kritik, aber unästhetisch ist sie wahrlich nicht. Ich bin desto begieriger, was bei unserer Kritik Deiner Stücke herauskommt. – Ich vertheidige immer die Kritik gegen die Laien, aber noch lieber die Laien gegen die Kritik. Kein Wunder! es ist eben so leicht ein Encomion[12] auf die Kritik

[5] Auf diese Anfrage, die Lazarus nicht ohne eigenes Interesse stellte, antwortete Paul Heyse am 13. Februar 1865: „Wegen Deiner curatorischen Verhandlungen mit dem alten Herrn an der Schönen Aussicht habe ich nicht das Geringste zu sagen. Thu was Du nicht lassen kannst; ich lasse, was ich nicht thun kann." (II, 152).

[6] Der Architekt und Direktor der Berliner Bauakademie Richard Lucae (1829–1877) wurde in dem geselligen Zirkel „Ellora" mit dem Namen „Dick" angeredet (im „Tunnel" dagegen hieß er „Schlüter"). Von dem klassizistischen Architekten Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) wurden zahlreiche Repräsentativbauten in Berlin entworfen oder umgestaltet, wie zum Beispiel das Königliche Schauspielhaus und das Museum am Lustgarten („Altes Museum"). Lucaes Rede war wohl für den 25. Todestag Schinkels gedacht.

[7] Die „Opale", d. h. die im Rütli zu diskutierenden Werke, wurden vorher zur Lektüre ausgetauscht.

[8] Das Trauerspiel „Hadrian", das Ende 1864 als 3. Bändchen von Paul Heyses „Dramatische[n] Dichtungen" bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen war.

[9] Über den Romancier Berthold Auerbach (1812–1882) vgl. Bd. I, S. 338ff.; „The Vicar of Wakefield" (1766) war das Hauptwerk des englischen Schriftstellers Oliver Goldsmith.

[10] Hermann Ulrici (1806–1884) war seit 1834 Professor der Philosophie in Halle und Hegel-Gegner. Lazarus spielt hier auf sein Werk „Über Shakespeares dramatische Kunst" (1839–47) an.

[11] Nicht zu ermitteln. Möglicherweise liegt hier ein Gedächtnis- oder Schreibfehler vor.

[12] Enkomion (griech.), Preis-, Loblied.

zu schreiben, oder eine Satyre gegen sie. Alles in Allem: ich liebe sie im Großen und hasse sie im Kleinen; also kommt Alles darauf an, wie mans macht. Es lebe Lessing; aber die Düntzer[13] und Stahr[14] und Genossen hat der liebe Gott auf seinem Gewissen.

Da habe ich richtig wieder einmal mein Herz ein wenig ausgeschüttet, wie ich immer muß, wenn ich mit Dir zusammen bin. Nun aber Gott befohlen; herzliche Grüsse der lieben Frau Clara und den Kindlein von meiner Frau und allen Meinigen wie von Deinem getreuen

Lazarus

[13] Der Bibliothekar Heinrich Düntzer (1813–1901), der zahlreiche Werke über Goethe und die deutsche Klassik veröffentlicht hat, war zwar nicht mit dem Kritiker und Dichter Gotthold Ephraim Lessing (1721–1781) zu vergleichen, hat aber solide Arbeit geleistet.

[14] Adolf Stahr (1805–1876), zunächst Lehrer und Konrektor am Gymnasium in Oldenburg, übersiedelte 1854 nach Berlin und heiratete in zweiter Ehe die Schriftstellerin Fanny Lewald. Er betätigte sich sehr vielseitig als Literarhistoriker, Kritiker, Lyriker, Erzähler und Reiseschriftsteller.

[393] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 27. April 1865

Mein lieber Freund!

Auch der schreibfaulste Correspondent kann in die Lage kommen, sich zu freuen, einmal einen rechten Brief zu schreiben; ich war in Berlin nach Empfang und Genuß Deiner gütigen Sendung[1] ganz in der Lage; aber in Berlin kam es nicht mehr dazu und hier kommt es nicht dazu. So muß ich mich denn entschließen, wenigstens dem Verdacht meiner Undankbarkeit einen Riegel mit ein paar Worten vorzuschieben. Die Kiste kam noch schön vor Thoresschluß, d. h. vor meiner Reise hieher; unsere weise Zollbeamtenschaft hat aber für unsere Nüchternheit an den Ostertagen gesorgt, indem die am Sonnabend angemeldete Kiste erst am Dienstag (3ten Feiertag) ausgeliefert wurde. Wir erlabten uns insgesammt – selbst meine Frau schwang sich zu zwei Ansätzen auf – des herrlichen Tranks. Ich fange an vergleichender Mythologe zu werden und als solcher zu zweifeln: ob die Satyrn nicht Bocksfüße haben, einzig weil sie Bockbier getrunken; ob das Laub des Bacchus nicht Hopfen gewesen, wofür nur eine verfallene Cultur in ihrer Brauignoranz Weinlaub gesetzt hat. Dass aber ein Bayer den Frühling mit ganz anderen Augen ansehen muß, als andere Menschen ist mir vollkommen klar. Was will so ein Bischen Grünes das man nicht essen, Blüthenthau den man nicht trinken kann,

[1] Paul Heyse hatte Lazarus mehrere Flaschen Bier aus seiner neuen Heimat geschickt.

sagen? Das machen ohnehin die Dichter bekanntlich hinterm warmen Ofen noch viel schöner. Aber wer von Euch dichtet wie Pschorr?[2] so ölglatt und mild berauschend? Meinen Dank aber will ich Dir nur in der Form eines Rechenschaftsberichts abstatten. Zunächst also haben wir gekostet, am Dienstag; am Mittwoch getrunken. Donnerstag mußte ich fort hieher; mehr als zwei Flaschen konnte ich nicht mitnehmen, und eine ließ ich in Berlin zu meinem Hochzeitstag am 30ten liegen, an welchem ich meine Frau überraschen will. Am Mittwoch Abend aber hatten wir – trotz meiner Abreise am anderen Morgen – noch Gesellschaft, weil Freund[e und] Ribbecks aus Kiel[3] da waren und ein früherer Tag nicht auszufinden, um ihn mit einigen Freunden zusammen zu haben. Die Gesellschaft erreichte eine Anzahl, dass meine gute Frau, die in Sachen der Gastfreundschaft, wie Du weißt, noch sehr orthodox ist, sich nothgedrungen zu der Häresie eines Büffets entschließen mußte. Es hat glaube ich dennoch an Gemüthlichkeit nicht gefehlt; neben denen aber, welche dem Marcobrunner und Bordeaux gehuldigt, fand sich eine kleine Biergemeinde, welche sich in München leben ließen. Die Schleusen meiner Großmuth hatte ich außerdem für Auerbach noch besonders geöffnet.

Inzwischen wirst Du hoffentlich unser letztes Heft des 3. Bandes Zeitschrift [für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft] bekommen haben. Ich bin zu hören begierig, wie meine „Ideen" auf Dich gewirkt.[4] Dass es eine etwas ungeschickte Gedankenmasse geworden, weil ich Allerlei andeuten und anknüpfen mußte, thut mir selber leid, es war aber nicht zu ändern. Ich hoffe dass wir in Bern darüber reden,[5] denn zu schreiben möchte ich Dir wahrlich nicht zumuthen. Und hast Du es bis dahin nicht gelesen, dann wirst Du es halt später thun. Grade seit ich in der neueren einschlagenden Litteratur finde, dass Mancher offen oder verdeckt, willig oder unwillig ein Stück des Gedankenweges mit mir geht und sich von seinem sonstigen Pfade abbiegen läßt, gehöre ich am wenigsten – wie Lichtenberg von sich sagte – zu denen, die meinen, wenn sie ein Buch geschrieben haben, dass die ganze Welt der Gelehrten sogleich alle Bücher und Federn bei Seite legen und nur zuerst einmal sehen werden [sic!], was denn wir schreiben. – Euch Dichtern gelingt das freilich besser einen Leserkreis zu ziehen, der die neuesten Novellen von dem und dem in bestimmter Frist gelesen haben muß, um nicht in der

[2] Brauerei in München.

[3] Emma Ribbeck, geb. (1831) von Baeyer, und Otto Ribbeck (1827–1898) waren auch mit Paul Heyse befreundet. Otto Ribbeck, o. Professor für alte Sprachen an der Universität Kiel, hatte 1859 gemeinsam mit Lazarus in Bern gelehrt (vgl. Bd. I, Nr. 48, Anm. 1).

[4] Lazarus' Abhandlung „Über die Ideen in der Geschichte", in: ZfV III (1865), S. 385–486.

[5] Heyse wollte nach Italien und auf der Rückreise von Florenz über Bern fahren und Lazarus dort besuchen.

Achtung der Welt zu sinken. Noch besser aber ist, was ich gestern hier auf meiner Stube für Dich erlebte. Ein Berliner Fabrikant Namens Horn, der ein Gewölbe bei mir inne hat,[6] sieht auf meinem Tisch den Hadrian[7], den ich hier verliehen und eben zurück bekommen hatte. Das gibt ihm Gelegenheit ein ganzes Herz voll naiver und wirklich-schöner Anhänglichkeit für Dich auszuschütten. Er kann[te] nur die Novellen in Vers und Prosa, aber wußte nicht einmal, dass Du sein Landsmann bist. Ich dachte, wenn ich nicht Diogenes wäre u.s.w., hatte aber meine helle Freude an seinem durchaus naturvollen Genuß der und zumal Deiner Poesie.

Und nun schnell noch geschäftlich: 1. habe ich am 1. April an Zinsen für Amerik[anische] und andere Papiere 182 Rth. und einige Groschen eingenommen, an Feige Nachfolger 71.15 für Miethe ausgegeben.[8] Ich habe deshalb Her[t]z Geld für Dich angeboten, er meinte aber, Du hättest noch gut. Disponire also je nach Deinem Bedarf oder Gefallen entweder bei Her[t]z oder direct bei mir. Einstweilen ist es zur Verzinsung zum Uebrigen geschrieben. Bis zum 20ten Mai bin ich hier, Katharinenstr. 6, dann in Bern. 2. Der Zeitpunkt zum Verkauf der Amer[i]k[aner] wäre vielleicht da; die 1000 D[o]ll[ar] Staatspap[iere] werden wohl (nach wie vor) um 70 herum zu vergeben sein, wobei der Dollar voll 1 Rth. 12½ Sgr. gerechnet ist. Wegen der Eriebahn aber (4000 D[o]ll[a]r) rieth mein Banquier in Frankfurt anfragen zu lassen, weil weder Leipzig noch Berlin ein Markt dafür sei.[9] Inzwischen ist das große tragische Ereigniß – vielleicht eins der größten im Jahrhundert, wie Lincoln wohl zu den größten Männern zählt – eingetreten[10] und die Antwort wird anders oder

[6] Es ist nach Auskunft des Stadtarchivs Leipzig vom 14. November 1979 für das Jahr 1865 noch kein eigener Hausbesitz von Moritz Lazarus nachzuweisen. Es ist aber, da einige Akten verlorengegangen sind, nicht völlig ausgeschlossen, daß Lazarus schon Mitbesitzer jener Grundstücke und Gebäudekomplexe war, die auf den Namen der Geschwister L. und A. Lebenheim (also Verwandte seiner Frau) eingetragen waren und die Lazarus verwaltete. Als solche belegt sind von 1862 bis 1880 Reichsstraße Nr. 19 (ab 1885: Nr. 23) und von 1862 bis 1877 das „Europäische Börsenhaus", Katharinenstraße 6 (seit 1863 unter der Bezeichnung „Europäische Börsenhalle"). In diesem Gebäude hatte Moritz Lazarus auch von Anfang an sein „Absteigequartier" und im Hintergebäude sein Kontor.

[7] Vgl. Anm. 8 des vorigen Briefes.

[8] Feige war offensichtlich der Nachfolger von August Weiglin (vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 391), der die letzte Miete für das Quartal 1. Jan.–31. März 1865 von Julie Heyses Wohnung eintreiben mußte.

[9] Um einen Vergleichswert zu den angegebenen Beträgen zu geben, sei hier vermerkt, daß das Grundgehalt (ohne zusätzliche Einnahmen aus Gebühren u. ä.) eines Extraordinarius in der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin im Jahre 1865 ca. 450 Taler pro Jahr betrug. Theodor Fontane hatte für sich und seine Familie (4 Kinder!) im Jahre 1864 mit 500 Talern Jahresgehalt geradeso sein „Auskommen" (Brief vom 21. Febr. 1864 an die Mutter Emilie Fontane).

[10] Kurz nach der Kapitulation der Südstaaten im amerikanischen Bürgerkrieg (1860–1865) wurde der republikanische Präsident Abraham Lincoln, der sich im Namen der Nordstaaten für die Beseitigung der Sklaverei eingesetzt hatte, am 14. April 1865 von einem

zweifelhaft sein. Sage mir gefäll[igst] ob Du an eine bestimmte Grenze für den Verkauf gedacht, oder ob ich die gegenwärtige Berechnung der Zinsen zum Maßstab nehmen soll für den Verkauf. Oder endlich ob Du unbedingt für Liegenlassen und Rechnen auf ein absolutes Aufblühen Americas bist. Die Oestreicher aber möchte ich entschieden bei dem Weichen der letzten Schwankung (in Folge der Bismarck-Depeschen)[11] zu verkaufen rathen. Vor Deiner Reise höre ich wohl noch ein Wort hieher. In treuer Liebe

Dein Lazarus

Beste Grüße für Frau Clara und die Kinder.

fanatischen Südstaatler im Ford-Theater in Washington ermordet. Lincoln hatte schon während des Krieges den Vertrag für eine Transkontinentalbahn unterschrieben. Da der Bau der Eisenbahnlinien von staatlichen Garantien abhing, sanken die Kurse der Erie-Eisenbahn-Aktien infolge dieses Mordes, erholten sich dann aber rasch wieder und blieben noch jahrelang eine fruchtbare Anlage, auch für Ausländer.

[11] Gemeint sind Bismarcks Telegramme, die zum Vertrag von Gastein führten und den Krieg zwischen den deutschen Staaten und Österreich um ein Jahr hinauszögerten. Die Aktienkurse reagierten positiv darauf, deshalb riet Lazarus, die österreichischen Papiere Heyses nun zu verkaufen.

[394] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 30. September 1866

Lieber Freund!

Ich hätte nicht geglaubt, dass Dein jüngstes liebenswürdiges Blättchen, das uns nachgereist war, schon ein so anständiges Alter hätte, wenn ich nicht mit eigenen Augen den 23. Juli vor mir sähe. Das kommt aber vor Allem davon, dass wir Wandervögel sind; kaum waren die Friedenspräliminarien unterzeichnet,[1] machten wir uns auf den Weg. Wo wir Alles waren, will ich nicht erzählen, ich müßte es denn thun, um Deine Lachmuskeln in Bewegung zu setzen. Der Harz, Pyrmont, Baden-Baden u.s.w. Was uns so weit und viel herum genasführt hat, läßt sich nur in einer behaglichen Sophaecke mit dem Erfolg erzählen, den er verdient. Und dazu ist ja Rath vorhanden. Ich will deshalb auch heute weiter Nichts schreiben, als was sich auf die eine Hoffnung bezieht, Dich nächstens bei uns zu haben. Ich habe nie recht begreifen können, wie es die herrlichen Leute des vorigen Jahrhunderts fertig gebracht haben, sich und ihr Leben und Denken in Briefen nieder zu lassen. Ich muß mir die

[1] Der preußisch-österreichische Krieg wurde durch die Unterzeichnung des Vorfriedensvertrages am 26. Juli 1866 beendet.

Einsamkeit und Eintönigkeit des Jenenser und Weimaraner Lebens[2] vor die Augen halten, um einzusehen wie ihr Leben so voll in die Feder fließt. Dass aber auch heute noch Jemand dazu käme in Briefen zu leben, scheint mir kaum denkbar. Die schlimme Ursache davon liegt gewiß in dem leichteren und darum massenhaften persönlichen Verkehr, aber eben darin auch wieder das glückliche Heilmittel. Eine Stunde wieder Aug' in Auge gesehen und in frischer Rede neben einander zahlt 20 ungeschriebene Briefe heim.

Und das soll uns ja werden; ich heiße Dich heute schon willkommen; aber nicht blos in Berlin, sondern, wenn es Dir irgend Recht ist, in unserem Hause. Lieber Paul, ich möchte, dass Du in Berlin nicht als Fremder, nicht im Gasthof lebest. Die mütterliche Stube soll Dir – so weit dies irgend möglich ist – unverloren sein, wenn Du zu uns kommen willst. Dir zu sagen, dass wir Dich mit offenen Armen und offenen Herzen empfangen wäre wahrlich eine überflüssige Rede; Du kennst diese alten Herzen ja. Aber dass wir Dir bei Deiner Bescheidenheit genügen können und ohne eine Unbequemlichkeit für uns, dafür führe ich nur an, dass Steinthal mit Frau und Kind und Kinderfrau bis jetzt bei uns wohnt, zum 1. October auszieht – (selbstverständlich ganz in die Nähe neben Hitzigs).[3] Ich citire mich selbst, wenn ich Dir ferner sage, dass ich den besten Theil der Gastfreundschaft in der Gast-Freiheit sehe; Gehen, Kommen und Besuche empfangen wird in Dein unbedingtestes Belieben gestellt. Du hast Deinerseits weiter Nichts zu thun, als zwei Tage vorher Deine Ankunft zu melden. Wolltest Du aber noch vor dem 15ten October kommen, dann bitte ich Deine Ankunft *hieher* zu melden, da ich bis dahin hier bleibe. Schön wäre es vollends holtest Du mich hier ab, um zusammen nach Berlin zu gehen.

Schließlich bitte ich Dich nur, mir in ein paar Zeilen jedenfalls hieher über Dein Kommen Etwas zu sagen, damit wir uns im Voraus dessen erfreuen können. Meine Frau hat mir den ausdrücklichen Auftrag ertheilt all das auch in ihrem Namen zu sagen; sie ist mit der Einrichtung für Steinthals als Mutter zu sehr beschäftigt, um selbst schreiben zu können. Mit schönen Grüßen für die verehrte Frau Clara und Deine lieben Kinder

Dein Lazarus

Adresse: Leipzig, Katharinenstr. 6

A propos Baden. Ich habe dort Deinen Onkel Louis ganz als den Alten wiedergesehen;[4] er hat mich kaum auf Dich, gar nicht auf Deinen Bruder angeredet, so habe ich es Deines Willens eingedenk unterlassen, ihm ein Lasso umzuwerfen.

[2] Anspielung auf Schiller und Goethe, die ja eigentlich nicht einsam und untätig lebten.

[3] Das Kuglersche Haus stand fast am Südende der Friedrichstraße, Nr. 242. Clara Kugler war eine Tochter Eduard Hitzigs, der bis zum Lebensende im Erdgeschoß seines Hauses wohnte.

[4] Vgl. den Brief vom 27. Februar und Anm. 4 und 5.

[395] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Katharinenstr. 6
Leipzig, den 2. Januar 1867

Mein lieber Freund!

Ich begreife Deinen Gemüthszustand bei der Kunde von dem Ableben Deines Bruders, den Du so treffend gekennzeichnet hast.[1] Aber was unsere Stimmung in diesem Fall so tief herabdrückt, obgleich wir wissen, dass es eine Erlösung des Armen vom Uebel ist, das ist wohl das Räthsel, welches die Vorsehung uns in einem solchen Leben an seinem Ende nur desto deutlicher aufgibt. Und doch ist dies kaum verschieden von dem so häufigen Vorkommen, dass Lebensblüthen von 1 und 2jähriger Dauer dahin fallen, ohne zur Frucht zu reifen, dass sie Lust und Schmerz wie in vorbereitendem Traum empfinden, ohne dann zu vollem Leben zu erwachen. Und was bedeutet in diesem Falle die Zeit? was ist der Unterschied einer 2 oder einer 30jährigen unaufgeschlossenen Kindheit? – Auch mir war bei der Nachricht eigenartig schmerzhaft zu Muthe; ich habe den armen Jungen nie gesehen, aber er war das Pfand des Vertrauens, welches die Freundschaft Deiner Mutter in mich gesetzt, das nun auch dahin ist. Wie wenig bedurfte er – neben Dir – meiner Fürsorge und wie wenig konnte ich für ihn thun? fast Nichts.

Deinen Brief habe ich vorgestern noch in Berlin erhalten; obgleich ich überzeugt bin, dass in gesetzlicher Beziehung nichts weiter zu thun ist, als was ich sogleich nenne, bin ich der Vorsorge halber doch zu Geppert[2] gegangen, um ihn zu befragen. Ich habe ihn aber nicht getroffen und werde nach meiner Rückkehr in etwa 10–12 Tagen nochmals ihn aufsuchen; versäumt wird in der Sache *jedenfalls* nichts. – Auch bei Tante Saaling[3] war ich, die mir schon eine Stunde vor Ankunft Deines Briefes Meldung gethan hatte. Sie ist nach Umständen ganz wohl, das soll ich Dir sagen, zur Bekräftigung dessen, was sie Dir schreiben wird.

Was also nöthig wird ist nur ein *amtlicher Todtenschein,* den Du vielleicht von Carow[4] gleich an mich schicken lassen kannst, damit er die doppelte Reise nicht zu machen braucht. Hast Du eine Abschrift von dem

[1] Heyse hatte Lazarus noch am 28. Dezember 1866 von dem Tode Ernst H. Heyses geschrieben: „Ich habe diesen Bruder eigentlich nur besessen, wie man seine Sorgen besitzt. Und doch fühle ich, wie auch eine Sorge, mit der man alt geworden ist, ein Gewohnheitsrecht über uns gewinnt, dessen Aufhören einem Verlust ähnlich sieht. Wie hätte es erst meine Mutter betroffen!" – Im übrigen bittet er Lazarus, den Vormund Ernst Heyses, ihm „die gesetzlichen Bestimmungen" mitzuteilen.

[2] Nicht zu identifizieren.

[3] Marianne Saaling; vgl. Anm. 2 von Brief Nr. 391.

[4] Der Ort, an dem Ernst Heyse bis zu seinem Tode gelebt hatte.

Testament Deiner sel[igen] Mutter, dann schicke mir auch diese; nicht als ob es geradezu nöthig wäre, aber in allen bürgerlichen Dingen liebe ich das auch formell Vollständige. Danach ist dann die Rechnung, die ich über den Nachlaß Deiner sel[igen] Mutter zu führen hatte, nur eine für Dich allein. Wir wollen deshalb dann zu dem Protokoll, das wir damals über das bei mir niedergelegte Depositum abgefaßt und gemeinschaftlich unterschrieben haben,[5] einen kleinen Nachtrag machen, womit die Sache abgeschlossen ist. Dass ich, wenn es Dir Recht ist, Deines kleinen Schatzes Hüter auch ferner bleiben will, ist selbstverständlich. Die Verzinsung war bisher eine ganz günstige und ich werde dafür sorgen, dass sie es auch ferner bleibe. Ich werde an dem gegenwärtigen Thatbestand nichts ändern, ohne vorher Deine Zustimmung einzuholen; denn plein pouvoir[6] zu besitzen ist sehr schön, aber keinen Gebrauch davon zu machen ist noch schöner. Hoffentlich finde ich nemlich bald einmal Gelegenheit, Dein Capital so anzulegen, dass es einen noch besseren Nutzen trägt; selbstverständlich nicht im Sinne irgend einer Speculation, denn die Sicherheit des Bestandes bleibt die Sorge allererster Rücksicht.[7] Doch, wie gesagt, in solchem Fall theile ich Dir das Genauere mit und hole Deine Entscheidung ein.

Soll ich Dir vielleicht auch eine mit dem 1. Januar abschließende und alle Posten nunmehr vereinigende Abrechnung ausziehen lassen und zuschicken?[8]

Einliegend erhältst Du auf Deinen Wunsch 500 Rth.; bevor ich dies Blatt einschliesse, gehe ich aus und will mich erkundigen, ob Du besser fährst wenn ich Dir preußische Cassenscheine[9] oder wenn ich Dir Bairische Gulden schicke, und werde dann das Bessere senden. Mit herzlichem Gruß und dem Wunsche dass das kommende Jahr sorgen- und schmerzfreier sein möge und in allen Stücken ein glückliches!

Dein alter getreuer Lazarus

Ribbecks[10] waren vorgestern bei uns zu Tisch; er selbst kommt heute Abend auf einen Tag hieher. Meiner Frau geht es leidlich, sie hat etwas Augenkatarrh; Steinthals und meiner Mutter [geht es] gut. – Grüße die Frau Clara und die Kinder.

[5] Dieses Protokoll hatten Lazarus und Heyse wahrscheinlich nach dem Tod von Julie Heyse (28. Okt. 1864) abgefaßt. Heyse hielt sich damals bis zum 30. November 1864 in Berlin auf.

[6] Plein pouvoir (frz.), unbeschränkte Vollmacht.

[7] Dieses Versprechen hat Lazarus dann nicht gehalten.

[8] Schon zu dieser Zeit, wie sich aus dem nicht veröffentlichten Brief vom 23. Dezember 1865 ergibt, erledigte diese Arbeit für Lazarus der Buchhalter G. A. Roch.

[9] Vom Königreich Preußen ausgegebenes, auf „Thaler" lautendes Papiergeld, das Heyse in München gegen Gulden hätte einwechseln müssen.

[10] Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 393.

[396] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 15. Mai 1867

Mein lieber Paul!

Du siehst, dass Dein Brief vom 10. wieder einmal hieher gewandert ist, wo ich noch an 10 Tagen etwa zu bleiben habe. Ich will mich deshalb um so mehr beeilen, vor Allem Deine geschäftlichen Fragen zu beantworten; ob dann noch für ein anderes Wort Mußе bleibt, hängt nicht blos von den Göttern – die könnte man durch gute Worte schon gewinnen –, sondern von Meßbau-[1] und anderen -Leuten ab.

Gegen eine Verfügung über ein Fünftel Deines Vermögens zu Gunsten Deiner Frau läßt sich weder moralisch, noch auch juridisch etwas einwenden.[2] Letzteres, (worauf doch wohl allein Deine Anfrage sich bezieht, da Du für das Moralische selber Manns genug bist,) namentlich ist ohne jedes Bedenken; vollends in der Form eines Ehevertrags, welche für diese Bestimmung in der That die angemessenste ist.

Laß mich aber doch noch ein paar Worte hinzufügen, lieber Freund, die ich im Dienste der Gerechtigkeit, unter der wir alle stehen, nicht unterdrücken darf. Dass von diesem Fünftel – und besser wäre es noch, zugleich ausdrücklich die Höhe desselben, also 20.000 fl. anzugeben – die *Rente* Deiner Frau verbleibe, ist in Ordnung.[3] Nach ihrem einstigen Ableben aber sollte, meine ich, das Capital a, wenn diese Ehe Kinder erzeugt, allen Kindern beider Ehen gemeinsam zufallen; b, ist sie kinderlos, so fällt das Capital an Deine Kinder zurück.

Ferner: da ein Ehevertrag mit obiger Bestimmung geschlossen werden soll, wodurch die *Gütergemeinschaft* in Eurer Ehe – die hier auch gar nicht am Platze wäre – schon ausgeschlossen ist, so ist auch ausdrücklich zu erwähnen, dass das Gut Deiner Frau auch *ihr* Eigenthum bleibe; dahingegen das Ganze oder der größere Theil davon dem ehegemeinschaftlichen usufructus[4] unterworfen wird.

[1] Auf- und Abbau der Leipziger Frühjahrsmesse.

[2] Nach dem Tode von Margarete Heyse am 30. September 1862 hatte Paul Heyse am 19. Juni 1867 Anna Schubart (1850–1930) geheiratet, die Tochter des Münchner Kaufmanns Johann Baptist Schubart.

[3] Paul Heyse besaß inzwischen schon das ansehnliche Vermögen von 100 000 Gulden. Inzwischen war am 17. März 1867 der Onkel Louis Saaling gestorben. Seine Frau, Emilie Saaling, starb 1868. In den Königlichen Nachlaßakten des Amtsgerichts von Frankfurt a. M./1868 befindet sich der Bericht des Fiskalats vom 27. August 1868, aus dem zu entnehmen ist, daß Emilie Saaling auf die Nutznießung des Paul Heyse zugedachten Vermögens schon vor ihrem Tode verzichtet hat. Es ist daher anzunehmen, daß in der Summe von 100 000 Gulden das Saalingsche Vermögen bereits enthalten ist (bei der Relation 1 Taler = 1¾ Gulden beträgt das Vermögen Heyses zum damaligen Zeitpunkt also ca. 57 143 Taler, umgerechnet in Mark: 171 429).

[4] Usufructus (lat.), Nutznießung.

Merke recht, mein lieber Paul, ich will hiermit nicht Dein Rathgeber sein, *dass* Du diese Bestimmungen treffen sollst; sondern ich setze nur voraus, dass Du sie als billige und rechtliche im Sinne hast und mache Dich deshalb nur darauf aufmerksam, dass es dann gut ist, sie in den Ehevertrag mit aufzunehmen. – Es ist schlecht von solchen Sachen reden, aber Schreiben ist noch viel schlechter. Aber es hilft Nichts, wir können doch nun einmal jetzt nicht zusammen kommen, also muß ich schreiben. Der Fall, dass Eure Ehe kinderlos bleibt ist ins Auge zu fassen; und dann entsteht die Frage: wenn dies der Fall *und* Deine Wittwe sich wieder verheirathet? Ich meine 1, wie soll es dann mit dieser Rente gehalten werden? 2, soll nicht dann eine sofortige, völlige Auseinandersetzung des Vermögens zwischen Deiner Frau und Deinen Kindern angeordnet werden.

Was nun die Verwaltung betrifft, so will ich keine Redensarten machen, dass es sehr unwahrscheinlich ist, dass ich Dich überlebe; denn das versteht sich von selbst, da ich 6 Jahre älter bin. Aber man hat allerdings nicht gehört, dass die Parzen Statistik treiben, oder bevor sie ihre Scheere in Bewegung setzen erst einmal die Wahrscheinlichkeitsrechnung von La Place[5] nachschlagen. Ich kann aber unmöglich Nein dazu sagen, dass Du mich mit zum Vormund und Beistand für Deine Frau ernennst.[6] Unser Wollen im Leben und über dasselbe hinaus darf die Kraft des Freundes in Anspruch nehmen, dass es verwirklicht werde. Auch finde ich durchaus recht, dass zugleich Bernhard Kugler[7] als Vormund genannt werde. Ich habe dazu nur noch folgendes hinzuzufügen:

1. *Nicht*: wenn ich, oder ein Anderer von den Dreien aus dem Leben scheidet, führen die anderen Beiden Verwaltung und Bevormundung; *sondern*: sie haben sofort über einen Dritten sich zu einigen und diesen zu ernennen zum Mitvormund. Willst Du für diesen gleich Namen in Vorschlag bringen oder fest bestimmen?
2. In Bezug auf die Form: Diese ganze Angelegenheit der Bestellung von Verwaltern, Beiständen und Vormündern kann *nicht* mit Erfolg im Ehecontract geschehen. In diesem kann nur, als in einem „Vertrag unter Lebenden", nur erzählungsweise davon die Rede sein, aber nichts mit rechtsgiltiger Folge. Dies muß vielmehr in einem Testament, letzten Willen, Bestimmung für den Todesfall oder wie es sonst

[5] Anspielung auf den französischen Mathematiker, Physiker und Astronomen Pierre Simon de Laplace (1749–1827), der in seiner Abhandlung, „Théorie analytique des probabilités" (1812) systematisch die Wahrscheinlichkeitsrechnung entwickelte.

[6] Heyse hatte Lazarus offensichtlich gebeten, im eigenen Todesfall die Vormundschaft für seine Kinder zu übernehmen, gemeinsam mit seiner Frau und Bernhard Kugler.

[7] Der Historiker Bernhard Kugler (1837–1898), Sohn Franz Kuglers und Bruder von Heyses erster Frau, wurde 1866 zum a. o. (1871 zum o.) Professor für neuere Geschichte an der Universität Tübingen ernannt.

bei Euch dort heiße, geschehen. Ich bitte Dich, lieber Paul, dies zu beachten. Die Sache hat auch keine Schwierigkeit; Dein Testament kann einstweilen unendlich einfach sein; ich werde die Hauptpunkte sogleich angeben. Alles Nebensächliche kann dann in Form von Codicillen, die in Deinem Hause bleiben, nur von eigener Hand ge- und unterschrieben und mit Datum versehen sein müssen, nachgetragen werden. Das Testament selbst aber solltest Du gerichtlich deponiren.

Zu seinem Inhalt genügt:

1. Erbeinsetzung: die Frau, die Kinder erster Ehe, die Kinder, die nach geboren werden.
2. Das Präcipuum [das Sonderteil] für die Frau, wie es im Ehevertrag stipulirt ist.
3. Verhalten mit dem *Capital* dieses Präcipuums.
4. Ernennung der Vormundschaft: Deine Frau, Bernhard K[ugler] und Laz[arus].

Das ist Alles. Zusatz: Codicilla werden noch Einzelnes bestimmen und sollen gelten.

Das ist aber auch Alles, was ich Dir zu sagen habe in der Sache. Du bist, mein Geliebter, dem Dichter zum Trotz – und, weiß Gott, auch zu Dienst – ein zu verständiger Mensch, als dass ich fürchten müßte, des Guthen zu viel gethan zu haben.

So! mein Junge, jetzt wollen wir auch vom Leben reden und an das Leben denken.

Bis hieher paßte dieser Brief ganz in meine Umgebung: überall Geschäfte, Befestigung und Ordnung und Vertheidigung menschlichen Wollens und erworbenen Besitzes; überall feste Zäune des Rechts, um dem Wachsthum anderer Idealblüthen fröhliches Gedeihen zu sichern.

Jetzt aber flüchte ich für eine Weile von dem wogenumrauschten Schiff der Geschäfte auf die grüne Insel der Freundschaft. Wie herzlich hat mich die Perlenschnur von Eigenschaftswörtern erfreut, die Du um den Hals Deiner Liebsten gehängt hast.[8] Wenn sie nun, wie doch nicht zu zweifeln, ein so köstliches Gottesgeschöpf ist, als Du erzählst, dann kann es wohl nicht fehlen, das sie uns ein wenig lieb haben wird, und noch weniger, dass wir sie lieb haben werden. Dass Ihr nach der Trauung ins Gebirge wollt, kann Niemand tadeln. Aber „sage doch mein Geliebter wo weidest

[8] Der Brief von Paul Heyse ist nicht erhalten. Theodor Fontane lernte Anna Heyse zwei Jahre später kennen und schrieb darüber am 29. Mai 1869 an seine Mutter: „Sie ist noch nicht voll 19 Jahr und allerdings sehr schön. Was ihr aber mehr als ihre Schönheit die Herzen gewonnen hat, ist etwas außerordentlich freundliches und gütiges im Ausdruck ihrer Augen. Dies hatte niemand erwartet. Sie ist kindlich und charaktervoll zugleich und nur *darin* mehr süddeutsch, als wir diesseits des Maines zu goutiren pflegen, daß allerdings die Toilettenfrage eine ungeheure Rolle zu spielen scheint." (Briefe, hrsg. von O. Drude, G. Krause, H. Nürnberger u. a., Bd. 2, München 1979, Nr. 191, S. 234).

Du? wo lagerst Du?" Wo sollen wir unsere Netze in Baierland stellen, wenn wir die Schmetterlinge haschen wollen, etwa im Anfang des Juli?

Darüber hören wir wohl noch ein Wörtlein. Wenn man nicht wie Du alle Jahre mit neuer Edelfracht zur Büchermesse kommt, dann ist die Herausgabe einer periodischen Schrift wirklich angenehm; es gibt so von Zeit wieder eine Berührung der Geister und ein Anknüpfen an einander, die doch nöthig, wenn die inneren Lebensgewebe zu sehr aus differenten Fäden bestehen sollen. Uebrigens möchten andere Leute auch gern vom Sampo[9] nicht blos viel sondern alles wissen; aber es gibts nicht her. Erinnere ich mich recht, so hat Grimm in seiner Abhandlung über das Kalewala sich für eine Art Handmühle entschieden. Jedenfalls ist es etwas Mechanisches oder da herum; Zeugniß genug, dass die Geschichte sehr alt ist und in der Wiege der Cultur gelegen hat.

Von meiner Frau höre ich Gottlob über sie und Steinthals alles Gute, und ich selbst bin auch gesund, weide meine beiden Gäule abwechselnd in gleich munterem Trabe, so dass ich mit dem einen bald an der Station der Herausgabe des ersten Bandes einer grösseren systematischen Psychologie anzulanden hoffe.

Doch nun genug, mein geliebter Freund. Auf glückliches Wiedersehn! Grüße Deine liebe Braut mit Herz und Mund von

Deinem Lazarus
Katharinenstraße 6

[9] Im „Kalevala", dem finnischen Nationalepos, das Elias Lönnrot aus alten finnischen Volksliedern gestaltet und 1853 veröffentlicht hat, gibt es drei Hauptheldenen. Der zweite Held ist Ilmarinen, der Schmied, der den geheimnisvollen „Sampo" geschmiedet hat.

[397] Moritz Lazarus an Paul Heyse[1]

Leipzig, den 19. Mai 1867

Lieber Freund!

Ich bin überzeugt, wir sind in den Grundsätzen, nach denen eine solche Anordnung getroffen werden soll, vollkommen einig mit einander; kurz gesagt: Noblesse soll dictiren. Aber wir müssen darauf denken, die Noblesse auch in denen zu erhalten, welche einmal über diese Anordnung zu urtheilen eine natürliche Veranlassung haben. Ich ziehe deshalb Deine frühere Meinung der jetzigen bei weitem vor.

Ich bitte Dich, lieber Paul, werde nicht ungeduldig; bedenke: nicht ich rede, sondern die Sache redet. Einmal ist mir in Deiner jetzigen Bestim-

[1] Auch zu diesem Brief fehlen Heyses Gegenbrief und die Testamentsentwürfe.

mung überhaupt zu viel Calcül; das ist weder schön noch fein. Sodann könnte die ganze Bestimmung, weil sie auf Calculation gestellt ist, sehr verwickelt und zweifelhaft werden. Wie das möglich wäre? Ich will es Dir gleich zeigen. Gesetzt eines Deiner Kinder erster Ehe wäre gestorben. Nun kannst Du zwar bestimmen, dass dann gerechnet werden solle, als wenn es nie da gewesen wäre. Allein diese Bestimmung könnte wiederum nicht durch Deinen Ehevertrag Kraft gewinnen. Nach dem Gesetz sind nur die Geschwister aber nicht die zweite Mutter Erben des gestorbenen Kindes. Die Vormünder also würden gar nicht die juridische Kraft haben, wenn sie auch den moralischen Willen hätten, den Ehevertrag als ein Testament anzusehen und auf diese Rechnung einzugehen. (Und dasselbe gilt, wenn Du statt der gedachten Bestimmung eine andre einsetzen, immer aber nur im Ehevertrag niederlegen wolltest.) Bedenke nur immer, Du kannst bei den erwachsenen Betheiligten auf alle erdenkliche Noblesse der Gesinnung rechnen; den Vormündern aber für Minorennen[2] sind – ohne Testament – die Hände gebunden, sie *können nicht* billig oder edel denken, sondern werden vom Gericht gezwungen, jedes Recht zu wahren.

Bevor ich fortfahre in meinem Bedenken gegen Deine Bestimmung will ich deshalb hier nochmals einschieben: wenn auch die Errichtung eines vollständigen Testaments Zeit hat, so wäre es doch gut, wenigstens eine legale Bestimmung *jetzt schon* zu treffen, wer die Vormünder sein sollen und dass deren Verwaltung ohne Einmischung der Gerichte stattfinden soll. – Ich bin gar nicht so ängstlich für Dein liebes Leben wie ich scheine und hoffe für Dich viele der blühenden Jahre. Aber in dem Falle, wo der Mensch die Schranke seiner Endlichkeit mit seinem Willen durchbricht und durch denselben *wirksame Thatsachen* schafft, die über sein Leben hinausgehen, muß er diesem Willen die nöthige Besonnenheit und ein paar Stunden Zeit schenken. – Gegen die Bestimmung, mit der Kinderzahl in der angegebenen Weise die Ausstattung Deiner Frau wechseln zu lassen, habe ich noch Folgendes. Es kann nemlich der Fall eintreten, dass eines Deiner Kinder einmal folgende Rechnung anstellt: – (das Vermögen immer zu 100 Tausend angenommen) – wenn wir 4 geblieben wären, dann bekam die Mutter 20.000; wenn wir 5 geworden wären, bekam sie, wie natürlich, weniger, nemlich 16⅔ Tausend; nun aber sind wir 6 und sie bekommt mehr, nemlich 25 Tausend. Das ist nemlich das wirkliche Resultat Deiner neuesten Bestimmung. Nun lege ich zwar kein großes Gewicht darauf, dass die Bestimmung hiernach wirklich unlogisch und unrichtig sich gestaltet, und man könnte auch noch Gründe zu ihrer Vertheidigung herbeiziehen. – Aber ich lege alles Gewicht darauf, dass *überhaupt ein solcher Calcül entsteht,* der im Innersten unschön ist.

[2] Minorenn (mittellat.), minderjährig, unmündig.

Niemand soll eine Bestimmung treffen, welche irgend eine Menschenseele anreizt, eine so unnoble Rechnung anzustellen. – Nun könnte zwar Jemand sagen, was liegt daran, ob einmal das Rechnen meiner Kinder den Grundsätzen der höheren moralischen Aesthetik entspricht; – aber dieser Jemand wirst Du nicht sein wollen.

Ich schlage Dir deshalb vor:

A. entweder, schlank weg bei der Bestimmung zu bleiben, dass Deiner Frau unter allen Umständen ein Fünftel, oder aber 20.000 Gulden ausgesetzt bleiben; es ist dagegen in jedem Fall, und vollends eine edle Gesinnung bei ihr vorausgesetzt, weder moralisch noch juridisch etwas einzuwenden.

B. Oder, wenn Du sie an den Chancen des vermehrten oder verminderten Vermögens und der gewachsenen Kinderzahl willst Theil nehmen lassen:
ihr ein Präcipuum [Sonderteil] von 10.000 fl. auszusetzen und sie dann mit Einem Kindestheil den anderen Kindern gleichzustellen.

Das B scheint mir einen sehr hohen Grad von Billigkeit und praktischer Einfachheit einzuschliessen.

Daneben bleibt immer noch nothwendig, entweder eine Vormundschaft mit weiter Vollmacht, oder die Hinweisung auf ein Schiedsgericht, oder ein ausführliches Testament zu errichten, worin die Frage erledigt wird: was geschehen soll, wenn eins der Kinder erster oder zweiter Ehe stirbt.

Nicht wahr, es ist langweilig, dass ich darauf zurück komme; aber Du hast den Wunsch und die Pflicht Bestimmungen zu treffen, ich nur beides, Dir die Sachen zu zeigen, wie sie liegen. Es ist nicht meine Schuld; ich kann nur die Sachen sehen, aber nicht ändern. Wenn sich aus unseren *Gesetzen* und den Verhältnissen Verwicklungen ergeben, so können wir das nicht vermeiden; aber vermeiden können wir die Schädlichkeit der Verwicklung wenn wir sie voraussehen und darauf hin verfügen.

Und nun, mein lieber Freund, gönne Deinem alten Sokrates[3], nachdem er mit dem Praktischen fertig ist, noch ein paar theoretische Worte; Du kennst ja die Unart meines Vorbildes und seiner Nachbilder, die Leute mitten in ihren Geschäften zu stören und zu Untersuchungen darüber reizend zu quälen. Ich will von der Heiligkeit der Testamente nicht reden; aber wenn Vico[4] mit Recht darauf hinwies, dass mit der Bestattung der Verstorbenen alle Cultur beginnt, so kann man sagen,

[3] Über den griechischen Philosophen Sokrates vgl. Anm. 4 und 8 von Brief Nr. 382.

[4] Giovanni Battista Vico (1688–1743), Geschichtsphilosoph und Professor der Rhetorik in Neapel. Lazarus spielt hier auf das Hauptwerk Vicos an, „Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker" (Principi di una scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni, 1725; erweiterte und umgearbeitete Fassung 1744), Erstes Buch, Ende der dritten Abteilung.

dass die Fortdauer des Willens eines Abgeschiedenen und seine Macht über die Lebenden eine der höchsten Formen des Culturlebens ist. Indem die Vergangenen fortwirken die Späteren zurückblicken, sehen wir die Maschen vor uns aus denen Geschichte gehäkelt wird; und erst Geschichte ist Cultur. Der Künstler lebt in seinem Werk, der Staatsmann in den Institutionen, der Philosoph und Wissenschaftler in den Gedanken fort, weil sie fort*wirken*. Jeder gute Bürger lebt in seinem ordnenden, rechtgründenden Willen fort; darum soll er wie ein Philosoph und Gesetzgeber, weise und gerecht, in ihnen fortleben.

Ich gebe nicht so viel darauf, wie ein Vater über das Vermögen seiner Kinder verfügt; wichtig wie es an sich ist, wird doch das *Schicksal* eines Menschen im Wesentlichen wenig oder gar nicht davon bestimmt. Hier ist namentlich auch der Unterschied zu beachten zwischen den Wittwen und den Waisen; des *heranwachsenden* Menschen Schicksal bestimmt sich viel weniger von den äußeren Umständen, von größerem oder geringerem Vermögen, als das des Menschen, dessen Schicksal so zu sagen gerundet ist; darum bedarf das Wittwenthum eine viel festere materielle Versorgung.

Die Gesinnung der Ueberlebenden aber, soweit sie Folge des Willens und der Bestimmungen des Verstorbenen ist, erfordert die allergrößte Sorge. Ein bloßer Eingriff in das Vermögen eines Kindes, weil es eben das Schicksal so wenig regiert, ist ein Schnitt in die Haut; ein Eingriff aber in das Gemüth, eine Erregung falscher Gedanken, ist ein Schnitt ins Herz.

Zum Schluß nur noch die Frage: wenn Ihr Anfang oder Mitte August „heim"kehrt, heißt das nun nach München, oder aus Italien nach Garmisch bei Partenkirchen?[5] Leb' wohl, geliebter Freund, und sey mit allen Lieben herzlich gegrüßt von Deinem getreuen

Lazarus

[5] Heyse kehrte direkt nach München zurück. Seine Sommerfrische war sonst Miesbach, was Lazarus vielleicht verwechselt hat.

[398] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin den 21. Januar 1869

Mein lieber Paul!

Womit fange ich an? nun, vor Allem mit dem Schwersten, das doch auch gesagt sein will. Am 15. d[ieses] M[onats] ist meine gute Mutter gestorben.[1] Du weißt, mein Theurer, wie lange und deutlich wir diesen

[1] Bina Lazarus, geb. Wollenberg, geb. 1. Okt. 1802.

Verlust vorausgesehen, gleichsam voraus getragen. Und doch war es wieder relativ plötzlich und wirkte so auf mich; ich war physisch so heftig ergriffen (und bin es noch, so dass ich Zimmer und Sopha nur verlasse, wenn dringende Pflicht mich ruft) dass ich nicht zur Bestattung reisen konnte, sondern es meinem Bruder und Steinthal überließ, meinem armen Vater nahe zu sein. An diesem bewährt sich, nach Allem was ich höre, bis jetzt auch diesmal die Macht reinen naiven Glaubens auf wunderbar wohlthuende Art. Sobald ich körperlich etwas gestärkt bin[,] will ich zu ihm.

Und nun fange ich mit dem Letzten an: mein Zettelchen mit dem einen Buchtitel: Gförer Geschichte des Vorchristenthums hast Du wohl erhalten. Ich füge dazu noch:

Peter Beer, Geheimlehre der Juden
A. M'Caul, Netiboth Olam oder: der wahre Israelit
endlich Franck Cabbala.[2]

Ich glaube die Bibliothek wird das alles haben, sonst wende Dich ganz getrost an den dortigen Rabbiner auf „meine Veranlassung"; ich kenne ihn nicht persönlich, aber Du weißt, dass wir Freimaurer sind[3] und Du würdest keine Fehlbitte thun. – In welchem Buch Du etwa das Meiste oder Beste findest, kann ich um so weniger sagen, da ich Sinn und Ziel Deiner Wißbegier nicht kenne. Auch willst Du die Kenntniß „so baar und blank, wie wenn es Münze wäre".[4] „Jüdische Vorstellungen"; ja von wann? alte, neue? des Volks? oder des recipirten Dogmas? oder der grübelnden Gelehrten? – Ist Dir, wie es scheint, die Sache von Werth, so werden Blicke in genannte Bücher Dich genügend belehren oder auf die Fährte leiten. –

Dass ich Dir so lange nicht geschrieben, mein geliebter Freund, nicht

[2] Lazarus schickte folgende, ihm aus der Studienzeit bekannte Büchertitel an Heyse: Peter Beer, Lehren und Meinungen aller bestandenen und noch bestehenden religiösen Sekten der Juden und der Geheimlehre oder Kabbalah, 2 Bde., Brünn 1822; A. Mc Caul, Nethivoth Olam, oder Der wahre Israelit – Ein Vergleich zwischen dem modernen Judenthum und der Religion Moses und der Propheten, Aus dem Engl. übers. von W. Ayerst, Frankfurt a. M. 1839; Adolphe Franck, Die Kabbala oder die Religions-Philosophie der Hebräer. Aus dem Hebr. übers., verbessert u. verm. von Ad. Gelinek, Leipzig 1844. – Heyse schrieb erklärend in einem folgenden Brief vom 23. Januar 1869 zu seinen Bücherwünschen: „Es liegt mir an einer Kenntniß der in der allgemeinen Empfindung und Anschauung schwebenden Vorstellungen *gebildeter* Juden über jene Probleme, ohne Gelehrsamkeit oder dogmatische Spitzfindigkeiten." (Humb.-Univ.-Bibl. II, 158).

[3] Das ist natürlich in übertragenem Sinn gemeint. Steinthal formulierte es einmal ähnlich: Die Juden seien kein Volk mehr, sondern „eine von der Natur und von der Geschichte geschaffene Freimaurerschaft" (zitiert nach: H. Steinthal, Über Juden und Judentum, aaO, S. 61).

[4] Zitat aus Gotthold Ephraim Lessing, Nathan der Weise, Dritter Aufzug, Sechster Auftritt. Das Zitat lautet richtig: „. . . / Und will sie so, – so baar, so blank, – als ob / Die Wahrheit Münze wäre! . . ."

einmal dass die Erquickung des Menschenherzens vor Wochen schon bei guter Witterung hier eingelaufen![5] Des Undanks, weißt Du, wird mich der Ankläger selbst nicht zeihen, wenn ich nicht inzwischen ein Heiliger werde und nur die Verzweiflung ihn dazu treibt. Aber denke Dir, ich habe ihn noch nicht gekostet; und das wollte ich denn doch bevor ich dankte. Ich habe wirklich was von meinem philosophischen Ahnen Sokrates in mir; im Trinken und Entbehren desselben gleich stark zu sein. Dass ich aber nicht daran gekommen zu trinken, liegt nur darin, dass mir noch keine Mußestunde, d. h. wirklich freie, leichte gegönnt war, seit vor Weihnacht. Leipzig forderte mich für 8 Tage; das häuft dann hier so viel Correspondenz, Sitzungen und Arbeit, dass ich nicht zu mir gekommen.

Fühle ich mich wieder stark und frisch oder zur Erfrischung durch einen guten Tropfen aufgelegt, dann soll Deine Gabe die Ehre haben, sie mir zu geben, und dann auch will ich den Dank deutlich fühlen, den ich heute nur dunkel ahne.

Deine Sachen hier stehen gut. Die verwechselten Papiere befinden sich unter denen zum St. Annen-Stift; daher von uns, wie von den Empfängern übersehen. Sende mir also nur die Coupons und Talons und ich werde Dir die anderen dafür schicken, sobald ich sie vom Verwalter des Krankenhauses erhalte.[6] Derselbe ist mit Dr. Vollmer etliche mal bei mir gewesen; ich habe denenselben *vor* Weihnachten die 4000 Rth. Papiere fürs Hospital und die 1650 Rth. für St. Annen übergeben; desgleichen in baar 400 Rth., um die *kleinen Legate* zum Feste auszuzahlen. Vorgestern habe ich dazu noch 1520 Rth. baar gefügt, um die übrigen Legate zu decken, bis auf Louise[7]. Für diese habe ich 1200 Rth. in 4½%igen Papieren zurückbehalten. Alles Uebrige ist verkauft und gleicht sich etwa aus. Die 300 Rth. und noch 100 Rth. Miethe und circa 150 Rth. andere Auslagen fehlen also noch. Soll ich das nun auszahlen und auf Dein Conto schreiben, oder willst Du mir noch Papier dafür schicken? Ganz wie es Dir paßt.

Von den zu verkaufenden Papieren habe ich nur noch 300 fl. polnische Certificate (circa 50 Rth. Werth) weil diese *hier* nicht verkäuflich. Das

[5] Heyse hatte Lazarus mehrere Flaschen Pfälzer Wein (Deidesheimer Auslese von 1862) zu Weihnachten schicken lassen.

[6] Es geht hier um die Vollstreckung des Testaments von Marianne Saaling, die in Berlin ein Krankenhaus gegründet und in ihrem Testament für zahlreiche Personen und Klöster kleine Vermächtnisse hinterlassen hatte. Testamentsvollstrecker war der genannte Dr. Vollmer, ein Herr Jansen der Verwalter des Krankenhauses. Diese Angelegenheit schuf Heyse bis 1870 noch einige Unannehmlichkeiten und Probleme, die nicht ganz aufzuklären sind. Auch da fungierte Lazarus als Vermittler und „Schatzmeister", wie ihn Heyse dankbar nannte. Er sorgte dann auch für Entwurf und Aufstellung des Grabkreuzes. (Briefe Heyses vom 15. Januar und 16. Februar 1870.)

[7] Louise war wahrscheinlich eine ältere Freundin von Marianne Saaling.

Stück ist nemlich „ausser u. in Cours gesetzt" gewesen, und mit solchen Pieçen[8] befassen sich die Herren Banquiers hier nicht. Ich werde es also durch meinen Freund-Banqier in Warschau verkaufen lassen; nicht wahr? Im Uebrigen wickelt sich die Sache, wie Vollmer sagt, (der sein Schweigen entschuldigt haben möchte) ganz gut ab, und so werde ich Dir bald Abrechnung senden können, sobald alle Zahlung geleistet ist. – Die Zeichnung zum Kreuz fehle nur deshalb noch, weil die Vorlagen von Egels für Paderborn auf sich haben warten lassen. Wird also nächstens kommen. – Es wird diesem Geschäftszettel gut thun wenn ich ihn mit 1000 herzlichen Grüßen an Deine liebe Frau u. von der meinigen schließe. Wie schön kann der Mai werden![9]

Deinem getreuen Lazarus

Unter Band sende ich Dir einen Extract von einer Einleitung zu einer beginnenden Untersuchung; und doch ist vielleicht was dran und drin.[10]

[8] Piecen (frz.), Stücke, meist nur im musikalischen Bereich mit der Bedeutung „Tonstück", „Zwischenspiel" gebraucht.

[9] Heyses beabsichtigten, Lazarus im Mai zu besuchen.

[10] Die Rede „Über natürliches und künstliches Denken" hatte Lazarus zum ersten Stiftungsfest der Medizinisch-psychologischen Gesellschaft am 21. Januar 1868 gehalten. Das Thema stieß bei Heyse auf großes Interesse.

[399] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Interlaken den 3. August 1869

Mein geliebter, theurer Freund!

Deine beiden Briefe habe ich *hier* erhalten; den zweiten, als ich eben Willens war, den ersten und die Sendung von „Ehre um Ehre"[1] dankbar ausführlich zu beantworten.

Wie hat der Schlag aus heiterem Himmel Euch hart getroffen![2] ja, alle die gleichen Schmerzen, die wir mit den Geschwistern durchgelebt,[3] wachten wieder auf und gaben dem Gemüth der Freunde schmerzlich zu denken und zu fühlen mit der innigsten Theilnahme. Aber sie schließen den Mund und verhallende und vollends geschriebene Worte scheinen so

[1] Das Schauspiel „Ehre um Ehre" erschien in Buchform erstmals 1869 bei W. Hertz und wurde dann 1874 im Münchner Residenztheater auch als Separatvorstellung vor König Ludwig II. aufgeführt.

[2] Paul Heyse hatte am 27. Juli 1869 das erste Kind seiner zweiten Ehe, Marianne (geb. 1868), verloren.

[3] Auch Steinthals hatten ihr erstes Kind, David, verloren, nach ein paar Jahren (1873) auch das zweite, Agathe.

werthlos, wo die Last des Kummers so innerlich drückt und unfrei macht.

Ich bin, glaube ich, so frei von Aberglauben als ein Mensch sein kann; vollends die Rede vom Neide der Götter ist mir immer eine Blasphemie schon im Munde der Alten und ihres sonstigen Adels unwürdig erschienen; aber die zarte und darum gebrechliche Organisation des Menschen, und deshalb auch seiner wahrhaften Glücksgüter läßt mich stets mit Zagen und Sorgen ein Glück sehen, wie wir es im Mai so froh an Euch Beiden genossen haben. Deine liebe Anna, die auch uns Allen so liebenswürdig erschienen, so berechtigt aber auch so gesättigt des Glücks! an deren früher und doch voller Reife wir unsere freundschaftliche Freude hatten, sie mußte die Feuertaufe des Leides empfangen. Dass diese so herb und schwer ihr zugefallen, Niemand kann es herzlicher mit Euch beklagen als wir.

Ich mag heute von Nichts anderem reden, mein geliebter Freund. Die stenographischen Berichte von der Synode sollen gedruckt werden, dann werde ich sie Dir schicken.[4] In der Erbschaftsstempelsache ist bei mir in Berlin nichts angekommen bis heute; geschieht es, so besorge ich die Sache auch aus der Ferne.[5] An Louise habe ich zum 1. Juli 50 Rth. gezahlt; das ist doch in Ordnung und auch für jedes Halbjahr in der Folge?[6] Die nächsten 4 Wochen sind wir in Nauheim (Main-Weser-Bahn) Villa Dörr.

Lebt so wohl, geliebteste Freunde, als es Euch möglich ist nach dem herzlichsten Wunsche Eures von ganzer Seele getreuen Freundes

Lazarus

Meine Frau und Schwester Steinthal werdet Ihr Beide wohl verstehen, wenn sie heute nicht schreiben, sondern schweigend grüßen und Euch die Hand drücken.

[4] Lazarus hatte die erste israelitische Synode in Leipzig als Präsident geleitet und zu deren Abschluß am 4. Juli 1869 eine Rede gehalten, die noch im selben Jahr veröffentlicht wurde (Leipzig und Augsburg 1869; wiederabgedruckt in: M. Lazarus, Treu und Frei – Gesammelte Reden und Vorträge über Juden und Judenthum, Leipzig 1887, S. 3–17).

[5] Vgl. Anm. 6 des vorigen Briefes.

[6] Vgl. Anm. 7 des vorigen Briefes.

[400] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 11. Mai 1870

Mein geliebter Freund!

Schon seit Anfang April habe ich immer die Absicht gehabt, Dir bei einiger Muße Bescheid auf Deine Anfrage zu geben, ob sich für die

Rentabilität Deines Vermögens eine günstigere Combination finden ließe; aber die Muße wollte nicht kommen. Die Muße ist zwar auch heute noch nicht von besonderer Gemächlichkeit; denn ich bin vor wenigen Stunden von Leipzig angekommen und habe 3 arbeitsvolle Tage mit doublirten Vorlesungen vor mir. Dagegen bin ich in der angenehmen Lage heute nicht blos eine sehr schöne Antwort, sondern zugleich mein Versprechen einlösen zu können, das ich Dir vor Jahren gegeben. Ich habe wohl immer daran gedacht, etwas zu unternehmen, wobei Dein Vermögen zu einem Theil anzulegen wäre; es hat sich aber immer nicht schicken wollen, dass gute und vollkommen sichere Anlage sich zusammengefunden. Jetzt aber habe ich den Ankauf eines großen, prächtigen (d. h. praktischen Pracht) Grundstückes in Leipzig vor, wobei ich einen Theil Deines Geld[es] höchst vortheilhaft verwenden könnte. Schön wäre es, wolltest Du mir die Freude machen und in den ersten Tagen nächster Woche – wenn die Sache so weit gediehen ist, dass ich abgeschlossen habe und ich Dirs telegraphire – nach Leipzig kommen, sowohl um Dir das corpus deliciae[1] anzusehen, als auch um zwischen uns das Nähere durchzusprechen und festzustellen. Ob es eine Reise werth, magst Du selbst beurtheilen; es handelt sich um eine jährliche Revenü von 1500–1750 fl. Kannst oder willst Du aber jetzt nicht kommen, dann später einmal, etwa vor dem 1. Juli; nur einen Bescheid, ob Du auf die Sache überhaupt eingehen willst, muß ich sogleich und zwar telegraphisch von Dir haben, weil ich mich sonst sogleich zu einer anderen Quelle wende; denn am Sonntag muß ich schon wieder nach Leipzig, um, wenn das Glück gut ist, am Montag oder Dienstag abzuschließen.

Um was es sich also handelt, ist kurz dieses: ich kaufe ein großes Haus am Markt, gegenüber dem Rathhause, wozu ich zugleich 25.000 Rth. von Dir verwenden möchte. Selbstverständlich hast Du nichts mit den Eventualitäten des Erfolges zu schaffen; Dein Capital wird Dir einfach hypothekarisch sicher gestellt. Dagegen würde ich Dir außer den 5 % Zinsen, die Deine Papiere jetzt bringen, eine runde Einnahme von 1500 bis 1750 Gulden zusichern können.[2] Dass Du dazu nicht die hochverzinsten Amerikaner, sondern die Preußen, Russen und die Kleinkröpel (auch die, welche bei mir liegen) verwenden würdest, versteht sich von selbst. Indessen haben wir Zeit, die Auswahl nach den Coursen zu treffen, da die Zahlungen erst am 1. Juli stattfinden sollen. Mir scheint dies überhaupt

[1] Corpus deliciae (lat.; korrekt müßte es heißen: deliciarum), Gegenstand des Wohlgefallens.

[2] D. h. zusätzliche 856–891 Rth. Revenue; er bekäme statt der bisherigen 5 % = 1 250 Rth. durch Lazarus etwa 8,5 % = 2 125 Rth. Zinsen. Die regulären Renditen lagen damals weit niedriger als heute, nämlich bei 4 %.

für Dich angemessen, das Vermögen nicht in *einer* Art, sondern theils hypothekarisch und anderentheils in Papieren liegen zu haben.[3]

Es würde mich unsäglich freuen, Dir nun einen Theil Deiner Habe, bei vollster Sicherheit, auf den doppelten Ertrag zu bringen, was in unseren Zeitläuften immer einigen Werth hat. Mögen die Hanse und Kuntze-Männer behaupten, dass in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört; ich für mein Theil habe immer für die Gemüthlichkeit gedankt, die bei den Geldsachen aufhört. Dass der ganze Handel auch für mich kein übler wäre, das wirst Du aus dem Ertrag ersehen, den ich Dir jährlich anbieten kann, und zwar mit gutem Gewissen anbieten könnte, wenn ich nicht blos ein Weib, sondern auch Kinder hätte.

Nun also, mein lieber Paul, weißt Du, um was es sich handelt; ich bitte Dich also mir so bald, als Du es überlegt hast, *telegraphisch* zu sagen, ob Du von der Partie sein willst. Denn da ich Sonnabend Abend schon hinüber muß, wenn ich Nichts versäumen will (leider habe ich am Staat Sachsen einen Rivalen, den ich nur durch Schnelligkeit wett bringen kann) so müßte ich mich sonst am Sonnabend hier anderweitig wegen Beschaffung der Summe arrangiren, da ich nichts unternehme, ohne vorher vollkommen sicher gedeckt zu sein. Das Nähere und Bestimmtere aber zwischen uns könnten wir – am allerliebsten – wirklich allerliebst! – mündlich, womöglich gleich nächste Woche in Leipzig, abmachen.

Dass die Jansensche Sache neulich vollkommen in Ordnung gegangen und ich Dir die Quittung (wozu noch eine Nach-Liquidation von etlichen 4 Thalern gekommen–) aufhebe, habe ich noch nicht gemeldet, weil es selbstverständlich war.

Also auf baldigen Bescheid und womöglich auf baldiges Wiedersehen mit Deinem alten getreuen

Lazarus

Meine Frau grüßt Euch Beide bestens.

[3] Diesen Rat haben Lazarus und Heyse später vergessen.

[401] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 18. Mai 1870

Mein geliebter Freund!

Eine Eiche die mit fünffacher Wurzel im Boden festgehalten ist, fällt nicht auf einen Hieb; noch schwerer ist die Entwurzelung eines solchen Familienbesitzes aus fünf Theilhaberhänden, ob auch drei von ihnen zum Verkaufe drängen.

Für diesmal ist die Verhandlung abgebrochen; ist meine offene Willfährigkeit zum Kauf Schuld an übermüthige[n], in der Verhandlung Lauf sich steigernde[n] Forderungen, dann jetzt meine eben so offene Zurückhaltung auf das billige Maß zurückzuführen. Wenn nicht: sey's drum. Dann verzeih' den Trubel, den ich Dir mit Briefen und Depeschen gemacht. Es war recht gut für uns beide gemeint, und ich frage mich für mich ob acht Tage Hoffnung das Mißvergnügen des Verzichts aufheben.[1]

Inzwischen sage ich Dir nur noch: an Deinen Papieren würde ich wenig zu ändern finden; da balanciren sich immer Sicherheit und Ertrag, und der günstigste Fall des letzteren trägt 100 bis 200 fl. aufs Jahr, wenn man nicht in eigentliche Speculationspapiere hineinspringen will. Statt dessen, warte, wie ich warte; wir stehen ja beide nicht im Regen. Es kommt schon wieder einmal was, das uns nicht blos trocken, sondern fest und warm einschließt.

Ich will für heute schließen, mein geliebter Junge; ich mag noch viel oder wenig sagen, einen gewissen Unmuth werde ich Dir nicht verbergen können. Aber ich schäme mich dessen auch nicht. Wer da weiß, dass das Leben weder ein abstracter Begriff ist noch sein darf, dass es aus unendlich vielen feinen Fäden gewebt ist, die überall an den Besitz geknüpft sind; wer den Besitz dann selbst nicht wie der Geizige zu einem abstracten Begriff macht, sondern jeden Tag und jede Stunde eine angenehme, oder heitere oder edle Lebenserfüllung aus ihm schmiedet: der darf ein Stück Seele in solche Fragen legen.

Auf alle Fälle hoffe ich Euch in diesem Sommer zu sehen; denn dass die Synode in Bayern (Augsburg oder München) tagt, steht ziemlich fest[2] und dann treffe ich Dich, wenn nicht in München selbst, doch wohl in hochländlicher Nähe. Die Synode wird in der letzten Woche Juli stattfinden; sage mir ein erquickendes Wort der Aussicht Dich ans Herz zu drücken und Deiner lieben Frau mit Herzlichkeit die Hand zu küssen.

Dein alter getreuer Lazarus

Heute Nachmittag reise ich wieder nach Berlin.

[1] Die Kaufverhandlungen haben sich wieder zerschlagen.

[2] Gemeint ist die geplante zweite israelitische Synode, die aber wegen Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges verschoben werden mußte.

[402] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 19. Mai 1870

Mein geliebter Freund!

So eben ist Dein Schreibebrief angekommen, dessen erster Eindruck auf mich nur in dem Bedauern bestand, dass Du so wenig leichtsinnig warst;[1] wie köstlich wäre der Humor von der Sache gewesen, dass wir ein Stück des besten Theils von der Sache vorweg genommen und nun mit aller Gemüthsruhe abgewartet hätten, ob sich zur idealen Wurzel auch der reale Baum fände.

Ein Trost ist, dass für unser Wiedersehen in diesem Sommer noch mehr und sicherer als für den Kauf gilt: aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich calculire, dass Du fünf bis sechs Wochen auf St. Moritz bleiben wirst; dann würden wir uns, je nachdem es eben 5 oder 6 würden, entweder in München nach Schluß der Synode[2] treffen, oder, was fast noch schöner wäre, am Bodensee. Denn wir gehen Anfangs August *nach* der Schweiz, Ihr aber kommt aus der Schweiz, so dass wir uns am Eingang füglich begegnen, und dann etliche Tage zusammen weilen. Solltet Ihr aber länger in der Schweiz bleiben wollen, desto besser; dann können wir uns in derselben irgendwo treffen.

Wir werden ja noch vorher ein und das andere Wort mit einander wechseln; merke Dir aber auf alle Fälle, dass ich *erstens* über Leipzig, Katharinenstr. 6, *alle Tage* von und nach aller Welt Briefe erhalte; zweitens dass ich *am 1. August* in München bin und dort poste restante zu erreichen bin, um unser Treffen nicht zu verfehlen.

Meiner Frau, von der ich alles Freundlichste melden soll, thut der Aufschub oder Verzicht[3] besonders so leid „wegen Pauls"; und gewiß, sie meint ja nicht das Geld, aber es war eine gewisse Poesie in der Sache, wie ich sie concipirt hatte. Aber „heute morgen habe ihr die linke Hand so sehr gezuckt", während ich meine Vorlesung in der Kriegsakademie (über Alexandrien als völkerpsychologische Thatsache wäre ein guter Titel dafür, wenn sie allein aufträte – meine Collegen in der „Geschichte der Philos[ophie]" würden sich bekreuzen über eine solche Vorlesung ohne ein Citat, ohne Jahreszahlen, fast ohne Namen –) gehalten: *also* wird noch was aus dem Kauf.

Ich für mein Theil habe während der ganzen Affaire nur gesehen, dass ich wirklich zum Psychologen geschaffen bin; denn wer das Leben nicht

[1] Heyse bedauerte in seinem Brief vom 17. Mai 1870 fast, daß er nicht auf jeden Fall nach Leipzig gereist sei, auch ohne die Gewißheit des Kaufabschlusses.

[2] Vgl. Anm. 2 des vorigen Briefes.

[3] Zu ergänzen: Des Hauskaufes.

lebt, kann es nicht wahrhaft beobachten; er sieht nur Schatten der Dinge oder zeichnet sich Silhouetten; wer sie aber nur lebt, wie die meisten, kann erst recht nicht beobachten. Ich aber habe Alles wirklich energisch betrieben und doch zu gleicher Zeit unsäglich viel gedacht „über uns närrische Menschen". Dass meine Lebensart der Wissenschaft als Denkart noch einmal zu Gute komme, gehört zu meinen schönsten Hoffnungen. – A propos, wenn Du das Paquet am Sonnabend 21ten h[uius][4] oder Sonntag nach Leipzig schickst, trifft es mich sicher dort.[5] – Seyd Beide tausendmal gegrüßt von

Eurem Lazarus

[4] Huius [lat.] dieses [Monats].

[5] Heyse wollte Lazarus seine Wertpapiere – „alle außer Amerikanern, Köln-Mind[ener] Stammaktien und Preuß[ische] Bankantheilen" (versichert zu einem Wert von 20 000 fl.) – zuschicken, damit dieser darüber verfügen könne, sobald er eine günstige Gelegenheit zum Erwerb eines Hauses gekommen sehe. (Heyse an Lazarus, am 17. Mai 1870, Humb.-Univ.-Bibl. II 164). Laut Tagebuch hatte Heyse die Sendung am 22. Mai 1870 expediert.

[403] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 29. Juni 1870

Mein geliebter Freund!

Ich will doch Leipzig nicht verlassen, ohne Dir das versprochene Verzeichniß[1] einliegend zu senden, mit dem Stoßgebet, dass das Wetter bei Euch da oben besser und fester sein möge, als bei uns in der Ebene. Heute Abend erwarte ich meine Karawane (zieht das nicht wie eine am Ohr vorüber?), Gottlob auch *Steinthal* mit Jeanettchen und Kind dabei, um morgen mit ihnen langsam nach Ischl aufzubrechen. St[einthal] hat Gelenkrheumatism[us] gehabt, das kann ich Dir heute sagen, mit aller Lebensgefahr, die diese Krankheit einschließt. Jetzt ist er genesen und wir hoffen ihn in Salzkammerluft und Salzbädern wieder gut auf die Beine zu bringen.

Mit Deinen Papieren habe ich gar nichts vorgenommen, da ich, wie Du weißt, von den kleinen Marchandisen[2] kein Freund bin und auch wenig Muße dazu hätte; ich habe sie der Bank zum Aufheben gegeben, und hoffe immer noch, dass sie im September ihren Dienst thun.

Inzwischen also werden wir uns hoffentlich sehen; das soll uns diesmal

[1] Das Verzeichnis aller Wertpapiere, die Paul Heyse gehörten. Dieses Verzeichnis ist leider nicht erhalten.

[2] Marchandise (frz.), Ware; Handel.

nicht vereitelt werden. Mögen Gesundheitszustände hüben und drüben unser Zusammentreffen zu einem heiteren glücklichen machen.

Ein liebes Briefchen von Dir nach Ischl Hotel Elisabeth wäre ein schöner Vorschmack unseres Begegnens. Dass ich vom 24. Juli bis etwa 3. August in München poste restante zu treffen bin, will ich nicht vorenthalten für den Fall dass es inzwischen bis zur Federfaulheit köstlich bei Euch wäre.

Doch nein! wenn es köstlich bei Euch ist, dann schreibst Du erst recht

Deinem altgetreuen Lazarus

[404] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Ischl, Hotel Elisabeth
den 19. Juli 1870

Mein theurer Freund!

Auch auf Eurer Höhe droben werdet Ihr von der Kriegserklärung Frankreichs gegen uns und von Bayerns Mobilmachung schon wissen. Das haben wir wohl Alle am wenigsten vermuthet, als wir Sommerpläne machten. Du kannst Dir denken, dass wir nun jedenfalls in den nächsten Tagen nordwärts ziehen, und ob über München, das soll von Euren Plänen abhängen. Denn ein Freundesherz an seines zu drücken, ist in diesen, zwar nicht peinlichen oder sorglichen, aber dennoch hochernsten Tagen ein besonderer Hang. Denkt Ihr an die Heimreise? und wann? oder gar, was mitten in aller Herzensunruhe fürs Allgemeine ein himmlischer Blick fürs Besondere wäre, übers Gebirg und Ischl? Dann nemlich blieben wir noch Etliches, da der Weg über Wien, Prag oder Breslau wohl noch lange kriegfrei ist.

Also, mein Geliebter! da wir sonst etwa am nächsten Sonntag den 24. (die Synode ist natürlich vertagt!) aufbrechen, wenn Du mir in dieser Richtung ein gutes Wort zu sagen hast, dann melde es mir telegraphisch. Jedenfalls aber schreibe mir *hieher* umgehend von Euren Absichten.

Dass der Krieg fertig, das ist wohl unzweifelhaft; Truppenbewegung aber ist bis heute hier nicht bekannt. Lebt wohl! Theure Menschen!

Sage mir wie es Deiner Frau geht. Bei uns war Alles leidlich. Steinthal erholt sich, wenn auch langsam, hier in Ischl recht gut; meine Schwester und Kind wohlauf. Meine Frau seit zwei Tagen stark erkältet, wird sich hoffentlich bald wieder im Gleichen finden. Ich selbst schlage mich, nachdem die endlosen brieflichen und telegraphischen Correspondenzen, erst zur schließlichen Vorbereitung, dann zur Vertagung der Synode

abgethan, so leidlich durch. Schreibe, besser telegraphire, noch besser telcgr[aphire] und komm zu

Deinem Lazarus

Alle grüßen Euch Beide von Herzen, meine arme Frau vom Bette aus, sonst wohl eigenhändig.

Der folgende Brief von Paul Heyse an Moritz Lazarus ist in die Auswahl mitaufgenommen worden, da er für die allgemeine Stimmung im deutschen Bürgertum zu Beginn des Krieges 1870/71 bezeichnend ist und zeigt, wie schnell sich auch ein weltoffener, dank seiner romanistischen Studien eher frankreichfreundlicher Zeitgenosse von dem allgemeinen Chauvinismus anstecken ließ, sobald eine kollektive Bedrohung propagiert wurde.

[405] Paul Heyse an Moritz Lazarus

München, den 25. August 1870

Endlich wieder im Hafen, lieber Theuerster, nach einer trotz Stürmen und zuletzt peinlichen Windstille (14 Tage in Churwalden!) glücklicher, geglückter Fahrt. Ich bin dem Heiligen Moritz die vollste Ehrenerklärung schuldig. Einer der solidesten Heiligen, die jemals eine Gesundheits-Fabrik etablirt haben. Noch halten wir an großer Schonung, mancherlei Schmerzen und Ängsten, aber in der Hauptsache ist ein reiner Erfolg zu rühmen. Und nun wieder in deutscher Luft, die Herz und Lungen weitet, nach der beklemmenden Stick-Atmosphäre jener neidischen kleinherzigen Neutralen.[1] Welche Zeit, Lieber!

Welche Offenbarungen großer reiner ethischer Kraft und Tugend! Ich gehe wie auf Sprungfedern und bin noch ganz unfähig, mich zu einem guten Wort oder Werk zu sammeln. Dir aber, *Euch,* meine theuren Freunde, wollte ich über die hochgehenden Wellen der Tage ein grünes Blatt senden. Und dann noch eine Bitte. Inliegend schicke ich Coupons, die hier nur mit Verlust einzulösen sind, in Berlin aber, wie mein Banquier versichert, ohne Abzug.[2] Hättest Du nun wohl die Güte, mir den Betrag *baldmöglichst* zukommen zu lassen? Es sind

[1] Gemeint sind die Schweizer; Anna und Paul Heyse hatten sich zur Zeit der Kriegserklärung in St. Moritz/Schweiz aufgehalten.

[2] Dieser Abzug erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß die Papiere auf Taler, nicht auf Gulden ausgestellt waren und bei Einlösung der Coupons (= der Zinsscheine) in den fremden Wechselkurs ein Abzug vereinbart wurde.

14 Preuß[ische] Bankantheile
4 Köln-Mindener Dividende
1 Coupon d[er] Berliner Kaufmannschaft
1 " Bergisch-Märk. Eis[enbahn]
3 Koslow[-]Woronesch[-Eisenbahn]

Von dem, was Du in Leipzig für mich verwaltest, wäre es mir erwünscht, vierteljährlich die Zinsen zu erhalten, und ich bitte Dich, mir durch Deinen dortigen Geschäftsführer gelegentlich mitzutheilen, wie hoch sich die Quartalszinsen belaufen, damit ich endlich einmal anfangen kann, ein geregeltes Budget aufzustellen. Man kommt nicht umsonst ins Schwabenalter.

Dies nun für heut in der ersten Hast und Hetze, da wir zwar schon am 22ten wieder zu Hause waren, ein Ausflug aber zu den Kindern nach Tutzing zwei Tage weggenommen hat. Auch draußen Alles in schönstem Flor. Ich hatte große Freude an meinem wackeren Völkchen.

Möchtet Ihr gute Tage haben in beiden Häusern. Anna umarmt Frau Sarah, ich drücke Eure treuen Freundschaftshände.

Euer Paul Heyse

[406] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 31. Aug. 1870

Geliebter Freund!

Auch wir mußten in Folge eines heftigen Katarrhs, den meine liebe Sarah sich in Ischl erworben hatte, über Wien, eine langsame Heimreise machen. Nun sitzen sie alle, Steinthal mit dem besten und reinsten Profit von der Reise, Schwester und Kind und meine Frau in Berlin, um nachträglich noch alle Erregungen der großen Ereignisse mitzumachen, indess ich noch etliche Tage hier ruhiger Geistesarbeit zu pflegen habe.

Vor Allem nach der Seite hin, dass ich (mehr als es fern und grade auf österreichischem Boden im Verkehr mit sonst ganz lieben Wienern möglich gewesen) der Größe der Zeit inne werde, die wir zu erleben gewürdigt sind. Ja die größten Zeiten und Züge der Römer, die höchsten Thaten und Tage der Griechen erneuern sich, und was unsere Phantasie in der Jugend wie ein Mythos erfüllt und erhitzt hat, wird von der Wirklichkeit übertroffen. Welch eine Kernhaftigkeit im Denken und Thun beim ganzen deutschen Volke! Ich muß immer der Niebuhr[1], Vollgraff[2] und

[1] Barthold Georg Niebuhr (1776–1831) war ein bedeutender Staatsmann und Historiker; auf Anregung des Freiherrn vom Stein trat er 1806 in den preußischen Staatsdienst ein, infolge von Zwistigkeiten mit Hardenberg nahm er 1816 seinen Abschied und ging als

Genossen gedenken, die in den 40er Jahren den Untergang der Menschheit nicht prophezeiten, sondern als bereits vollzogen nachwiesen, da der letzte, der germanische Culturstamm, entmannt sey.

Freilich bedarf man der großen Gedanken, um über die großen, furchtbaren Opfer zu einer auch noch so ernsten Freude zu gelangen. Von Rese[3], der im Gen[eral] Commando des 6. Armee Corps unter dem Kronprinzen ist, habe ich zuletzt vom 19. h[uius] eine Feldpostkarte erhalten; er ist drei mal Parlamentär[4] gewesen – und ist nicht auf ihn geschossen.

Einliegend sende ich Dir 375 Rth. und schreibe Dir laut beiliegender Berechnung der Coupons noch 9 Rth. und 6 Sgr. gut, da ich 7½ Sgr. für Einwechslung preuß[ischer] Scheine gezahlt habe.[5]

Mit den Zinsen von Deinen hiesigen Effecten werde ich nach Deinem Wunsche verfahren; genau läßt sich die Einnahme nicht vorher bestimmen, da Gulden, öster.[,] Rubel und Dollar immer im Preise schwanken; aber ich werde eine ungefähre Schätzung für 3 Quartale annehmen, und beim 4. es allemal ausgleichen.[6]

Tausend Dank für die guten Nachrichten von Deiner lieben Anna, wiederhole und bestätige sie bald wieder Deinem innig getreuen

Lazarus

preußischer Gesandter nach Rom; seit 1825 lehrte er als Professor der Geschichte an der Universität Bonn. Dank der hervorragenden Quellenkritik wirkte sein Hauptwerk, „Römische Geschichte" (3 Bde., 1811–1832), bahnbrechend.

[2] Der Staatswissenschaftler Karl Friedrich Vollgraff (1794–1863) vertrat diese kulturpessimistischen Ansichten vor allem in seinem letzten größeren Werk: „Erster Versuch einer Begründung sowohl der allgemeinen Ethnologie durch die Anthropologie wie auch der Staats- und Rechtsphilosophie durch die Ethnologie oder Nationalität der Völker," Marburg 1851–1855.

[3] Vgl. zu Eduard Rese den Anhang dieses Bandes, S. 791 ff.

[4] Parlamentär (lat.-frz.), Unterhändler zwischen feindlichen Heeren.

[5] Am Rande ist von Lazarus notiert:

375	[Rth.]
.7.6	[Sgr.]
9. 6	[Rth./Sgr.]
384.8	[Rth./Sgr.]

Lazarus hatte hier vermerkt, wie hoch der Betrag der Zinsen im ganzen war, noch vor allen Abzügen. (Dabei gilt: 1 Taler = 15 Silbergroschen = 12 Pfennige.)

[6] Festverzinsliche Wertpapiere, wie Staatspapiere, Kommunalobligationen, Pfandbriefe u. ä., haben Coupons, die zu festen Terminen fällig werden, damals meistens halbjährlich, d. h. man erhielt gegen den Coupon zu gegebener Zeit den für das abgelaufene Halbjahr festgesetzten Zinsbetrag. Anders verhielt es sich mit den Aktien: Hier gibt es keinen festen Zins, sondern die Höhe der Dividende wird aus dem Reingewinn ermittelt, nachdem die Gesellschaft den Jahresabschluß gemacht hat. Inhaber von Aktien erhielten also nur einmal im Jahr eine Dividende. Lazarus konnte auch deshalb nur einen ungefähren Betrag ermitteln.

Das im folgenden veröffentlichte Schreiben von Lazarus ist die Fortsetzung des bereits im ersten Band unter Nr. 47, S. 118f., abgedruckten Briefes. Heyse war von seinem Schwager Bernhard Kugler aufgefordert worden, sich an dem Textilunternehmen von dessen Schwiegervater Zippritz zu beteiligen. Wie Heyse am 24. November an Lazarus schrieb, hatte er selbst schon Bedenken, unter anderem auch deshalb, weil der Sohn dieses „nüchternen und soliden" Unternehmers, Victor, schon einmal Bankrott gemacht hatte, überdies weil Heyse ja einen Teil seines Vermögens Lazarus zur Verfügung stellen wollte, weil er keine eigene Geschäftskenntnis hatte und ihm angesichts „der wachsenden sozialistischen und Arbeiterbewegung" die Chancen des Unternehmens zu unberechenbar waren. Lazarus bestärkte Heyse in seinen Gedanken, so daß Heyse sofort nach Erhalt dieses Briefes an Bernhard Kugler schrieb und eine Beteiligung an dem Unternehmen ablehnte.

[407] Moritz Lazarus an Paul Heyse

[Fortsetzung des im ersten Bande, unter Nr. 47, S. 118f., abgedruckten Briefes:]

[29. November 1870]

[...]

Ich will nur noch sagen, dass es uns Allen hier so weit gut geht bis auf allzu häufige katarrhalische Neigungen meiner Frau; dass Steinthal wieder in alter Kraft liest und arbeitet; dass ich Deinen Brief mit dem Coupon[1] erhalten habe, um nun zu Deiner geschäftlichen Frage zu kommen.

Vorweg bemerke ich, wenn Du etwa einen Antheil von 5000 fl. aus *verwandtschaftlicher* Rücksicht nehmen wolltest, so möchte wohl keine sonderliche Gefahr dabei sein. Sonst bin ich im Allgemeinen gegen die Theilnahme derer, die nichts davon verstehen, an gewerblichen Unternehmungen, habe nie welche geübt und werde keine üben. Zu dem von Dir richtig formulirten Gründen kommen noch manche andere, deren Ausführung unnöthig. Nur das höchste persönliche Vertrauen kann diese Gründe in ihren Folgen beschränken, niemals aufheben. Nicht blos alle Mittheilungen über die Vergangenheit des Unternehmens könne bona fide[2] gemacht und dennoch im Innersten täuschend sein, sondern auch

[1] Heyse hatte in seinem vorletzten Brief den fälligen Coupon eines italienischen Wertpapiers mitgeschickt, damit Lazarus diesen in Berlin einlöse.

[2] Bona fide (lat.), guten Glaubens, auf Treu und Glauben.

die *Thatsachen* können der Vergangenheit völlig entsprechen und dennoch ohne alle Gewähr für die Zukunft sein. – Ich fürchte sehr, dass Dein guter Bernhard bei allem redlichen Fleiß doch keine *ordentliche* Kenntniß von der Sache hat. Zu dieser Befürchtung veranlaßt mich der Punkt den ich unter A sogleich besprechen werde.

Ich will nemlich von allem Speciellen, worüber mir die vorliegende Sache zu denken gibt, nach der unvollständigen Kenntniß die mir geboten ist, nur zweierlei hervorheben.

A. Eine Frage, die an sich schon ins Gewicht fiele, wird auffällig, wenn sie bei dem so ausführlichen Bericht, ganz und gar unbeantwortet ist; nemlich: *welche Werthe* repräsentiren das Capital, das mit 850.000 fl. à 5 % verzinst berechnet ist? wie viel ist davon als Preis der Firma berechnet? wie viel betragen die Gebäude und Maschinen? wie viel das Warenlager? wie viel die Außenstände? – Ferner sind die Grundstücke bei dem angenommenen Preiswerth schuldfrei, oder sind sie mit Hypotheken belastet und nur der Höherwerth ist hier berechnet? Du begreifst wohl auch mit dem kleinen Einmaleins[3] was das für einen Unterschied – nicht macht, aber – machen *kann*. –

Kurz gesagt: Ein Kaufmann kann sich (so lange er mit sich allein zu rechnen hat und es sich nur um die Form des Calcüls handelt –) mit *allem Recht* am Schluß des Jahres 100.000 fl. Gewinn zuschreiben, weil er diese am 31. December mehr hat, als er am 1. Januar gehabt hatte, und dies 10 Jahre lang fortsetzen, und doch kann das 11. Jahr oder der nachfolgende Besitzer erleben, dass es nur Schaden und Verlust gibt. Wie das? – weil bis dahin das „Etablissement" immer in etwa gleichem Werthe genommen war; jetzt kommt ein Zusammenstoß oder einfach der natürliche Zeitpunkt, wo die Gebäude alt, die Maschinen abgenutzt, ausstehende Schulden schlecht geworden sind; jetzt ist das Geschäft als Ganzes, das „Etablissement" vielleicht nur halb so viel werth. –

Deshalb ist mir die Lücke, aus welchen Werthen das Grundcapital des Etablissements sich zusammensetzt, geradezu bedenklich.

B. Lassen wir aber Vergangenheit und Gegenwart völlig intact; denken wir uns die beste Auskunft, die wir erhielten, so gibt es Fragen an die Zukunft, die nur Sachkenntniß und persönliches Vertrauen lösen kann. Auch hierüber, neben der von Dir schon beachteten socialistischen Bewegung, die die Arbeit trifft, nur eins, das den Rohstoff angeht. Die Firma hat 1869 über 120.000 fl. verdient (an Zinsen für 850/m und 79/m Ueberschuß);[4] es kann sein, dass sie mit geringem Nutzen arbeitet, also

[3] Heyse hatte Lazarus mehrfach das „Geschäft" mit dem Geständnis überlassen, er verstehe gerade noch das Einmaleins. Wie er im Gymnasium das Hindernis „Mathematik" überwandt, erzählte er später sehr amüsant in „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse", aaO, S. 30ff.

[4] Leider ist der Geschäftsbericht, den Heyse von Kugler erhalten und mitgeschickt hatte,

um so viel zu verdienen das Capital 3–4 mal im Jahr umsetzt, und jedesmal 2–3 Procent macht; aber zugegeben sie arbeitet *höchst glücklich* und gewinnt 10% an der Waare (was bei einiger Concurrenz kaum denkbar) so mußte sie für 1.200.000 fl. fabriciren um den Gewinn zu machen; dass der Stoff die Hälfte kostet ist der geringste Ansatz; also hat man jährlich für 600.000 fl. Wolle gekauft. Nun denke Dir, mein Junge, dass der Fabrikant ein wenig in Wolle speculirt, oder auch ohne zu speculiren kommt ihm eine Conjunctur über den Hals, dass die gekaufte Wolle heruntergeht im Preise, so ist ein Ausfall von 50 bis 100 Tausend Gulden im Handumdrehen da.

Ich fürchte, mein lieber Freund, ich habe meine Sache schon zu gut gemacht; Du wirst, wie der polnische junge Edelmann seinen Lehrer, der ihm ausführlich beweist dass die Winkel eines Dreiecks zusammen = 2 R.[5], mit den Worten angähnt: aber mein Gott, ich glaube es Ihnen ja; – nun Du wirst gähnen und mir auch glauben, dass man sich nicht gern auf Sachen einläßt, die einen schwankenden, den Zufällen und Charaktereigenschaften ausgesetzten Werth haben. Also genug!

Leb' wohl! Geliebter! und sobald Du weißt, ob oder gar wann Du kommst, sage es uns gleich; dann haben wir Dich schon im Sinn, wenn Du noch aus den Augen bist.

Dein Lazarus

Meine Frau wollte Euch noch einen eigenhändigen Gruß schicken; aber ich bin zu spät zum Schreiben gekommen und zu lange dabei geblieben; nun muß sie Toilette machen zu einem Thee bei Gutzkows[6].

nicht erhalten; so bleibt einiges unklar. Lazarus erklärt an dieser Stelle den Profit von über 120 000 fl., der sich zusammensetzt aus den Zinsen (à 5 %) des Kapitals, d. h. der 850 000 (m bedeutet: mille), das sind 42 500 fl., und aus dem Überschuß von 79 000 fl., macht insgesamt 121 500 fl.

[5] Einer der grundlegenden Sätze der Geometrie besagt, daß die Summe der drei Winkel eines (beliebigen) Dreiecks 180° beträgt, d. h. zwei rechte Winkel.

[6] Vgl. Brief Nr. 494.

[408] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 8. März 1871

Mein geliebter Freund!

Ich kann heute und hier Deinen jüngsten Lieben nicht beantworten, auch für die Franzosenbraut nicht, wie es ihr zukommt, danken, denn mein Kopf ist von anderen Dingen voll, die auch Dich angehen.

Zwar nicht dasselbe, aber ein ganz ähnliches Project wie im vorigen Sommer ist im Lauf; es handelt sich um ein Haus am Brühl, beste

Geschäftslage, mit einem vollen Viereck von Gebäuden und Durchgang und -Fahrt nach der Promenade, an der die Bahnhöfe liegen.[1] Du solltest ganz unter denselben Bedingungen, wie ich Dir damals geschrieben, dabei gewinnen. Damit wir die Sache untereinander ordnen, werde ich Dich bitten, entweder zum 1. April oder gleich nach Ostern (je nachdem es Dir besser paßt) hieher zu kommen.

Kannst Du die Wahl jetzt schon treffen, so wäre es mir lieber, weil ich danach meine Wiederkehr hieher gleich bestimmen kann, und in diesem Falle sage es mir in Deinem Telegramm. Denn um ein solches bitte ich Dich, gleich nach Empfang Dieses, ob Du überhaupt heute wie damals einverstanden bist. Ich habe zwar keinen Grund daran zu zweifeln; aber ein Philosoph ist ein Thier, das nicht nur gegebene Zweifel zu beseitigen, sondern überall welche sich zu erzeugen hat. Dein Besitz wird dadurch gerundet und vergrößert (arrondirt und meliorirt ist doch hübscher) ohne mit irgend welcher Speculation oder Werthschwankung verbunden zu sein.

– 1 Stunde später. Nach einer Conferenz[,] die ich so eben gehabt[,] hoffe ich Dir vor meiner Abreise von hier am Freitag schon den Abschluß melden zu können.

Leb' wohl! Geliebter und grüße Dein liebes Weib. Ich schreibe in fliegender Eile und bitte Dich nur nochmals um Dein Zustimmungstelegramm, weil ich sonst gleich hier andere Quellen öffnen muß.

Getreu

Dein Lazarus

[1] Lazarus beschreibt hier mit großer Wahrscheinlichkeit jenen Gebäudekomplex, der dann unter seinem vielversprechenden Namen „Grüne Tanne" bis 1885 immer wieder in diesem Briefwechsel auftaucht.

[409] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin zum 15. März 1871

Mein geliebter Freund!

Noch am letzten Donnerstag hatte ich hoffen dürfen, Dir als Angebinde zu Deinem Geburtstage eine Erhöhung Deiner Jahresrente um mindestens 1000 bis 1500 fl. melden zu können. Für diesmal aber bin ich wieder unverrichteter Sache von Leipzig abgereist. Ohne ein Adept in der Geschäftswelt zu sein, wirst Du aber doch leicht begreifen, dass der gleichen Abschlüsse, die vor Allem auf vorsorglichste Sicherheit zielen, nicht auf einen Hieb fallen. Es bleibt also einstweilen bei der Erwartung, dass ich Dich auf ein paar Frühlingstage nach Ostern gen Leipzig ziehe. Also

davon heute Nichts mehr, als noch einmal die ernstliche Hoffnung, dass dies Jahr Deinen Besitz vereinfachen und wesentlich verbessern und ertragreicher machen werde. Ich kann mich nemlich immer schon einer gewissen komischen Anwandlung nicht erwehren, wenn ich – mitten im geschäftlichen Rechnen und Verhandeln – daran denken muß, wie der Dichter oder Philosoph so im Stillen mit einander auf die Jagd nach irdischen Gütern gehen. Sey es drum; wir dürfen uns schon auslachen, wenn wir einerseits wissen, dass wir unsere verständige bürgerliche Schuldigkeit thun, und andererseits, dass wir Herz und Geist an den Besitz so wenig hängen, dass wir nicht einmal daran zu denken brauchen, wie auch Geld ein Metall ist, aus dem der Lebenskünstler tausend edle Gestalten zu gießen weiß. Ueber Deine Franzosenbraut im Besonderen und dramatische Poesie im Allgemeinen möchte oder besser – wirklich besser – werde ich mündlich mit Dir reden. Du mußt mir erzählen, ob sie öfter vor den Lampen sichtbar gewesen u. wie Dir bei der Wiederholung die Sache geschienen. Deinen Vermuthungen über die hiesige Ablehnung, die ich für begründet halte, wage ich sogar noch die hinzuzufügen, dass man hier die Erscheinung der weißen Frau etc. als ein Pulver betrachtet, das man trocken halten muß und nicht profan verschießen darf. – Wir haben uns so lange nicht gesehen, mein geliebter Freund, und noch viel länger nicht eine ruhige Denk- und Plauderstunde mit einander gelebt, dass ich zu Deinem Geburtstag mir vor Allem wünsche, dass dies bald ordentlich geschehe. Richte Dich also für Leipzig so ein, dass Du etliche Tage bei mir bleibst und wenn wir geschäftlich in eben so vielen Stunden fertig sind, dann wollen wir von diesem besten Theil des menschlichen Daseins, dem geistigen Ineinsleben zweier Freundesseelen ein Stück genießen. Mit dem freudigsten Behagen blicke ich auf Dein Leben, das so unermüdlich mit quellender Schöpfung gesegnet ist; kaum weiß ich Dir ein Anderes zu wünschen, als dass es so bis an menschliches Ziel sich erhalte.

Alles was dazu gehört, die Gesundheit Deines lieben Weibes und das Gedeihen der Kinder liegt mir wie Dein Leben und Schaffen als sehnlicher Wunsch im Herzen. Man sagt, dass die Menschen je älter immer mehr sich isoliren; ich spüre in mir Nichts davon, ja ich fasse es kaum als fremde Erfahrung; wenn man so, wie wir, bald ein Vierteljahrhundert mit einander gefühlt, alle großen und guten Stunden, zu denen ja auch die trüben zählen, gelebt hat, dann ziehen sich, wie ich sehe, die innersten Fäden des eigenen Lebens so mit des anderen gegenseitig durch einander, dass eine erkennbare Scheidung nur noch künstlich oder gewaltsam sein kann, der eigentliche Gehalt und Preis des Lebens, der beste Theil desselben ist und wächst in der Gemeinschaft. Auch und gar sehr in der des großen Ganzen, dem wir gehören. Sey es uns Einzelnen allen zur Ermunterung und Vorbedeutung wie es sich herrlich entfaltet, mächtig, ungeahnt erhöht

von uns erlebt wird. Dein Friedenspoem haben wir erhalten, aber erst morgen in ruhiger Feier Deines Lebensfestes will ich es lesen, da seit meiner Rückkehr aus Leipzig, wie immer wenn ich einige Tage nur fern gewesen, noch keine ruhige Stunde vorhanden war.

Dein Telegramm hat „Brief folgt" verheißen; ich will hoffen, dass nicht arge Gründe ihn zurückgehalten, sondern nur das Ausbleiben weiterer Meldung von mir. Aber jedes solches Versprechen macht uns ängstlich begieriger zu hören, wie es Deiner lieben Frau geht. Ein gutes, frohes Wort darüber wird uns glücklich machen.

Gern hätte ich Dir irgend ein Gutes zu morgen gethan, aber Unwissenheit macht auch den besten Willen lahm. Die kleinen Princessinnen, die hoffentlich „angenehmer Duft" in Deiner Nase sind, wollen Dir nur beweisen, wie gern ich auch kleine Pausen und Ecken des Tages mit wohligem Hauch Dir erfüllen möchte.

Von meiner Frau soll ich Euch alles Beste, Herzlichste sagen.

Dein alter, getreuer Lazarus

Ich hoffe also bald von Dir zu hören und werde Dir vor Monats Ende Geld und Rechnung schicken.

[410] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin den 7. April 1871

Mein geliebter Freund!

Nur dass wir im Geiste bei Euch sind, Alles mit Euch durchleben und fühlen, will ich Dir sagen.[1] Wir reden mit einander, aber wie starr und stumm. Der Stoß von der Hölle in den Himmel, sagt Jean Paul, ist eben so hart, wie der vom Himmel in die Hölle. Beides zusammen ist nicht

[1] Dieser Brief bezieht sich auf die furchtbare Nacht vom 4. auf den 5. April 1871, in der der 13jährige Sohn aus erster Ehe, Ernst (geb. 1858), starb und eine Stunde später, unter Qualen der jungen Frau der dritte Sohn, Wilfried, geboren wurde. Heyse selbst schreibt darüber: „Im April 1871 raffte ein jäher Genickkrampf binnen zehn Stunden den zweiten meiner Söhne, meinen Ernst, in seinem zwölften Jahre hin, einen ungewöhnlich begabten Knaben, der in der Schule mühelos stets den ersten Platz behauptete und sich mit einer eigenthümlich stolzen Verschämtheit immer nur zögernd entschloß, seine glänzenden Censuren uns sehen zu lassen. Wie große Hoffnungen hatte ich auf diesen Knaben gesetzt und nur bedauert, daß es schwer war, in sein spröde verschlossenes inneres Leben einzudringen. Um Mitternacht hatte ich ihm die großen Augen zugedrückt, aus denen schon Stunden zuvor das Licht des Bewußtseins geschwunden war. Eine Stunde darauf empfing ich einen neugeborenen Sprößling meiner zweiten Ehe in meinen Armen, in einem so qualvollen Widerstreit der Empfindungen, wie wohl wenigen Menschen zu erleben verhängt worden ist." (Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, aaO, S. 312).

blos doppelt. Dieses Pendelschwingen von Leid und Trost ist entsetzlich. Das Schicksal legt Dir viel und schwer auf, mein geliebter Junge; möge es Euch feste Kraft zum Tragen geben, und alles Gute erhalten, das geblieben, und das Neue, das geworden ist. Wie ich eben zu Herz gehen wollte, kam er zu mir, da der später geschriebene Brief von Dir doch[?] gleichzeitig angekommen.

Nun laß mich schweigen, Geliebter! Gott erhalte Dich gesund und gebe Deinem lieben Weibe und Kinde Kraft zur ungestörten Genesung.

Dein Lazarus

Aus dem folgenden Brief vom 14. Mai ist zu entnehmen, daß wahrscheinlich der schon im März 1871 erhoffte Hauskauf zustande gekommen war. Jedenfalls handelt es sich bei dem erworbenen Gebäudekomplex um die „Grüne Tanne" im Brühl Nr. 82 (ab 1885: Nr. 13), ein großes Haus mit Seiten- und Hintergebäuden mitten im Zentrum der Leipziger Altstadt. Laut Auskunft des Leipziger Stadtarchivs hatte er eine Durchfahrt zur späteren Theatergasse (danach: Richard-Wagner-Straße), die vermutlich als Promenade bezeichnet wurde. Moritz Lazarus wurde von 1872 bis 1892 als Besitzer dieses Hauses bezeichnet.

Heyse war einige Tage im Mai 1871 in Leipzig gewesen, um die Einzelheiten des Hauskaufes, die sein Kapital betrafen, an Ort und Stelle mit Lazarus zu besprechen. Ob Heyse in dem Kaufvertrag genannt wurde, ist aus den Unterlagen nicht ersichtlich; aus dem Briefwechsel mit Gustav Getz (Brief Nr. 464) ist aber zu entnehmen, daß Heyse als Hypothekar im Grundbuch eingetragen war.

Die Frage, ob Lazarus sich der Risiken bewußt war, die er damals und in den folgenden Jahren eingegangen ist oder ob er sich dem illusorischen Glauben hingab, er könne für sich und den Freund einen sicheren Reichtum schaffen, läßt sich kaum beantworten. Angesichts des deplorablen Ausgangs klingen die Zeilen aus dem Brief vom 15. März 1871 an Heyse gleichzeitig ehrlich und sofort auch wieder prätentiös-idealistisch: „... die ernstliche Hoffnung, dass dies Jahr Deinen Besitz vereinfachen und wesentlich verbessern und ertragreicher machen werde. Ich kann mich nemlich immer schon einer gewissen komischen Anwandlung nicht erwehren, wenn ich – mitten im geschäftlichen Rechnen und Verhandeln – daran denken muß, wie der Dichter und der Philosoph so im Stillen mit einander auf die Jagd nach irdischen Gütern gehen. Sey es drum, wir dürfen uns schon auslachen, wenn wir einerseits wissen, dass wir unsere verständige bürgerliche Schuldigkeit thun, und andererseits, dass wir Herz und Geist an den Besitz so wenig hängen, dass wir nicht einmal

daran zu denken brauchen, wie auch Geld ein Metall ist, aus dem der Lebenskünstler tausend edle Gestalten zu gießen weiß."

Die Gegenbriefe von Heyse aus dem Jahre 1871 fehlen übrigens, bis auf einen vom 23. April 1871, der ganz persönlichen Inhalt hat. Man muß annehmen, daß entweder Lazarus selbst oder seine Witwe alle Briefe, die Paul Heyses finanzielle Beteiligung an Lazarus' Hauskäufen zum Inhalt haben, später vernichtet hat.

[411] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 14. Mai 1871

Mein Geliebter!

Ich sende Dir Einliegendes von meiner Frau auf gut Glück nach Nürnberg, da Du vergessen hast, mir dortige Adresse anzugeben, und begleite es grüßend mit einer Anfrage, die ich vergessen habe. Sie ist zwar kaum wichtig, aber doch eines Wortes werth. Hast Du Her[t]z von Deinem Mitbesitz an der grünen Tanne erzählt? soll ich überhaupt, wenn es in der Richtung liegt, davon reden?

Dass ich für meine Person es nicht als eine Schande betrachte, in Leipzig Haus- und Mitbesitzer zu sein, das habe ich von Jahr zu Jahr immer deutlicher bewiesen; aber wie Du für Dich darüber denkst, sage mir mit Einem Wort. Ich denke, dass die Abrechnung von mir und die Angabe dessen, was Du an Revenüen von jetzt ab *bestimmt* zu erwarten hast, mit Dir zugleich in München eintreffen wird; ich freue mich, dass dies wohl mehr sein wird, als Du erwartest; und freue mich noch mehr *zuversichtlich* hoffen zu dürfen, dass das Unbestimmte dem Bestimmten in einem noch weniger erwarteten Maße zuwachsen wird.

Mit und ohne Vorsehungsgedanken bewegt mich ein sehr lebendiges Gefühl freudigen Dankes für die letzten Tage. Aus ihnen wird keine psychologische Analyse erweisen können, ob Geben seliger sey, ob Nehmen. Ob aber, wenn zwei Freunde einander an Händen und Herzen halten, Seligkeit sey, dazu bedarf es keiner Psychologie mehr für Dich und

Deinen Lazarus

Grüße Dein liebes Weib und Freund Wichert[1] auf dessen Wiedersehn und Weiter- oder Näherkennen ich mich freue.

[1] Heyse hatte bei seinem Besuch in Leipzig am 10. Mai Lazarus mit dem Juristen und Schriftsteller Ernst Wichert (1831–1902) bekannt gemacht.

[412] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 3. December 1871

Mein geliebter Freund!

Das ist brav, dass Du mich zu einem Briefe zwingst, den Du vor Neujahr sonst schwerlich erhalten hättest; ich habe auch Brieffasten, aber nur wie der reichste Prälat und Surrogatenschlemmer mit der einzigen Folge, dass ich statt der nothwendigen nur die allernothwendigsten Briefe schreibe, d. h. etwa anstatt 6–8 nur 4–5 täglich.

Nun aber gleich zur Sache. Ich bin durchaus dafür, dass Du den Bauplatz kaufest und Dir nach Wunsch und Sinn ein Haus bauest.[1] Deine Finanzen erlauben es durchaus und für das nöthige Geld wird nicht schwer zu sorgen sein. Ich will nur wünschen, dass Dir der Platz nicht schon weggeschnappt ist. Ich weiß nicht, ob der Platz für Münchner Verhältniß theuer ist; der Quadratfuß etwas über 1 fl. (11550:12000) wäre in Leipzig horrend niedrig und wird es in wenigen Jahren gewiß auch in München sein. Dazu ist die Lage ja ausgezeichnet. Stehen die Baupreise zu den Arealpreisen in München in gleichem Verhältniß, dann mußt Du für die 28 000 fl. ein treffliches Haus erhalten. Selbstverständlich behalte ich mir vor, an dem Bauplan mitzuarbeiten, den ich übrigens im Kopfe ziemlich fertig habe. Sogar eine Skizze hätte ich Dir mitgeschickt, wenn nicht Aberglaube und Unwissenheit mich daran hinderten: der Aberglaube, dass dann der Platz schon vergeben sein werde; die Unwissenheit, in welcher Himmelsgegend die Front der Louisenstrasse liegt. Denn die Schlafzimmer müssen, wenn irgend möglich, Morgensonne haben und danach richtet sich dann alles Andere. Uebrigens bitte ich sofort als notam[2] zu nehmen, dass das Mansardengeschoß im Louisenstyl nicht so viel Zink wie üblich bekomme, weil das zu heiß macht, sondern Schiefer und gebrannten Thon. – Du siehst, ich bin schon mitten im Bauen. – Nun aber noch die Geldfrage. Vor allem also kaufe den Platz und zahle so viel an, als nöthig ist, der Rest kann als Hypothek (welche von Deiner Seite in 3–6 Monaten kündbar sein muß) stehen bleiben. Wie viel Du zur Anzahlung brauchst und wann, melde mir gleich, und ich werde Dir das Geld schicken. Papiere zu verkaufen hast Du jetzt und wahrscheinlich auch in der Folge *nicht* nöthig. Wir können es auch so arrangieren.

Sodann während des Baues oder wenn er fertig ist, nimmst Du so viel Hypothek auf, als Du bekommen kannst für mäßigen Zinsfuß, etwa bis

[1] Heyse hat sich recht schnell zum Kauf entschlossen, aber erst im Frühjahr 1874 das von Oberbaurat Gottfried Neureuther umgebaute Haus in der Luisenstraße 49 (später Nr. 22) beziehen können.

[2] Nota (lat.; notam ist der Akk.), (Kenn)Zeichen, Schrift; Anmerkung; Kenntnis. Ad notam, zur Kenntnis.

zur Hälfte des Werthes. Noch besser wäre es, wenn die Bodencreditanstalt mit allmäliger Amortisation zu guten Bedingungen Dir die Hypotheken annehmen wollte. Ich bitte Dich deshalb vor Allem auf die Bodencreditanstalt zu gehen und Dir die Bedingungen sagen zu lassen (wahrscheinlich haben sie einen gedruckten Prospect, den Du mir gleich schicken kannst), unter welchen sie in München beleiht, dann werde ich Dir das Weitere sagen.

Endlich aber habe ich zu bemerken, dass Du das Haus mit dem Garten in der Arcisstrasse dann nicht mehr von der Hand weisest, wenn der Bauplatz, – den ich aus mehreren Gründen allerdings vorziehe – schon verkauft sein sollte.[3] In diesem Falle bitte ich Dich mir außer einer guten Beschreibung des Hauses einen Situationsplan desselben nebst Gartens mit Angabe der Maße zu schicken, damit ich Dir zu rathen im Stande sey.

Um auf die Generalfrage: ob Miethe oder eigen Haus noch einmal zurückzugreifen, so will ich vor Allem zustimmenden Ausspruch meiner Frau zum Eigenhaus citiren. Sie meint, dass für Deine Kinder einmal die Erinnerung an das eigene Vaterhaus und seine Führung wichtiger und werthvoller ist, als wenn jeder einmal ein Stück Geld mehr bekäme. Und das ist gewiß vollkommen richtig gedacht. (Sie dictirt eben noch sehr weise: außerdem steige der Werth des Hauses mit den Jahren mehr, als Ersparnisse gemacht werden). Sodann ergibt mein Ueberschlag Deiner Revenüen u. Finanzen ebenfalls das Resultat, dass es Dir durchaus zukomme, sowohl ein solches Haus zu bewohnen, als auch es eigen zu besitzen, selbst auf die Gefahr hin, dass Du etwas theurer wohnst.

Bei dieser Gelegenheit, die sehr passend dazu ist, will ich gleich auf Deine frühere Anfrage bemerken, dass ich mich in der Vorausberechnung Deines Budgets *nicht* geirrt hatte; wenn Dir am 1. October nur 400 Rth. geschickt wurden, so geschah es, weil Roch[4] von Dir gehört haben wollte, Du möchtest einstweilen nur immer 400 haben. Nun hätte ich Dir das längst geschrieben;[5] aber ich hatte ein Lüstchen, Dir eine Weihnachts- oder Neujahrsfreude mit der wirklichen Berechnung zu machen. Auch jetzt noch verrathe ich deshalb die Summe nicht, und sage nur so viel, dass ich mich auf die Sendung derselben freue wie ein Kind auf den

[3] Ein weiteres Hausangebot; laut Tagebuch ist Heyse auch im kommenden Jahr noch auf der Suche und ständig damit beschäftigt, ein neues Projekt anzusehen und mit dem Architekten Neureuther durchzusprechen. Dabei schreibt er sehr häufig um Rat an Lazarus und besucht ihn auch, um mit ihm die wichtigsten Details durchzusprechen.

[4] Der Buchhalter G. A. Roch, der für Lazarus tätig ist.

[5] Die Verzögerung von Geldsendungen tritt zu häufig ein, als daß man sie nur der Vielbeschäftigung von Lazarus und Roch zuschreiben kann. Es scheint vielmehr so zu sein, daß Lazarus auch damals schon immer Not an flüssigem Kapital hatte und sehr darauf sah, daß jeder Monat für Zinsen ausgenutzt wurde.

Weihnachtsbaum. Ich muß indessen gleich hinzufügen, dass der Antheil, den ich Dir schicken werde, allerdings weit kleiner ausfallen wird, als ich vor Jahr und Tag gedacht habe, aber nur deshalb weil wir erstens an 1200 Rth. etwa zur Melioration der Tanne verbaut haben, und zweitens 800 Rth. Hypotheken abgezahlt haben. Ich dachte, dass Dir eine solche Verbesserung Deines Gutes, da Du die Revenüe nicht zum Verzehr brauchst, wohl behagen werde. Aber trotz alledem und alledem wirst Du, wie gesagt, ein artiges Papierchen zum Neujahrsgruße von mir erhalten. Um noch mit ein paar Worten auf Hamm[6] zu kommen, muß ich Dir sagen, dass ich fürchte, Nichts mehr für ihn thun zu können. Es scheint eine Micawbernatur[7] reinsten Wassers zu sein, dem es obendrein an Pech nicht fehlt. Nach den rührsamen Briefen, die er mir geschrieben, schien es, er wolle zu jeder Arbeit sich bequemen; darauf hatte ich meinen Plan mit der Hoffnung gebaut, er werde irgendwo festen Fuß fassen und dann sich emporarbeiten. Statt dessen weist er dies und das und jenes ab, um dem Ideal nachzujagen, als *Correspondent* goldene Berge zu erschwingen. Aber auch der will er nicht allmälig wieder werden, sondern mit Vorbereitung und Behagen, wozu nach seiner Angabe ein Darlehen von *etlichen hundert Thalern* gehören. Die wären ja allen- und allenfalls zu beschaffen, wenn er mir volles Vertrauen eingeflößt hätte; statt dessen ist das Gegentheil in so fern der Fall, als ich mit meinen früheren Versuchen ganz und gar Nichts bei ihm ausgerichtet. Ich muß Dir nun schon, obwohl Du kaum eine „fromme Einfalt" bist, die Sache erzählen. Bevor wir uns in Nauheim und München gesehen, hatte ich ihm nur einen Nothgroschen nebst obligater Hoffnung zurückgelassen. Kurz darauf erhalte ich in Baden-Baden einen jammerreichen Brief, der mich verspätet (durch Nachsendung in vielen Stationen) an dem Tage trifft, der sein vorletzter sein sollte, wenn keine Hilfe kommt. Ich schicke ihm also eine Postanweisung von 25 Rth. und eine Depesche, diese vorauszumelden, damit er nicht ins Wasser gehe. Ferner eine weitere Anweisung von 25 Rth. für den September. Da ich erst im Oktober zurückkehrte, um persönlich für ihn zu wirken, habe ich ihm für Oktober und zur Schuldentilgung weitere 40 Rth. zur Verfügung gestellt. Aber in den auf die Art sorglosen 3 Monaten hat er absoluth Nichts gethan, um sich empor zu helfen und klagt sich nur darüber an. Im Oktober bin ich gelaufen und gefahren, um ihm Beschäftigung zu schaffen – Alles ohne irgend gründlichen Erfolg. Deshalb hoffe ich auf einen solchen nicht weiter. Verbin-

[6] Gemeint ist wahrscheinlich der aus Köln stammende Jurist Leonhard Hamm, der, durch sein Engagement im Revolutionsjahr 1848 „aus dem Sattel gehoben", es schließlich mit der Literatur versucht hat. Seit 1869 suchte er Heyse auf und bat, schriftlich und mündlich, um Hilfe. Mitglied des „Krokodil".

[7] Unleserlich.

dungen, die ich ihm schaffen könnte, hat er die Fülle; wie es scheint, nutzlos. Irre ich nicht, so leidet er an der schlimmen Art von Trägheit, die nicht so wohl im Nichtsthun besteht, als in einer Art von Geschäftigkeit, verbunden mit der Unfähigkeit, gerade das zu thun, was nöthig und Pflicht ist. Seiner Briefe sind zu viele und zu lange. Ich fürchte, er ist an Krücken so sehr gewöhnt, dass er nicht mehr auf seinen Füßen stehen kann. Doch will ich ihn noch einmal sprechen und sehen, wie weit ihm etwa zu helfen sey.

Grüße Huber[8], von dem ich keinen Congreßbericht erhalten. Ich schreibe ihm nächstens. Tausend Grüße Deinem lieben Weibe und Dir von uns Beiden. Uns Allen geht es gut; nur ich bin überladen von Arbeit aller Art. Lebt wohl! und schreibe mir bald, wie es steht.

Dein alter getreuer Lazarus

[8] Gemeint ist Johannes Huber (1830–1879), der Schüler von Ignaz von Döllinger, der sich zwar von der Theologie abwandte, aber doch ein eifriger Kampfgefährte Döllingers blieb und an der Spitze des Altkatholizismus stand. Er wurde 1859 a. o. und 1864 o. Professor der Philosophie an der Universität München. Er war auch Mitverfasser von Döllingers Publikation „Der Papst und das Konzil" (1869).

[413] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 10. December 1871

Lieber Paul!

Nach Einsicht der beiderseitigen Statuten scheint mir das Pfand-Briefe-System natürlich vorzuziehen, da es günstigere Bedingungen stellt; abhängig aber ist dieser Vorzug von dem Course, den die Pfandbriefe haben, in denen die Hypothekenbank das Darlehen auszahlt, während die Vereinsbank baares Geld zahlt.[1]

Ich bitte Dich also, mir auf folgende Fragen Antwort zu verschaffen:

1. wie ist der durchschnittliche Cours der
   a) Pfandbriefe
   b) der Boden-Credit-Actien?

[1] Lazarus bat Heyse, in München die Bedingungen für ein größeres Darlehen zu eruieren. Denn Lazarus hatte Heyse geraten (Brief Nr. 412), auf jeden Fall eine Hypothek aufzunehmen, in der Hoffnung, daß er das Heysesche Vermögen besser – d. h. mit höherer Rendite – in Leipzig anlegen konnte. Wenn der Schuldner zustimmte, konnten die hypothekarischen Darlehen auch in Pfandbriefen gegeben werden, allerdings nur zum Nennwert. Der Schuldner hatte dann das Recht, die Hypothek in Geld oder in Pfandbriefen zurückzuzahlen.

2. Sind beide oder welche von beiden jederzeit in München an der Börse verkäuflich?

Jedenfalls scheinen beide ganz gesunde Einrichtungen und für Deine Verhältnisse sehr passend, da Du zu Theilabzahlungen – außer der Amortisation durch die Annuitäten – hoffentlich recht viel Aussicht hast.

Meine Frau sendet Dir herzlichen Dank für die neue Sendung Novellenschatz[2] und wird nächstens selbst schreiben. Es geht uns insgesammt ziemlich wohl; nur ich selbst leide seit 8 Tagen in Folge einer Erkältung etwas an Kopfschmerzen, die sich hoffentlich bald wieder verziehen.

Tausend Grüße an Euch Alle von uns Allen und besonders von

Deinem getreuen Lazarus

[2] Das von Paul Heyse und Hermann Kurz herausgegebene Sammelwerk „Deutscher Novellenschatz", dessen erste Bände in den Jahren 1870 und 1871 erschienen.

[414] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 9. Januar 1872

Mein lieber Paul!

Man hat seine liebe Noth mit den Banken; seit 14 Tagen warte und dränge ich vergebens wegen der Abrechnung der Creditanstalt, um die Einnahmen für getrennte Coupons genau zu ersehen und Dir Deine Jahresrechnung machen zu können. Da ich nun heute Leipzig wieder verlasse und den Staub der Geschäfte für etliche Zeit von meinen Füßen blase, so will ich Dir wenigstens diesen Gruß und nach meinem ungefähren Ueberschlag Dir den Rest der Zinsen und den Gewinnantheil dieses Jahres senden. Rechne hinzu, dass wir circa 800 Rth. Hypotheken amortisiert haben und dass hoffentlich auch die Zinsen von den 4 000 Rth. nach Stuttgart werden abgerechnet werden können[1] und dennoch Dein Capitalconto sich gleich bleibt, so dass gegenwärtige Sendung nur aus Deinem *Gewinn* des Jahres genommen ist, so wirst Du hoffentlich mit beifolgenden 2 000 Gulden etlichermaßen befriedigt sein.[2]

Ich bitte Dich um Empfangsmeldung nach Berlin: Du kannst damit bis zum Geburtstag meiner Frau (den 14. Januar) warten. Nicht wahr, für

[1] Man kann hier nur vermuten, daß Bernhard Kugler sich mit 4 000 Rth. an den Lazarusschen Unternehmungen beteiligt hat.

[2] Auf diese Nachricht reagierte Heyse enthusiastisch: „Nein, Theuerster, eine solche Plusmacherei übersteigt allen Glauben! [. . .] Wie Du es anfängst, mich dermaßen ins Volle zu setzen, ahne ich nicht von fern." (Brief vom 11. Januar 1872, Univ.-Bibl. der Humboldt-Univ. II, 170).

meine Frau darf ich doch um eine Gratulation erinnern?[3] Die Gute hat mich nun wieder 14 Tage in Leipzig lassen müssen, und ich weiß, welche Freude ihr jedes gute Wort von Dir, Euch macht. Lebt wohl, liebe Kinder, und gedenkt in Liebe Eures getreuen

Freundes Lazarus

Verte!

Verzeih! ich habe nicht gerade 2000 fl. rund bekommen können; den Rest schreibe ich Dir zu Lasten. Schererei hast Du hoffentlich gar nicht, sondern gehst zur [4] wo einer der Wechsel zahlbar ist und übergibst *alle* zum Incasso. Schreibe mir gelegentlich, wie viel Du für das Incasso bezahlen mußtest.

[3] Laut Tagebucheintragung vom 12. Januar 1872 hatte Heyse zwei Vasen für Sara Lazarus gekauft.

[4] Im folgenden Brief vom 10. Januar füllte Lazarus die versehentlich stehen gelassene Lücke: „bayerischen oder einer Filiale der Nürnberger [Bank]".

In seinem Brief vom 11. Januar 1872 teilte Heyse mit, daß er die „Ewiggeld-Ansprüche" – eine Rente, die ihm wahrscheinlich durch Erbschaft zugefallen ist, da er den Erlös (20000 fl.) mit Bernhard Kugler teilt (Tagebucheintr. vom 22. Febr. 1872) – nun endlich verkauft habe, und fragte an, ob er die 7–8000 fl. oder die entsprechenden Wertpapiere Lazarus zusenden oder sie für die erste Anzahlung seines Grundstückes verwenden soll. Lazarus' Antwort erfolgte erst am 28. Januar 1872:

[415] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 28. Januar 1872

Lieber Paul!

Schweiger zu sagen ist leicht, aber Schreiber zu sein ist schwer. Ich will Dich aber mit meinen Entschuldigungsgründen, die immer langweilig sind, nicht heimsuchen. Einen erhältst Du in 8–10 Tagen in Gestalt eines stenographischen Abdrucks von meinem Vertrag in der Singakademie;[1] ich habe mich wieder einmal verleiten lassen, über ein Segment aus einem großen Thema eine flüchtige Stunde zu orakeln. Als lebendiges Wort hat es seine Schuldigkeit gethan; ob auch die kalten Buchstaben, die mir

[1] „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit": Lazarus hatte den Vortrag am 20. Januar 1872 gehalten; er erschien noch im selben Jahr als Broschüre in Berlin.

förmlich abgedrungen sind, einige Gunst erwerben, mögen die „werthen Leser" ihrer Zeit entscheiden.

Nun vor Allem, mein Theuerster! „Glück auf! zu Deinem Kauf! und baue recht!" Sey ein König Salomo, der seinen Hiram findet, und ein Arion, dem sich die Quadern nach seiner Geige fügen.[2] Die Poesie des Bauens wird Dir nicht fehlen; gürte Deine Lenden auch mit ein wenig Philosophie, um gegen unausbleiblichen Aerger gerüstet zu sein. Und „thu Geld in Deinen Beutel!" Hast Du das erste erst Ende April zu zahlen, dann schicke mir den Ertrag des Ewiggeldes in *Anweisung auf Berlin,* damit es nicht unverzinst liege.[3] – Von Hertz habe ich für Deine Rechnung auch 1000 Rth. erhalten, die Talons und Coupons der Bankantheile sende ich Dir nächstens. Ich mußte erst Formulare von der Bank dazu haben, und die waren bis letzter Tage nicht vorräthig.

Wegen unserer Romanconferenz[4] schreibst Du mir wohl noch. Ich denke, dass Du im Frühjahr wohl einmal sammt Deinem Weiblein kommst, oder wenigstens nach Leipzig. An Huber[5] schreibe ich heute oder morgen.

Leb' wohl, lebt Alle zusammen wohl! und denke immer, dass ich auch schweigend immer bin unwandelbar

Dein Lazarus

Frauenbriefe zu lesen ist immer Vergnügen: den meiner Frau habe ich heute darauf angesehen, ob er wohl so ganz die kindisch-heitere Freude ausdrückt, mit der Ihr Beide ihren Geburtstag geschmückt.[6] Die Stimmung wenigstens ist die gleiche darin. Dass sie den „heuren" Aufschwung für gut bairisch hält, ist dem zu verzeihen, der niemals heurigen getrunken.

[2] Als König Salomo den Tempel und königlichen Palast erbauen ließ; importierte er aufgrund eines Vertrages mit König Hiram von Tyros Zedern- und Zypressenholz aus Tyros und exportierte als Gegenleistung Weizen und Öl. Daneben gibt es die Überlieferung von dem geschickten Handwerker Hiram aus Tyros, der ihm Geräte u. a. aus verschiedenen Metallen für seine Bauten herstellte (1. Buch der Könige 5,15–7,51). – Arion war ein berühmter griechischer Sänger und Dichter, über den es viele Überlieferungen gibt.

[3] Da Heyse an Lazarus geschrieben hatte, daß der Erlös entweder in bayerischen Wertpapieren oder in Silber ausbezahlt werde, hätte er zumindest im ersten Fall keinen Zinsverlust gehabt. Für den Fall, daß er das Geld dann wirklich im April gebraucht hätte, wäre mit dem zweimaligen Wechseln in die andere Währung nur ein Verlust zu verzeichnen gewesen, es sei denn man legte das Geld so riskant an wie Lazarus.

[4] Lazarus wollte das Manuskript von Heyses Roman „Kinder der Welt" (Berlin 1873) mitlesen und im einzelnen mit dem Autor besprechen. Zu diesem Zweck wollten sich beide im Mai 1872 in Leipzig treffen.

[5] Über Johannes Huber vgl. Brief Nr. 412 Anm. 8.

[6] Der Brief von Sara Lazarus ist nicht erhalten.

[416] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, 14. Juni 1872

Lieber Paul!

Ich schreibe Dir heute eigentlich nur, um mir neue Nachrichten von Euch zu verdienen oder wenigstens zu erbitten; denn Dein Blättchen vom 30. v[origen] M[onats] sonst so lieben Inhalts hinterläßt zu viel sorgenvolle Fragezeichen, um nicht nach einem Ausrufungszeichen der Freude von Euch sehnlich auszuschauen. Von uns aber wüßte ich nichts zu melden, als dass ich eben Nichts zu melden habe. Die Berathungen über die Villa, zunächst durch Reiseunfähigkeit meiner armen Frau ins Trokkene grauer Theorie verpflanzt, sind allmählich ins Holz der Negation geschossen. Jetzt freilich geht es meiner Frau viel besser, sogar gut; wir werden deshalb *vielleicht* den Antritt der Sommerreise über Dresden machen, wenn die Villa noch zu haben ist, die der Ueberlegung indess manche Mängel zeigt.[1] Ich gedenke am 25. h[uius][2] nach Leipzig zu gehen, dort nach 5–6 Tagen meine Frau und schwesterliche Karawane zu erwarten und langsam gen Interlaken zu ziehen. Von dort gegen Mitte August auf einen Monat nach Scheveningen oder Ostende.

In Bezug auf den Roman weiß ich Dir nichts Neues zu sagen.

Auf noch etwas mehr ethische oder wenn Du willst sogar philosophische Innervation wirst Du ohnehin denken,[3] namentlich nach der Seite hin, dass auch das liebe Publicum inne wird, warum wir denn nun um die Lebenslagen dieser Menschen, um die Folgen ihrer Situation, d. h. letztlich um ihr Schicksal rückwärts und vorwärts uns *kümmern müssen*. Denn nur was der Leser durch das Lesen an *sich* erlebt, ist der Werthmesser dessen, was die Helden des Buches erleben. Sapienti sat.[4] Nur einen Punkt lege ich Dir nochmals vor: muß Christi[a]ne realiter fallen? Die Scene ist psychologisch oder vielmehr psychophysisch betrachtet gewiß vortrefflich: so zwischen dépit und dupé wird sie zum Opfer momentaner Leidenschaft. Aber ästhetisch? ist es zulässig? ist es nöthig? Kann sie nicht mit dem Schrecken, der nicht klein ist, davon kommen? Kann nicht

[1] Lazarus beabsichtigte, als Feriensitz eine Villa zu erwerben, und dachte da zunächst an Dresden.

[2] Huius (lat.), „dieses" (erg.: Monats).

[3] Innervation (lat.), Versorgung [eines Körperteils] mit Nerven. Aufgrund dieser Anregung fügte Heyse in das vorletzte Kapitel seines Romans „Kinder der Welt" noch ein Gespräch über Edwins aufsehenerregendes Buch ein, d. h. eigentlich einen erklärenden Diskurs über den Sinn seines eigenen Romans. Nicht unerwähnt soll hier bleiben, daß Heyse sich in dieser Erklärung auch energisch dafür ausspricht, daß Juden an deutschen Universitäten eine ordentliche Professur bekommen.

[4] Sapienti sat (lat.), „für den Verständigen genügt es!" (nach Plautus, Persa, V. 729).

der bloße Gedanke der Möglichkeit sie außer sich und zur Flucht bringen? Die freche Zudringlichkeit Lorinsers sie völlig moralisch überwältigen? Ueberlege es Dir; obwohl ich weiß, dass Du diesen schneidigen Diamanten nicht gern ausbrechen wirst.[5] Tausend herzliche Grüße und schreibe bald – hoffentlich Gutes

Deinem Lazarus

Die besten Grüße von meiner Frau u. für Deine.

[5] Heyse entschloß sich zu einer Änderung und schrieb am 18. Juni 1872 an Lazarus (Univ.-Bibl. II, 171): „Jedenfalls siehst Du, daß ein gutes Wort bei mir eine gute Statt findet und daß ich, wenn amicus Plato und amica veritas [lat.: „Freund Platon und Freundin Wahrheit"] Einer Meinung sind, mich nicht faul erfinden lasse, ihnen alle meine Grillen zu opfern. Diesmal war wirklich ein theoretischer Eigensinn im Spiel, daß ich nicht schon mündlich nachgab. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, auch das Häßliche, in seiner bösesten Gestalt, der reine Sieg des Thierischen über das Menschliche, müße wenigstens *einmal* sich geltend machen, um das Weltbild zu completiren. Nun bin ich zu der Überzeugung zurückgekehrt, die immer meiner Natur gemäß war, daß es genug sei, daran zu *erinnern*, ohne zu *zeigen*. Und ich erreiche hier alle meine höheren Zwecke genau so scharf und vollständig, wenn ich nur die *Gefahr* zeige und das arme Kind der Welt ihr nicht erliegen lasse."

Von dem folgenden Brief ist das Mittelstück bereits in die Tänzersche Briefauswahl aufgenommen und in Band I, S. 122, veröffentlicht worden. Da gerade an diesem Brief sich gut demonstrieren läßt, nach welchen Kriterien der Schüler von Lazarus, Aron Tänzer, und dessen Witwe, Nahida Lazarus, ihre Auswahl trafen, seien hier die fehlenden Teile ergänzt. Das bereits veröffentlichte Mittelstück handelt von einem philanthropischen Bauprojekt, das nie zur Ausführung kam; der Rest handelt von jener Realität, die in einem hohen Ausmaß das Denken und Handeln des Philosophen Lazarus bestimmte.

[417] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 5. October 1872

Lieber Paul!

Ich wünsche Dir glückliche Reise[1] und dass Du uns bald Gutes, Bestes von allem, was Dein ist, melden könnest. Uns geht es Allen recht gut; ich bin hier und stark beschäftigt.

[1] Lazarus hat diesen Brief offenbar nach Meran geschickt, wo sich Heyse wegen des kränkelnden Wilfried aufgehalten hat, um ihm einen längeren Sommer zu verschaffen. Sie kamen erst nach dem 20. Oktober aus Italien zurück, nach einem regenreichen Urlaub und ohne die erhoffte Heilung des „Zahnprozesses", der Wilfried zu schaffen machte.

Die Bankantheile, alte und neue, hebe ich Dir auf, bis Du Ordre giebst, sie Dir zu schicken. Uebrigens scheinen die neuen noch nicht ausgegeben, da ich keine Meldung von meinem dazu Beauftragten aus Berlin bisher erhalten habe. Die Sache wird aber pünktlich besorgt werden. Was Du mir zu diesem Zweck an Geld anweisen oder schicken kannst, ist mir recht willkommen. Könntest Du die 5/m Amerikaner noch verkaufen oder mir zum Verkauf schicken, wäre es mir nicht unlieb; doch ists nicht eben nothwendig.[2] Geld kann ich zur Zeit je mehr je lieber brauchen, weil ich in diesen Tagen – es bleibt noch für etliche Wochen unter uns – mein Geschäfts-Finale ins (sic!) Scene setze.[3]

[. . .][4]

Nun kurz noch ein Wort von der Tanne. Sie ist grün. Ich unterlasse in den nächsten Jahren den großen Umbau und nehme nur einen kleinen vor. Dieser und andere Mietserhöhungen werden unsere Einnahmen von 73 ab etwa auf weitere 1 000 Rth. jährlich zu dem bisherigen erhöhen. Das futurum[5] bezieht sich blos auf die Ausführung, die Contracte aber sind bereits abgeschlossen.

Nun leb' wohl Geliebter und nochmals reise glücklich! und finde Alles gut. Lass es an guten Nachrichten nicht fehlen.

Dein Lazarus

[2] Aus dieser Bitte kann man schließen, daß Lazarus vorher schon einige Wertpapiere von Heyse verkauft hat. Es handelt sich hier wohl um die in Lazarus' Brief vom 27. April 1865 genannten amerikanischen Wertpapiere, die einen Nennwert von insgesamt 5 000 Dollar hatten. Die Antwort Heyses ist offensichtlich vernichtet worden.

[3] Nach den Angaben des Leipziger Stadtarchivs vom 14. November 1979 sind das die beiden Gebäude in der Turnerstraße 11 und 12 (ab 1885: Nr. 27 und 29). – Auf die „grüne Tanne" oder die Gebäudekomplexe in der Turnerstraße bezieht sich auch die Tagebucheintragung des Juristen und Kunsttheoretikers Conrad Fiedler (1841–1895) aus dem Herbst 1873: „Der sonderbarste Auftrag ist ihm [dem Bildhauer Adolf Hildebrand, der mit Fiedler befreundet war] aber von Prof. Lazarus durch Prof. [Georg] Ebers Vermittlung geworden. Lazarus baut eine große Mietskaserne am Grabenteich mit einem Frontispiz und wünscht dazu Figuren von Hildebrand, nicht verhehlend mit einfließen zu lassen, es würde ihm auf einen hohen Preis nicht ankommen." Adolf Hildebrand lehnte ab, wozu ihm sein Vater, der Nationalökonom und einstige Berner Kollege von Lazarus, Bruno Hildebrand, am 22. November 1873 gratulierte: „Daß Du den reichen Wohnungsverleiher Lazarus hast ablaufen lassen, hat mich herzlich gefreut. Ohnedies macht sich das Capital-Parvenüthum mit seinem Börsen-Schwindel so breit [. . .]". Vgl. dazu: Adolf von Hildebrand und seine Welt – Briefe und Erinnerungen, hrsg. von Bernhard Sattler, München 1962, S. 170ff.

[4] Der ausgelassene Text wurde von A. Tänzer publiziert; vgl. Bd. I Brief Nr. 51, S. 122.

[5] Futurum (lat.), Zukunft.

[418] Moritz Lazarus an Paul Heyse

L[eipzig], 10. October 1872

Lieber Paul!

Mein erstes Wort in die „grüne Flur" ist der Wunsch, dass sie auch im October noch der Ehre die Wahrheit gebe, und dass Du sorgenfrei in der Mitte der Deinen diesen Gruß empfangen möchtest. Mit demselben habe ich bis heute gezögert, weil ich gehofft oder vielmehr gefürchtet, eine Geldempfangsanzeige damit zu verbinden. Die Sache ist nemlich die, dass Du Dich mit der Annahme, dass neue Bankantheile bereits ausgeschrieben seien, doch wohl geirrt hast.[1] Mein Geschäftsfreund aus Berlin hat mir das vorgestern gemeldet und beiliegende Karte eines hiesigen Bankhauses hat es bestätigt. Da der Ort, wo Du es gelesen, Lichtenthal, wirst Du auch den Tag noch wissen, und da die Spenersche als Romanzeitung von Dir gesammelt wird, kannst Du wohl auch dort einmal zusehen, wo die Quelle des Irrthums liegt. Wahrscheinlich eine bloße Zeitungsnachricht, dass dergleichen im Werke sey.

Du brauchst mir also auch kein Geld zu schicken noch anzuweisen; denn mein eigener Bedarf ist gedeckt, und nur eine Nebenausgabe von 7000 Rth. hätte mich neue Hilfsquellen dazu wünschen lassen.

Und nun, mein Geliebter, habe ich eine Versäumniß nachzuholen, die mich seit einer Stunde nach meinem jüngsten Schreiben förmlich quält. Ich bin also etliche Tage in Berlin gewesen und habe Dich, will sagen, Deine Büste gesehen.[2] Vor Allem herzinnigen Dank! Die vollkommen würdige Stelle ist noch nicht gefunden; keine war uns gut genug. Denn die beste soll das liebe Gesicht finden, in das wir mit aller Freundesinnigkeit blicken. Wie die Büste steht auch das Urtheil über sie noch nicht fest; ich habe sie bis jetzt immer nur noch zu hoch gesehen. Dass der Blick in gleicher Höhe all die Seele wird sehen lassen, die wir in diesen Zügen mit Erquickung zu sehen gewohnt sind?

Ich habe heute schon mehr geschrieben als für Einen Menschenkopf und Eine rechte Hand recht und billig ist. Darum ein kurzes Lebewohl. Von Montag den 14. ab wieder in Berlin.

Sag Bestes, Sorgenlösendes dorthin

Deinem Lazarus

[1] Es geht hier wahrscheinlich um Aktien der Preußischen Bank in Berlin, die in Brief Nr. 400 schon genannt worden sind und die bei der späteren Auseinandersetzung 1885/86 eine Rolle spielten.

[2] Wer die Büste gemacht hat und auf wessen Veranlassung, ist nicht ersichtlich, da aus dem Jahre 1872 von Heyse nur zwei Briefe erhalten sind.

[419] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], 21. December 1872

Geliebter!

Tausend freudigen Dank für die Meldung, dass Frau Anna und Junker Wilfried[1] ihren Spaziergang gemacht haben. Trotz der architectonischen Illustration, welche Deinen Brief geziert hat, suche ich doch immer erst am Schluß des Briefes nach diesem Civilzustandsregister.

Was den Wurm betrifft, so hoffe ich, dass es uns gelingen wird, einen heilkräftigen Wurmsamen dagegen zu finden; wir hüllen ihn dann in den Honigkuchen eines südlichen Anbaus und lassen ihn uns wohl schmekken, wenn er auch etwas theuer ist.[2] Ich hoffe, dass Dich das Verzeichniss, das Roch bei meinem Dortsein in Leipzig (vom 29. hujus bis 12. Januar) anfertigen soll, beruhigen wird. Lass Dir überhaupt darum keine grauen Haare wachsen. Die Anzahlung von 20/m fl. kommt allerdings in eine Zeit, wo das Geld knapp und theuer ist und Werthpapiere wegen des niedrigen Courses nicht zu verkaufen.

Frage zunächst Deinen Wurm, ob es ihm eben so recht ist, das Geld am 1. Februar oder 15. Januar zu empfangen; ferner mache Deine Rechnung, wie viel Du dort disponibel resp[ective] etwa von Hertz zu empfangen hast.[3] Aber gleichviel ob es am 15. oder *1ten Januar* sein muß, ob außer den Amerikanerinnen Dir sonst noch was zur Verfügung steht, *so werde ich Dir das Nöthige pünktlich senden* und ich bitte nur um baldigen Bescheid, eventuell bis zum 29ten d[ieses] M[onats]. – Nach dem 27. sende aber Deine Antwort nach Leipzig.

Bei uns steht Gottlob Alles wohl; ich bin fleißig und zufrieden. Wäre nicht das Mißvergnügen unseres Winters hätte ich ein kräftig Wörtlein sagen mögen für den „einen Tag in Kathar[inen]str. 6"; aber ich wage es eben nicht. Vielleicht entschließe ich mich dazu, Dir einen Bürstenabzug meines ersten Theils über „That und Gedanke" zu senden;[4] Du liesest ihn

[1] Heyses Frau Anna und sein jüngstes Kind Wilfried.

[2] Wurm ist der frühere Besitzer des Hauses in der Luisenstraße 49, das Heyse erwerben und ausbauen wollte. Der Kaufvertrag (40 000 fl.) wurde am 7. Dezember 1872 geschlossen.

[3] Gemeint sind Heyses schriftstellerische Einnahmen von dem Verleger Wilhelm Hertz: Heyse schrieb am 3. Februar an Lazarus, daß er in wenigen Wochen 3 000 Rth. für die beiden ersten Auflagen (= 3 000) des Romans „Kinder der Welt" erwarte. Auf den Ehrensold aus der Königl. bayerischen Kabinettskasse, der 1858 auf 1 500 Gulden erhöht worden war, hatte Heyse schon 1868 freiwillig verzichtet.

[4] Der Aufsatz „That und Gedanke – Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges" war, wie Lazarus am 8. Dezember 1872 an Heyse schrieb, für die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft bestimmt. Dort ist er jedoch nie erschienen. Lazarus' letzter eigener Beitrag für diese Zeitschrift erschien 1868.

dann wohl schnell und schickst ihn mir mit Bemerkungen. (Selbstverständlich hast Du Dich um Correctur im technischen Sinne dabei nicht zu kümmern.)

Für heute nur noch herzliche Grüße von meiner Frau an alle unsere Lieben, und von mir an die liebe Frau Anna.

Von Herzen Dein Lazarus

[420] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], 22. Januar 1873

Lieber Paul!

Wir bilden hier einmal wieder ein rechtes Lazareth; meine Frau von der Halsentzündung kaum ganz erholt und mit Schnupfen behaftet; ich selbst von rheumat[ischem] Zahn- und Kopfschmerz geplagt; Jeanettchen hoffnungsvoll, aber schwach, viel zu Bettruhe genöthigt.[1] Selbst Ernestinchen wartet wenigstens mit einer dicken Wange auf. Glücklicherweise alles Dinge, die nur nach Tagen zu zählen man hoffen darf. Dennoch will ich nicht warten mit der Nachricht, dass ich endlich gestern nach 2maliger Lesung (vor und nach der Vergleichung mit dem Spenerschen Druck) Dein Schlußcapitel Hertz zugestellt habe.[2] Gewonnen hat es ungemein! an die Stelle der idyllischen Breite ist eine noble, wuchtige Höhe getreten. Auch bin ich mit Allem, was Du sagst und mit der Art, wie Du es sagst, durchaus einverstanden. Ein glücklichster Griff ist, dass an Stelle Mohrs der alte Kunst-Kritiks-Enthusiast zum Wahrheits-Kritik-Enthusiasten erhoben wird und das Gespräch über Edwins Buch übernimmt.[3] Ich kann mir nicht versagen, Dir einen Auszug aus einem Briefe meiner Frau an mich nach Leipzig hieherzusetzen, damit Du siehst, wie der Schluß auf ein offenes und hohes Gemüth wirkt.

Zuvor aber will ich für den Fall, dass Du dort die Correctur machst, doch noch Folgendes bemerken, was Du vielleicht ohne alle Schwierigkeit noch beachten kannst. Obgleich dieser Dialog keine Abhandlung über die Lehrfreiheit zu sein Absicht hat, so erlaubt doch der feierliche Schluß mit dem Kuß auf freier Straße vielleicht ganz kurz noch einige scharfe Lichter aufzusetzen.

[1] Jeannette Steinthal erwartete im Juli 1873 ihr drittes Kind.

[2] Lazarus las das Schlußkapitel nochmals in der von Heyse geänderten Fassung und verglich diese mit der alten, die dem Vorabdruck in der Spenerschen Zeitung (Berlin) zugrunde lag. Die Zeitung hatte laut Tagebuch vom 26. März 1872 für den Vorabdruck 800 Gulden an Heyse bezahlt.

[3] Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 416.

Nicht um die neuen Meinungen und ihre größere Wahrheit handelt es sich, sondern meist um die Freiheit, absolute Freiheit der *Forschung*. Diese ist nicht ein Recht, sondern eine *Pflicht,* vielleicht die höchste. (Vgl. die paar Sätze am Schluß meiner Vorbemerkung zum Twesten[4]). Der Gegensatz von Metaphysik und Ethik ist gut; aber dazu, meine ich, gehört etwa noch dies: nur in der Metaphysik verhalten sich die früheren Lehren zu den späteren wie Unwahrheit, offenbar gewordener Irrthum zur Wahrheit, oder zu dem, was Einer *jetzt* für Wahrheit halten *muß*. In der Ethik ist dies viel weniger der Fall; hier meist grader Fortschritt, Erhebung, Läuterung (ohne *Läugnung* des Früheren). Ferner: Die metaphysischen Legenden haben ethisch gewirkt, das ist wahr; aber nicht durch das Maß ihrer *Wahrheit,* sondern durch den Grad ihrer *Wahrhaftigkeit* im Schöpfer und Empfänger der Legende. Also muß nur der Grad der *Wahrhaftigkeit* das Entscheidende sein über die Zulässigkeit einer Lehre, denn auch heute hängt die Wirkung, die man conserviren will, von ihr allein ab.

Endlich etwa noch dies: Wo Edwin von der Begegnung des Grafen und seiner Tänzerin verstimmt wird, darf vielleicht kurz angedeutet werden: oben im Dialog, der so erhebend auf ihn gewirkt, war bemerkt, dass die heutige Forschung und Kritik die aristokratische Beschränkung abweist, auch den Massen und Halbgebildeten gerecht werden will. Hier sieht er plötzlich ein Exemplar der Classe, die gar kein Problem hat, für die zu denken ganz vergeblich ist; sie vertreten die conservativen Principien mit absoluter Verflachung des Lebens.

Jetzt aber laß ich meine bessere Hälfte reden; in dem Briefe, den ich wenige Tage vor der Rückkehr empfangen, heißt es:

„Von Paul ist ein Zettelchen mit Manuscript gekommen; ich schicke nur jenes, da Du wohl schwerlich Zeit findest, das M[a]n[u]s[cri]pt zu lesen, und hier bessere Ruhe bald dazu hast. Es scheint der Schluß des Romans zu sein, den ich gelesen habe, obwohl ich den Roman noch nicht kenne. Es hat mir eine stille Abendstunde zu einer glücklichen gemacht, dass es mich drängt, meine Empfindung nicht ganz lautlos in mir verklingen zu lassen und wenigstens ihr einen schriftlichen Ausdruck [zu] gönnen. Du, mein liebes Herz, bist nicht hier, zu dem ich aufjauchzen und aufklagen kann. Welch ein Styl in dem vorliegenden Capitel! wie durchgebildet jeder Satz, wie durchlebt jede Mittheilung, jedes Ereigniß. Wie kennt er das menschliche Herz, und reflectirt tief und innig über Hohes und Höchstes. Ich weiß nicht, wohinein dies Capitel gehört, aber was schadet es? Ich habe ihn mit einem Freunde über Dinge sprechen hören,

[4] Vgl. C. Twesten, Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Ägypter in ihrer historischen Entwicklung, hrsg. von M. Lazarus, Berlin 1872.

dass mir mein schwaches Herz aufging. Welch ein Ernst in den Anschauungen, welch offene Kampflust gegen religiöse Wirren oder, schlimmer noch, gegen religiöse Verdummung, Verknechtung, so viel er auf seinem Platz darf und kann. Wer hätte es dem schönen Glück'skinde von all seinen Fachgenossen zugetraut oder thaten sie's dennoch – und verschwiegen es aus Neid – nur Du, mein liebes Herz, trautest ihm Alles zu, was ein volles, klares Herz zu bergen weiss. Ich hielt ihn für derlei Gedanken, ich möchte sagen, zu ästhetisch; ich dachte immer, er miede gern allen Hader, die (sic! [Laz.]) in der Regel derartiges am leichtesten heraufbeschwört; lebe nur in der Welt des Schönen; die Wahrheit suchen und beweisen oder (wichtiger) Lügen strafen ist nicht schön. Sein Genius schien mir immer ein glücklich beschwingter, der ihn in andere Höhen des Idealen mit fortriß, aber dass er es sich absichtlich schwer macht, um tragen zu helfen an dem Schwersten auf Erden, dem Menschenrechte, hat mich zu Thränen gerührt. Wie schön adelt er die edle That Lessings im Nathan, und ist es Zufall oder Absicht, wie redet er Dir[,] mein Herz[,] das Wort für die erfahrene Willkür; weiß er denn um diese glorreiche Geschichte? es ist doch sonst nicht Deine Art."[5]

So! jetzt wird dieser Brief erst geschlossen und zur Post geschickt, dann erst gehe ich in die weiße Stube zum Thee und verrathe, was ich hier gethan. Der Zopf, den ich bekomme, wird allerdings chinesisch sein; wer weiß, ob ich überhaupt die Courage habe, es ihr zu sagen. Laß mich bald hören, wie es Euch Allen geht und erquicke mit gutem Bericht

Deinen Lazarus

[5] Anspielung auf die Tatsache, daß Lazarus 1868 zum Professor der Philosophie an der Berliner Kriegsakademie ernannt worden war – auf einmütigen Beschluß der drei Militärs im Kuratorium und gegen den Widerstand des bekannten Pädagogen Geheimrat Ludwig Wiese (mit der Begründung: „Er ist ein Jude!"). Im September 1872 wurde diese Dozentur unter dem neuen Akademiedirektor Karl Rudolf von Ollech wieder gestrichen. Heyse hat davon nicht nur gewußt, sondern Lazarus hat ihm spätestens nach Abfassung dieses Romankapitels auch die Einzelheiten erzählt, damit sich Heyse öffentlich gegen diese Form der Diskriminierung in seinem Roman „Kinder der Welt" aussprechen konnte.

[421] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], 16. März 1873

Geliebter!

Unsere Sorge ist aus. Denke an die wunderbaren, großen Augen unserer kleinen Agathe; sie sind für immer geschlossen.[1] Damit weißt

[1] Am 15. März 1873 war Steinthals Tochter Agathe gestorben.

Du, wie es bei uns aussieht. Der Kindersegen, den wir in diesem Wesen voll Liebreiz und Helligkeit genossen haben, war sehr respectabel; aber eins für zwei Familien ist doch jetzt nicht zu viel. Nun sind wir wieder alle beide kinderlos.

Laß mich von der Krankheit schweigen; nur so viel: der Gesundheit bis gegen Mitte Januar folgte die Kränklichkeit des Kindes und eine unbestimmte Krankheit; was Gastrisches, meinte man; dann irgend ein Typhoid, welcher das Leben aufzehrte und nur den Verstand bis zur letzten Stunde fast unberührt ließ.

Wir anderen sind alle so, wie wir eben sein können; Sorge, Angst, kalte Umschläge machen, Tag- und Nachtwachen im ungeheizten Zimmer des Kranken hat alle halb lahm gelegt, aber wir sind nicht krank.

Lebt wohl! Gott erhalte Euch Alles, was Ihr habt und liebt.

Dein Lazarus

Ich habe von Hertz 1500 Rth. für Deine Rechnung erhalten.

[422] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 2. Mai 1873

Theuerster!

Dein liebes Schreiben vom 29. v[origen] M[onats] konnte uns nur über die nächste Gegenwart beruhigen; wir harren einer festeren und dauernderen Beruhigung mit Sehnsucht entgegen. Dann werden mit den kleinen Leiden des bösen Wetters, die schon verblassen, auch die großen Sorgen jener Nachmittagsstunden bald vergessen sein, und Grimma wird zu einer von den seligen Inseln der Erinnerung;[1] es ist nicht gut, wenn nur die Köpfe an einander denken, auch die Herzen müssen ja

[1] Heyse war am 25. April schnell nach Leipzig gefahren, hatte wohl trotz seiner Klage: „Muß ich denn wieder in den 4ten Stock des Hotel Hauffe hinaufkriechen?" (Brief vom 18. April 73), wieder im Hotel Hauffe (Roßstraße 15) gewohnt, hatte dann am 26. April vor allem „über Bauen und Bezahlen" mit Lazarus verhandelt, hatte sich die neu renovierte „Grüne Tanne" angeschaut und war auf Lazarus' neue Besitzung in Schönefeld hinausgefahren. Am Spätnachmittag war er dann nach Grimma hinausgefahren; dort erhielt er dann das Telegramm seiner Frau, das ihn über den Krankheitszustand seines Sohnes Wilfried beruhigen sollte, das ihn aber nur beunruhigte, da er den vorangegangenen Briefbericht über die überstandenen „bösen Tage" nicht erhalten hatte. Am 27. war Heyse offensichtlich nachmittags wieder bei Lazarus, dem er von der Droste-Hülshoff vorlas und mit dem er über Herbart („über das Böse") diskutierte. Abends um 9 Uhr verabschiedete er sich von Lazarus und fuhr am 28. wieder nach München zurück (Tagebuch vom 25. bis zum 29. April 1873 und Brief vom 18. und 29. April 1873, Humb.-Univ.-Bibl. II, 178 und 179).

zuweilen an einander schlagen, dass man seines edelsten Gutes in diesem Leben froh werde und bleibe.

Mein Gesichtsschmerz hat sich noch am Sonntag Abend durch gleichmäßige Wärme und Ruhe besänftigt. Nach zwei arbeitsvollen Tagen bin ich hier zum 23jährigen Polterabend unter gedämpften Freudentönen von meiner Frau Liebsten empfangen worden. Am 30. war das Haus voll Liebesbeweise, aber der liebste Gratulant seit Jahren,[2] der wie Körper und Rede gewachsen waren, doch an Anmuth und seligstem Reiz nicht verloren hatte, fehlte uns! – Man muß weiter leben!

Für Deine Baufragen habe ich mir eine schriftliche Antwort ad notam geben lassen, die hier beifolgt.[3]

No. 1. ist ungefähr die gleiche Taxe, welche demnach einen Durchschnittsgleichheitsschluß gestattet. – Nur Rohrdecken- und Lattendeckenputz weichen sehr ab; frage doch einmal, warum und weshalb?

2. gibt Dir Gelegenheit zu einer Vergleichung, aber was noch wichtiger ist, zur Controle, ob die Sachen so gut und stark geliefert werden sollen. Neben der *Stärke* des Zinkblechs ist auf die Stab*ei*sen*einlage* der Dachrinnen zu achten, von denen die Haltbarkeit abhängt.

3. läßt sich wegen des Preises des Rohmaterials eben nur vergleichen, aber wenig daraus lernen.

4. endlich legt die Frage nahe, ob für 1.36 – dem Leipziger Preise etwa entsprechend = 25 Ngr. – das Schieferdach ein einfaches ist; der Unterschied liegt darin, dass in dem einen Falle die Platten einander nur am Rande um ein weniges überdecken, im anderen Falle aber so liegen, dass thatsächlich überall (durch den Uebergriff) *doppelte* Schieferlage sich befindet. Hier muß man nach dem usus[4] fragen, der sich nach dem Wetterdurchschnitt bildet. Winde und *Schneegestöber* sind die Feinde des *einfachen* Schieferdaches.

Am Sonntag, den 4. gehe ich wieder nach Leipzig und meine Frau soll nachkommen, sobald es warm geworden und Schönefeld sich mit grünem Rasen präsentiren kann.

Bitte sage mir bald genau, wie viel Geld ich Dir Ende des Monats schicken soll, falls die Ordnung mit der Hypothekenbank bis dahin noch nicht ausgeführt ist.

[2] Agathe Steinthal, die am 15. März gestorben war.

[3] Heyse hatte Lazarus eine Reihe von Fragen zum Hausbau hinterlassen, über die dieser sich selbst erst Information einholen mußte.

[4] Usus (lat.), Gebrauch, Nutzen.

Auf die Skandinavischen Dichtungs- und Denkensfrüchte freue ich mich; ich habe beides bereits bestellt.[5]

Im letzten Briefe meiner Frau, der noch für Dich mit gerechnet und zur Lectüre in Altenberg bestimmt war, befindet sich ein langes Klagelied, dass sie gar nichts Erfrischendes und Erfreuendes für unser Zusammen, will sagen, für Dich nach Leipzig habe expediren können! Das soll nun Alles nachgeholt werden, wenn Du mit Deinem lieben Weib, das wir herzlichst mit allen Segenswünschen grüßen, und Kindern im erweiterten Hause in Schönefeld edelste Gastfreundschaft übt.

Schreib mir bald, wenn Du kannst, ein sorgenfreies Wort!

Dein Lazarus

[5] Wahrscheinlich Henrik Ibsen, Die Kronprätendenten, übersetzt von Adolf Strodtmann; dieses Werk hatte Heyse auf der Rückreise gelesen (Brief vom 29. April 1873). Schon am 23. Oktober 1872 hatte er von Georg Brandes selbst den 1. Band der „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts" (1872) erhalten, die er wahrscheinlich dann auch Lazarus zur Lektüre empfahl (Tagebuch vom 23. Oktober 1872).

Der erste Teil des folgenden Briefes vom 28. Mai 1873 wurde schon von A. Tänzer für die Publikation ausgewählt und in gekürzter Form abgedruckt (vgl. Bd. I, Nr. 54, S. 124f.). Lazarus teilte darin Heyse mit, daß er an der Universität Berlin eine ordentliche Honorarprofessur (ohne Gehalt!) bekomme und daß damit sein sehnlichster Wunsch, lehren zu dürfen, erfüllt sei. Der Anfang des Briefes handelt von den regulären Quartalszinsen für Heyse und ist unwichtig; der anschließende Teil berichtet von dem Bruder der Sarah Lazarus, geb. Lebenheim; da dieser sonst allenfalls in einer Andeutung erwähnt wird, mag wenigstens die Darstellung seiner letzten Lebensjahre von Interesse sein.

[423] [Berlin, den 28. Mai 1873]

[. . .] jetzt werde ich von dem, wozu wir in Grimma die Ueberschriften gesprochen haben,[1] Vieles unmittelbar an den Mann und hoffentlich an recht viele Männer bringen können.

Wie ist aber dafür gesorgt, dass auf jeden hellen Freudenton auch ein Dämpfer gesetzt wird. Ob Du Dich des Bruders meiner Frau, der so lange in London gelebt, vor 6 Jahren heimgekehrt ist und bei Steinthals also mit *uns* gewohnt hat, noch erinnerst? Seit Jahren war er rücken-

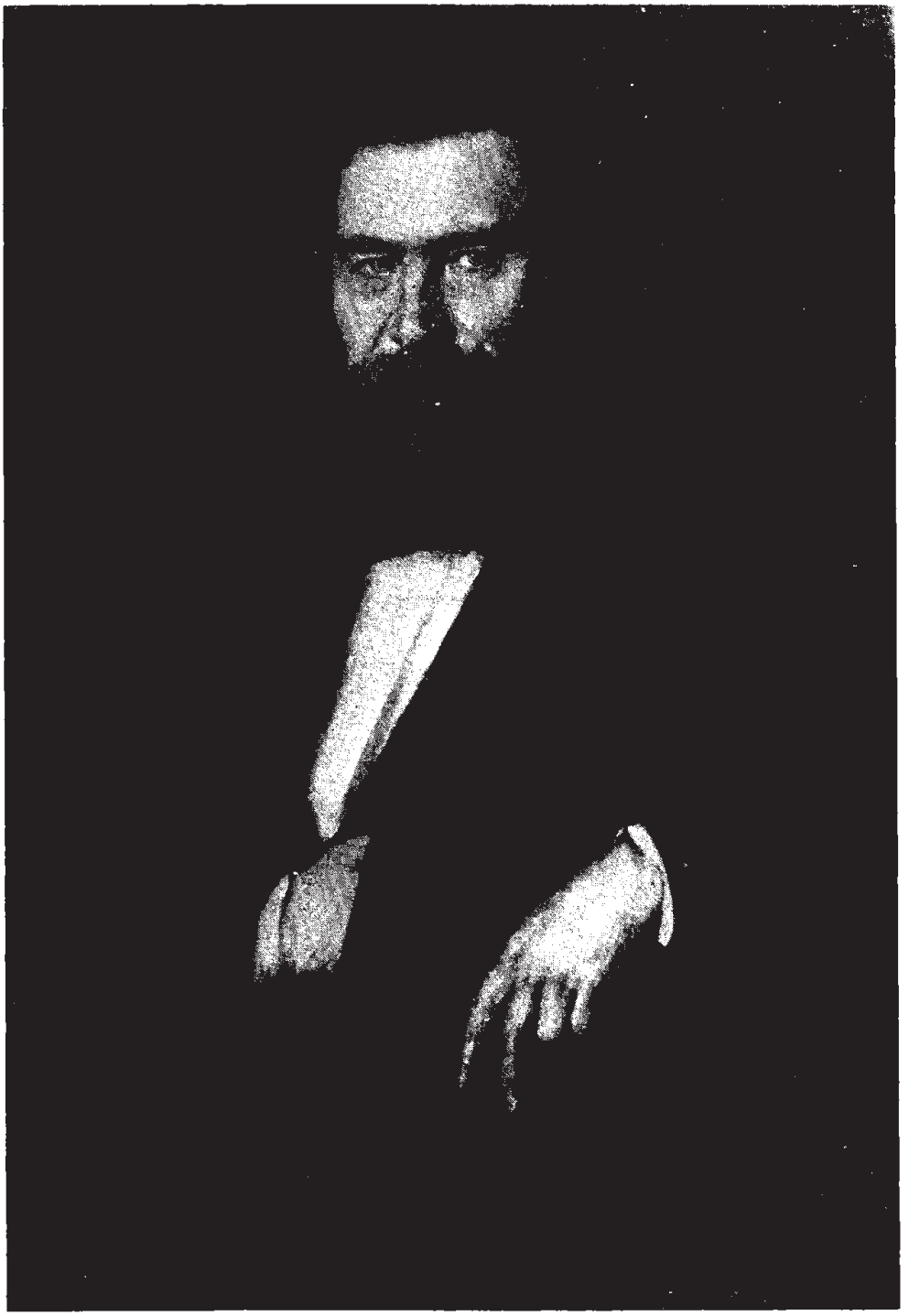
[1] Ende April war Paul Heyse in Leipzig gewesen und dort mehrmals mit Lazarus zusammengetroffen. Am Nachmittag des 26. April war er dann für einige Stunden nach Grimma hinausgefahren.

markskränklich, aber nicht krank; der Bewegung und des Lesens usw. fähig, so dass er eben gleichmäßig hinleben konnte, fast nur noch von der Theilnahme an uns eine Erfüllung findend. Des geliebten Kindes Tod war sein letzter Schmerz, meine Ernennung – die nur noch confidentiell mitzutheilen, bis sie publicirt ist – seine letzte große Freude.[2] Er war kaum verändert als meine Frau ihn nach Leipzig reisend am Sonntag den 18. verließ; ein wenig schwach, wie sehr oft seit Jahren. Er wurde auch nicht eigentlich krank. Mittwoch kehrten wir zurück; am Donnerstag schüttete er mir als Vermächtniß noch einmal sein ganzes Herz aus, in mehr als stündiger klar gedachter nur leiblich beschwerlicher Rede. Sonst sprach er fast nur noch Zärtliches zu unserer lieben Sarah; von Donnerstag Nachmittag schlief er fast immer leicht, offenbar schmerzlos; Freitag Vormittag leichter erregt und kräftiger im Puls wachte er einige Stunden; um ½4 Nachm[ittags] lächelte er meine Frau noch an und streichelte ihr die Hände, schlief ein und entschlief am Sonnabend ½10 Vor[mittags] ohne irgend ein Zucken. Er ist am 6. Januar 70 Jahre geworden. Was bei all dem Beruhigenden und Tröstlichen in dem geschilderten Verlauf, woran jedes Moment anders und gar trübe hätte sein können – dennoch der erneute Schmerz uns, Steinthals und meiner Frau besonders für Aufregung gebracht, davon kann ich schweigen. Gestern Vormittag haben wir ihn bestattet. Ich weiß nicht wie viel oder wenig wir von ihm erzählt; so viel ist gewiß, dass er voll Eigenart und ein interessantes Stück Natur und Kunst war. 40 Jahre in London ein Dealer in arts[3] im besten Sinne. Ich möchte Dir einmal viel davon erzählen, und hoffen, dass gestern nicht zu Grabe getragen, was so reich und seltsam an Poesie in ihm gelebt hat. [. . .]

[2] Lazarus war zum außerordentlichen Honorarprofessor an der philosophischen Fakultät der Universität Berlin ernannt worden.

[3] Dealer in arts (engl.), Kunsthändler.

Der folgende Brief ist eine Antwort auf ein langes Schreiben Heyses vom 2. November 1873 (Univ.-Bibl. II, 189), in dem dieser dem Freund sein sorgenvolles Herz ausgeschüttet hatte: Es ging um den ältesten Sohn Heyses, Franz, inzwischen 18 Jahre alt, aber „leider noch so weit hinter seinen Jahren zurück, daß er einer stetigen Leitung, einer festen Zucht bedarf, die ich ihm unter meinen vielbedrängten Umständen nicht gewähren kann, ohne andere nicht minder ernste Pflichten zu versäumen." Franz Heyse war damals in die Sekunda des Realgymnasiums eingetreten, hatte also noch zwei Jahre Schule bis zum Abitur durchzustehen; dann wollte er Soldat werden. Heyse wünschte ihn den „verderblichen Einflüssen" der Münchner Jugend zu entziehen und ihn zur weiteren



Moritz Lazarus
Gemälde von Franz von Lenbach. Um 1875

Ausbildung in ein Internat oder zu einem ausgedienten Offizier zu geben, wo er etwas mehr Strenge, Disziplin, aber auch Verständnis finde. Lazarus verstand das aber nicht richtig und suchte nach einer „Presse".

[424] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz No. 5, den 9. November 1873

Mein lieber Paul!

Es thut mir sehr leid, Dich in allerlei Sorgen und Nöthen zu wissen; und das Schlimmste für ein freundliches Gemüth ists noch, dass man so gar Nichts hilfreiches dabei thun kann. Selbst in der Nähe läßt ja die Art der meisten Dinge nicht zu, sie zu theilen, geschweige in der Ferne. In Bezug auf Deine pädagogische Frage bin ich erst heute in der Lage, Dir eine etlichermaßen genügende Antwort zu geben, die ich vielleicht in den nächsten Tagen noch um etwas ergänzen kann. Es ist nemlich, wie Du ja weißt, hier so schwer, an die rechte Schmiede zu kommen, und wenn man sie weiß, macht man einen Fleischergang, weil der Schmied nicht daheim ist. So ging es mir heute noch (obwohl ich den Sonntag gewählt) mit Schulrath Klix, an den ich als Autorität gewiesen war, da er alle preußischen Stuben kennt, in denen irgend eine pädagogische Luft weht. Nächster Tage suche ich ihn noch einmal auf, um zu hören, ob auch er Folgendes bestätigt.

Die meisten Pressen (hier und in anderen Städten) beschäftigen sich lediglich mit dem bezüglichen Unterricht; die Schüler leben sonst aber in beliebigen Familien oder wie Studenten sich selbst überlassen. Dies kann Dir, glaube ich, kaum genügen. In Ostrawo bei Filehne aber gibt es eine Presse mit einem Pädagogium (eine Art Gymnasium bis Secunda) und Alumnat verbunden. Die Anstalt liegt 5 Minuten von meinem Vaterhause; ich kenne sie deshalb aus meinen jährlichen Besuchen in der Heimat und kann gar nicht dazu rathen. Es gibt dort Alles in Allem etwa 300 Zöglinge à 100 „Pressisten" (sic!) internationale, slavisch-germanische Mischung. Dagegen wird mir *nachdrücklich empfohlen* auch von Bormann (dem ich aber Dich und Deinen Sohn noch nicht genannt) ein Viktoria-Stift in Falkenberg bei Freienwalde, also etwa 1½ Stunde Bahnfahrt von hier nach Stettin zu. Dies ist eine Art Privatgymnasium für eine geringere Anzahl von Schülern berechnet, welche zusammen und unter Aufsicht des Directors Dr. Schmidt leben.

Falls mir nicht Klix, (Provinzial-Schulrath für Gymnasien und mir wohl bekannt) noch etwas Besseres nennt, wird dies wohl das Beste sein, um Deinen Zweck zu erreichen in Bezug auf den *Unterricht* und doch nicht zu viel aufs Spiel zu setzen in Bezug auf die *Erziehung*. Ich frage nun,

ob Du Dich selbst brieflich an den Director Dr. Schmidt wenden willst, oder ob ich es für Dich thun soll, um die etwaige Zweckmäßigkeit und die Bedingungen von ihm selbst zu erkunden; oder ob Du darauf hin schon kommen und Deinen Franz bringen willst. Eventuell kann ich auch einmal am nächsten Sonnabend oder Sonntag versuchen, mich dort als Augenzeuge nach der Anstalt umzusehen. Sobald es mir gelungen ist, den Sch[ul]R[ath] Klix zu sprechen, schreibe ich Dir vorher noch eine Zeile.

Von uns habe ich Dir wenig zu berichten. Nachdem wir Alle glücklich in die Winterquartiere eingerückt waren, auch Steinthals, hat meine liebe Sarah sehr bald einen Tribut in Gestalt eines sehr heftigen Katarrhs zahlen und gegen 4 Wochen das Zimmer hüten müssen; Steinthal wurde von einer specifischen Gelehrtenkrankheit heimgesucht; beide sind wieder hergestellt. Auch ich habe meinen Herbstschnupfen mitten in der letzten Woche geleistet, der ersten meiner Vorlesungen. Sonst habe ich Dir darüber in einem Briefe nicht viel zu sagen, denn ich lese ganz einfach Psychologie als Privatcolleg, und als Publicum Grundlegung der Völkerpsychologie. Mit der Zuhörerschaft darf ich sehr zufrieden sein; dort etwa 30, hier über 120. Mündlich, d. h. ausführlich wüßte ich Dir über meine Vorlesungen schon etwas mehr zu sagen; nicht nur das Pädagogische, worauf ich großes Gewicht lege, sondern auch allerlei Um- und Anbau in der Wissenschaft selbst beschäftigt mich vollauf und stimmt mich in hohem Maße voller Hoffnungen. In allen Ecken merke ich es, eine wie junge Wissenschaft die Psychologie noch ist und bin so frisch im Wasser, wie je ein Fisch gewesen ist.

Laß Gutes von Dir hören, Geliebter! und grüße Deine liebe Anna!

Dein Lazarus

[425] Moritz Lazarus an Paul Heyse

L[eipzig], 23. December 1873

Mein lieber Paul!

Nur weil ich heute Abend in Berlin aller Pflichten ledig ankommen möchte, schreibe ich Dir lieber auch flüchtig von hier als ausführlich von dort. Morgen hoffe ich den ersten eigentlichen Ferientag zu haben; keine Vorlesung, keine Sitzung und kein Brief von Roch zu erwarten: solche Tage muß ich jetzt mit allen sieben Regenbogenfarben anstreichen. – Die Woche vom 28. h[uius] bis 4. Jan[uar] bin ich wieder hier; am 5. gedenke ich wieder zu lesen. So viel zur Notiz.

Und nun am Faden Deines Briefes.

An Contocurrent bei Zippritz ist für Dich in der That nicht zu denken, und nicht an Cession Deines Capitals.[1] Für beides kein recht haltbarer Grund vorhanden.

Dass ich das kleine Capital der Wittwe Kurz für Dich in Verwaltung nehme, kann ohne Last und darum ohne Frage geschehen.[2] Das einfachste in der Welt ist es, dass Roch hier ein Conto für sie einrichtet; auf *Deine* Ordre wird ihr geschickt, und hast Du für sie was hinzuzufügen, so ist alles Schicken unnöthig, vielmehr schreibst Du blos an Roch (oder an mich) „belasten Sie mein Conto mit z. B. 100 fl., und schreiben Sie es der Frau Kurz zu Gute" – dann ist die Sache abgethan.

Wegen der 9000 fl. von der Hypothekenbank bin ich allerdings anderer Meinung.[3] Es scheint mir viel besser, statt dessen in einem Jahre, wenn alles Bauliche rein ausgeglichen, die Annuitäten zu erhöhen, anstatt 5 etwa 7 oder 8 Procent jährlich aufs Ganze zu zahlen, so wirst Du die Schuld spielend los. Das Capital aber, das Dir in dem nächsten Jahre etwa zufließt und nicht mehr zum Bau verwendet wird, halten wir bereit, um bei guter Gelegenheit von der Tanne noch etwas kleine Hypotheken abzustoßen; ich selbst nemlich denke auch in 1 bis 1½ Jahren so weit zu sein, dass ich auf jedes Grundstück – also auch Tanne – ein Stück Geld abzahlen möchte. Hier haben wir kündbare[,] bei der Bayer[ischen] Bank aber hast Du unkündbare Hypotheken, das ist der Unterschied.

Wenn ich Dir nun sage, dass es mir persönlich passender wäre, eher noch Geld von Dir zu bekommen, als Dir welches zu schicken, so wirst [Du] eben so bestimmt meine Bitte erfüllen, Deine Entscheidung davon

[1] So hatte es Heyse schon in seinem Brief vom 21. Dezember 1873 formuliert. Karl Zippritz war der Geschäftsführer der Mergelstetter Textilfabriken in Heidenheim/Württemberg. Offensichtlich hatte der Schwager Bernhard Kugler es Heyse nochmals nahegelegt, sich an dem Unternehmen seines Schwiegervaters, das inzwischen in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt worden war, zu beteiligen. Bernhard Kugler hatte Heyse dazu schon in seinen Briefen vom 2. Dezember 1870 und vom 21. Februar 1871 geraten. (Auch die Briefe von Bernhard Kugler befinden sich im Heyse-Nachlaß, Bayer. Staatsbibliothek München.) Als Heyse nach dem Tode von Clara Kugler 10 000 Rth. – wohl für seine Kinder – erbte, steckte er diese in das Zippritzsche Unternehmen. Wenn er sich in seinem Brief vom 21. Dezember 1873 (Humb.-Univ.-Bibl. II, 194) gegen die Cession seines „eigenen Capitals von 7000 fl." ausspricht, so meint er wohl das Geld, das für ihn persönlich in dem Kuglerschen Testament bestimmt war.

[2] Am 10. Oktober 1873 starb der schwäbische Schriftsteller Hermann Kurz (geb. 1813), mit dem zusammen Heyse seit 1870 den „Deutschen Novellenschatz" herausgegeben hatte. Heyse überließ Lazarus auch das Vermögen der Witwe zur Verwaltung, wobei er, Heyse, dafür die Haftung übernahm.

[3] Heyse hatte am 21. Dezember an Lazarus geschrieben, daß er den Gedanken, ein weiteres Darlehen von 9000 fl. aufzunehmen, wieder fallen gelassen habe. Lazarus möchte dagegen die Chance, eine unkündbare Hypothek aufzunehmen, nicht ungenutzt vorübergehen lassen, da Heyse dann sein Vermögen in Leipzig nicht anzugreifen brauchte. Hier rät Lazarus ganz in eigenem Interesse. Heyse hat daraufhin weitere 5000 fl. aufgenommen.

nicht abhängig zu machen. Mein großer Bau, der Miethpalast[4], schluckt zwar Geld wie ein Elephant Heu; aber es versteht sich von selbst, dass 5 000 Rth. dabei keine Rolle spielen, und wenn Du die 9 000 fl. lieber nicht aufnimmst und noch Geld brauchst, so steht es Dir durchaus zur Verfügung. Aber von mir gänzlich abgesehen, scheint es mir besser, das Geld aufzunehmen, zumal die Statuten meines Wissens eine Rückzahlung in jeder Höhe jeder Zeit gestatten.

Mich schmerzen Eure trüben Weihnachten. Man gönnt sichs kaum, Geliebter, zu denken, dass man selber im engeren Kreise wieder frei athmet. Meiner Frau geht es wieder gut, wie sie schreibt, und bei Steinthals gedeiht Alles, indem das Kleine gedeiht.

Lebt wohl! möge bald Eure Trauer sanfter, die Sorgen leichter und das Leben heller werden.

Von ganzem Herzen

Dein Lazarus

[4] Es ist nicht sicher, ob damit die Grundstücke Turnerstraße 11 und 12 gemeint sind, oder ob Lazarus inzwischen noch einen weiteren Mietpalast hatte, den er unter dem Druck des „Gründerkrachs" von 1873 wieder abstoßen mußte.

[426] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz No. 5, den 3. Mai 1874

Mein lieber Paul!

Heute nur eine kleine Abschlagszahlung auf meine lange Briefschuld.

Zum Beginn des Semesters von Leipzig heimgekehrt, habe ich einen rheumatischen Frühjahrstribut erlegen müssen. Desto mehr bleibt in den ersten Wochen zu arbeiten übrig, was unter mannigfachen Störungen schwer wird. Sonst ist unser aller Befinden leidlich, nur Jeanettchen zeigt immer den Uebergang von schwächlich und kränklich. Das Kindchen aber gedeiht prächtig. – Mein publicum habe ich, da der letzte Mittwoch Bußtag war, noch nicht begonnen;[1] das Privatcolleg aber ist besser besetzt, als ich bei dem beschränkten Thema erwarten durfte. So ist also, dass ich kein Cassenstück angekündigt, sondern auf reellen Dienst ausgegangen (Psychologie in ihrer Anwendung auf Medicin und Jurisprudenz), wenn nicht belohnt, doch wenigstens nicht bestraft.

Unsere Tanne steht im besten Grünen; die nächste Muße soll Dir eine Uebersicht bringen. Und nun im Vertrauen noch eine vernünftige Frage: gibt es in München ordentliche, räsonable und geschmackhafte Teppich-

[1] Publicum (lat.), „öffentliche" (Vorlesung); Vorlesung für Hörer aller Fakultäten. – Was den Bußtag betrifft, so irrte Lazarus hier wohl.

händler? Dann nemlich bin ich der maßgeblichen, weil absoluth verständigen Meinung, dass Ihr Beide für uns beide die Teppiche für die zwei Wohnzimmer oder für den Salon dort aussucht und uns nur das Vergnügen überlasset, die Rechnung zu bezahlen. Die Rücksicht auf Farbe der Wände und Möbel und dergl[eichen] mehr machen den Ankauf an fremdem Ort und durch Unkundige zu einem gewagten Geschäft; der beste Theil eines solchen Besitzes, nemlich dass er ganz und gar nach Wunsch u. Bedarf sey, geht dann verloren. Nur werde ich dann auf Eid und Gewissen fordern, für uns nicht zu sparen; uns ist nur das Beste gut genug für Euch. Ist München kein Stapelplatz für Teppiche, dann bitte ich um Details als Leitfäden für die Wahl.

Nun noch das Beste (als Hoffnung) zuletzt: Wie wäre es mit ein paar Tagen in Leipzig-Schönefeld? Wenn Du kommen willst, dann komme ich auch; wenn *Ihr* kommt, dann kommen *wir;* ich meine in der Pfingstwoche, die von Freitag bis Freitag zählen kann, nach hiesigem Universitätsgebrauch.[2]

Sage mir ein Wort darüber.

Jetzt nur noch an Euch Alle von uns Allen herzlichste Grüße.

Dein Lazarus

[2] Heyse bittet, mit dem Teppich noch ein bißchen zu warten, da er, eben eingezogen, noch die Handwerker im Haus hat, und schlägt die ersten Tage im Juni für ein Wiedersehen in Leipzig vor.

[427] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz, No. 5, den 4. Mai 1874

Mein lieber Paul!

Siehst Du, das kommt davon, dass man seiner eigenen Theorie nicht traut; als gestern der Faden der Geduld des Nichtschreibens bei mir riß, da mußte ich mir sagen: so, jetzt wartest Du erst recht noch einen Tag, denn es ist ein Brief unterwegs, den Du gleich beantworten kannst. Würde freilich diese Praxis zur Regel, dann würde das künstliche Denken das natürliche überrennen u. die erste Theorie selbst ginge im circulus vitiosus unter. Nun denn vor Allem: dass Du Dein Geld aus Deinen eigenen Guthaben bei mir bekommen kannst. Ich werde Dir spätestens am Sonnabend, d[en] 9ten h[uius] 3500 fl. senden; am Donnerstag nemlich ist Zahltag der Ostermesse und da wird noch viel Geld flüßig, und ich selbst werde nach Wochenschluß der Vorlesungen für Samstag und Sonntag drüben sein. Ferner habe ich für Dich 2000 fl. auf den 3. bis 5. Juli notirt, welcher Zeitpunkt Dir hoffentlich recht ist. Und brauchst Du dann noch

1 000 bis 1 500 fl., so bedarf es keiner Anfrage mehr, sondern Du brauchst nur an Roch zu schreiben, dass er sie Dir schicken soll. Denn außer den obigen beiden Posten gebe ich so eben Roch auf: Ferner für Herrn Dr. Heyse vom 15. Juli ab 1 000 R[eichs]Thaler zur Verfügung halten und ihm nach Verlangen senden.

Es wird Dir lieb sein, auch noch zu hören, dass mich diese Zahlungen nicht beengen. Vielleicht schon meiner nächsten Sendung kann ich die Meldung beifügen, dass mein ganzer Colossalbau gedeckt ist. Es geht mir mit meinen Dispositionen besser, ich will nicht sagen, als ich es verdiene – das wäre falsche Bescheidenheit – aber als ich es erwartet hatte. Dabei habe ich keinen Privat- und noch weniger Personalcredit in Anspruch genommen; aber von der Sächsischen Landesbank z. B. habe ich das Sümmchen von 43 000 Thalern auf Hypothek sogar zu 4½ % bekommen. Davon verstehst Du doch jetzt jedenfalls so viel, um zu begreifen, dass ich Dein Finanzmeister mit wahrem Behagen bin.

Voll wird meine Freude an diesen Realien erst werden, wenn ich Dich, Euch, in Eurem neuen Hause sehe. Nach Allem, was ich in und zwischen Deinen jüngsten Zeilen lese, scheint ja Dein Bau sehr gelungen; möchte er auch ein dauerhaft gesunder und gesundender sein.

Für heute genug. Von Tante Mariannes Louise[1] weiß ich seit 2 Jahren Nichts; ich dachte, Du hättest sie aus irgend einem Grunde an Hertz gewiesen. Ist dies nicht der Fall, dann wird sie wohl wieder bei Tante Marianne sein. Wollen uns gelegentlich erkundigen.

[...]

[1] Louise Schönfeld konnte nicht weiter identifiziert werden.

[428] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz No. 5, den 18. Mai 1874

Mein lieber Paul!

Angesichts der guten Hoffnung, nächste Woche mit Hand und Mund und Herz und Geist ein Beisammensein mit Dir zu feiern, darf ich mich heute auf ein paar geschäftliche Worte beschränken. Ich würde auch diese nicht schreiben und Dir die Abrechnung erst in Leipzig übergeben, wenn ich nicht wünschte, dass Du Dir etwa Fragwürdiges in einer geschäftlichen Minute notirst, damit Roch oder ich es Dir in Leipzig beantworten kann.

Damit Du aber die Rechnung und namentlich auch den Stand der Tanne recht verstehst, bitte ich Dich meinen Brief vom 12. April 73,

welchen zu den Acten zu legen, ich wohl ausdrücklich gebeten hatte, zur Hand zu nehmen.[1]

Dort findest Du ad 1 die Bemerkung, dass wir zum Umbau 3–4000 in die Tannencasse thun müssen, die sich aber verzinsen. Jetzt liegt die Sache so, dass ich, wie die beifolgende Rechnung zeigt, von Deinem Gelde *gar nichts* in dieselbe gethan und von mir *nur 1000 Rth.;* alles andere hat die ehrbare Frau Tanne selber ehrlich bezahlt, und uns dennoch für 1873 anstatt 600 jedem 800 Rth. Dividende bezahlt.[2]

Aus diesem Blüthestand der Tanne ergibt sich ferner, dass, wenn ich damals ad 2 bemerkt habe, wir würden jeder in der Folge statt 600, vielmehr 1000 Rth. jährlich (ausser 5% Zinsen vom Capital) erhalten, jetzt die wohlbegründete Hoffnung vorhanden ist, wir würden jeder alljährlich 14 bis 16hundert empfangen.

Sehr wichtig ist nun dabei noch 2erlei;

1. dass dies nicht blos eine Zins-, sondern Capitalvermehrung bedeutet, weil $^3/_4$ der Miethen den reellen Werth, der durch weitergehende Veränderungen herbeizuführen wäre, noch nicht erreicht, indem ich, anstatt nur Verzinsung zu erhöhen, lieber die alten Inhaber behalten und sie damit glücklich gemacht habe.
2. dass ich alle „kleinen Leute" behalten ohne jede Miethssteigerung; an allen den Hofwohnungen haften schon Thränen; aber Thränen der Freude und des Dankes auf meiner Stube vergossen.

Du siehst also, mein Geliebter, wir halten mit der ökonomischen Entwerthung des Geldes mindestens Schritt; aber wir gestatten uns noch auf eigene Hand eine moralische Entwerthung desselben eintreten zu lassen und sammeln in die Tanne Schätze, die nicht Rost noch Motten fressen.

Sage mir genau, wann Ihr kommt, respective bitte auch Brandes[3] es

[1] Dieser Brief ist nicht im Nachlaß erhalten. Es existiert auch kein Brief Paul Heyses, der als Antwort auf diesen Brief vom 12. April 1873 gelten könnte.

[2] Da die Abrechnung nicht mehr vorhanden ist und auch über die Gesamtlage der „Grünen Tanne" kein Bericht vorliegt, läßt sich keines von Lazarus' Daten nachprüfen. Auffallend ist nur, daß er immer mehr verspricht, als er halten kann; auch dem Motiv des Mitleids „mit den kleinen Leuten" traut man nicht recht, angesichts des jüngsten Hauserwerbs und Lazarus' ständiger Geldnot.

[3] Mit dem dänischen Literarhistoriker und Vorkämpfer des Naturalismus Georg Brandes (1842–1927) hatte sich Heyse inzwischen bei dessen Besuch in München angefreundet. Nun wollte Heyse dafür sorgen, daß Brandes auch in näheren Kontakt zu Lazarus trete, und verabredete, daß sie beide zusammen Ende Mai nach Leipzig führen. Aber Brandes, damals überarbeitet und voller Kummer, fiel bei einem Gespräch plötzlich um und war einige Tage krank. Er telegraphierte und schrieb einen erklärenden Brief, der im Lazarus-Nachlaß unter den Heyse-Briefen erhalten ist (Humb.-Univ.-Bibl. II, 202). Den Besuch holte er im Sommer nach, wovon Lazarus in seinem Brief vom 11. Juli 1874 begeistert berichtete (vgl. Bd. I, Nr. 60, S. 129f.).

mich nach Leipzig, Kathar[inen] Str. 6, wissen zu lassen, da ich schon am Mittwoch d[en] 27. spätestens dort eintreffe.

Mit tausend Grüßen, Gesundheits- und Genesungswünschen[4]

Dein Lazarus

[4] Für Anna Heyse, die damals krank war und sich deshalb in Bonn einer Kur unterzog.

[429] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], den 11. Juli 1874

[...]

Ich weiß, dass mein Roch Dir die, hoffentlich richtig angekommenen 2000 fl. oder 1200 Rth. geschickt hat; möchte aber auch wissen, ob und wann Du mehr willst. Ich bemerke ausdrücklich, dass meine damalige Hoffnung viel Geld billig zu bekommen, sich erfüllt hat. Sinne also nicht lange und fordere; hast Du später Ueberfluß, so kannst Du es mir zurückschicken.[1]

[...]

[1] Vgl. den Brief vom 4. Mai 1874.

[430] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Schönefeld, den 18. September 1874

Diesmal hat mein Brief, der den Deinen (zum 15.) kreuzte, keine der mancherlei Fragen beantwortet, die Du, Geliebter, mir vorlegst; so will ich denn eilen, es zu thun, nachdem ich nur zuerst des Herzlichsten für Deine Glückwünsche gedankt habe.

Unser Sommerquartier wird vor Mitte October wohl nicht abgebrochen werden; wir lassen uns aus der Noth, den Anzug eines neuen Gärtners abzuwarten, gern eine Tugend machen und hoffen, dass das Wetter nicht gar arg dagegen sein wird, in dem behaglichen Nest so lange auszudauern. Es bedarf nun wohl keines Winkens und Lockens, um Dir zu sagen: Du bist am 4. October in Weimar,[1] von W[eimar] nach Schönefeld sind etwa 2¼ Stunde Fahrzeit; ich weiß, wenn Du kannst, dann kommst Du und zeigst es uns an, sobald Du entschlossen sein kannst zu kommen. Steinthals freilich findest Du nicht mehr; sie sind heute abgezo-

[1] Am 4. Oktober mußte Heyse zur Tagung der Schillerstiftung nach Weimar reisen.

gen, um in Berlin umzuziehen.[2] Desgleichen Brandes, der grade 14 Tage bei uns war; wir haben viel Freude an ihm gehabt und hoffen sehr, dass es ihm bei uns gefallen habe. Es ist wohl genug, wenn ich sage, dass das Zusammenwohnen keinen Strich in dem Bilde geändert hat, in dessen Entwurf wir neulich so zusammentrafen.

Die Münchener Reise, um mich dort treffen zu lassen, steht meinerseits in fester Aussicht; sieh' zu, dass die 4te Woche des October mich den Lenbach eben so sicher treffen läßt, wie ich es von ihm erwarte.[3]

Einen ersten Abzug von Frau Judith[4] habe ich zur rechten Zeit erhalten, um meinen Geburtstag mit dem Vorlesen feiern zu können; Steinthal und Brandes stimmten ganz in unser durch dreifaches Lesen bewährtes Entzücken ein. Den schnellsten Druck des Romans, wenn Du ihn einmal aus der Feder hast, wünsche ich Dir auch; nur des Geldes wegen nicht. Um dies zu haben, brauchst Du ja nur eine Zeile zu schreiben. Die 3000 fl. gehen heute nach München und zum 1. October will ich Dir dahin, wenn keine Contreordre[5] kommt, 1000 Rth. schicken.

Sage mir offen und ehrlich, ob der Teppich tadellos ausgefallen ist.[6]

Ich freue mich der wohligen Annehmlichkeit Eures Sommersitzes. Wenn Du aber gründlich ausspannen willst, dann versuchst Du vielleicht noch ein wenig Octoberreise auf eigene Hand; aber Schönefeld mußt Du ein paar Tage schenken; Brandes kann Dir sagen, wie hoch ich die Gast*freiheit* schätze; dass die Reize unserer Landschaft nichts Aufregendes haben, hast Du ja selbst gesehen. Also kannst Du in Haus und Garten leben, wie es Dein Herz begehrt, dann ist auch unseres am meisten befriedigt. Wärs auch nur, damit Du siehst, wie viel Behagen meine Frau mit ihrer Einrichtung in die alten Räume gebracht hat, dass sie ordentlich wie erweitert ausschauen, und damit Du siehst, Du könntest mit Weib und Kind hier mindestens geräumige Wohnung finden. Denk einmal, welch einen Zug wir thun könnten, wenn es uns gelänge, Dich mit einem solchen Netz von Wohlsein zu umgarnen, dass Du nicht anders könntest, als im nächsten Sommer auch Deine Frau mit Kind und Kegel hieher zu bringen. Also probir's.

Sonst geht es uns Allen wohl. Seit vorgestern ist Rese[7] (aus Metz

[2] Steinthals zogen im nördlichen Bereich des Tiergartens um: In den Zelten 19 war ihre alte Adresse, Kronprinzen-Ufer 25 die neue.

[3] Lazarus wollte sich von Franz von Lenbach in München malen lassen, um seine Frau zur silbernen Hochzeit mit einem Ölgemälde von sich zu überraschen.

[4] Gemeint ist wohl die Novelle „Judith Stern", die dann 1875 bei Wilhelm Hertz in der Sammlung „Neue Novellen" erschien.

[5] Contreordre (frz.), Gegenbefehl.

[6] Lazarus hatte dem Ehepaar Heyse für den Salon der neuerbauten Villa einen großen Teppich aus Smyrna geschenkt, wie „in ganz Bayern wohl kein zweiter anzutreffen".

[7] Über Eduard Rese vgl. S. 791 ff. dieses Bandes.

kommend) hier, so dass unser Haus nicht ganz verödet ist; er wird etwa 8 Tage, denke ich, bleiben. Von meiner Frau die besten Grüße Dir und den Deinigen; sie droht noch immer, Dir zu schreiben, und führt es hoffentlich bald aus. Deiner Frau Liebsten von mir die schönsten Grüße; wie ich mich darauf freue, sie in München gesund zu sehen, das will ich ihr selbst sagen.

Von Herzen Dein Lazarus

Auf Lazarus' Frage, ob der Teppich gefalle, schrieb Heyse am 21. September 1874 enthusiastisch:

„Ich war 24 Stunden mit meinem lieben Weibe in der Stadt (von Miesbach aus), um 99 Commissionen abzumachen. Während sie von Laden zu Laden wallfahrtete, breitete ich mit meinem Georg den Riesenteppich im Salon aus, nachdem drei Männer sich fast zu Schanden an ihm geschleppt hatten, um ihn die Treppe hinaufzuschaffen. Wie die Hausfrau dann heimkehrte und ich sie ohne ein Wort zu sagen an das Ufer des Smyrnaer Meers führte und sie nun mit einem Ach! des Entzückens ihren kleinen Fuss in die dunkelgrünen Wellen setzte und in der Mitte angelangt ausrief: Hilf, hilf, ich versinke! – diese Scene Dir würdig zu schildern, wäre eine zwar schwere aber lohnende Aufgabe für meine Feder gewesen, obwohl ich nicht mit Lord Byron sagen kann: description is my forte." (Humb.-Univ.-Bibl., II, 211; der in Lazarus' Lebenserinnerungen abgedruckte Text, aaO, S. 89, enthält Fehler).

[431] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, 31. December 1874

Lieber Paul!

Ich schicke Dir als Neujahrsgruß, wie es sich ziemt, wenn es aus Leipzig kommt, nur Deine Rechnung bis heute. Auch ohne ein finanzieller Adept[1] zu sein, wirst Du daraus entnehmen, dass Dein Capital bei mir außer den 20.000 Rth. auf der Tanne, (nachdem Du etwa 8000 in diesem Jahr entnommen hast,) noch gegen 14000 Rth., also zusammen 34000 Rth. betrug; als Zinsen und Gewinn davon findest Du nun auf Deiner Creditseite 3171 Rth. Jahreseinnahmen.[2] Ich darf hoffen, dass

[1] Adept (lat.), (in die Geheimnisse einer Wissenschaft oder Glaubenslehre) Eingeweihter.

[2] Aus den Jahreseinnahmen ist nicht ersichtlich, ob auch ein Teil der recht beträchtlichen Einnahmen durch Wilhelm Hertz darin enthalten ist. Ohne solche Einnahmen wären die

dieselbe sich noch erhöht. Für Frau Dr. Kurz habe ich die 1000 Rth. auf der Tanne mit 8 % berechnen lassen.

Schade, dass Du deine Preuß[ischen] Bankantheile nicht auch vor Jahr und Tag versilbert hast. In der National-Zeitung vom 30. d[ieses] M[onats] Hauptblatt kannst Du eine Berechnung finden, welche die Umwandlung in Reichsbank für die Privatantheile als keine glückliche Aussicht darstellt. Ueberlege Dir, ob Du jetzt noch verkaufen möchtest.[3]

Zu Weihnachten hätten wir Euch schreiben mögen; aber nicht nur hatte ich eben nichts Glänzendes [von] der lieben Frau Sarah zu melden, da sie fast immer noch eingesperrt ist und selbst den Weihnachtsabend bei Steinthals nicht ohne Buße zu zahlen mitgemacht hat,[4] sondern auch der leere Brief [an Heyse] wollte *ihr* gar nicht zu Sinn.

[. . .]

3171 Taler eine Rendite von etwa 9 %; in diesem Fall eine Erhöhung zu versprechen, ist angesichts der großen Hypotheken nicht verantwortlich.

[3] Heyse besaß mindestens 14 Anteile der „Preußischen Bank". Als durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 die Errichtung einer Reichsbank beschlossen wurde und diese Reichsbank die Preußische Bank erwarb, wurden fast alle Anteile der letzteren in Reichsbankanteile umgetauscht. Neue Reichsbankanteile wurde 1875 zu 130 % begeben. Diese Reichsbankanteile spielten bei der Auseinandersetzung zwischen Lazarus und Heyse 1885/86 noch eine große Rolle (vgl. dazu Brief Nr. 467 ff.).

[4] Steinthals haben also – zumindest in den 70er Jahren – das Weihnachtsfest gefeiert.

[432] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz No. 5, den 16. Januar 1875

Geliebter Freund!

Meine Frau wird Dir in diesen Tagen selbst schreiben, dass es ihr seit etwa 10 Tagen viel besser geht, dass sie [die] eine und andere Ausfahrt ohne Nachtheil gemacht und den Geburtstagstrubel, der wieder nicht klein war, gut überstanden.[1] Aber fast eben so lange schon liege ich im Blockholz eines etwas mysteriösen Leidens; kurz gesagt, wird der ganze Thorax bald hier, bald da von Druck und Schmerz gepeinigt, so sehr, dass auch die Nachtruhe viel davon gestört ist. Der einzige Trost wäre vielleicht ein ganz normaler Hunger und Durst; aber wie sollen diese trösten, wenn fürs Essen und Trinken wahre Büßerregeln verordnet werden. Seit letzten Dienstag habe ich nicht gelesen, und ob ich Montag

[1] Sarah Lazarus hatte über Weihnachten asthmatische Beschwerden. Ihr Geburtstag war am 14. Januar.

wieder anfangen darf, werde ich morgen erst von meinem bedeutenden, aber auch bedeutend ängstlichen Arzt (Traube) erfahren.[2]

Unter so bewandten Umständen wollen mir Deine Worte wie ein Grundplan nicht für ein Luftschloß, sondern zu einem soliden Zelt erscheinen, das wir nächsten Winter um etliche Breitengrade tiefer als Berlin und München aufschlagen möchten. Die Sache ist äußerst redenswerth. Inzwischen wünsche ich, dass die nächsten Monate so verlaufen mögen (bei Klein und Groß), dass die Winterfahrt nach dem Süden uns nicht als eine Noth, sondern nur als eine Tugend erscheine; so etwas wie ein Götterleben scheint als der Lohn derselben zu winken. Einstweilen muß ich noch ein wenig von der Gegenwart reden. Also in Sachen der Bankantheile: zwar kreuzte meine Anregung Deine Anfrage; dennoch klage ich mich quasi der Säumniß an; schon vor Wochen fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, aber eben auch wieder hinaus. Ich würde rathen, sich einen Satz zu machen, zu welchem verkauft wird, etwa 150 (in den letzten 3 Wochen schwankte es zwischen 155 und 137).[3] Das Geld würde ich dann einstweilen behalten und verzinsen und bei guter Gelegenheit neu anlegen. – Denn ich halte die Reichsbank nicht für so schwarz, wie jener Art[ikel] d[er] Nat[ional] Zeit[ung] sie gemalt hat, aber auch nicht so rosig, wie die Maxime lockt: je größer die Bank, desto größer der Gewinn. Also wenn Du einverstanden bist, dann schicke mir die Coupons.[4]

Nach wohlbewahrtem Geheimniß hat sich meine Büste also als erster Gratulant am Morgen des 14. präsentirt.[5] Die Freude war natürlich sehr groß. Das Werk findet auch durchgehende Anerkennung bis auf etliche Tädelchen. Meine Frau zumal findet Stirn, Auge, Kopf, Bart, also die Hauptsachen excellent; aber die Nase ist ihr – selbst nach Messung – zu groß, und die Unterlippe will sie nicht missen. Daraus folgt: bevor der Marmor gemeißelt wird, wollen und müssen wir Wagmüller sprechen. –

[2] Der bedeutende Internist Ludwig Traube (1816–1876) lehrte seit 1857 auch an der Berliner Universität. Obwohl er Jude war, wurde er 1872 zum ordentlichen Professor ernannt. Traube war der „Hausarzt" von Lazarus, und auch er ernannte diesen zum Vormund seiner Kinder.

[3] Vgl. Anm. 3 des vorigen Briefes.

[4] Leider sind aus dieser Zeit wieder Briefe von Heyse an Lazarus vernichtet worden; schon die Antwort auf Lazarus' Brief vom 31. Dezember 1874 existiert nicht mehr. Es ist heute nicht mehr aufzuklären, ob Lazarus selbst oder erst dessen Witwe diese Dokumente vernichtete. Aus dem folgenden Brief ist jedoch zu schließen, daß sich Heyse gegen den Verkauf der Bankanteile ausgesprochen hatte.

[5] Diese Büste, die der Münchner Bildhauer Michael Wagmüller (1839–1881) anfertigte, war eigentlich eine Verlegenheitslösung. Lazarus reiste nach München, um sich von Lenbach malen zu lassen; dieser Termin war endlich durch Vermittlung und vieles Zureden von Heyse zustande gekommen. Als Lazarus jedoch in München eintraf, war Lenbach am Knie erkrankt und vom Arzt zur Ruhe angehalten worden. So nützte Lazarus die verlorene Zeit und ging zu Wagmüller.

Ich denke, er hat doch jedenfalls ein zweites Exemplar gießen lassen für sein Atelier, woran man demonstriren kann. (Ein Drittes für Dich möchte ich am liebsten verschieben, bis mein Abbild definitiv festgestellt ist).

Daran knüpft sich nun aber für mich die Frage, die jedenfalls Du mir gefälligst entscheiden mußt; eventuell nach Rücksprache mit Wagmüller. Ich kann diesen doch nicht bis zum Sommer unbezahlt lassen und möchte ihm doch seinen eigentlichen Künstlerlohn am liebsten erst zahlen, wenn der Marmor ganz nach Gefallen und *zu Dank* fertig ist. Was also soll ich ihm jetzt schicken? oder macht sich dergleichen besser mündlich, und willst Du es ihm persönlich übergeben? Noch eine Hauptfrage! ist Wagm[üller] im Sommer in München? und wenn er ausfliegt: wann? Und wie steht es mit Freund Lenbach? Mir würde fast bange vor den vielen Aufträgen und Anfragen, mit denen ich Dich beschwere. Bedenke ich aber, welches Vergnügen mir ein gleichartiger Brief von Dir macht, dann bin ich ganz getrost und hoffe, dass Du mit guter Miene in den sauren Apfel der Kunstcommissionen beißest, deren Uranfang Du auf Deinem guten Gewissen hast. Sey mit allen Lieben herzlichst gegrüßt von uns Allen und insonderheit von Deinem getreuen

Lazarus

[433] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz No. 5, den 31. Januar 1875

Mein Geliebter!

Was sind das für Sachen? mit unterlegten Kielen fliegen und dann vor einem Briefbogen die Segel streichen? Ich glaube meinerseits doch wenigstens die schmerzenden Glieder auf ein gutes Gewissen gelegt zu haben; Du aber scheinst ja ein ganz „unbewußter Mensch" [ge]worden zu sein.[1] Hoffentlich hast Du

6. Februar

Schmach und Gram! – so weit war ich am Sonntag gekommen, da traf Störung, dann Dein Brief ein, aber ich war fast schreibensunfähig. Meine Vorlesungen habe ich nicht wieder unterbrechen mögen und deshalb auch unter erschwerenden Umständen gehalten; aber sonst konnte ich Nichts machen. Da habe ich nun auf die freien Wochentage gezählt, aber thörichterweise unmittelbar nach der gestrigen Vorlesung wieder einmal meine alte Erfahrung bestätigt, dass jede schmerzliche Gemüthserregung

[1] Heyse hatte wegen anhaltender Nervenschmerzen strengste geistige Diät verordnet bekommen.

meinen Körper zu einer wahren Sensition [sic!][2] für Erkältung und Rheumatismus macht. Ich fuhr ins Atelier des Steinmetzen, um den Leichenstein für das Grab meines Vaters zu sehen,[3] und zwei Stunden später wälzte ich mich in den peinvollsten fliegenden Schmerzen. Heute geht es wieder leidlich, nachdem ich 24 Stunden auf dem Sopha campirt habe.

Nun in Eile wenigstens das Wichtigste. Deine Bankantheile wollen wir doch einstweilen behalten; es scheint nicht, dass die Umwandlung in Reichsbankantheile eine Entwerthung gegen den jetzigen Stand herbeiführen wird. Den Umtausch will ich hier seiner Zeit besorgen lassen.[4]

Aus Roch habe ich artesisch den Wunsch erbohrt, eine neue Schnupftabacksdose an Stelle seiner alten zu besitzen, die nur aus Eichenrinde geschnitzt war.[5]

Meister Lenbach bitte ich des Allerherzlichsten zu grüßen. Ich wünsche, dass er mir das Bild *sogleich* (natürlich als *Eilgut,* weil es dann viel weniger Umladungen ausgesetzt ist) schicke.* Die letzte Hand kann er dann hier daran legen, da ich meine, dass es sicherer ist, ihn hier im Mai zu haben, als zu einer anderen Zeit in München zu treffen. Ich bin natürlich sehr gespannt. In Bezug auf Freund Wagmüller will ich kurz sagen, dass ich gern bereit bin, das runde Tausend Gulden für seine Virtuosität zu zahlen;[6] nur unter der Bedingung, dass es nicht geschehe für die Virtuosität, die er an Anderen und an mir *theilweise* geleistet hat. Nase und Mund sind noch entschieden mangelhaft, aber eben so unzweifelhaft für ihn leicht reparabel. Sobald er mir eine völlig gerathene Büste liefert, wird er und ich zufrieden sein. Uebrigens appellire ich *vor Allem an sein eigenes* Urtheil, über die Mängel der gegenwärtigen Büste und dann erst an Dich und Andere. Ich bitte also nochmals, mich wissen zu lassen, wann Wagmüller im Sommer in München ist. Ferner, ob es ihm und Dir vielleicht wünschenswerth scheint, dass ich ihm inzwischen 500 Gulden sende.

Vor Allem aber bitte ich Dich, mir zu sagen, ob es Dir auch recht ist, dass Du die diplomatische Vermittlung dieser Antwort übernimmst. Auch nicht *eine* unangenehme Minute möchte ich Dir machen, mein Liebster; ich meine gar nicht, weil Du gut A gesagt, müssest Du auch bös B sagen. Nur ein Wort, und ich schreibe ihm diesen Bescheid direct.

[2] Lazarus meinte wohl sensibility oder sensitivity (engl.), Empfindlichkeit.

[3] R. Aron Le[i]b Lazarus war am 26. Februar 1874 im Alter von 84 Jahren gestorben.

[4] Für den Umtausch in Reichsbankanteile hatte sich offensichtlich Heyse in seinem Antwortbrief ausgesprochen; diesen Umtausch zu besorgen, hatte Lazarus eindeutig an dieser Stelle versprochen (vgl. dagegen Brief Nr. 467).

[5] Heyse hatte angefragt, womit er dem Buchhalter Roch – der ja auch für ihn tätig sei – einmal eine Freude machen könnte.

[6] Im Brief vom 18. April 1875 teilte er Heyse mit, daß seine Frau nur von 500 Gulden wisse, „um ihr die Freude nicht zu halbiren".

Deine Antwort hierauf aber erbitte ich durch Hertz unter ausdrücklicher Angabe „Hertzlagernd". Meiner Frau geht es im Ganzen viel besser, wenn auch im Einzelnen kleine Katarrhalstöße kommen. Bravo! Deinem braven Weibe; seyd allesammt heiter, glücklich und gesund.

Von Herzen mit Schmerzen Dein Lazarus

* [Anmerkung von Lazarus:] Direct an meine Adresse, da meine Frau darum weiß.

[434] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz No. 5, den 18. Februar 1875

Gestern, mein Geliebter, ist das Bild angekommen. Ich brauche wohl kaum Weiteres zu erzählen; Du kennst es ja auch, dies Judiciren und Jubiliren und Kritisiren, wenn ein neues Kunstwerk und noch ein solches ins Haus gekommen, welches das Conterfei[1] eines trotz aller Mängel und Fehler leidlich wohlgeliebten Menschen enthält. Das Jauchzen, wenn auch grad nicht himmelhoch, wenn Schein und Sein einander decken, wenn der Weg vom Auge zur Leinewand so sicher ging, wie er nun von dieser zum Auge geht; und das Betrübtsein, wenn auch nicht zum Tode, wenn ein oder der andere Zug, dem es durch die unausgesetzte Arbeit eines Menschenalters gelungen ist, allmälig Gewohnheit für Schönheit gelten zu machen, nun nicht als der gewohnte, also auch nicht als schön genug erscheint; das kennt Ihr ja gewiß Alles auch. Vollends sich selber kommt das Urbild ganz wunderlich vor; selbst der Parisapfel[2] zu sein, um den Liebe und Kunst sich streiten und die verlorene Mühe ist hier niemalen auf Seiten der Liebe, die es leicht hat, mit dem Pinsel der Phantasie zu malen und keine Optik anzuerkennen, als welche sie allein dictirt.

Jetzt aber halte Dir gegenwärtig, dass auch Wagmüllers solides Gebilde vorhanden ist[3] und in der anderen Stube steht. Ich weiß nicht, ob es auch alternirende Taubenschläge gibt, da ich auf jedem Edelhof immer nur

[1] Conterfei (frz.), Abbild, Porträt; in diesem Fall das Ölgemälde, das Lenbach von Lazarus angefertigt hat.

[2] Nach der griechischen Sage warf die Göttin des Streites, Eris, bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „Der Schönsten", um den sich die Göttinnen Hera, Athena und Aphrodite bewarben. Schiedsrichter sollte der troische Prinz Paris sein, den die Göttinnen durch Versprechen zu bestechen suchten. Schönheitskönigin wurde Aphrodite; sie hatte Paris die schönste Frau der Erde, Helena, versprochen, die Gattin des Sparta-Königs Menelaos. Paris versuchte sie zu entführen und löste damit den Trojanischen Krieg aus.

[3] Wagmüllers Lazarus-Büste.

einen gesehen; aber wie es zugehen müßte, das weiß ich jetzt, wenn ich unsere beiden Vorderzimmer in mancher ¼ Stunde ansehe. Natürlich ist jeder, der zwei Augen hat, aber nur Einen Kopf, entweder Welf oder Waibling,[4] man schwört auf den rothen oder auf den weißen Bart.

Was es für ein eigen Ding um die plastische Darstellung ist, kann ich hier gewissermaßen am eigenen Leibe erleben; wieder ist es – das scheinbar Aeußerlichste, materiell Meßbarste – die Nase und die Unterlippe, jene in entgegengesetzter Abweichung von Wagmüller, – was noch Bedenken erregt. Sage ich kurz Alles in Allem, so sind wir sehr glücklich, zwei Meisterwerke zu besitzen, die nach wenigen letzten Strichen nach allen Seiten als solche gelten werden. Zunächst bitte ich nun um die Adresse Lenbachs, damit ich ihm freudigen Dank sagen kann. Auch Wagm[üller] habe ich noch nicht geschrieben, weil meine (durch die seit 8 Tagen wieder aufgenommene Vorlesungs- und sonstige Arbeit desto mehr verlangsamte) Stärkung mich daran gehindert. Auch ihm will ich in diesen Tagen fried- und freundschaftlich schreiben; sag' es ihm, wenn Du ihn etwa zufällig vorher siehst. Lebt wohl, gesund und glücklich; ich komme auch in die äußerste Briefecke und soll doch mein Weib noch entschuldigen, dass dies ihr passirt[5] sey.

Ganz Dein Lazarus

[4] Anspielung auf den alten Parteienkampf zwischen den kaiserfeindlichen Welfen (Guelfen), den Anhängern der päpstlichen Politik, und dem kaisertreuen Herrschergeschlecht der Waiblinge (Ghibellinen). Letztere Bezeichnung ist von der Stadt Waiblingen abzuleiten, die im 11. Jahrhundert Mittelpunkt des schwäbischen Familienbesitzes der Staufer war.

[5] Lazarus fand, da seine Frau zwei Seiten voll geschrieben hatte, nur noch am Rand Platz für den Schlußabsatz.

[435] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], 23. Februar 1875

Lieber Paul!

Ich muß Dich in Deinem Auftrage mit einer kleinen Arbeit belästigen. Damit seiner Zeit hier der Umtausch (oder etwa ein Verkauf, wenn Du ihn anordnest) und jetzt schon die Einlösung einer Dividende geschehen kann, ist eine Cession nothwendig. Dieselbe ist in blanco (und nicht auf meinen Namen, weil ich sonst noch einmal dieselbe Procedur machen muß) gestellt. Du hast also nur auf jedem Blatt einmal das Datum auszufüllen und Deinen vollen Namen, d[as] i[st] Dr. Paul Heyse, zu unterschreiben.[1]

[1] Lazarus gab hier vor, die auf Namen laufenden Anteile der Preußischen Bank in Reichsbankanteile umtauschen zu wollen. In Wirklichkeit unterschrieb Heyse, ohne daß



Leipzig, Brühl 13, „Zur grünen Tanne“
Hausbesitzer (1872–1892): M. Lazarus
Nach einer Postkarte von 1899

Dann aber muß die Beglaubigung durch eine Behörde, irgend *eine beliebige,* auch communale, die Dich kennt, und einen *Stempel* führt (nicht mit Siegellack!) geschehen. Das Paligni- oder sonst ein Verwaltungs-Amt wird ja wohl mit Dir in Verbindung sein und Dir die Sache kostenfrei machen. Denn vor Gericht oder beim Notar kostet es viel Geld.

Gelegentlich schickst Du mir dann die Cessionen zurück und sagst mir wohl auch, ob ich Dir die im nächsten Monat fällig werdende Dividende gleich baar senden soll.

Von Roch habe ich eine sehr entzückte Meldung erhalten; er findet die Dose zu kostbar im Verhältniß zu seinen geringen Diensten. Desto besser.

Unser Befinden ist leidlich gut; auch ich halte meine Vorlesungen ohne jede Beschwerde und mit geringen Nachempfindungen.

Treulichst Dein Lazarus

ihm das klarwurde, Umschreibungsanträge, die bei der Besitzübertragung (Cession) von auf Namen lautenden Wertpapieren unterschrieben und beglaubigt vorgelegt werden mußten.

[436] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], 27. April 1875

Lieber Paul!

Nur drei Worte nach Empfang des M[anu]sc[ri]pts der Anonyma[1] – deren Du Dich im günstigen Falle wohl wieder einmal erinnerst –:

1. Nach beiliegender Notiz vom Banquier beträgt die Divid[ende] Deiner Bankanth[eile] MM 3 465.;[1] wenn Du Roch wegen Geld schreibst oder mir etwas zu sagen hast, dann melde mir auch, ob ich Dir dies Geld schicken soll, oder ob ich es Dir zu Gunsten in Rechnung setzen soll, und jedesmal nur so viel schicken, wie Du verlangst?
2. Nachdem für weitere Kreise seit längerer Zeit genügend verbreitet ist, dass wir am 30.[2] verschwinden, können wir nun ein mehr natürliches Verhalten einschlagen, d. h. ruhig hier bleiben; ohne irgend eine be-

[1] Lazarus hatte Heyse ein Novellenmanuskript für die Sammlung „Novellenschatz des Auslandes" geschickt; die „Anonyma" ist die namentlich nicht bekannte Übersetzerin, deren Arbeit Heyse gut fand. Die Geschichte selbst lehnte er ab, unter anderem deshalb, weil „der Held ein gar zu armseliger Herr ist, der durch schöne Verse und für seine traurige Prosa nachsichtig stimmen soll. Was die guten Weiber sich im Durchschnitt unter einem ‚Poeten' vorstellen, ist ordentlich beschämend für die Zukunft." (Heyse an Lazarus am 21. August 1875, Humb.-Univ.-Bibl., II, 222). Außerdem teilte Heyse mit, daß dieses Sammelwerk abgeschlossen sei.

[2] Der 30. April war der Tag der silbernen Hochzeit.

sondere Feier veranstalten zu lassen oder selbst zu veranstalten, wollen wir einfach die nächsten Freunde, die uns gratuliren möchten, empfangen.

Am 2. oder 3. Mai gehe ich nach Schönefeld in die Ruhe, d. h. an die Arbeit und meine Damen folgen am 12.–15. Mai nach.

3. Ob wir Mendel Gibbor kennen?![3] Mich wundert Dein Entzücken gar nicht, aber es freut mich herzlich. Denn nur die ganzen Menschen sehen in diesen Menschen und Erlebnissen ein Ganzes. Aber ich muß Dir, wenn wir wieder einmal beisammen, also glücklich sind, doch recht viel aus dem Leben der Groß- und Eltern meiner Frau und meinen eigenen erzählen; es sind recht viele und werthvolle ungefaßte Edelsteine, die ich Dir an Charakteren, Thaten und Duldungen zeigen kann.

Ich wünsche Euch Beiden Stahl für Nerven und Blut, um des Lebens froh zu werden.

Treu for ever,[4]

Dein Lazarus

[3] „Mendele Gibbor" ist der Titel einer Novelle von Aaron Bernstein (1812–1884), der als Schriftsteller, Politiker und religiöser Reformer in Berlin wirkte. „Mendele Gibbor" erschien erstmals in Philipp Wertheimers „Kalender und Jahrbuch für die jüdischen Gemeinden Deutschlands" (1858/59), wurde mehrfach wieder aufgelegt und von Heyse in den „Neuen deutschen Novellenschatz" (Bd. X, 1885) aufgenommen.

[4] „For ever" (engl.), für immer.

[437] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Bad Nauheim, den 20. Juni 1875

[...]

Mein Roch hat Dir wohl die 500 Rth. pünktlich geschickt. Wegen der Bankantheilscheine hast Du gar Nichts weiter zu thun; ich habe meinen Banquier beauftragt, von der Cession Gebrauch zu machen und Alles zu thun, bis der Umtausch erfolgt ist und ich Dir neue Reichs-Bank-Antheile zustellen kann.

[...]

[438] MORITZ LAZARUS AN PAUL HEYSE

Baden, den 5. Juli 1875

[. . .]
Nur damit Nichts, das Wichtiges ist, versäumt werde, von Rese so viel: Du mußt Dich durch Deinen Onkel in Magdeburg erkundigen lassen, ob das Abiturientenzeugniß des Bayrischen Realgymnasiums Deinen filius[1] vom Examen befreit. Zugleich laß Dir die Namen der Magdeburger Regimentscommandeure nennen, wenn Dein Onkel sie erfragen kann; und steht er so zu ihnen, dass er sie sprechen kann, dann könnte er fragen: ob sie unter mir auf der Kriegs-Akademie gewesen.
[. . .]

[1] Es geht wieder um den ältesten Sohn Franz, dem Heyse durch seine Beziehungen – Lazarus lehrte bis 1872 an der Kriegsakademie in Berlin – die militärische Laufbahn etwas erleichtern will.

[439] MORITZ LAZARUS AN PAUL HEYSE

Berlin, Königsplatz No. 5, den 16. Januar 1876

[. . .]
Ist oder war Dir bekannt: Im Holsteiner Fischervolk gibt es Viele, die ihr Hausgeräth mit Holzschnitzerei versehen; je nach Geschicklichkeit mehr oder minder kunstvoll, aber *immer* das erste Menschenpaar darstellend?
[. . .]

[440] MORITZ LAZARUS AN PAUL HEYSE

Berlin, den 20. Januar 1876

Liebster! Meine schleswigholsteinische Frage hast Du am besten *dadurch* beantwortet, dass Du sie nicht einmal verstanden hast. Wissen wollte ich nemlich, ob Du Jansen seine künstlerische Aufgabe gleichsam als eine hereditäre zugetheilt hast, oder zufällig?[1] (Denn die Thatsache,

[1] Jansen und Julie sind die beiden Hauptfiguren in Heyses neuem Roman „Im Paradiese" (Berlin 1875), der durch die Darstellung einer ohne alle „Form", d. h. ohne Kirche und Standesamt geschlossenen Ehe damals großes Aufsehen erregte. Heyse antwortete auf Lazarus' spezielle Frage am 25. Januar 1876: „[. . .] keine kulturhistorische Reminiscenz hat

dass die Holsteiner immer Adam und Eva darstellen, steht für *mich* fest). Aber freilich entsteht nun erst recht die neue Frage: zufällig? – eine psychologische Ursache hat es ja gewiß, aber die Frage ist: Kannst Du Dich irgend darauf besinnen, wie oder wobei oder wodurch es Dir eingefallen ist, Jansen diese Aufgabe zu stellen? Hast Du sie lange *vor* Jansen vielleicht schon im Kopfe gehabt? Dann hat das weitere Suchen gar kein Interesse; umgekehrt wäre aber zu fragen: solltest Du wohl einmal in holsteinischen Bauernstuben gewesen sein? oder von Storm Beschreibungen gehört, gelesen haben?

Indessen ist diese ganze zweite Serie von Fragen, nachdem die erste vorige glänzend verneint ist, nicht werth, dass Du die Feder mehr als ganz gelegentlichst darum eintauchst.

Die Urheberschaft der Frage aber gehört (ebenso wie die Kenntniß der Thatsachen) nicht mir, sondern einer uns in den letzten Jahren lieber und lieber gewordenen Freundin, der Gräfin Reventlow, Obergouvernante bei Kronprinzens hier.[2] Sie ist eine geschworene Freundin Deines Dichtens und Trachtens; sieht nur Wonnen „im Paradiese" und vertheidigt die Jansens und Felix und wer sonst angegriffen mit Dithmarscher Mannhaftigkeit; für eine Frau, unverheirathet und in ihrer Stellung wirklich „olle Ochtung".

Die Notiz wegen der Bankantheile füge ich der Abrechnung hinzu.

[...]

an der Schwelle des Bewußtseins gelauert, um in Jansen's Atelier zu schleichen. Weder war ich selbst je in schleswig-holstein'schen Bauernhäusern, noch hat Storm mir davon erzählt. Jene Gruppe war nur ein Accord mehr in der paradiesischen Symphonie, die ja ihr Thema so vielfach, ernst und spielend, durcharbeiten mußte." (Humb.-Univ.-Bibl., II, 226.)

[2] Fanny Gräfin von Reventlow (1832–1883) war Oberhofmeisterin bei der Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Viktoria, und Erzieherin bei den Kindern des Kronprinzen Friedrich Wilhelm III.; sie zählte zu den Gästen auf Lazarus' Besitzung in Schönefeld.

[441] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], den 7. März 1876

Mein Geliebter!

Seit unvordenklichen Zeiten haben wir Nichts von einander gehört. Ueber Euch habe ich Gutes über Copenhagen und Königsberg (von hier mit der erfreulichen, dankenswerthen Widmung) vernommen; klare Bestätigung von Deiner Hand wäre uns doch herzlich erwünscht. Dass ich mir lange kein Wort von Dir verdient habe, geschah nur, weil ich seit Wochen immer auf der Platform gestanden; außer der Universität hatte ich Generalversammlungen von Vereinen mit obligaten Festmahlen vor-

zusitzen und vorzureden, auch in der Singakademie „über Gespräche".[1] Hast Du davon Etwas vernommen? Kannst Du dort die Nationalzeitung (vom 29. 2. und 1. 3.) lesen? Sie enthält ein leidliches Stenogramm des Vortrags. Ist darin auch nur ein Drittel des vorbereiteten Materials verarbeitet, so könntest Du mir doch vielleicht Winke geben für die Ausarbeitung, an welche ich gleich bei Beginn der Ferien gehen will. Eventuell will ich Dir die Nat[ional]-Zeitung s.p.r. schicken. Meine Frau hat auch nicht geschrieben, weil, wenn ich viel zu reden habe, sie viel zu zittern hat, ob es auch gelinge und darüber zu Nichts kommt. Es geht uns aber, seit Jeanettchen langsam und ich schnell den Winterkatarrh überstanden, Allen recht gut. Aber das Schicksal ist wahrhaft erfinderisch, um mir mit Freuden und Lasten meine Zeit zu rauben oder auszufüllen. Habe auch bereits wieder für den 4. Mai (100jährigen Geburtstag Herbarts) die interessante kleine Aufgabe übernommen, in Oldenburg bei Enthüllung des Denkmals die Weiherede zu halten.[2] Aber genug von meinem in des Wortes verwegener Bedeutung bewegten Leben.

Ich habe eigentlich nur nach Euch fragen und über ein Paquetchen, das ich Dir schicken, *vorher,* um nicht angenehme Erwartungen zu erregen, die dann getäuscht werden, Auskunft geben wollen. Muß Dich leider, aber ohne meine Schuld mit einer Sache quälen, die für Dich längst abgethan ist.

Unter den Papieren, die ich am 30. Juni 71 von Dir übernommen, befinden sich 15 St[ü]ck *Oester*[reichische] Nat[ional]Bankantheile. Diese will ich jetzt verkaufen, und nun zeigt sich, dass sie nicht cedirt sind und also cedirt werden müssen.[3] Eine *legalisirte* Unterschrift, wie bei den preußischen, ist *nicht* nöthig. Das einzig Unbehagliche an der Sache ist: die Papiere stehen auf den Namen Deines Onkels sel. Saling.[4] Nun habe ich durch die Credit Anstalt in Leipzig in Wien anfragen lassen, ob irgend welche Formalien nöthig sind; habe auch der Creditanst[alt] geschrieben, wie die Sache thatsächlich liegt, dass Dein Onkel todt, Du geerbt und ich von Dir gekauft. Darauf schreiben sie mir den im Paquet beiliegenden Brief, um offenbar zu sagen, dass wir kurzer Hand in blanco cediren können, da eine Prüfung nicht stattfindet. Das Einfachste wäre demnach

[1] Diesen Vortrag hatte Lazarus am 24. Februar 1876 gehalten; er wurde veröffentlicht in dem Sammelband: Moritz Lazarus, Ideale Fragen, in Reden und Vorträgen behandelt, Berlin 1878.

[2] Rede auf Herbart, bei der Enthüllung des Denkmals in Oldenburg zum 100jährigen Geburtstage am 4. Mai 1876 gehalten, Berlin 1876 (auch in: Ideale Fragen, . . ., Berlin 1878).

[3] Cedieren (lat.), eine Forderung an einen Dritten abtreten; in blanco cediren: so cedieren, daß der Empfänger berechtigt ist, durch Ausfüllung der unvollständigen Abtretungsurkunde den neuen Gläubiger selbst zu bestimmen. Vgl. auch Anm. 1 und Text von Brief Nr. 435.

[4] Emil Ferdinand *Louis* Saaling war ein Onkel Paul Heyses, von dem dieser 1867 ein größeres Vermögen geerbt hatte. Vgl. Brief Nr. 392, Anm. 4.

allerdings, dass Du auf der Rückseite der Stücke, da, wo ich blaue Punkte gemacht habe, *den Namen Deines Onkels,* und da, wo ich schwarze Punkte gemacht, Deinen eigenen Namen hinschreibst. Weder moralisch noch juridisch ist irgend Etwas dagegen zu sagen. Willst Du dennoch formell peinlich sein, dann schreibe oben: „Herr E. L. F. Saling ist am ... verstorben und ich, der Unterzeichnete, habe diesen Antheilschein geerbt. München d. d. Dr. P[aul] H[eyse]." und dann – nach leer gelassenem Raume, wo die schwarzen Punkte sind, wieder blos Deinen Namen.

Wenn Du dies auf allen 15 St[ücken] gethan, dann sende sie gefälligst an die „K.K. priv[ilegierte] Oestreichische Credit-Anstalt in Wien" mit folgendem Begleitschreiben, natürlich „eingeschrieben mit 1000 Mk Werth" –:

„Ich beehre mich Ihnen anbei 15 St[ück] Nat[ional]Bank-Antheile im Auftrage und für Rechnung der Allg[emeinen] Deutschen Credit-Anstalt zu Leipzig zu übersenden und bitte um gefäll[ige] Empfangsanzeige. Achtungsvoll

Dr. P. H.

Es ist mir sehr leid, Dich belästigen zu müssen; aber dass es ohne meine Schuld geschieht, wird Dir einleuchten.

Mit Herz und Hand Dein Lazarus

[442] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 22. März 1876

Mein Geliebter!

Ich habe die erste Meldung aus Oestreich mit hieher genommen, um durch die hiesige Credit-Anstalt von der Wiener erbitten zu lassen, dass sie endlich genau sagen möchte, was sie Alles verlange. Dies ist nun inzwischen in dem letzten Brief an Dich, der anbei zurückerfolgt, geschehen; ich habe dem nichts hinzu zu fügen, als dass ich den vorgeschlagenen Weg, die Erblegitimation durch Dr. Getz[1] in Frankf[urt] machen zu lassen, vollkommen billige. Es scheint mir ferner am besten, zumal Du bereits unterschrieben hast, zunächst Deine Unterschrift in München gerichtlich legalisiren und dann beim Consul bestätigen zu lassen; sodann die Stücke nach Frankf[urt] zu schicken, wo auch die Erbbescheinigung beim Oester[reichischen] Consul in Frankf[urt] wieder legalisirt werden muß, und von Frankf[urt] kann sie dann Getz direct nach Wien schicken.

[1] Gustav Moritz Getz (1824–1889), Rechtsanwalt in Frankfurt am Main, war ein Jugendfreund von Paul Heyse und in dem Testament Louis Saalings vom 28. November 1850 zum Testamentsvollstrecker ernannt worden.

Nota bene alles muß leider 15 mal geschehen. Hätten nur wenigstens die Wiener gleich nach meiner ersten Anfrage sich genau expectorirt,[2] so würde doch ein Theil der lästigen Schickerei vermieden gewesen sein. Ich sitze hier tief in der Arbeit. Daher nur noch der Wunsch, dass es Euch bald besser und bald gut gehe.

Treulichst
Dein Lazarus

[2] Expectorieren (lat.), seine Gefühle aussprechen.

[443] Moritz Lazarus an Paul Heyse

L[eipzig], den 6. April 1876

Liebster!

Morgen reise ich heim; bin natürlich noch sehr überlastet, will aber Deine Ordre nicht ohne meinen Herzensgruß dazu ausführen lassen. Gestern höre ich durch die Cred[it]-Anst[alt] hier, wie die gemüthlichen Oestreicher [sic!] Dir zu Quälgeistern werden; also die Legitimation ist in Ordnung, aber es werden neue Stücke gefordert; es kommt blos darauf hinaus, dass der Fremde blechen soll. Denn wie die Stücke dadurch verdorben sein sollen, das begreift hier kein Mensch; wäre es, dass es für fernere Cessionen zu voll geschrieben, dann kann ein Bogen Papier für 2 Pfennige angeklebt werden, wie denn in Berlin die Cession immer nicht auf dem Rücken, sondern auf besonderem Papier geschieht.

Schreibe mir Gutes nach Deiner Heimkehr von Euch Allen. Aus Berlin höre ich alles Gute.

Dein Lazarus

[444] Moritz Lazarus an Paul Heyse

L[eipzig], den 7. April 1876

Geliebter! Eben vor meiner Abreise, kommt Dein Brief über Berlin, und ich muß meine gestrige Notiz ergänzen.

Du schreibst also nach Wien: über die 15 Stücke hätte die Leipziger Creditanstalt zu verfügen; dieselbe würde schon ihre Ordres über etwaigen Verkauf geben. Wenn die Umschreibung nothwendig, dann möchten sie sie nur gefäll[igst] ausführen lassen und das Conto der Leipz[iger] Creditanstalt dafür belasten, deren Zustimmung dazu wohl inzwischen in ihren Händen sein werde."

Ich will Dich nicht mit Beweisen der Spatzenjägerei quälen; und wie hinter der Anfrage an *Dich,* ob sie verkauft werden sollen, noch weit Schlimmeres liegt. Es ist mehr als Etwas faul im Staate Dänemark, deshalb wird es dort zu krachen so bald nicht aufhören. –

[...]

[445] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Schönefeld, den 23. August 1876

Ich nehme dieses kleine Formätchen, mein Theuerster!, denn es ist erstaunlich und beglückend, wie wenig wir von hier zu melden haben. Die Zeit ist von lauter Dingen ausgefüllt, die alle, jedes in seinem Sinne, eine favete linguis[1] heischen:

Brunnentrinken, mit obligater Peripathetik [sic!][2]; Soole-baden; zwischen beiden 3–4 Stunden sanfter, aber ausdauernder Arbeit am 2. Bande L[eben] d[er] Seele. Nachmittags getrennte Ruhe und gemeinschaftliches Kaffeetrinken, Vorlesen von Allerlei, dann noch eine Stunde bis zwei Arbeit; dann Spaziergang, dann Nachtessen und Beisammensitzen mit winterlicher Familientraulichkeit bei 18° Kühle – im Vergleich zu 24° am Nachmittag.

Regen hatten wir noch keinen; nur die kleinen blumigen Fleckchen, denen man eine Fluth von Sorgfalt zuwenden kann, bieten Duft und Erfrischung; alles Andere im Garten und Park, Baum und Strauch ist herbstlich, aber ohne Früchte. Dennoch – so groß ist der Segen der Freiheit und Stille bei rüstiger und gedeihlicher Arbeit – fühlen wir uns Alle, und am meisten ich mich, glücklich. Dazu hilft ein kleines Hausmittel, das ich auch Dir – für dort und hier und mutatis mutandis[3] überall empfehlen kann: ich läugne das Factum, dass wir im August sind; für Anfangs October aber ist der Garten noch hübsch grün und wie köstlich ist da die Wärme. Wenn Ihr nun kommt, Geliebter! und hoffentlich recht bald kommt, um die Phantasie nicht *alle* Schönheitskosten bestreiten zu lassen, dann feiert der September eine Art von Redemtion, und es wird eben ein Leben wie im Himmel. Gib uns denn also, so bald wie Ihr Euch zu einem festen Plan entschließen könnt, Nachricht darüber. Wie wir uns

[1] Favete linguis (lat.), „schweigt in Andacht" (Gebot bei religiösen Handlungen).

[2] Peripatetiker waren die Schüler des griechischen Philosophen Aristoteles, so benannt nach dem „Peripatos" (griech.), dem Wandelgang, jenes Teils der Schule in Athen, wo Aristoteles lehrte. Lazarus schließt sich einer falschen Deutung des Namens an, nach der sich die Schüler als die „Hin- und Hergehenden" bezeichneten.

[3] Mutatis mutandis (lat.), mit den notwendigen Abänderungen.

freuen, Deiner lieben Anna Kräftigung, Deine eigene Fülle und des Bübchens Frische mit eigenen Augen am eigenen Herde bei uns zu sehen, darüber kein Wort, weil es unsagbar ist.

Brandes[4] also hat unter Löwe-Calbes[5] und meiner Assistenz vor dem Standesrichter geheiratet; wir haben dann für die drei Paare ein kleines Essen im englischen Hause gegeben, da das unsrige schon verpackt war, indem wir eigentlich schon Tags zuvor abgereist sein wollten und nur deshalb blieben. Das Pärchen ist zunächst nach Teplitz in die sächsische Schweiz gegangen, von dort nach Kopenhagen, wo sie einige Zeit bleiben wollten, um dann für den Winter, wie die Frau will, nach Italien, oder wie der Mann möchte, nach Berlin zu gehen. Von Teplitz haben wir ein kurzes Briefchen erhalten, sonst noch Nichts wieder gehört.

Ueber die Geiselbrüder, welche in Bayreuth ihr Wesen treiben, kann ich hier, fern vom Welttreiben, ruhiger nachdenken, aber darum nicht mit geringerem Widerwillen.[6] Der Philosoph soll nicht schmähen und nicht belachen, sondern erklären. Der Chemiker schmäht auch nicht und verlacht nicht, sondern analysirt; wenn er aber die Desorganisationserfolge in der organischen Welt zu prüfen hat, ist seine Nase nicht sicher, und theoretische Ruhe schützt ihn nicht vor dem Gefühl des Ekels. – Die günstigste Auffassung ist es immer noch, dass es eine complicirte Krankheit ist, über die sich indess besser reden als schreiben läßt. –

Meine Frau will nächstens selbst schreiben; von Steinthals und Allen Tausend Grüße.

„Es regnet!" – das ist heute Nachmittag die Parole, die hoffnungsvolle für die Blüthen des Spätsommers.

Von ganzem Herzen Dein Lazarus

[4] Vgl. Anm. 3 von Brief Nr. 428.

[5] Wilhelm Loewe (aus Calbe) (1814–1886), demokratischer Politiker und Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung; 1849 Präsident des Stuttgarter Rumpfparlaments; nach seiner Emigration wurde er 1861 Mitglied der Deutschen Fortschrittspartei, später der Nationalliberalen Partei; Mitglied des Reichstags.

[6] Anspielung auf die ersten Bayreuther Festspiele im August 1876, deren religiösen Charakter schon die Zeitgenossen erkannten. Heyse hatte am 16. August an Lazarus geschrieben: „Wagnerdämmerung und kein Ende. Über die psychologische Seite dieser Zeitkrankheit habe ich Viel gesammelt; wir reden noch davon." (Humb.-Univ.-Bibl., II, 232.)

Inzwischen war am 19. Juni 1877 nach einer Mandeloperation und einer anschließenden Diphterie Heyses jüngster Sohn aus zweiter Ehe, Wilfried, gestorben. Um seiner jungen Frau zu helfen, die dieser Schlag noch schwerer traf als ihn, der das „Bübchen" abgöttisch geliebt hatte, reiste Heyse mit ihr im September nach Italien. Sieben Monate hielten sie

sich in Neapel, Rom und Florenz auf, ohne daß ihnen das Hilfe oder gar Heiterkeit gegeben hätte. Bevor Heyse abreiste, kümmerte er sich um das Notwendige und Materielle, sein Testament.

[446] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Schönefeld bei Leipzig, den 31. Juli 1877

Mein geliebter Paul!

Wir leben hier die letzten Wochen schlecht und recht; ich war und bin so angespannt von meiner Arbeit, da ich gern mit dem August den Druck beginnen wollte, dass ich mich allmählich sehr abgespannt fühle und gewissen Anzeichen von Nervosität nicht mit nöthigem Erfolg widerstehen kann. Die Anwesenheit Reses seit einigen Tagen ist mir eine freundliche Erholung, während mancherlei unabweisliche gesellige Beziehungen zu Leipzig mich mehr anstrengen als erquicken. Laß Dir für heute, Liebster, an diesen wenigen Andeutungen über uns genug sein; komme ich erst einmal zu mir, dann komme ich auch gleich brieflich zu Dir. –

Frau Kurtz [sic!][1] habe ich 1000 Mk geschickt; sie sind einstweilen einfach von ihrem Guthaben an der Tanne abgeschrieben; eine andere Form würde – weil es dann herüber und hinüber gebucht sein will – Roch zur Verzweiflung gebracht haben; schon die bloße Frage, ob es anginge, es auf Dein Conto zu bringen und doch Vormerk zu nehmen, dass Fr[au] K[urz] es Dir schuldig geworden, machte ihm Angst. Lassen wir es dabei; kann Fr[au] K[urz] einmal zurückzahlen, so erhöhen wir ihr wieder die Forderung an der Tanne, was sehr einfach zu buchen und zu rechnen ist.

Auf Deine Anfrage in Bezug auf letztwillige Verfügung kann ich Dir eine definitive Antwort heute nur in so weit geben, als ich dem Grundgedanken Deiner geliebten Anna für den angenommenen Fall ein wenigstens nach einer Seite hin vollkommen leichtes und bequemes Leben zu schaffen, durchaus anerkenne. Es wird ja wohl einstweilen keine Eile mit der Bestimmung haben; Dein Brief geht nach Absendung dieses Blättchens in meine grüne Mappe und wird dort wenigstens den moralischen Werth eines Codicills[2] haben.

Bevor ich nemlich bestimmte Antwort gebe, möchte ich wissen: hast Du etwas über Dein Haus verfügt? was nennst Du ein Kindestheil, über welches hinaus Anna ein Praecipuum von 10.000 fl. ausgesetzt ist? War dabei das mütterliche Vermögen der Kinder ausgeschieden? Kurz, ich

[1] Die Witwe des mit Heyse einst befreundeten Schriftstellers Hermann Kurz (1813–1873); Heyse hatte auch ihr Vermögen in Lazarus' Verwaltung gegeben.

[2] Codicill[us] (lat.), kleiner Codex; Anhang; Notizbüchlein.

weiß nicht genug, erinnere mich nicht deutlich, um mit gutem Gewissen ein Ja oder Nein sagen zu können. Solltest Du Anna nicht vor Allem sichern, nach Belieben im Hause zu bleiben? Muß nicht ein Unterschied statuirt werden, ob Deine Töchter noch minorenn[3], oder noch im Hause sind? Soll ich würdig sein, Dir zu rathen, so darfst Du mir keine Schwerfälligkeit vorwerfen.

Was wir bei der Nachricht von Deiner leichten Diphteritis empfunden, überhaupt was wir beim Denken an Euch empfinden, darüber laß mich heute lieber schweigen.

Tausend innige Grüße von meiner Frau Euch Beiden und nicht minder

von Deinem Lazarus

[3] Minorenn (neulat.), minderjährig, unmündig.

[447] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Schönefeld, den 20. September 1877

[...]

Die Büste Voltaires,[1] um so willkommener, als sie an den früher schon – seit Du nicht hier warst – erworbenen von Plato und Sophocles, nicht blos gute Gesellschaft gefunden, sondern zur Seite derselben noch räthselvoller und anregender wirkt. Ich werde sie noch oft ansehen, um mich immer mehr zu überzeugen, dass unser sprachliches Denken und die logische Analyse schlechthin außer Stande ist, Gleichungen für das zu finden, was Natur oder Kunst uns in plastischen Linien zeigt.

Vielleicht hat es den einzigen Fehler, dass man nicht bloß das Kunstwerk vor Augen, sondern fort und fort das Räthsel vor Seele hat: was liegt denn nun Alles in dem Gesicht? wie hebt und dämpft, wie deutet und verwirrt Eines das Andere von dem Vielen, was aus dem Kopfe heraussieht? Dass außerdem der Schein der Kunst fast zurück- und die Kunst des Scheines so hervortritt, dass man das Kunstwerk vor den sichtlichen Augen vergißt und an den Mann denkt, dass man, meine ich, das Abbild nicht sieht, sondern das Urbild; – dies hat uns auch das Benehmen Irenes (4 Jahre geworden)[2] gezeigt; sie ging immer wieder hin, ganz offenbar wie magnetisch angezogen, und nahe gekommen, floh sie zurück; darüber befragt, sagte sie, (wörtlich und gleich aufgeschrieben): „ich denke immer, der ist lebendig, wenn ich hinkomme." – Bei der guten Gelegenheit hörte ich wieder einmal Lenbach nennen, dem Du für seinen Import

[1] Ein Geschenk Paul Heyses, wahrscheinlich zum Geburtstag am 15. September. Heyses Briefe, die näheren Aufschluß darüber geben könnten, existieren nicht mehr.

[2] Die Tochter Steinthals.

auch meinen Dank sagen wolltest;[3] und mit einem Gruß die Frage: wann er denn kommen und mich fertig machen und den Lohn seiner That empfangen will?

Dass Dein Auftrag an Roch bestellt ist, wirst Du inzwischen aus der Ausführung wohl schon gesehen haben. Inzwischen ist von Hertz, wie ich höre, 4000 Mk eingegangen; alles andere wird Roch in Empfang nehmen."

[...]

[3] Das Ölgemälde, das Lenbach gemalt, aber immer noch nicht abgeschlossen hatte.

[448] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, Königsplatz No. 5, den 22. December 1877

Mein geliebter Freund!

Durch Roch und Hertz habe ich Berichte von Euch erhalten; wie peinlich lasten sie auf dem Gemüth! Das schmerzliche Befinden dort lähmt mir hier die Feder. Alle Worte sind so leidig werthlos und nichtig, wenn sie harten Thatsachen gegenüber stehen. Möchte die Wende des Jahres eine Wendung in Eurem Geschick und Gemüth bringen! – Für Deinen neuen Band Novellen,[1] die ich durch ein Versehen erst neuerdings empfangen habe, kann ich nur erst den Vorboten wirklichen Dankes senden. Denn noch habe ich (überhastet vom Schluß der Vorlesungen vor den Ferien, von vielen Sitzungen, weil ich um die Jahreswende in Leipzig sein muß, und von Arbeit am Band „Vorträge", der zu Ostern kommen soll) Nichts gelesen. – Dass wir unseren Rütlionen Lucae zur ewigen Ruhe bestattet, dass ich, als Rütlione, am Sarge habe sprechen müssen, hat Dir wohl Niemand gemeldet;[2] so will ichs nicht verschweigen, weil man mit den Fernen mitleben, mitgenießen und mitverlieren muß.

Ein Mensch auf der Höhe seines, und auf der Höhe des realen Lebens muß so aus der Sonne weichen! – Die Lebenden friert bei dem Gedanken; aber die schlagenden Herzen müssen sich warm für einander halten desto wärmer, je mehr das Schicksal sie kalt ansieht.

Mein Buch wirst Du erhalten haben; ich habe zum allgemeinen Vor-

[1] Es handelt sich wahrscheinlich um Heyses „Neue moralische Novellen", die laut Impressum 1878 in Berlin erschienen.

[2] Der Architekt Richard Lucae (1829–1877), Professor und seit 1873 auch Direktor der Berliner Bauakademie, war unter dem Namen „Schlüter" sowohl Mitglied des Schriftstellervereins „Tunnel über der Spree" als auch des „Rütli" und der „Ellora". Er war am 26. November 1877 gestorben.

wort an Dich kein besonderes hinzuzufügen, was Du nicht aus dem Buche selbst herausläsest.[3] Das Eine vor Allem: Dass mancher Gedanke darin für Dich gedacht und geschrieben ist. Was ich, um nur Eins zu nennen, auf S. 320 von den Dichtern sage, versteht, meine ich, nur ein Dichter ganz und findet nur, wer einen liebt. – Dass Dir unser Heft so gut gefallen, hat mich recht gefreut. Deine Hoffnung aber auf die anderen Sachen von Dilthey wirst Du, fürchte ich, nicht befriedigt finden.[4] Nur vielleicht der Aufsatz über Dickens in Westermanns Monatsheften, den ich aber noch nicht gelesen, da mir erst vor wenigen Tagen zugekommen, dürfte von gleicher Art sein.[5] Sonst hat er vordem nicht so voll ins Leben gegriffen, keine wahrhaft psychologische Schau gehabt; ich glaube auch, dass dies der Grund ist, weshalb er mich 10–12 Jahre auf einen Beitrag zur Zeitschrift immer wieder nur vertröstet hat. Was aber sagst Du dazu, dass nicht blos Herrmann Grimm [sic!][6] sehr unzufrieden damit ist – dies mag hingehen, denn von ihm ist ja nicht allzuviel und nicht so die Rede in dem Aufsatz, wie er es wünschen mochte – sondern wie dieser mir sagt, auch Julian Schmidt[7] und Wilh[elm] Scherer[8] fänden die Arbeit „sehr unbedeutend, eigentlich leer["]; denn – ipsissima verba![9] – denn „von naiven und sentimentalen Dichtern hätte man immer schon geredet".

Wenn ich dergleichen völligen Mangel an Einsicht in den Fortschritt des wissenschaftlichen Denkens über geistige Erzeugnisse gewahre, dann

[3] Es handelt sich hier um die 2., erweiterte und vermehrte Auflage des zweiten Bandes von „Das Leben der Seele", mit dem Untertitel „Geist und Sprache", der laut Impressum 1878 in Berlin erschien.

[4] Paul Heyse hatte mit großem Interesse den (einzigen) Artikel von Wilhelm Dilthey in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft (Bd. X [1878], S. 42–104): „Über die Einbildungskraft der Dichter. Mit Rücksicht auf H[erman] Grimm, Goethe-Vorlesungen" gelesen.

[5] Wilhelm Dilthey, Charles Dickens und das Genie des erzählenden Dichters, in: Westermanns Illustrirte Deutsche Monatshefte Bd. 41 (1876/77), S. 482–499 und 586–602 (mit 2 Abb.)

[6] Der Kunst- und Literarhistoriker Herman Grimm (1828–1901), Sohn des Philologen Wilhelm Grimm, hatte zunächst als freier Schriftsteller in Berlin gelebt, bis er 1873 die für ihn errichtete Professur für Neuere Kunstgeschichte antrat. Seine Goethe-Vorlesungen, mit denen er die Universitätstätigkeit begann, erlebten auch in unserem Jahrhundert noch hohe Auflagen.

[7] Der Literaturhistoriker und Publizist Julian Schmidt (1818–1886) hatte sich sowohl durch seine redaktionelle Tätigkeit, u. a. als Herausgeber der „Berliner Allgemeinen Zeitung" (1861–1863), als auch durch seine selbständigen Publikationen, wie der mehrbändigen „Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit" (1886 ff.), einen großen Leserkreis erworben. Vgl. auch Bd. I, S. 343, Anm. 2.

[8] Über den bedeutenden Literaturhistoriker Wilhelm Scherer (1841–1886), der seit 1877 an der Berliner Universität lehrte und durch seine positivistische Betrachtungsweise damals einen entscheidenden Einfluß auf die Germanistik nahm, vgl. Brief Nr. 505, Anm. 1.

[9] Ipsissima verba (lat.), [seine] höchsteigenen Worte; wörtlich.

wundere ich mich, dass die Menschen überhaupt aus der Stelle kommen; dass sie aber so langsam fortschreiten, ist gar kein Wunder.

Nun aber genug für heute. Gib mir durch ein paar gute Zeilen den Muth, Dir wieder und mehr zu schreiben. Seyd beide auch von meiner Frau aufs Innigste gegrüßt wie Deinem herzgetreuen

Lazarus

[449] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Schönefeld, den 9. September 1879

Mein Geliebter!

Das war nach dem langen, geduldigen Warten auf ein Lebens- und Genesungszeichen von Dir eine herbe Enttäuschung. Ich will nicht sagen, wie uns der Mangel des Guten und Befriedigenden in Deinen Berichten geschmerzt hat; es müßte Dir doppelt wehe thun zu denken, wie es uns thut.

Und nun kommen Dir noch Heerlinge [sic!][1], wo Du Trauben erwarten solltest. Zu rathen ist unsäglich schwer, da ich denn doch von Franzens Wesen und Charakter gar zu wenig kenne. Ich will nur die wesentlichsten Gesichtspunkte hervorheben, welche Deine Entscheidung für den Buchhandel bestimmen oder aufheben müssen. Die Hauptfrage ist: sind die Mängel seiner geistigen Constitution derart, dass sie vom Privatleben, vom freien Beruf mehr erwarten lassen, oder würden sie in der abhängigen und dienstlichen Festigkeit ein Gegengewicht finden? – Für die Beamtenlaufbahn spricht: dass das Reglement des Dienstes bei beschränkten Menschen die Fehler des Verstandes und der Energie ersetzt. Dagegen aber spricht Folgendes: Drei Jahre, (oder auch nur „Semester", wie Franz schreibt) auf dem Polytechnicum sind in diesem Alter schlimm; dann muß wohl auch ein „Examen" folgen, das, je später im Leben, desto länger sich hinzuschieben pflegt. Am meisten aber fällt „Tactlosigkeit" so viel schwerer bei dienstlicher Stellung als beim Privatberuf ins Gewicht. Bei diesem etwa als Buchhändler kann ein falsches Benehmen, eine ungeschickte Handlung einen Vortheil, eine persönliche Beziehung und dergl[eichen] zerstören; im Amte gegen Untergebene oder Vorgesetzte, kann sie die Stellung selbst unmöglich machen, wie leider hier die Thatsachen beweisen.

Dieses plötzliche auf Nichts gestellt, ins Nichts hinausgestoßen sein, welche die Beamtenlaufbahn in sich schließt, – namentlich während der

[1] Herlinge (entstanden aus: Herblinge), saure, unreife Trauben aus später Blüte. Heyse hatte wieder Sorgen um seinen labilen Sohn Franz und Lazarus um eine Stellungnahme zu seinen neuen Berufsüberlegungen gebeten. Vgl. auch Brief Nr. 424.

Jahre des Practicums, vor dem Eintritt in die besoldete Stellung – schreckt mich ammeisten.
Geistige Mängel können dahin führen, den Privatberuf schlecht zu erfüllen; aber sie zwingen doch nicht gleich, ihn gänzlich aufzugeben, wie es beim Amte der Fall ist. Unter den Privatberufen hat Dich der erste Gedanke wohl am besten wählen lassen; vorausgesetzt nur, dass Du einen Dir freundwilligen, sonst handfesten Principal findest, den Du auch nur in der kleinen Stadt mit ihrer leichten Controle suchen darfst. Trügt Deine Hoffnung auf Nördlingen in dieser Beziehung nicht, dann dürfte man auch von der Zukunft in so fern noch das Beste hoffen, als sich unbegüterte, aber tüchtige Kameraden leicht finden, die als Associés eine gemeinschaftliche freie Stellung begründen helfen.

Meines Wissens dürfte eine feste und strenge Lehrzeit von zwei Jahren und dann noch ein Jahr Volontärarbeit in einem zweiten Geschäft in anderer Stadt genügen, um dann ein selbständiges Geschäft mit einem tüchtigen Genossen, den Dir Deine Freunde finden helfen, zu kaufen oder zu errichten.

Wie hart ist's, dass ich Dir nicht einmal zureden darf, den Beschluß Deiner Kur in Schönefeld zu versuchen. Von uns selber rede ich gar nicht, da Du uns als unverändert für Dich kennst. Aber der Garten hat sich so prachtvoll entwickelt, dass Menzel[2], der vorige Woche von München kommend 4 Tage bei uns weilte, ganz entzückt davon war. Fast Nichts würde hier zu unserem Glücke, da auch das Wetter so günstig war, fehlen, wenn nicht trotz alledem meine arme Frau viel von wiedergekehrtem [Katarrh] und gelegentlichen Athembeschwerden zu leiden hätte [...]

[2] Der Berliner Maler Adolf Menzel (1815–1905), den Lazarus als „Rütli"- und „Tunnel"-Mitglied (Beiname: Rubens) kennengelernt hatte.

[450] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Schönefeld, den 25. August 1880

Mein lieber Paul!

Steck diesen Brief ruhig in die Tasche; er will Dich in Deinen letzten Vorbereitungen nicht stören, sondern nur einen herzlichen Reisesegen bringen, den Du unterwegs an einem Rastort lesen magst. Ich hätte ihn Dir nachgeschickt, wäre nicht in Deinem Gruß durch Ehren Roch nur die „Schweiz" als Euer Reiseziel angegeben; und auf die bloße Vermuthung, dass ich wieder Dein Heil-Heiliger bin, möchte ich doch die Adresse

nicht schreiben.[1] [...] So bin ich denn seit October v[origen] J[ahres] ohne einige Muße und im Sommer von zwei Privatcollegien beschwert gewesen. Mittags Psychologie und Abends Aesthetik (von 6–7) frei vortragen, läßt das Gehirn den ganzen Tag in währender und wählender Bewegung sein. In Folge dessen war ich den ganzen Juli sehr ermattet; nur die Vorlesungen selbst ließen Nerven und Seele immer wieder rasch aufflackern, um dann in den Zwischenstunden besonders für die Verdauung fast ganz untauglich zu sein. Ein leidiger Zustand zwischen Scylla und Charybdis[2] veritablen Hungers und Unfähigkeit der Verdauung hin und her geschleudert zu werden. Nun denke Dir, wie wohl mir auf dem Festland – in allen schönen Bedeutungen – von Schönefeld zu Muthe ist. Meiner leiblichen Regeneration helfe ich hier durch künstliche Soolbäder im eigenen Badehause und Eger-Salz-Brunnen mit Gartenpromenade nach; Salz scheint doch das Salz der Medicin zu sein. Zugleich liegt auf jedem Sessel und auf jedem Sopha eine ideale Bärenhaut, in deren Genuß mich die Anwesenheit Reses in den zehn mittleren Tagen des Monats um so weniger gestört hat, als er denselben in urgermanischer Weise zu theilen geneigt war. So habe ich denn auch selbst die Briefdinte hier eintrocknen lassen bis auf die wenigen Tropfen, welche Noth und Pflicht erheischten, und Lesen und Lesenhören war der einzige Verkehr mit der Geisterwelt, obgleich Steinthal hier unten mir seine Ameisennatur nicht verläugnet. Welch ein Glück, dass der Fleiß nicht ansteckend; ich hätte sonst meinen festen Vorsatz, auf meine alten Tage noch einmal zu lernen, nemlich einen ganzen Monat in wirklicher Curmuße zu leben, nicht ausführen können. Noch sind wir – zumal das Regenwetter lange hinderlich war – nicht nach Zschölkau[3] gekommen; nun soll es aber bald geschehen und hoffentlich hast Du uns inzwischen über Euren Sommer von festem Aufenthalt aus berichtet, um Dir dann auch hievon Meldung thun zu können. – [...]

[1] Die Anspielung auf Lazarus' Vornamen – Heyses wollten in den Sommerferien nach St. Moritz – stammt von Paul Heyse.

[2] Der berühmte Held im trojanischen Krieg, Odysseus, hatte auf seiner zehnjährigen Heimreise viele Abenteuer zu bestehen; die Durchfahrt durch zwei Meeresungeheuer, Skylla und Charybdis, denen er nicht ausweichen konnte, kostete ihn sechs Gefährten.

[3] Heyses älteste Tochter Julie hatte 1878 Hermann Baumgarten geheiratet, einen Gutsbesitzer auf Zschölkau bei Leipzig.

[451] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Alt-Schönefeld bei Leipzig, den 24. Juni 1881

Mein lieber Paul!

Ich habe Dir für Dein schönes Geschenk, die Fortsetzung des Ariost,[1] den ich zu lesen erst anfangen will, wenn ich bis zum Ende gelangen kann, noch nicht gedankt, überhaupt von hier, wo wir seit Anfang des Monats hausen, noch keine Nachricht gegeben. Zunächst weil diese zu Anfang wenig günstig über das Befinden unserer lieben Frau hätte lauten müssen. Im Vergleich mit der lange eingeathmeten Stubenluft in Berlin war die hiesige frische und würzige des Gartens einfach zu gut, und sie hat sich unter katarrhalischen Beschwerden, die an Asthma grenzten, erst daran gewöhnen müssen. Erst seit einigen Tagen, seit die Temperatur sehr hoch und dann mäßig geworden, kann sie mit Vergnügen und hoffentlich auch mit Heilgewinn wieder im Freien sitzen und spazieren. Ich selbst bin zwar immer gesund gewesen; aber zu einem Briefe ohne Noth konnte ich mich nicht aufschwingen, ehe ich den ersten Heißhunger nach stiller friedlicher Forscherarbeit gestillt, und an den Freuden der Muße und der Freiheit für geistige Genüsse mich erlabt. Wer ins Paradies kommt, denkt doch, wie die Erfahrung lehrt, nicht gleich daran, an die da draußen einen Briefen zu schreiben. Ich bin im Paradiese; meine Arbeit schreitet rüstig fort, und gestern habe ich die erste Frucht vom Baume der Freiheit gegessen – und auch gleich meiner Eva davon zu essen gegeben –, und sie war so, dass mir davon das Herz über- und zu Dir läuft.

Die Dichterin von Carcassonne[2] – von Antisemiten und anderen Störenfrieden so lange in die Ecke gedrückt[3] – habe ich gestern meiner Frau vorgelesen. Dergleichen ist lange nicht gemacht worden; auch von Dir nicht. Diese ethische Kraft und Tiefe, diese Innigkeit und Zartheit der Gefühle, die reife und durchgreifende Charakteristik der Zeit mit ihren großen Erlebnissen und ihren Schäden, die aus allen Winkeln und Ecken noch leuchtende Anmuth der Sprache. So *schön* rührend und so *rührend* schön! Das wird man mit Entzücken lesen, so lange man überhaupt deutsche Litteratur liest, und in den künftigen Novellenschätzen wird diese Novelle immer wieder als eine Perle glänzen, so lange man für natürliche Entstehung der Schuld und für Buße und Erlösung noch ein

[1] Gemeint ist: Ariost's rasender Roland. Illustriert von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten, Metrisch übersetzt von Hermann Kurz, Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse, Breslau 1880/81.

[2] Paul Heyses Novelle „Die Dichterin von Carcassonne" war erstmals 1880, im Dezember-Heft der „Deutschen Rundschau" erschienen (Bd. 25, S. 325–360).

[3] Anspielung auf die erste große „Welle" von Antisemitismus im Deutschen Reich nach der Emanzipationsgesetzgebung.

Herz haben wird. Und wenn der künftige Litterarhistoriker, der die Einleitungen dazu schreibt, kein alexandrinisch verlöperter Philister ist, der nur das Kalenderdatum, wann das Ding zur Welt gekommen, zu ergründen weiß, dann wird er seine von staunender Verwunderung ausgehende Betrachtung darüber anstellen, dass inmitten dieser Zeit voll Wüstheit, Zerrissenheit, der moralischen Bornirtheit und des reactionären Dusels und Fusels ein kleines Werk so voll von poetischer Hoheit, Reinheit und Rundung geschaffen ist. Ja die Rundung! mich hat die Composition ganz besonders entzückt, die, von der Ausgestaltung der Charaktere und der Läuterung der Gefühle begleitet, alle Motive mit höchster poetischer Gerechtigkeit und so voll und rein ausklingen läßt. – Ich habe seit gestern immer an ein Gespräch denken müssen, das ich zu Baden bei Frau Schumann mit ihr und Johannes Brahms gehabt habe.[4] Ich wollte was über Musik von ihnen lernen und die immer wieder kehrende Unbeholfenheit der Künstler im Denken über ihre Kunst. Dabei aber kam vor, dass Br[ahms] mehrmals wiederholte und die Sch[umann] als Zeugin anrief: „nicht wahr, liebe Clara, wenn wir eine Musik machen, dann machen wir ein Kunstwerk!" – und dabei bewegte er seine beiden flachen Hände immer so vertical im Kreise, als wenn er sie um eine Kugel führte. Die Worte sagten offenbar ganz und gar Nichts; was er aber mit der Bewegung wenigstens sagen wollte, war die Rundung! das gesetzmäßige Fortschreiten und doch nicht schnurgerade und bis zum Schluß der Sache in ihr selbst; es ist am Ende nach reicher Bewegung Alles wieder da, wo und so wie es sein soll.

Wenn der dritte Band L[eben] d[er] Seele, den ich unter Händen habe, in Deine kommt, wirst Du finden, daß ich auch noch – wie man wandelnd eine Birne vom lebendigen Zweige abbeißt – für meine Arbeit was darin gefunden; die kleine Viola, die am Schluß die Stelle der Zunge vertritt und die Seele des Kindes offenbart, war mir ein köstliches Beispiel, wie ichs just nicht besser hätte ersinnen können, um meine Theorie klar zu machen. Doch genug für heute. Nach Zschölkau gedenke ich zu kommen, wenn Steinthals erst hier sind, oder was noch besser wäre, wenn meine Frau sich so wohl fühlte, um mitfahren zu können. Es soll ja dort nach Geibelschem Gerücht Alles gut stehn. Und nun noch Gruß und Handschlag und laß bald wieder was von Euch hören

Deinen alten getreuen Lazarus

Wo und wie lebt meine liebe Freundin Frau Anna? Ich bitte, ihr meinen schönsten Gruß zu entbieten.

[4] Clara Schumann war eine Zeitlang häufiger Gast in Schönefeld; hier hatte sie auch, noch minderjährig, gegen den Willen des ehrgeizigen Vaters, Friedrich Wieck, in der stillen Dorfkirche Robert Schumann geheiratet.

Aus dem folgenden Brief vom 2. Januar 1883 ist zu entnehmen, was bisher wahrscheinlich nur mündlich besprochen oder – bei Heyses geringen finanziellen Kenntnissen – überhaupt nicht erwähnt zu werden brauchte, daß nämlich die „Grüne Tanne" mehrere Jahre hindurch zum Teil leer stand, Lazarus also nicht genügend Einnahmen hatte, um die hohen Zinsen an Heyse und andere Hypothekare zu zahlen.

[452] Moritz Lazarus an Paul Heyse

[Leipzig, den 2. Januar 1883]

[. . .][1]

Unser Roch hat Dir neulich schon voreilig gemeldet, dass in der Tanne nun endlich wieder part[erre] und 1. Etage als Ganzes zusammen auf die Dauer an ein gutes Handelshaus vermiethet ist. Voreilig, weil der Contract erst *heute* unterschrieben worden ist; ich selbst berichte desgleichen nie vorher; denn in der Geschäftswelt gilt noch mehr als in der litterarischen nur, was man schwarz auf weiß besitzt, und das alte juristische quod non est in actis non est in mundo.[2] Jetzt aber ists in mundo. Einige moderne Verschönerung habe ich übernehmen müssen, um so bereitwilliger, als man sich auf die Dauer der Modernisierung der Häuser nirgends entziehen kann. Doch werden die Kosten, die wir natürlich aufs Capital schlagen müssen, sich in mäßigen Grenzen halten. Jetzt ist also die Tanne wieder grün, wenn auch nur Weihnachtsgrün, da sie die alte Ergiebigkeit noch nicht wieder erzielt hat. Nach den mageren Jahren kommt aber für reale Werthe auch wieder ein fettes.

Lebt wohl, geliebte Menschen, und gedenket gut und herzlich Eures vielgeplagten, aber vielgetreuen Freundes

Lazarus

[1] Dieser vorangehende Brieftext ist bereits abgedruckt in Bd. I, aaO, S. 164.
[2] Lat.: „Was nicht in den Akten steht, existiert nicht."

[453] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin N.W., Königsplatz 5, den 21. Januar 1883

Mein lieber Paul!

Welch eine Freude Du uns wieder zum 14. h[uius] bereitet hast, wird meine Frau Dir wohl erzählen; aber dem herzlichen Dank dafür muß ich

mich eigenhändig anschließen. Die Worte und Wünsche altbewährter Treue sind immer eine Labung, auch wenn man sie kennt; wie ja auch der Trank immer wohl thut und die köstliche Form des Kelchs immer erquickt, obgleich oder weil man den schönen Geschmack in beiden wohl kennt. Was in Deinen Berichten minder erfreulich war, hat sich hoffentlich inzwischen zum Besseren gewendet. Dies Blatt sende ich aber nicht blos aus eigener Wahl, sondern im Auftrag eines Comités, den ich aber gern übernommen, weil er sich und mich zu Dir wendet. – Du brauchst aber nicht zu erschrecken. Es ist nur eine Einladung, die ich bringe. Die Herren Fr. Kapp, Loewe-Calbe, Just[iz-]R[at] Simson, Spielhagen, Rodenberg, Siemering und noch einige und ich sind ein Comité, welches dem Freunde Brandes vor seiner Heimkehr nach Dänemark ein Abschiedsdiner geben will, Herren und Damen.[1] Am 1. Februar 6 Uhr im Kaiserhof.

Freundlich und feierlich soll ich Dich dazu einladen, mit Deiner Frau Liebsten daran Theil zu nehmen. Solltest Du zusagen, dann bleibt natürlich Nichts zu wünschen übrig. Anderenfalls wird eine Antwort erwartet, welche man möglicherweise öffentlich vortragen darf; würde die Antwort in Versen gegeben, desto besser, und spitzte sie sich in ein Hoch auf Frau und Kinder zu, am besten. Mit dem Letzteren geschähe mir speciell ein Gefallen, weil ich übernommen habe, einen Dichter oder Redner für diesen speciellen Toast auf Frau und Kinder zu stellen. Ich weiß sehr wohl, dass solche Aufgaben nicht zu den Reizen des Daseins gehören, ausgenommen wenn man einen guten Einfall hat, woran es Dir ja nicht eben zu fehlen pflegt. Aber abgesehen davon, dass es sich um eine Freude für unseren lieben Brandes handelt, habe ich den Auftrag dennoch übernommen, weil ihn ja sonst ein Anderer an Dich gerichtet hätte.

Mit dem Befinden meiner Frau geht es in diesem Winter ganz erträglich; ich selbst aber bin nach und neben vielseitiger Anspannung seit Wochen von einem Katarrh geplagt, der bald versteckt wühlt, bald offen hemmt und zerrt. Dazu muß ich nun morgen Abend einen Vortrag zum Besten unserer Hochschule halten. „Aus einer jüdischen Gemeinde vor 50 Jahren". Wenn er so herauskommt, wie ich ihn in mir habe, dann

[1] Die genannten Mitglieder des Brandes-Comités waren: der politische Publizist und Historiker Friedrich Kapp; der Arzt und radikaldemokratische Politiker Wilhelm Loewe-Calbe (1814–1886), 1849 Präsident des Stuttgarter Rumpfparlaments; Justizrat Eduard Simson (1810–1899), erster Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, seit 1879 Reichsgerichtspräsident; der Schriftsteller Friedrich Spielhagen (1828–1911), der als Nachfolger der Jungdeutschen Bewegung von den Naturalisten heftig bekämpft wurde; der Schriftsteller Julius Rodenberg (1831–1914), Gründer und Herausgeber der „Deutschen Rundschau" (seit 1874) und – wahrscheinlich – der Maler Karl Eduard Fritz Siemering (1826–1883).

könnte ich wünschen, dass Du ihn hörtest; denn ich will lauter Wahrheit geben, welche uns heute aber ganz wie Dichtung klingt.

Lebt wohl und glücklich! Von Herzen Euer

Lazarus

[454] MORITZ LAZARUS AN PAUL HEYSE

Berlin, N.W., Königsplatz 5, den 4. Februar 1883

Mein Geliebter!

Ich will Dir heute nur mit zwei Worten sagen, dass die Brandesfeier sehr gut verlaufen ist.[1] Den besten Bericht darüber hat die Vossische Zeitung vom 3. h[uius] (die ich leider nicht besitze) und die Du dort vielleicht in einer Lesehalle findest. Dein Gedicht war mir nun besondere Freude und Wohlthat und das Entzücken der ganzen Versammlung. Nächst Brandes, der Dir wohl direct danken wird, habe ich, dem das Vergnügen, als Dein Rhapsode zu erscheinen zu Theil wurde, am meisten zu danken. Da unser Fontane wegen abweichender Richtung sich nicht betheiligen wollte, habe ich mir das Vergnügen des Vortrags gegönnt, weil ich wußte, dass ich es nicht am besten, aber am liebsten aus Deinem Herzen recitire. Meine Frau hat sich das Festvergnügen nicht gönnen dürfen; bei voller gesellschaftlicher Resignation befindet sie sich wohl und will deshalb nichts wagen. Mir geht es gut. Laß das Gleiche von Euch beiden wieder hören Deinem getreuen, speciell dankbaren

Lazarus

[1] Vgl. Brief Nr. 445.

[455] MORITZ LAZARUS AN PAUL HEYSE

Schönefeld, den 22. September 1884

Mein lieber Paul!

Die Vossische Zeitung hat mir etliche Tage vor meinem 60. mit einem biographischen Gruß eine köstliche Suppe eingebrockt; meine ferneren Freunde, insonderheit meine Glaubensgenossen, haben dadurch von meinem Eintritt ins „Alter" Kunde erhalten und mich mit brieflichen und telegr[aphischen] Zurufen überschüttet. Obgleich ich nun den Litographen [sic!] zu Hilfe genommen, hat die Danksagung mich doch die halbe Woche in Athem gehalten. Dazu die Besuche und ihre Abreise – Steinthals sind, weil Irene zur Schule muß, am 16. von dannen gezogen, eine

andere Schwester und Mann dito, Rese[1] war da und ein Dr. Guggenheim[2] – junger philosophischer Schweizer, dem Du wohl in der Zeitschrift schon ins Platonische Gesicht gesehen.

„Die letzten, die besten"; und so komme ich mit meinem Dank zu Euch erst heute. Und doch nur flüchtig; denn Roch wartet meiner, wegen der heute beginnenden Messe mit einer Sehnsucht, die einem anderen Geschlecht und Alter Ehre machen würde. Deine Karte hat das erquickend Liebste gebracht, das man von den Liebsten erwarten kann, die Meldung Eures fortschreitenden Wohlbefindens [. . .]

[1] Vgl. den Anhang dieses Bandes, S. 791 ff.

[2] Der klassische Philologe Moritz Guggenheim (1858–1908), Gymnasiallehrer in Zürich, war ein Schüler Steinthals. Lazarus spielt hier auf seinen ersten Beitrag für die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" an, der unter dem Titel „Zur Composition der platonischen Republik in ihrem Verhältnisse zur Entwicklung der platonischen Ethik" erschien, in: Bd. XV (1884) S. 136–164.

[456] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 29. October 1884

Mein lieber Paul!

In der angenehmen Aussicht, Dir im Februar eine mündliche und gründlichere Beantwortung des anbei zurückfolgenden Briefes geben zu können,[1] will ich es heute mitten aus harter Arbeit der eben glücklich begonnenen Vorlesungen, neben denen zwei Schillerreden (in Weimar und hier) vorzubereiten sind,[2] wenigstens an einer flüchtigen nicht fehlen lassen.

Unser Freund Getz macht sich eben für Dich und mich unnöthige Sorge. In abstracto ist ja der Satz, dass man heute bei sicherer Anlage von Capitalien kaum volle 4% Zinsen erzielt, ganz zutreffend; aber der Schluß, dass die Verzinsung mit 5% nur durch Speculation zu erreichen, verkennt ganz die wirkliche Lage der Dinge. So ist die Anlage in Häusern, vollends in neugebauten, wie die meisten, die ich besitze, wohl die sicherste, die es geben kann; ich durfte Dir aber 5% für Dein Capital, das bei mir mitarbeitet, ohne meinen Schaden gewähren, weil der Besitz sich natürlich höher verzinst. Bei so ausgedehntem Grundbesitz, wie ich ihn

[1] Am 2. Februar 1885 feierte Heyse die Verlobung seiner Tochter Clara mit dem bayerischen Artillerieoffizier Otfried Layriz; anschließend fuhr Heyse nach Berlin, wo vier neue Stücke, unter anderem sein „Alkibiades", und sein altes Werk „Hans Lange" neu aufgeführt wurden.

[2] Die beiden Reden wurden veröffentlicht unter dem Titel „Schiller und die Schillerstiftung", Berlin 1885.

erworben, ist natürlich fortwährend ein schwebender Betriebsfond[s] nöthig; denn Einnahmen und Ausgaben steigen bei Roch in jedem Quartal über 40.000 Mk, und die Bankzinsen sind selbst bei 4% Disconto durch die Provision immer 5%. Muß ich doch selbst einigen Frankfurter reichen Bekannten 4½% für ein Hypothekenanlehen zahlen, das sie mir mit großer Gefälligkeit gewährt haben. Du erinnerst Dich wohl, dass ich Dir erzählte, wie ich zu den großen Grundstücken in der Roßstrasse (Hauffe)[3] und Turnerstrasse auch auf dem Wage- jetzt Börsenplatz den Complex von Häusern erworben und das große Haus neu erbaut mit Hilfe von Czermakschen Geldern; denn ich könnte das Ganze, das einen Werth von beinahe einer Million ausmacht, natürlich nicht aus eigenen Mitteln erwerben; als dann die beiden Czermaks gestorben waren und mehr als 300 Tausend Mk Mündelgelder gekündigt wurden, habe ich sie bezahlt und dazu bei den Frankf[urter] Freunden 200 Tausend aufgenommen.[4]

Gewiß wäre es, wovon Getz ausgeht, sehr klug gewesen, wenn alle Besitzer von Amerikanern sie behalten hätten; die Deinigen, lieber Paul, waren übrigens, wenn ich mich recht erinnere, zum großen Theil nicht Staatsanleihe, sondern Erie-Bahn,[5] welche fortwährenden Schwankun-

[3] Laut Auskunft des Stadtarchivs Leipzig gehörte das Hotel Hauffe, Roßstraße Nr. 15, in dem auch Heyse jeweils wohnte, nicht zum Besitz von Moritz Lazarus. Das gleiche gilt für den „Komplex von Häusern" auf dem Börsenplatz, der nicht als Besitz von Lazarus nachweisbar ist. Andererseits ist es unwahrscheinlich, daß sich Lazarus in einem apologetischen Brief mehr Besitz zuspricht, als er offiziell und mit Hilfe von hohen Hypotheken hat.

[4] Gemeint ist der Prager Physiologe Johann Nepomuk Czermak (1828–1873), der erstmals den Kehlkopfspiegel in die Klinik einführte. Er war zunächst Professor der Physiologie in Graz, dann in Krakau (1856) und in Pest (1858); 1860 ging er wieder zurück nach Prag; 1865 wurde er nach Jena berufen, 1869 nach Leipzig. Die Czermaks waren sehr reiche Leute, die sich in der Salomonstraße eine Villa im italienischen Stil bauten, die von einem Riesengarten – bis hin zur Querstraße – umgeben war. Lazarus hatte sich mit Czermak angefreundet und wurde Vormund seiner 3 Kinder, als dieser infolge eines langen Leidens an der Zuckerharnruhr sehr früh, am 19. September 1873, starb. – Nach dem preußischen Allgemeinen Landrecht, das für jeden galt, der – wie Lazarus – seinen Wohnsitz in Berlin hatte, durfte dem Vormund aus dem Vermögen des Pflegebefohlenen kein Darlehen gegeben werden; allerdings waren die Bestimmungen für den Fall, daß der Vormund Mündelgelder für sich genutzt bzw. riskant angelegt hatte, noch nicht so scharf wie heute. Er mußte die Gelder mit 8% Zinsen zurückzahlen, d. h. mit den doppelten (üblich waren 4%; vgl. dazu ALR II 18 § 485 und 486). – Die Höhe des Kredits läßt sich erst ermessen, wenn man sie in Beziehung setzt zu damaligen Gehältern bzw. Preisen: Das durchschnittliche Jahresgehalt eines Ordinarius an der philosophischen Fakultät der Universität Berlin betrug 1885 ca. 7000 Mark, das eines Extraordinarius 1500 Mark (ohne Wohnungsgeldzuschuß u. ä.), wovon man allerdings damals nicht ohne zusätzliches Honorar oder Gehalt leben konnte. Die Jahresmiete einer gutbürgerlichen Wohnung in Berlin mit 2 Schlafzimmern, einem Wohnzimmer, einem kleineren Herrenzimmer und einer „guten Stube" kostete damals schon allein etwa 1200 Mark im Jahr.

[5] Hier erinnerte sich Lazarus richtig; Heyse besaß 1000 Dollar Staatsanleihen und 4000 Dollar Anteile der Erie-Eisenbahngesellschaft. Vgl. Brief Nr. 388 und Nr. 393

gen ausgesetzt war. *Hinterher* läßt sich dergleichen bestimmt sagen; aber noch bestimmter kann man jetzt aus vorliegender Erfahrung sagen, wer für seine Amerikaner vor etwa 20 Jahren Grundstücke – Baugrund und vollends Häuser – in Frankfurt oder München, Leipzig oder Berlin gekauft und nur die Mühe der Verwaltung übernommen, der hätte sein Capital verdoppelt, in Berlin sogar verdreifacht.

Ich will Dich aber heute nicht weiter mit allgemeinen ökonomischen Betrachtungen unterhalten, sondern nur auf die uns hier interessirende Thatsache hinweisen, dass Besitzthümer durchaus nicht den Charakter von Speculationen tragen, sondern hoffnungsvolle und zugleich sicherste Anlage sind, wenn man nur in der Lage ist, sie mit Geduld über die kleinen Schwankungen hinaus zu behalten. Du erinnerst Dich, dass unsere Tanne, die in den ersten Jahren gegen 9 bis 10% Ertrag geboten hat, von dem Mißgeschick des Wandels in den Meßverhältnissen betroffen wurde; aber schon ist der Uebergang fast überwunden und die Sicherheit der Verzinsung, die niemals aufgehört, ist seit Jahr und Tag wieder mit dem Steigen verbunden. Vollends meine anderen Grundstükke in Leipzig liegen, mit Ausnahme von Einem in [der] Reichsstraße[6], alle außerhalb des Meßplatzes. Der einzigen Gefahr, dass ich plötzlich sterben könnte und grade Verpflichtungen vorlägen, bin ich dadurch entgegen getreten, dass ich mein Leben seit lange und allmählich bis auf 120.000 Mk versichert habe, um auch meine Erben vor jeglicher Verlegenheit zu schützen. Trotz alledem und alledem [sic!] habe ich seit längerer Zeit den Gedanken gefaßt, die nächsten Gelegenheiten zur Realisierung meines Besitzes, um mich von der Sorge der Verwaltung frei zu machen, zu ergreifen. Dann würde eine Neuordnung der Anlage meines und Deines Capitals stattfinden, und so weit es Dich betrifft, will ich sie, sobald Du es wünschest, auch jetzt schon eintreten lassen, was wir dann im Februar des Genaueren besprechen können.

Uebrigens will ich Dir bei dieser Gelegenheit mittheilen, was ich, weil ich Unfertiges sonst nicht erwähnt, bisher unterlassen. Vor etwa 3 Wochen war es nahe daran, Dir wieder einmal die Frage vorzulegen, ob wir die Tanne weggeben sollen. Der Preis war fixirt mit 120000 Thalern (sie kostet uns ca. 84 und mit allen neulich hineingewendeten Umbaugeldern ca. 90 Tausend). Nur der Umstand, dass der Käufer auch das Vorderhaus selbst beziehen wollte, war das Hinderniß, welches derselbe immer noch dadurch zu überwinden hofft, dass er den neuen Miether des ausgebauten Parterre nebst 1. Etage durch eine Abstandssumme zum Auszug bewegen möchte. So viel aber ist gewiß, dass bei geduldigem Abwarten von vielleicht nur 3–5 Jahren, der Preis des Grundstücks – um eine Passage nach der Theatergasse, die jetzt auf dem Platz liegt, auf welchem die

[6] Reichsstraße 23 (ab 1885: Nr. 34).



Leipzig, Reichsstraße 34
(Chr. Heuer, Pelzwarenhändler)
Hausbesitzer (1867–1895): M. Lazarus
Um 1894

Börse bereits im Bau ist, zu errichten – viel höher steigen wird. Für heute denn von dieser Angelegenheit genug; schließlich nur noch, dass ich es in der Sorge für Dein Wohlergehen mit Deinen brüderlichsten Freunden aufnehme.

Mit welcher herzlichen Mitfreude ich Deinen Triumphen[7] gefolgt bin, kannst Du Dir denken, zumal es ja eine Sache des Glücks ist, die Verkörperungen seiner inneren Gebilde auf der Scene anzutreffen. Dass Du nicht nach Weimar kommst,[8] thut mir sehr leid; Du standst sehr mit im „Soll", als ich die Last dieser Festrede auf mich nahm. Jubiliren können und wollen wir freilich nicht; aber einmal erschien – und ich glaube mit Recht – der festliche Vorgang als Hebel des Interesses nothwendig; dann aber darf man doch wirklich denen, welche sich, wie die Weimaraner wieder ein Jahrfünft mit wahrlich nicht leichter und nicht zu angenehmer Arbeit geplagt, ein paar Festtage als Entgelt wohl gönnen. – In meinem großen Werk habe ich von Juni bis Ende September tief gesteckt; jetzt aber bin ich – bis nach 15. November – halb heraus, um Anhang zum 2. Bd. L[eben] d[er] S[eele] und Schlußcorrecturen, Vorlesungen und Festreden zu machen; doch nur halb heraus, denn in Hamburg habe ich neulich eine Handvoll Gedanken als einen Vortrag hineingestreut über „Ethisches Wissen und Leben im Judenthum". – Dass wir einander über uns keine Bulletins geben, ist ja sehr löblich; dass aber unsere besseren Hälften so schwankende bieten, ist schlimm. Meine Frau besonders hat von Schönefeld (das ja so herrlich war und mich immer wieder jung macht–) nicht mehr als etliche angenehme Gegenwart gehabt; 4–5 Tage nach der Hierherkunft begann ein leidiger asthmatischer Katarrh, der sie plagt und am Schreiben so sehr hindert, dass sie die herzliche Sehnsucht, ihrer lieben Frau Anna zu schreiben, immer noch nicht befriedigen konnte. Gott bessere alle beide und erhalte Dich frisch

Deinem alten getreuen Lazarus

[7] Mitte Oktober wurden in Frankfurt am Main von Heyse vier Dramen mit Erfolg zur Aufführung gebracht: „Don Juans Ende", „Ehrenschulden", „Im Bunde der Dritte" und „Unter Brüdern".

[8] Im November 1884 fand in Weimar die 25jährige Gründungsfeier der Schillerstiftung statt.

[457] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Berlin, den 6. November 1884

Mein lieber Paul!

Herzlichen Gruß zuvor und die Meldung, dass es meiner Frau doch seit 3 Tagen besser geht, wenn ich es auch noch nicht rühmen kann. Ich will meine Weimarfahrt nicht antreten, ohne Dir vorher die Einlage wieder zuzustellen, und wenn es auch dabei bleibt, dass wir die praktische Lösung der Frage bei Deinem lieben Besuch im Februar treffen wollen, so darf ich doch einige Worte über die selbstgewissen Bemerkungen von Getz nicht zurückhalten. Seine Grundsätze und seine Ratschläge für mich sind gewiß sehr lobenswerth, und wenn ich Getz wäre, hätte ich sie von jeher unzweifelhaft befolgt. Aber Eines schickt sich nicht für Alle. Er war durch das Schicksal gewarnt; sein Vater war sehr reich und hat ihm doch nur 24 000 Gulden hinterlassen; das war sehr hart. Mein Vater war gar nicht reich und hat mir gerade 24 000 Gulden weniger als der seinige hinterlassen, und ich habe es gar nicht hart gefunden.

Aber in allem Ernst; das Vermögen meiner Frau, wovon ich, beiläufig gesagt, einen Theil ihrer eigenen Verwaltung und zur selbständigen Verwendung nach ihrem weisen und gütigen Sinn überlassen habe, – hätte wohl dazu gereicht, unsere eigenen, bescheidenen Ansprüche zu befriedigen, wie dies ja auch durch eine Reihe von Jahren geschehen ist. Aber dies war nicht mein Ideal, und ich habe die Gelegenheit, welche mir durch Verwaltung des Nachlasses meines Schwagers[1] in Leipzig gegeben war, ergriffen, um meine Einnahmen und mein Vermögen durch eigene Besitzerwerbungen zu vermehren, um Verpflichtungen frei auf mich zu nehmen, welche den meisten Menschen fern liegen. Nur als Beispiel will ich erwähnen, dass ich 4 Schwestern so ausgestattet habe,als ob ihre Eltern sehr wohlhabend gewesen wären, und meine Frau hat sich mit Herz und Hand daran betheiligt.[2] Ich bin sicher, dass ich, bei all unserer

[1] Ein Bruder der Sarah Lazarus, geb. Lebenheim; wahrscheinlich Adolph Elias Lebenheim, der – nach einer Anfrage A. Tänzers vom 3. 6. 1929 beim Gesamtarchiv der deutschen Juden – am 13. Januar 1812 geboren und am 30. September 1857 gestorben sein soll. Davon abweichend ist bei Jacob Jacobson, „Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809–1851", Berlin 1962, S. 321 f., der 9. Januar 1809 als Geburtsdatum angegeben. Adolph Lebenheim ist sicher nicht identisch mit dem in Brief Nr. 423 erwähnten Bruder Lebenheim (1803–1873), der lange Zeit als Kunsthändler in London gelebt hat. Tänzer wußte übrigens nur noch von einer Schwester, Ernestine Lebenheim (1799–1863), verw. Chronegk (Aufzeichnungen von A. Tänzer, Lazarus-Nachlaß Jerusalem).

[2] Ein Beleg für diese Großzügigkeit existiert noch; das im Anhang abgedruckte Schuldversprechen, das Lazarus seinem Schwager H. Steinthal im Oktober 1863 gab, stammt aus dem Besitz von dessen Enkel, Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen. Vgl. Nr. 523 dieses Bandes.

Vertraulichkeit, dessen vor Dir – oder irgend einem Anderen – wohl nie Erwähnung gethan. Was ich sonst für öffentliche und private Zwecke seit etwa 30 Jahren geleistet, zu erwähnen, steht mir nicht an. Das aber darf ich so im Allgemeinen wohl mit einiger Sicherheit sagen, dass ich beim Festhalten der gleichen Wohnung und einfachen Lebensweise, manchmal in einem Jahre mehr ausgegeben, als wahrscheinlich Getz in seinem ganzen langen Junggesellenleben. Wenn ich also auch ein Professor der Philosophie war, habe ich den Grundsätzen der Entsagung auf höheres Einkommen nie gehuldigt, weil ich um eine sehr werthvolle Erhöhung meiner Ausgaben nie verlegen war. Wäre ich freilich so klug gewesen, beides zu verbinden, meine Einnahmen zu fördern und meine Ausgaben auf die für uns selbst zu beschränken, dann wäre ich jetzt ein schwerreicher Mann. Aber es können eben nicht Alle klug sein, und mein Mangel an Klugheit hat bis dato Niemand und auch mir selbst nicht geschadet und wird es auch in Zukunft nicht.

Strenge Discretion über unseren diesbezüglichen Briefwechsel brauche ich wohl nicht zu erbitten; wohl aber, dass auch vor meiner Frau, die der Sache fremd ist, kein Wort darüber falle.[3]

Und damit, mein geliebter Freund, für heute herzliches Lebewohl von Deinem alten getreuen

Lazarus

[3] Aus brieflichen Andeutungen ist zu entnehmen, daß dagegen Steinthal über die Geldnöte von Lazarus besser informiert war. Vgl. Brief Nr. 358.

[458] Moritz Lazarus an Paul Heyse

B[erlin], den 16. März 1885

P.S. [Nachtrag zum Geburtstagsbrief vom 14. März 1885]

Lieber Paul!

Sey so gut und sende die Empfangsanzeige über die 25 000 Mk Consols[1] nach Ankunft derselben an *Roch*; denn ich gehe morgen Abend nach Wien (in Sachen der Ethik[2]), und er kann mir den Empfang dorthin melden, sobald ich ihm mein Hotel telegraphirt habe.

Gruß und Handschlag
von Deinem Lazarus

[1] Consol (engl.), staatliche Schuldverschreibung, die durch Konsolidierung mehrerer Anleihen entstanden ist.

[2] Die antisemitische Bewegung in den 80er Jahren veranlaßte den Deutsch-Israelitischen

Gemeindebund, eine internationale Kommission zu bilden, die die Abfassung einer jüdischen Ethik vorbereiten und garantieren sollte. Zu diesem Kreis gehörte auch Lazarus, dessen Richtlinien 1884 angenommen wurden. Vgl. dazu Bd. I, bes. Brief Nr. 94 mit Anm. 2 und Nr. 99.

[459] Moritz Lazarus an Paul Heyse

Leipzig, den 29. Mai 1885

Mein geliebter Freund!

Ich will Dir heute nur anzeigen, dass ich Deinen lieben Brief vom 25. h[uius] – der freilich bessere Berichte von unserer lieben Freundin Anna hätte bringen sollen, um ein lieber Brief zu heißen – habe ich (sic!) empfangen und werde Deinem Eidam vor dessen Abreise auf Deine Rechnung Mk 4 835. auszahlen.[1]

Wegen des Nachtrags[2] aber muß ich Dich bitten, mir entweder das Original, das ich Dir 1. 7. gesendet, oder gleich eine Reinschrift desselben zu schicken, um dieselbe zu vollziehen und notariell beglaubigen zu lassen. Notabene mit der vorgeschlagenen Aenderung, dass überall statt Mitbesitz „Miteigenthum" gesetzt wird. Ich habe nemlich meinen Entwurf des Nachtrags verlegt – wohl durch das Hin- und- Her zwischen Leipzig und Berlin. Da das Original die Zustimmung Deines Justizraths[3] gefunden, so möchte ich den Nachtrag nicht aus meinem Kopfe ausfertigen. Ich schicke Dir dann das vollzogene Exemplar, und Du kannst dort ein zweites vollziehen und notariell beglaubigen lassen.

Tausend herzinnigste Grüsse, mein Theuerster, an Euch Beide

von Deinem Lazarus

Ich muß doch Stephan[4] einmal bei Euch nach dem Rechten sehen lassen; das Kistchen ist am 23. abgesendet und sollte also wohl billig am 25. (mit dem am 24. abgeschickten Brief) dort sein.

[1] Aus dem Jahre 1885 ist kein Brief von Paul Heyse an Lazarus mehr erhalten. Man kann also nur vermuten, daß mit dem Eidam nicht Otfried Layriz gemeint ist, der am 23. April 1885 Heyses Tochter Clara geheiratet hatte und mit ihr dann in Berlin wohnte, sondern der Mann der ältesten Tochter Julie, Dr. Hermann Baumgarten, der auf seinem Gut auf Zschölkau bei Leipzig lebte.

[2] Vgl. Brief Nr. 465.

[3] Gemeint ist Dr. Gustav Getz.

[4] Anspielung auf den deutschen Generalpostmeister Heinrich Stephan (1831–1897) – eines der zahllosen Beispiele für Lazarus' Neigung, ein nüchternes Faktum zu personifizieren, auf dessen antike Vorbilder anzuspielen u. ä. Ein Brief vom 24. Mai an Paul Heyse existiert nicht im Nachlaß.

[460] Moritz Lazarus an Paul Heyse

[Leipzig, den 30. September 1885]

Lieber Paul!

Mitten aus dem Trubel der Quartalswende nur zwei Worte. Die 1 500 Mk hat Dir Roch geschickt. Für künftige Sendung habe ich mir Deine beiden Punkte vorgemerkt; ich werde mich wegen der italienischen Prioritäten des Näheren erkundigen und jedenfalls nur an die [Bayerische] Hyp[otheken-] und Wechs[el]-Bank senden. Ich stehe mit[ten?] in einer Verhandlung wegen Verkaufs eines meiner großen Grundstücke, deren Abschluß es mir ermöglichen soll, auch Dein Guthaben auszugleichen. – Meine Frau ist seit letzten Freitag in Berlin, ich hier in der Stadt; Tages Arbeit mit und um Roch, Abends anstatt Gäste Studien für die Rheinischen Vorlesungen.[1] Ja, Steinthals Buch ist eine wackere Arbeit.[2] Herzinnigste Grüße Euch Beiden von Eurem getreuen

Lazarus

[1] Vorbereitung für eine Vortragsreise im Rheinland.

[2] Steinthals „Allgemeine Ethik" (Berlin 1885); intensiv gelesen hat Heyse Steinthals Buch erst vom 4. bis 8. Oktober, laut Tagebuch.

ANHANG ZU DEN BRIEFEN AN PAUL HEYSE

Briefe von Gustav Getz und Salomon Fuld

In dem reichhaltigen Nachlaß von Paul Heyse, der sich in der Bayerischen Staatsbibliothek München befindet, existieren noch die Briefe der Frankfurter Rechtsanwälte Gustav M. Getz (1824–1889) und Justizrat Salomon Fuld (1825–1911), die seit 1886 die gesamte Korrespondenz von Paul Heyse mit Moritz Lazarus übernommen hatten.

Die Verbindung zwischen Paul Heyse und seinem Jugendfreund Gustav Getz war nicht allzu lebhaft,[1] bevor Lazarus 1876 die Absicht bekundete, alte österreichische Wertpapiere zu verkaufen, die noch auf den Namen von Heyses Onkel Louis Saaling lauteten und die Heyse aus dessen Erbe übernommen hatte. Dieser Verkauf brachte den Stein ins Rollen und erregte das Mißtrauen von Gustav Getz, dem Heyse erzählt hatte, daß sein Vermögen von einer Leipziger Bank verwaltet werde. Offenbar hatte Heyse trotz der vielen Gespräche mit Lazarus nicht begriffen, daß dieser das gesamte beträchtliche Vermögen für seine eigenen Hauskäufe nutzte und infolge seines ständigen Mangels an Betriebskapital bis an die Grenze der Legalität gegangen war.

Im Auftrag von Paul Heyse bemühte sich Getz zunächst, durch Korrespondenz mit Lazarus etwas Licht in die jüngsten Vorgänge und Fakten zu bringen. Im März 1886 gab Heyse dann ihm und Justizrat Fuld die Vollmacht, in seinem Interesse mit Lazarus zu verhandeln und von dem investierten Heyseschen Vermögen so viel zu retten, wie noch eben möglich war, ohne daß Lazarus der Gefahr ausgesetzt würde, strafrechtlich verfolgt zu werden. Heyse hatte dank dieser Intervention keinen größeren Schaden davongetragen, wenn man einmal von dem Verlust einer Freundschaft und allen Vertrauens zu Lazarus absieht. Ob er zumindest am Anfang sogar an den Gewinnen von Lazarus partizipierte (vgl. Brief Nr. 414), läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln, da keine Bilanz vorliegt und Heyse fortlaufend Einkünfte aus seiner schriftstellerischen

[1] Immerhin existieren im Heyse-Nachlaß der Bayerischen Staatsbibliothek insgesamt 107 Briefe von Gustav Getz an Paul Heyse.

Produktion bezog, die auch meist direkt an Lazarus überwiesen wurden. Das gilt auch für das kleine Vermögen von Heyses Bruder Ernst, das nach dessen Tod weiter von Lazarus verwaltet wurde.

Während Lazarus selbstverständlich die Lage aus seiner Sicht und zu seinen Gunsten darstellte, liegen in den folgenden Briefen Dokumente von Sachverständigen vor, die Einblick in die Bilanzen (wenn auch nicht in alle!) hatten, Heyses Interessen vertraten und allerdings recht bald ein begründetes Mißtrauen gegen Lazarus' Argumente hegten. Ergänzt werden diese Briefe durch die Nachlaßakte Paul Heyse, die sich im Staatsarchiv München befindet, und durch das Resultat eingehender Nachforschungen, die das Stadtarchiv Leipzig auf meine Anfrage hin über den Grundbesitz von M. Lazarus und den Geschwistern Lebenheim anstellte. Wie mir das Stadtarchiv Leipzig am 14. November 1979 mitteilte, konnten diese Nachforschungen „aufgrund des Umfangs und der Quellenlage [...] nur zu Teilergebnissen führen". Trotz dieser Einschränkungen geben sie jedoch einen Überblick über das ungefähre Ausmaß der Lazarusschen Hauskäufe, die schließlich dessen Kreditwürdigkeit – nicht nur in finanzieller Hinsicht – untergruben. Da er ein hervorragender und verdienstvoller, auch weithin bekannter Repräsentant seiner jüdischen Gemeinde in Berlin und führend in vielen jüdischen Organisationen tätig war, hat er mit diesen riskanten Unternehmungen auch seine Glaubensgenossen in Schwierigkeiten gebracht, und das zu einer Zeit, als sie es am allerwenigsten brauchen konnten.

[461] Gustav Getz an Paul Heyse

[25. Oktober 1884]

Privatissime

Das mir eingesandte, anbei zurückfolgende Contocorrent[1] ist kaufmännisch ungenügend, juristisch werthlos. Es ist aus demselben nicht zu ersehen, von wem es stammt:

Wer ist G. A. Roch?

Ist es ein bloßer Commis[2] oder Verwalter, so muß er schreiben, für wen er das Contocorrent ausstellt und kann es nur mit Rechtswirkung unterzeichnen, wenn er ein, ins Handelsregister, als solcher, eingetragener Procurist ist, z[um] B[eispiel] für Dr. Lazarus der Procurist gez. Roch.

Es scheint das Contocorrent des Dr. Lazarus in seinen Geschäftsbeziehungen zu Dir zu sein. Dann hast Du aber den Saldo von Mark 104 889 Pf. 47 an ihn und nicht an eine Bank in Leipzig zu fordern, also einem Privatmann eine so große Summe zu 5 % geliehen, gleichviel ob dieser Geld bei einer Bank stehen hat, oder nicht, da das Geld dann bei der Bank nicht auf Deinen Namen eingeschrieben ist.

Stehen die 104 889 Mark bei einer Bank in Leipzig auf Deinen Namen eingeschrieben, so müßte dies im Contocorrent angegeben sein.

Ich rathe Dir sehr, Klarheit und Sicherheit in Deine Vermögensverhältnisse zu bringen und Alles rechtlich mit Deinem Freunde so klar zu stellen, wie ich es mit meinem Bruder Max zu thun pflege. Dies ist für Sterbefälle Pflicht.

Frankfurt am Main, den 25. October 1884

[1] Contocorrent (lat.-ital.), Geschäftsverbindung, bei der die beiderseitigen Leistungen und Gegenleistungen in Kontoform einander gegenübergestellt werden und der Saldo von Zeit zu Zeit abgerechnet wird.

[2] Commis (lat.-frz.), Handlungsgehilfe.

[462] Gustav Getz an Paul Heyse

Frankfurt am Main, den 25. October 1884

[...]

Ich beschäftige mich jetzt damit, mein Advokaturarchiv, so weit ich dies gesetzlich darf, zum Einstampfen auszumustern. Dabei fielen mir die Nachlaßakten Deines Onkels Saling [sic!] in die Hände und konnte ich mich eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren, daß Du seiner Zeit dies schön angelegte Vermögen nicht bei Hohenemser[1] gelassen oder doch die Papiere behalten hast, die seitdem, wie z. B. die 6 % Amerikaner, so sehr gestiegen sind.

Damals freilich konnte man nicht, wie jetzt, wenn man einen Privatbanquier nicht für genügend sicher hielt, sein Vermögen der Reichsbank zur Verwaltung in offenes Depot geben, wobei man ganz sicher ist, sehr kleine Provision zu zahlen hat, auch nicht, wie seit dem October d[ieses] J[ahres], sein Geld in Consols, die auf eigenem Namen stehen und vor Diebstahl absolut sicher sind, anlegen, wie dies alle Engländer und Franzosen, die Privatleute sind, in ihren Staatspapieren zu thun pflegen. Ich schreibe Dir dies, weil ich eine Bemerkung, die Du mir machtest, Du machest mit Deinem Gelde 5 % bei einer Bank in Leipzig, nicht genügend beachtet und bedacht [?] hatte und mir darüber Vorwürfe mache, denn ich habe den Fehler, oft Rath zu ertheilen, wo man keinen von mir verlangt. Du läßest Dein Vermögen von Lazarus verwalten, den ich nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Menschen hoch verehre, allein ich habe theils allein, theils in Verbindung mit den ersten hiesigen Finanzmännern, wie Ladenburg[2], Goldschmidt[3], Stern[?][4] u.s.w. seit mehr als 30 Jahren so viele Vermögen zu verwalten gehabt, daß ich mich nicht für unbescheiden halte, wenn ich meiner Erfahrung etwas zutraue. Diese geht aber dahin, daß man heute, sicher angelegt mit dem Vermögen von Privatpersonen nicht mehr als 4, höchstens 4½ % machen kann.

Eine Bank oder Privatperson, die mehr als 4 % zahlt, gar 5 %, ist nicht creditwürdig, denn eine Bank, die gut steht, kann jetzt stets zu 4 % Geld

[1] Joseph Hohenemser war ein Privatbankier in Mannheim, der mit Heyses Onkel Louis Saaling befreundet war und der deshalb von Saaling im Testament zum Testamentsvollstrecker ernannt worden war (vgl. dazu die Nachlaßakte Louis Saaling, Kgl. Amtsgericht Frankfurt am Main, 1868).

[2] Gemeint ist der Bankier und Kommunalpolitiker Emil Ladenburg (1822–1902) in Frankfurt am Main.

[3] Gemeint ist wahrscheinlich der Bankier Max(imilian) Goldschmidt in Frankfurt a. M., der die jüngere Tochter von Wilhelm von Rothschild, Minna, heiratete und sich daher später Goldschmidt-Rothschild nannte.

[4] Schwer lesbar; wahrscheinlich das Frankfurter Bankhaus Jakob S. H. Stern.

haben und vergütet nicht mehr. Wer 5% macht, muß sein Geld riskirt angelegt haben und ein Privatmann, wie wir beide, darf nicht speculiren. Er muß *nur und ausschließlich* auf möglichste Sicherheit und Greifbarkeit seines Vermögens sehen. Ich z[um] B[eispiel] habe ⅓ meines Vermögens in Hypotheken, ⅓ in auf meinen Namen eingeschriebenen Werthen in England und Deutschland und ⅓ in Staatspapieren, die bei der Reichsbank deponirt sind, deren Couponsbogen mein Banquier hat, angelegt. So oder ähnlich solltest Du es auch machen. So jetzt habe ich mein Herz ausgeschüttet und kann, wenn es auch nichts nützt, mit ruhigem Gewissen auf die schönen zusammen verlebten Tage zurückblicken.

[...] Dein alter Dr. Gustav Getz

[463] Gustav Getz an Paul Heyse

Frankfurt am Main, den 2. November 1884

Lieber Paul,

Ich sende Dir anbei Lazari Brief, der Eure beiderseitigen Verhältniße klar zu stellen scheint, zurück;[1] derselbe bestätigt mir meine Auffaßungen, unwiderleglicher als ich es erwartet hatte – war es mir doch wahrlich darum nicht zu thun, mit Lazarus um die Palme der Freundschaftsbethätigung zu ringen, sondern Dich, wie jeden anderen Geschäftsunkundigen, der mir von seinen Verhältnißen gesprochen hätte, zu warnen und vor Selbsttäuschungen zu bewahren, wie die sind, in denen Lazarus noch befangen zu sein scheint. Ich hatte durch meine Lebensschicksale besondere Veranlaßung dazu: Als ich studirte, waren mein Vater[2] und mein Onkel Guldenmillionaire. Ohne zu speculiren (wie es L[azarus] vermeint) oder an Andere Geld zu verlieren, haben sie im Jahre 1848 ihr Vermögen eingebüßt, weil sie Papiere verpfändet hatten, um mehr Papiere zu kaufen und das Verpfändete dann bei der Entwerthung aller Papiere auslösen mußten. Als mein Vater 1850 starb, war mein Erbtheil nur 24 000 Gulden und 6 000 Gulden in Aussicht, nach dem Tode meiner Mutter!

Ob man mehr Papiere oder mehr Grundstücke besitzt, als man aus eigenen Mitteln bezahlen kann, ist ganz gleichgültig; sobald man mehr besitzt, als man baar zahlen kann, große Hypotheken auf seinem Grundbesitz und keine sonstigen Werthe und Capitalien zur Deckung dieser Schulden hat, ist man in großen Crisen dem ausgesetzt, daß die Hypothe-

[1] Vgl. Lazarus' Brief an Paul Heyse vom 29. Oktober 1884.

[2] Gustav Getz' Vater war der Bankier Moritz Loeb Getz, Frankfurter Bürger, verheiratet mit Henriette Getz, geb. Beyfus.

ken gekündigt werden, daß man zu Schleuderpreisen verkaufen muß und, wie der Kaufmann sagt, steckt. Nun hat L[azarus], was der Privatmann nie thun soll, Alles auf eine Karte gesetzt: auf seinen großen Grundbesitz in Leipzig; er hat sonst keine Capitalien, nicht einmal das nöthige Betriebscapital, und muß für den Fall seines Todes sein Leben versichern, um seine Rechtsnachfolger vor Unannehmlichkeiten zu schützen! Das nenne ich speculiren und sehr riskirt speculiren.

Bei dem Prosperiren aller Städte (mit wenigen Ausnahmen) ist Häuserbesitz daselbst eine der sichersten Geldanlagen. Aber nur Häuserbesitz, der nicht mit Hypotheken belastet ist und neben dem man leicht realisirbare Werthe für den Fall der Crisen hat und für den das nöthige Betriebscapital flüßig ist. Gehen doch erfahrungsgemäß so viel Aristokraten mit Grundbesitz daran zu Grunde, daß sie kein flüßiges Capital und Hypothekenschulden haben. Wenn meine Anregung dazu führen würde, daß L[azarus] seinen Grundbesitz in Leipzig zum Theil realisirte, und nur so viel davon übrig behielte, als er ohne fremde Capitalien in Anspruch zu nehmen, behalten kann, so würde ich dies für einen großen Gewinn halten. Er würde allerdings viel geringere Einnahmen als jetzt haben, auch den, dem Juden doch immer im Blut steckenden Hoffnungen[3] oder auch begründeten Aussichten auf größeren Gewinn, bei Steigen der Häuserpreise, entsagen müßen, aber eines Profeßors der Philosophie würdiger handeln, bräuchte nicht sein Leben zu versichern und von dem Wohlwollen von Finanzgrößen abzuhängen.

In diesem Sinne würde ich an Deiner Stelle bei Eurer nächsten Begegnung im Februar mit ihm sprechen.

Was Dich betrifft, so weißt Du nun, daß Du nicht ca. 104 000 Mark bei einer Bank zu 5 % angelegt hast, sondern bei Deinem Freunde Lazarus.

Wir profanen Geschäftsleute haben lieber in Geldsachen mit einer Bank oder einem Banquier zu thun, die materielle Garantien bieten und von denen wir jederzeit unser Geld zurückfordern können, wenn es uns convenirt, als mit einem Freunde, der die größten moralischen Garantien bietet, bei dem wir aber nur über unser Geld disponiren können, wenn es ihn nicht genirt und so weit es uns die Delicatesse gestattet.

[3] Gustav Getz dachte offensichtlich gar nicht daran, daß dieses (rassen)antisemitische Vorurteil auch gegen ihn ausgesprochen werden könnte. Er war jüdischer Herkunft und ließ sich im Frühjahr 1847 taufen. In einem Schreiben vom 15. April 1847 an den Frankfurter Senat teilte er mit, daß er zur evangelisch-lutherischen Kirche übergetreten sei und um die notwendigen Umschreibungen in den Kirchenbüchern bitte. Aufgrund des Beschlusses im Engeren Rat vom 22. April 1847 wurde Dr. Gustav Getz als christlicher Bürger ins Christliche Bürgerbuch und ins christliche Advokatenbuch eingetragen (Senats-Suppl. 482/28 [1846/47] – Getz, Stadtarchiv Frankfurt am Main). Vgl. auch die Einleitung zu Band II, S. IL ff.

Letztere hieße mich auch abbrechen, wenn es mein müder Arm nicht ohnehin verlangte.

Herzlichsten Gruß für Dich und Deine Gattin

Dein Dr. Gustav Getz

[464] GUSTAV GETZ AN PAUL HEYSE

Frankfurt am Main, den 17. Mai 1885

[...]

Nachdem Du die Hypothekenschuld auf Deinem Hause in München abgetragen hast, den größten Theil Deines Vermögens im Laufe dieses Jahres zurückerhalten und in jeder Zeit realisirbaren Werthen angelegt haben wirst – liegt gar kein Grund vor, der es unstatthaft machte, daß Du bei einer Speculation mit einem gut verwalteten Leipziger Haus zur Hälfte betheiligt bleibst und nach den Abrechnungen sowohl als auch nach Lazari Brief vom 14. Mai d[ieses] J[ahres] sind auch die letzten Unklarheiten, die sich bei solchem gemeinschaftlichen Eigenthum, für spätere Rechtsnachfolger ergeben könnten, geschwunden, da daraus ersichtlich, dass die Cessionen (ad C des Briefes Lazari) nur aus Zweckmäßigkeitsgründen statt der Löschungen gewählt worden sind.

[...]

Ich habe nie daran gezweifelt, daß Lazarus Dir gegenüber correct und in Deinem Intereße mit freundschaftlicher Fürsorge für Deine Geschäftsunerfahrenheit gehandelt hat; ich glaube aber noch heute, daß er sich einer Selbsttäuschung hingegeben, wenn er seine finanzielle Position für so unerschütterlich gehalten hat, daß er Dich veranlaßte, Dein ganzes Vermögen und zwar einen sehr großen Capitalposten ohne jegliche Deckung *einem Privatmann,* wie ihm, gegen 5 % Zinsen zu überlassen, und zumal einem persönlichen Freunde, dem gegenüber man stets Rücksichten der Delicatesse nehmen muß und bei dem das Vermögen nie in jedem Moment realisirbar ist [...].

[465] GUSTAV GETZ AN PAUL HEYSE

Frankfurt am Main, den 8. Februar 1886

Lieber Paul,

Lügen haben kurze Beine, deshalb habe ich zwar längst erwartet, daß Lazari falsche Angaben bald als solche sich offenbaren würden; daß er sich

aber in so unverfrorener Weise dazu bekennen würde, die ihm anvertrauten Werthpapiere eines Freundes, ohne dessen Willen und Wissen, zu eigenem Vortheil veräußert zu haben, übersteigt meine Befürchtungen und zwingt mich, seine sonstigen Angaben mit dem größten Mißtrauen entgegenzunehmen. Da die Reichsbankaktien auf Deinen Namen standen, so sind sie eigentlich noch Dein Eigenthum. Dies konnte nur dadurch verloren gehen, daß Du sie indossirt hättest, was Du nicht gethan zu haben sagtest. Lazarus kann sie nur verwerthet haben, indem er entweder Deine Unterschrift fälschte, was ich nicht annehme, oder indem er dem Käufer vorspiegelte, er handele mit Deinem Einverständniß. Er hat sich jedenfalls der Unterschlagung Dir gegenüber – dann eines Betrugs oder einer Urkundenfälschung dem Käufer gegenüber schuldig gemacht – Du kannst aber Dein Eigenthum Niemandem gegenüber geltend machen, ohne L[azarus] ins Gefängniß wegen eines dieser Vergehen zu bringen und ein Mann, der sitzt, ist nicht in der Lage Mark 40 000 zurückzuzahlen, oder auch nur 35 400,[1] abgesehen von persönlichen Rücksichten.

Die Geltendmachung Deines Eigenthums an den Aktien scheint mir also ausgeschlossen, wohl aber scheint mir die Sachlage dazu angethan, Lazarus die ganze Unverantwortlichkeit seiner Handlungsweise vorzuhalten und ihn zu energischeren Maßregeln im Interesse Deiner Befriedigung zu bestimmen. Da ich, seitdem ich längere Zeit der juristischen Praxis entfremdet bin, meine eigenen Rechtsangelegenheiten nie ohne Zuziehung eines in der Praxis stehenden Advokaten ordne, habe ich auch Deine Sache mit einem solchen, dem Justizrath Fuld (Ergänzung: auf dessen Verschwiegenheit Du zählen kannst, auch wenn er nicht gesetzlich zu solcher verpflichtet wäre. Zudem kennt er Lazari Verhältnisse am besten), der Anwalt der hiesigen Gläubiger Lazari ist, und dessen Verhältnisse kennt, besprechen zu sollen geglaubt. Wir sind zu folgendem Resultat gekommen:

1. Lazarus hat seine Frau, falls sie nicht bereits von seinen Verhältnissen unterrichtet ist, vom Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und dieselbe zur Intervention zu veranlassen, sei es durch Zahlung, oder durch Verpfändung von Werthpapieren, oder durch Bürgschaft – Alles dies formell nach preußischem Rechte geregelt.

2. L[azarus] hatte in Schoeneberg [fälschlich für: Schönefeld] bei Leipzig, wie Fuld weiß, eine ihm allein oder ihm und seiner Frau gehörige Besitzung, die hypothekenfrei war und die er nie verhypothekiren wollte. So weit dieselbe nicht seitdem bereits verpfändet ist, soll er Dir den Mehrwert verpfänden, für Deine ganze Forderung.

3. L[azarus] soll Dir die Lebensversicherungspolice von Mark 30 000

[1] Der Wert der Reichsbankanteile.

cediren und übergeben, und zwar notariell in der Form, in welcher dies nach der Police zulässig ist und die Cession der betreffenden Gesellschaft notificiren, vorausgesetzt, daß dies nach Inhalt der Police zulässig ist.

4. Den Mehrwert der grünen Tanne verpfänden. Wie die unter 2, 3 und 4 bezeichneten Punkte contractlich richtig zu stellen sind, werde ich Dir Morgen oder Uebermorgen in einer Vertragsscizze entwerfen, da Lazari Vertrag nicht genügt, keinen Schuldgrund enthält, mitunter von L[azarus] in der 1. und dann in der 3. Person spricht usw.

Warum L[azarus] weitere 15 000 auf die Tanne einzahlen will, verstehe ich nicht und billige überhaupt nicht eine weitere Verquickung dieser Hausangelegenheit.

Das Haus trägt nach der unausführlichen Bilanz Mark 17 920 jährlich ein. Die Ausgaben sind Mark 14 787

bleibt [Mark] 3 133

zur Verzinzung Deiner Mark 60 000 und Lazari Mark 42 000.

Nach Lazari Angaben stehen ohne Deine Hypothek von Mark 60 000 auf demselben, derselben vorgehend, Mark 172 000.

Die Regelung solcher Angelegenheiten bedarf Ruhe und Ueberlegung und darf nicht durch Rücksichtnahme auf die Ausarbeitung der jüdischen Ethik beeinflußt werden.[2]

[2] Diese ironische Bemerkung bezieht sich auf den Brief von Lazarus, Nr. 458 (vgl. auch Anm. 2).

[466] Gustav Getz an Paul Heyse

Frankfurt am Main, den 10. Februar 1886

[. . .]

Heute sende ich den in Aussicht gestellten Vertragsentwurf und retournire die L[azarus]schen Schriftstücke. Zu L[azarus]'s Brief vom 7. d[ieses] M[onats] habe ich zu bemerken:

Ich bin entschieden gegen jede weitere Einzahlung L[azarus]'s auf die grüne Tanne. Erstens ist es sehr zweifelhaft, ob er solche bis zum 1. April wird machen können und falls er es kann, soll er Dein Guthaben von 40 000 mindern.

Die grüne Tanne ist schon genug belastet und verträgt nicht so viel, daß Deine Einlage von Mark 60 000 und L[azarus]'s Einlage von jetzt 45 000 mit 5 % verzinzt werden können, viel mehr war's bisher stets ein kleines Deficit, welches durch Erhöhung der Einlagen und deren Verzinsung gleichfalls erhöht würde.

Gerade um dies Deficit für die Zukunft zu verhindern respective zu regeln habe ich entsprechende Bestimmungen in den Vertrag aufgenommen.

Die neue Dir zu constituirende Hypothek auf die Tanne soll nur zur accessorischen[1] Sicherung Deiner 40000, nicht als Schuld des Hauses angesehen werden bei der Jahresabrechnung; sonst würdest Du ja die Hälfte der Dir zustehenden Zinsen selbst zahlen.

Den Schluß von L[azarus]'s Vertragsentwurf* habe ich weggelassen, da er nur Selbstverständliches enthält und deshalb eher verwirrt als erläutert.

Dies ist Alles, was ich vorerst in Aussicht genommen habe und habe nehmen können.

[...]

* Justizrath Fuld, der den Vertrag, nachdem ich ihn dictirt hatte, durchgesehen hat, hält L[azarus]'s Schluß sogar für bedenklich und hat einen Zusatz zu meinem Entwurf beigeschrieben.

[1] Akzessorisch (neulat.), hinzutretend, zusätzlich; nebensächlich.

[467] Gustav Getz an Moritz Lazarus

Frankfurt am Main, den 12. Februar 1886
[Durchschlag]

Geehrter Herr Professor!

Herr Dr. Paul Heyse hat mir, wie er Ihnen bereits mündlich mitgetheilt hat, die ihm von Ihnen übergebenen Schriftstücke zur Regelung Ihrer beiderseitigen finanziellen Angelegenheiten zugesandt und mich überdies gebeten und bevollmächtigt, diese höchst unerfreulicher Sache direct mit Ihnen zu ordnen.

Bei Heyse's bekannter seltener Unkenntniß aller finanziellen Dinge habe ich es für eine Freundespflicht gehalten, dieses Mandat anzunehmen.

Ich muß nun zunächst darauf aufmerksam machen, dass Sie sich in einem Rechtsirrthum befinden, wenn Sie annehmen, die 14 Reichsbankantheile von je Mark 3000,– seien nicht mehr Eigenthum Paul Heyse's.[1]

Da derselbe diese auf seinen Namen eingeschriebenen Papiere niemals indossirt hat, auch zu ihrer Veräußerung nie die Ermächtigung ertheilt hat, so sind diese Papiere, in wessen Hände sie sich auch momentan

[1] Vgl. dazu die Briefe Nr. 431–433.

befinden mögen, sein Eigenthum geblieben, und ich kann ihm nur dann zu einem Verzicht auf diesen Eigenthumsanspruch rathen, wenn ich die Überzeugung gewonnen haben werde, dass Sie Alles gethan haben, was in Ihrer Macht steht, um ihn schadlos zu stellen.

1. Da mir Heyse früher mitgetheilt hatte, daß Ihre Frau Gemahlin die Hälfte des ehemaligen Vermögens frei und unabhängig von Ihnen besitze und verwalte, so halte ich es bei den freundschaftlichen Beziehungen, die bisher nicht nur zwischen Heyse und Ihnen, sondern auch zwischen den beiderseitigen Familien gewaltet haben, zunächst für Ihre Pflicht, Ihre Frau Gemahlin von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen und ihr Gelegenheit zu geben, ihre Freunde für die Verschuldung ihres Mannes schadlos zu halten, sei es durch Zahlung oder Verpfändung von Werthpapieren oder Bürgschaft und zwar in recht gehöriger Form.

2. Ich habe früher gehört, Sie besäßen zu Schoeneberg [fälschlich für: Schönefeld] bei Leipzig einen Grundbesitz (allein oder mit Ihrer Frau), den Sie nie verpfänden wollten. Sollte derselbe noch Ihr Eigenthum sein und seitdem nicht so mit Hypotheken belastet sein, daß er noch eine Sicherheit bietet, so würde vor Allem auf dieses Immobile an Heyse eine hypothekarische Sicherheit für seine Forderung zu geben sein. – Ich ersuche Sie, mir gefälligst umgehend glaubhafte Urkunden zu schicken, aus welchen sich ergiebt:

die amtliche Bezeichnung des gedachten Besitzthums, dessen Größe, Werth, Assecuranz[2], Hypotheken- und Steuer-Belastung und wem solches zugeschrieben ist.

Nur falls und insoweit dieser Grundbesitz keine ausreichende Sicherung bieten könnte und falls Ihre Frau Gemahlin erklärte, in dieser Sache nicht in vorgedachter Weise interveniren zu wollen, würde ich die Sicherung Heyse's durch Cession der Lebensversicherungspolice und durch die Überbesserungshypothek auf die grüne Tanne in Leipzig, wie sie in beifolgendem Vertragsentwurf skizziert sind, zu acceptiren vielleicht bereit sein dürfen.

Die grüne Tanne in Leipzig hat nach der mir vorliegenden Bilanz im letzten Jahre eine Einnahme von Mark 17 929, 34 Pfg. erzielt; die Ausgaben betrugen Mark 14 787, 49 Pfg.; es bleibt also nach 5 %iger Verzinsung der bisherigen Einzahlung Heyse's von Mark 60 000,– und Ihrer Zahlungen Mark 45 000,– ein beträchtliches Deficit, über dessen zukünftige Regelung ich das Nöthige in dem Vertragsentwurfe vorgesehen habe.

Dieses Jahres-Deficit noch durch Vergrößerung des auf das Haus eingezahlten Kapitals um die Zinsen von Mark 15 000,– neuer von Ihnen angebotener Einzahlung zu vermehren, liegt kein zulänglicher Grund

[2] Assekuranz (lat.-ital.), Versicherung.

vor. Sollten Sie am 1. April d[ieses] J[ahres] in der That über Mark 15 000,– baar verfügen können, so verwenden Sie dieselben am besten dazu, Ihre so unverantwortliche Schuld an Heyse zu mindern.

Ich ersuche Sie, den ganzen Ernst der Sachlage nicht zu unterschätzen, eine möglichst beschleunigte und genügende Regelung förderlichst in Angriff zu nehmen und einen baldigen Abschluß herbeizuführen.

Meinem Mandanten alle seine Rechtszuständigkeiten vorbehaltend zeichne ich ergebenst

[Dr. Gustav Getz]
13, Leerbachstrasse

[468] Gustav Getz an Paul Heyse

Frankfurt am Main, den 2. März 1886

Lieber Paul!

Ich hatte auf Deine Zusendung der rectificirten Bilanz Nichts geantwortet, weil ich überzeugt war, selbst Du würdest nunmehr von Lazari Unzuverlässigkeit zu Genüge überzeugt sein. Daß dieser in München auf Grund einer Abrechnung, in der er sich zu seinem Vortheil um Mk 2411 geirrt hatte, mit Dir ein Abkommen treffen wollte, ist selbst nach seiner Darstellung eine culpa lata[1] und läßt fürchten, daß auch schon früher Irrthümer zu Deinen Ungunsten vorgekommen seien. Ob aber nicht vielmehr die jetzt vorgelegte rectificirte Abrechnung, nur so günstig gefertigt sei, um die Rentabilität der grünen Tanne in ein günstigeres Licht zu stellen, läßt sich ohne Prüfung der Bücher und Belege in Leipzig nicht mit Sicherheit feststellen – mir scheint die detail[l]irtere letzte Abrechnung, von der er wußte, daß sie mir vorgelegt werden würde, eher das Richtige zu enthalten.

Jedenfalls ist die grüne Tanne ein werthvolles Besitzthum, dessen Miethzinsen 17 929 Mark jährlich ergeben, während die Dir vorstehenden Hypothekenzinsen nur Mark 8400 betragen. Die Steuern und Feuerversicherung betragen Mark 1356, die sonstigen Auslagen für Reparaturen etc. angeblich 2828. Sollte diese Ziffer auch in der rectificirten Bilanz falsch sein, so kann die Differenz im Durchschnitt der Jahre doch nicht sehr groß sein.

[...]

[1] Culpa lata (nlat.), grobe Fahrlässigkeit

[469] Gustav Getz an Moritz Lazarus

Frankfurt am Main, den 5. März 1886

Geehrter Herr Professor!

Ich hatte bereits vorige Woche an Dr. Heyse geschrieben, daß ich noch immer ohne Vorschläge zur Regulirung seiner Forderung an Sie sei und ihn gebeten, da es nun Zeit sei, Ernst zu machen, mir notarielle Generalvollmacht zu schicken – ihn auch gebeten, diese mit auf Herrn Dr. Fuld zu stellen, da ich selbst seit drei Jahren die Anwaltschaft aufgegeben habe und nicht mehr vor Gericht eine Vertretung übernehmen könne. – Hierauf habe ich gestern die abschriftlich beiliegende Antwort nebst der verlangten Vollmacht erhalten.

Heute sendet mir nun Heyse Ihren aus Berlin vom 3. März datirten Brief,[1] in welchem Sie, ohne Angabe von Gründen und ohne Angabe der Art und Weise, wie Sie die Angelegenheit befriedigend ordnen wollen, einen weiteren Aufschub bis zum Mai verlangen, auf den, abgesehen von Allem Anderen, Heyse schon deshalb nicht eingehen kann, weil er Mitte April eine längere Reise anzutreten beabsichtigt, von der er erst Mitte Juni zurückzukehren gedenkt.

Heyse schrieb mir auch, beim Durchblättern des von Ihnen im vorigen Jahre eingesandten Hypotheken-Auszugs der Grünen Tanne in Leipzig sei ihm aufgefallen, daß das kleine Vermögen der Kurz'schen Wittwe, das zu 8% auf die Tanne eingeschrieben werden sollte, sich in der Liste nicht vorfinde,[2] dagegen seien die Zinsen immer in die Jahresrechnung gestellt, und ich bitte Sie in seinem Auftrag, mir hierüber Aufklärung zu geben.

Im Uebrigen aller dilatorischen[3] Weiterungen müde, ersuche ich Sie in Ihrem eigenen Interesse, mir umgehend die früher geforderte Aufklärung über Ihre Besitzung in Schoeneberg [sic!] zu geben, mein Schreiben vom 12. Februar d[ieses] J[ahres] eingehend zu beantworten und dessen eingedenk zu sein, daß mir Ihr Schreiben vom 25. April 1885 vorliegt, in dem es wörtlich heisst:

„Inzwischen liegen Deine 14 Reichsbankantheile bei mir ebenso sicher für Dich wie bei der Hypothekenbank, welcher ich sie aber, wie gesagt, nächstens zustellen werde."

In Erwartung der nicht mehr zu verzögernden Erklärungen

ergebenst

I[m] R[uhestand]
Dr. Gustav Getz

[1] Dieser Brief von M. Lazarus ist nicht im Nachlaß erhalten.
[2] Vgl. dazu Brief Nr. 425, Anm. 2 und den dazugehörigen Brieftext.
[3] Dilatorisch (neulat.), aufschiebend, hinhaltend, verschleppend.

[470] Gustav Getz an Paul Heyse

Frankfurt am Main, den 9. März 1886

Lieber Paul,

bittere Pillen sind mitunter doch recht wirksam und wenn Dir Lazarus erst nach meinem Briefe vom 5. März mittheilt, daß er die Absicht gehabt hatte, Dich am 15. d[ieses] M[onats] mit einer Rückzahlung von Mark 20000 zu überraschen, so will ich hoffen, daß er dies zur Ausführung bringt [...]

[471] Gustav Getz an Moritz Lazarus

Frankfurt am Main, den 9. März 1886

Geehrter Herr Professor!

Herr Dr. Paul Heyse hat mir Ihr an ihn gerichtetes Schreiben vom 7. d[ieses] M[onats] mit dem abschriftlich, (mit Weglassung einer unzutreffenden Stelle) beiliegenden Briefe zugesandt, und veranlaßt mich Ihr Schreiben Ihnen mein Bedauern darüber auszusprechen, daß ich mich in dieser unliebsamen Angelegenheit nicht an den Gelehrten und Schriftsteller wenden darf, daß es vielmehr meine Pflicht ist, mich an den Schuldner, Depositar[1] und Verwalter eines Ihnen und Heyse gemeinschaftlichen Grundbesitzes wenden zu müssen.

Da mein College und Mitbevollmächtigter Justizrath Fuld auf einige Tage verreist und ich in dieser Angelegenheit weiter Alles geschäftliche mit ihm gemeinsam zu ordnen habe, so beschränke ich mich für heute auf zwei thatsächliche Punkte Ihres Schreibens.

Nicht Justizrath Dr. Fuld und ich, die wir doch beide genügende Übung in solchen Dingen gewonnen haben dürften, haben uns in der Beurtheilung der unter dem 4. Febr[uar] d[ieses] J[ahres] von Herrn G. A. Roch aufgestellten Bilanz geirrt – vielmehr hatte Letzterer sich nach seiner Angabe geirrt und eine rectificirte Bilanz vom 23. Febr[uar] d[ieses] J[ahres] datiert eingesandt.

Was Heyse über das Capital der Frau Wittwe Kurz schreibt, wäre nur richtig, wenn deren Capital nicht zu den Einnahmen der grünen Tanne in Leipzig gebucht und verrechnet worden wäre.

Unter den mir vorliegenden, übrigens nicht vollzähligen und vollständigen Bilanzen, ist keine, in der dies geschehen wäre. Eine einfache Angabe, in welchem Jahre dies geschehen und in welcher Abrechnung

[1] Depositar [lat.], Verwahrer von Wertpapieren u. a.

dies zu finden sei, wäre eine geschäftlich so einfache Aufklärung, daß mir unerfindlich, wie eine Bitte, solche Aufklärung geben zu wollen, ungerechtfertigt sein sollte.

Alles Weitere bis nach erfolgter Zahlung der von Ihnen in Aussicht gestellte Mark 20 000,– an Herrn Dr. Heyse und bis nach Rückkehr meines Collegen vorbehaltend

ergebenst

I. R. Dr. Gustav Getz

[472] Gustav Getz an Paul Heyse

[Frankfurt am Main, den 27. Mai 1886]

Lieber Paul,

Obwohl ich seit Monaten Nichts geschrieben oder sonst gethan hatte, um Lazarus zu drängen, erschien derselbe gestern unerwartet hier, angeblich um mit Fuld und mir wegen Regelung Deiner Angelegenheit zu conferiren.

Der Verkauf der Tanne, sagte er, sei nicht zu Stande gekommen, doch seien die Aussichten jetzt günstiger und er wolle sich informiren, wie er sich vorkommendenfalls zu verhalten habe. Wir erklärten ihm, Du würdest einem Verkaufe gern zustimmen, vorausgesetzt, daß Du Deine Anzahlung von Mark 60 000 dabei herausbekämst und seist vorkommendenfalls auch bereit, einen Theil dieses Capitals als Hypothek auf der Tanne stehen zu lassen, vorausgesetzt, daß der Käufer der Tanne eine Person sein werde, von der man regelmäßige Zinszahlung erwarten könne.

Wegen der Forderung der Sicherstellung für Deine 14 Reichsbankantheile hatte er Nichts anzubieten, als die Verpfändung seines Antheils an der Tanne und eine Verpfändung seiner Lebensversicherungspolice. Dabei erfuhren wir, dass die *Reichs*bankantheile nie auf Deinen Namen gestanden haben. Du hattest nach Lazari Angaben auf Deinen Namen stehende *Preußische* Bankantheile. Im Jahre 1875 wurde die preußische in eine Reichsbank umgewandelt und die preußischen Bankantheile gegen Reichsbankantheile umgetauscht. Lazarus sagte nun, bei dieser Gelegenheit habe er die neuen Reichsbankantheile gleich auf den Namen des Banquiers, der den Umtausch besorgte, stellen lassen, da er demselben Geld schuldig gewesen sei. Auf die Bemerkung des J.R. Fuld daß dies criminell sei, erwiederte [sic!] er, er habe Deine sämtlichen Effecten zur freien Verfügung und Verwaltung gehabt, bona fide[1] gehandelt, was ja

[1] Bona fide (lat.), „guten Glaubens", auf Treu und Glauben.

der Umstand beweise, daß er Dir seit einem Jahre über Mark 100 000 Buchschuld zurückgezahlt habe; hätte er Deine Forderung von 14 Bankantheilen für eine auf seiner Verschuldung beruhende gehalten, so hätte er sicher zuerst diese zurückgestellt, ehe er seine andern Schulden bezahlt hätte. Ich erwiederte ihm, daß ich an seiner bona fides zwar nicht zweifeln wolle, aber nicht begriffe, warum er weder Dir noch mir den Sachverhalt mitgetheilt habe, stets von *Deinen* Bankantheilen gesprochen habe usw. Doch wollten wir diese zwecklosen retrospectiven Erörterungen lassen und da er anerkenne, daß er Dir 14 Reichsbankantheile schulde, an die Sicherstellung für diese Forderung denken.

Da wir Deinen Absichten gemäß ihn nicht übermäßig drängen wollten, so kamen wir überein, daß er Dir entweder binnen 2 Monaten die 14 Bankantheile liefern solle, oder für deren Rechenstellung Dir eine Hypothek auf seine Besitzung in Schoenefeld bestellen solle. Diese Besitzung soll nach seinen Angaben 20 000 Quadratmeter Flächengehalt haben und bis jetzt nur mit Mark 80 000 belastet sein. Dabei versprechen wir die Hypothek so stellen zu lassen, daß er stets einzelne zu verkaufende Parcellen aus dem Hypothekarnexus gegen ganze oder theilweise Abtretung des Kaufschillings befreien könne.

Ob die Besitzung so viel werth als er annimmt, darüber müssen wir uns erst noch erkundigen; jedenfalls ist diese Hypothek besser, als die Sicherstellung durch eine Police oder eine neue Verquickung der Tannenangelegenheit. Der Eindruck, den ich von L[azarus] hatte, war ein höchst ungünstiger. Während der Verhandlung saß er zwar da, wie ein begossener Pudel; als ich ihn aber in seinem Hotel aufsuchte, saß er in einem eleganten Sammtjäckchen bei sehr gutem Frühstück wie ein Mann, der sich über all seine Schwierigkeiten weniger Sorge macht als Du, ich oder Fuld.

Für heute nur noch herzlichste Grüße für Dich und Deine Gattin

Dein Dr. Gustav Getz

Am 7. Juli 1886 schrieb Getz an Heyse, das er mit Datum vom 4. Juni 1886 „ausführliche, aber höchst vertrauliche Mittheilung" über Lazarus' Besitzung in Schoenefeld aus Leipzig erhalten habe. Von dem 20 000 m² großen Areal gingen 5000 m² für Straßen ab, „deren Herstellung überdies erhebliche Kosten verursacht". Das Bauareal solle circa 10 bis 12 Mark für den Quadratmeter in Schönefeld betragen, sei gesucht und steigend, aber zur Verwertung gehöre ein kapitalkräftiger Mann, daher müsse man wohl parcellieren.

Der damalige Wert des Grundstücks betrug also ungefähr 150 000 Mark.

[473] GUSTAV GETZ AN PAUL HEYSE

Frankfurt am Main, den 7. Juli 1886

[...]

Da die Besitzung bereits mit Mark 80 000 belastet ist, man zur Verwerthung noch Capitalien braucht – so deckt sie voll geschätzt, kaum Dein ganzes Guthaben. Wohl aber könnte eine subsidiäre Verpfändung derselben, in Verbindung mit dem Lazarusschen Antheil an der Tanne, falls nichts Besseres zu haben ist, als eine nothdürftig ausreichende Sicherung für Deine Forderung an L[azarus] anzusehen sein. [...]

Getz berichtete am 28. Juli 1886 an Heyse, daß Lazarus sowohl eine dritte Hypothek auf seine Besitzung in Schönefeld angeboten habe als auch seinen Teil an der „Grünen Tanne" als Sicherung für die 14 Bankanteile, die er binnen fünf Jahren getilgt haben müsse (was indiskutabel sei, da die Bankanteile nur bis zum 1. Januar 1891 in ihrem bisherigen Rechtsverhältnis geführt würden). Verkaufsverhandlungen seien bisher gescheitert, da Lazarus 300 000 Mark für die „Grüne Tanne" haben will, aber nur 280 000 geboten bekam (womit nur der Selbstkostenpreis gedeckt sei: 175 000 M[ark] Hypotheken, M 2500 Fr[au] Kurtz, M 60 000 Dein und M 45 000 seine Anzahlung). Und wörtlich fügte Getz hinzu: „Aus der Berliner Judenschaft soll nach Fulds Angabe Ende des letzten Winters eine sehr beträchtliche Summe für Lazarus zusammengekommen sein – vorerst ist er also noch solvent." Auch in seinem Brief vom 15. August 1886 schrieb Getz, daß nach den neuesten Berichten, die Fuld über Lazarus erhalten hatte, dieser „jetzt in gesicherterer Lage" sei. Am 21. August 1886 schrieb Getz nochmals über die Schönefelder Besitzung, die nach der vertraulichen Mitteilung eines Leipziger Freundes „jetzt einen Werth von ca. 140 000 Mark [habe], also 60 000 mehr als die darauf stehenden Hypotheken". Allerdings seien diese 60 000 schwer zu realisieren. Und beruhigend fügte er hinzu, daß die „Gläubiger Lazari" aber wohl kaum vor den nächsten Gerichtsferien Beschlag auf diesen Besitz legten, „nachdem Lazarus' Verhältnisse erst kürzlich durch Intervention reicher Glaubensgenossen für die nächste Zeit geordnet worden sind".

Getz teilte am 4. April 1887 mit, daß Lazarus sich verpflichtet habe, für die 2. Hypothek von 60 000 Mark, welche vorzugsweise den Kaufpreis für die Bankaktien repräsentieren, stets halbjährlich am 15. April und 15. Oktober 1500 Mark als 5 %ige Vergütung zu zahlen.



Moritz Lazarus und Nahida Lazarus-Remy
Photographie. Um 1895

[474] Salomon Fuld an Paul Heyse

Frankfurt am Main, den 18. September 1890

Verehrtester Herr Doctor!

Von einer Ferienreise zurückgekehrt, finde ich das beiliegende Schreiben des Herrn Professors Dr. Lazarus vom 11. d[ieses Monats] vor. Inhaltlich desselben hat er einen vorteilhaften Verkauf der grünen Tanne in Aussicht gestellt; an wen, zu welchem Preise und wie viel baar ausgezahlt werden soll? etc., darüber schweigt er; aus seinen Angaben entnehme ich jedoch:

1., daß Sie keine Abzahlung erhalten, sondern daß Sie sich begnügen sollen:

a) mit einem bis jetzt nicht bezeichneten „kleineren Grundstück" zu einem vorerst unbekannten Betrag berechnet, das Sie zu verwalten respective auf Ihre Kosten und Gefahr administriren zu lassen hätten;

b) für den Rest Ihrer Forderung an Professor Lazarus mit der bisherigen Hypothek auf die Tanne und dem ungenannten Käufer als Schuldner.

2. daß durch diese Transaktion dann Professor Lazarus von seiner „Schuld" an Sie, also wie es scheint, von der hypothekarischen Mitbelastung des Gutes Schöneberg (fälschlich für: Schönefeld) für Mark 50 000,– befreit sein will.

Lazarus wünscht nun, da die Sache *Eile* habe und bis zum 1. Oktober d[ieses] J[ahres] die materielle Entschließung erfolgen müsse, daß Sie zur Vermeidung zeitraubenden Hin- und Herschreibens einen sachkundigen *Vertrauensmann* erwählen und ihn benennen, der die Angelegenheit prüfe und auf dessen Rath abzuschließen sei.

Ich gebe Ihnen anheim, ob Sie auf diesen Wunsch eingehen wollen. Vorfrage wird sein, ob Sie sich überhaupt auf Eintauschen einer Liegenschaft in Leipzig einlassen wollen, – wozu ich aus den schon früher erörterten Gründen (siehe Brief Dr. Getz vom 30. April 1888) nicht rathen kann, – ferner ob Sie die Hypothek auf Schoeneberg [sic!] eventuell aufgeben wollen, wozu mir kein genügender Grund vorzuliegen scheint.

Unter keinen Umständen halte ich es für zweckmäßig, daß Sie Ihren Leipziger Vertrauensmann dem Herrn Professor Dr. L[azarus] vorher benennen, da ersterer dann beeinflußt, jedenfalls mit Versuchen in dieser Richtung behelligt werden oder in eine unangenehme Situation gegenüber Laz[arus] und dem Reflektanten kommen könnte; auch sollten Sie eventuell die Entscheidung jedenfalls keinem Dritten einräumen, sondern sich vorbehalten.

Ihrer gefälligen Instruction entgegensehend, verbleibe ich mit freundlichsten Grüßen

In bekannter Verehrung
Ihr ganz ergebenster

J. R. D. Fuld

Heyse hat diesen neuen Vorschlag von Lazarus offensichtlich abgelehnt, wie aus Fulds Schreiben 4 Tage später zu ersehen ist.

[475] SALOMON FULD AN PAUL HEYSE

Frankfurt am Main, den 22. September 1890
[handschriftlich]

Verehrtester Herr Doctor!

Herrn Prof[essor] Lazarus habe ich im Sinne Ihrer geehrten Zuschrift vom 20. p[a]s[sati][1] 22. d[ieses Monats] geantwortet, – hoffentlich gelingt ihm der Verkauf doch noch in einer für Sie vortheilhaften Weise. – Das Darlehenskapital von annoch Mark 50 000,–, welches zu Ihren Gunsten auf Schönefeld und Tanne lastet, wird nicht in diesem Jahre fällig; nach Inhalt der hypoth[ekarischen] Schuldurkunde ist dasselbe erst am 1. Okt[ober] 1891 zurückzuzahlen und auch das nur, wenn Sie *vor dem* 1. April 1891 kündigen; geschieht die Kündigung nach dem 1. October 1891, so tritt die Fälligkeit ein halbes Jahr nach der Kündigung ein [. . .].

[1] Passati (ital., handelssprachl.), des „vergangenen" Monats.

Bis zu diesem Brief vom 22. September 1890 läßt sich der Vorgang verfolgen. Es ist das letzte vorhandene Schreiben des Frankfurter Rechtsanwalts Salomon Fuld, der nach dem Tod von Gustav Getz 1889 die Angelegenheit allein weiterverfolgte. Aus den Akten des Nachlaßgerichts München ist jedoch zu entnehmen, daß, wie sich bei der Vollstrekkung von Heyses Testament im Mai 1914 herausstellte, noch eine Hypothekenforderung Heyses von 70 000 Mark bestand gegen Paul Richter, dessen Anwesen im Grundbuch für Leipzig Lindenau Bd. XXII, Fol.

1402, eingetragen war[1]. Daraus kann man schließen, daß Lazarus nicht imstande war, Heyses Forderung aus der Hypothek zu befriedigen, sondern daß er die „Grüne Tanne" verkaufen mußte und Heyses Hypothek auf dem Anwesen des neuen Besitzers stehen blieb.

Nach den Ermittlungen des Stadtarchivs Leipzig vom 14. November 1979, ist folgender Grundbesitz von Lazarus bzw. den Geschwistern Lebenheim in Leipzig nachzuweisen:

Reichsstraße Nr. 19 (ab 1885: Nr. 28)
1862–1880 Besitzer: Schwestern L. und A. Lebenheim[2]

Reichsstraße Nr. 23 (ab 1885: Nr. 34)
1867–1895 Besitzer: Prof. Dr. M. Lazarus in Berlin

Brühl Nr. 82, „Grüne Tanne" (ab 1885: Nr. 13)
1872–1892 Besitzer: Professor Dr. M. Lazarus in Berlin. Der Gebäudekomplex Brühl Nr. 82 hatte eine Durchfahrt zur späteren Theatergasse (danach Richard-Wagner-Straße), die vermutlich als Promenade bezeichnet wurde.

Turnerstraße Nr. 11 und 12 (ab 1885: Nr. 27 und 29)
1872–1896 Besitzer: Professor Dr. M. Lazarus in Berlin
1896 verkauft an Buchdruckereibesitzer Fischer

Roßstraße Nr. 1, 2, 3, 3b, 4b, 4c (ab 1885: Nr. 1, 3, 5, 7, 11, 13)
1879–1896 Besitzer: Professor Dr. M. Lazarus in Berlin

Katharinenstraße Nr. 6 (ab 1885: Nr. 12)
1862–1877 Besitzer: Geschwister C. und A. Lebenheim.[2] Nach 1877 sind weder die Geschwister Lebenheim noch M. Lazarus als Besitzer eingetragen. Im Adressbuch des Jahres 1884 wird als Besitzer ein Restaurateur C. F. Römling genannt und vermerkt, daß im Seitengebäude Prof. Dr. M. Lazarus sein Absteigequartier und im Hintergebäude sein Kontor hatte – jedoch nur in diesem Adressbuch. Exakte Daten sind nicht zu ermitteln.

Der angebliche Besitz von Lazarus am *Marktplatz* und auf dem *Wage-(später: Börsen-)Platz* (vgl. Brief Nr. 456) ließ sich nicht nachweisen.

[1] Vgl. dazu die Nachlaßakte Paul Heyse, Staatsarchiv München, Amtsgericht München Nr. 1914/852, besonders den Brief von Heyses Sohn, dem „Rechnungskommissar a. D. Franz Heyse", vom 7. Mai 1914 an das Amtsgericht in München.

[2] Die verschiedenen Initialen der Geschwister Lebenheim konnten weder in Leipzig noch aufgrund der Nachlaßmaterialien identifiziert werden. Möglicherweise handelt es sich um die Kinder von Sarah Lazarus' Bruder Adolph Lebenheim (Vgl. Anm. 1 von Brief Nr. 457).

Die Besitzung in *Alt-Schönefeld, Abtnaundorfer Weg 1,* die Lazarus, laut Brief Nr. 51 in Band I, im Jahre 1872 erworben hat, ließ sich nur durch ein einzelnes Adressbuch über die Ostvorstädte für die Jahre 1880–1890 nachweisen.

Nach diesen Ermittlungen hat Lazarus um 1892 die „Grüne Tanne" verkauft, den Grundbesitz in der Reichsstraße, Turnerstraße und Roßstraße aber bis 1896 behalten, d. h. bis er endgültig nach Meran übersiedelte. Da Lazarus seinem Freund Heyse in den 80er Jahren keine anderen Sicherheiten bieten konnte als eine dritte Hypothek auf den Schönefelder Besitz und seine Lebensversicherungspolice, kann man schließen, daß auch auf den anderen Grundstücken und Häusern hohe Hypotheken standen. Unter den Hypothekaren sind möglicherweise weitere Privatleute gewesen; aus einer durch Fontane überlieferten Bemerkung ist zu entnehmen, daß Lazarus wohl auch Eduard Reses Vermögen für seine Unternehmungen genutzt hat. So ist vielleicht nicht nur der grassierende Antisemitismus die Ursache dafür gewesen, daß schließlich Vertreter der jüdischen Gemeinde in Berlin eingriffen und für Lazarus sammelten. Es ist nicht zu belegen, aber doch nicht unwahrscheinlich, daß die Sanierungshilfe durch die Furcht vor größerem Schaden ausgelöst wurde – sei es vor materiellem Schaden, der Privat- und Bankleute treffen mochte, sei es ein solcher der Reputation.

In gesicherten Verhältnissen hat Lazarus wohl erst gelebt, als der gesamte Grundbesitz in Leipzig 1896 verkauft worden war. Da auch ihm die jüdischen Gemeindebehörden 1894 zum 70. Geburtstag ein jährliches Ehrengehalt ausgesetzt hatten, konnte er auf die Mieteinnahmen verzichten, ohne damit seinen gewohnten großzügigen Lebensstil aufgeben zu müssen.[3]

Paul Heyse hat diese Enttäuschung schwer bedrückt. So schrieb er am 5. Dezember 1887 an Ernst Wichert[4]: „Ein anderer Freund dagegen ist für mich verloren – Lazarus. Ich bin in meinem unbegrenzten Vertrauen zu ihm so traurig getäuscht worden, daß ich nie mehr ein Wort an ihn richten werde, und leider stehe ich in dieser veränderten Stimmung nicht allein ihm gegenüber. Näher mich darüber zu erklären in einem Briefe, mußt Du mir erlassen. Wir sehen uns hoffentlich, und ich will Dir dann gern alles mitteilen, was das Verhältnis, das für die Ewigkeit gegründet schien, wie durch einen Erdstoß zerstört hat. Die auri sacra fames[5] oder vielmehr die schwindelhafte Unternehmungslust hat ihn so weit ge-

[3] Nach dem Bericht über Lazarus' 70. Geburtstag in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums" am 21. September 1894 (Nr. 38).

[4] Heyse hatte selbst vor Jahren Ernst Wichert bei Lazarus, dem „Weisen von Schönefeld", eingeführt.

[5] Auri sacra fames (lat.), Wendung nach Vergil (Aeneis III, 57): „Der unselige Hunger nach Geld".

bracht, daß er allen Kredit verloren, alle Ehrenstellen in seiner Gemeinde eingebüßt hat. Ich kann nur in tiefer Trauer an ihn denken."[6]

Auch dem Freund Theodor Fontane hatte Heyse wohl mündlich seinen Abbruch aller Beziehungen zu Lazarus erklärt; der alte Skeptiker schenkte zwar Heyse sein Vertrauen, war aber doch wohl nicht unbeeinflußt geblieben von der beschönigenden Darstellung, die Lazarus in Berliner Kreisen über diesen Konflikt verbreitete. Jedenfalls brach Fontane erst alle Beziehungen zu Lazarus ab, nachdem er Einzelheiten von dem alten Oberst Rese erfahren hatte. Darüber schrieb er am 6. April 1897 an Georg Friedlaender: „Sie wissen, wie sehr ich an diesem [Lazarus] gehangen, wie große Stücke ich von ihm gehalten habe. Das ist nun alles hin; was ich seit der *Heyse*-Affaire, von der ich Ihnen wohl erzählt, immer gefürchtet habe, das hat sich nun grausam bestätigt und zwar durch Mittheilungen des alten Obersten *Reese,* der durch 50 Jahre hin Lazarus intimster Freund gewesen ist." Eine Anmerkung, die Fontane zu dieser Briefstelle noch selbst machte, erklärte näher, was er meinte: „Reese's Mittheilungen beziehen sich aber nicht auf *Heyse,* sondern auf viel Grauslicheres, was er *selber* mit Lazarus erlebt hat."[7]

[6] Zitat nach: Der Briefwechsel von Theodor Fontane und Paul Heyse, 1850–1897, hrsg. von Erich Petzet, Berlin 1929 (Weltgeist-Bücher), S. 257 f.

[7] Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, hrsg. von Kurt Schreinert, Heidelberg 1954, S. 312.

BRIEFE VON MORITZ LAZARUS AN VERSCHIEDENE ADRESSATEN

[476] Moritz Lazarus an Otto Braun[1]

Vertraulich!

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 17. November [18]82

Verehrter Herr Doctor

Die Haltung, welche Ihre Zeitung in der Judenfrage (in Rußland, Ungarn etc.) seit lange beobachtet hat, erfüllt mich persönlich und in meiner Eigenschaft als Vorsitzender des jüd[ischen] December-Comités[2] mit der herzlichsten Anerkennung und innigsten Dankbarkeit. Auch mich erkenntlich zu zeigen, ist mein lebhaftester Wunsch. Das Einzige freilich, was ich in dieser Richtung thun kann, ist eine ernstliche Propaganda für Ihr Blatt, welche ja auch unseren eigenen Zwecken dient. In Folge meiner jährigen Abwesenheit von Berlin im Sommer 81 und Winter 81/82[3] war auch das gehindert, und das kurze Sommersemester

[1] Otto Braun (1824–1900) war seit 1867 Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung", die im Juni 1882 Eigentum einer Offenen Handelsgesellschaft (bestehend aus Carl von Cotta und 11 Verwandten des Hauses Cotta) wurde und im Oktober 1882 von Augsburg nach München verlegt worden war. Otto Braun, der selbst Gedichte schrieb und übersetzte, widmete seine besondere Aufmerksamkeit dem Feuilleton und wurde 1891 auch Herausgeber des „Cotta'schen Musenalmanach". – Der hier abgedruckte Brief von Moritz Lazarus befindet sich mit sechs weiteren Schreiben, in denen es um Besprechungen von Lazarus' Publikationen geht, im Besitz des Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N., Cotta-Archiv (Stiftung Stuttgarter Zeitung). Da Otto Brauns Antwort erhalten und für die Haltung der Allgemeinen Zeitung sehr charakteristisch ist, wird sie im Anschluß an diesen Brief ebenfalls veröffentlicht.

[2] Lazarus hatte aufgrund der erstarkten antisemitischen Agitation 200 Männer der jüdischen Gemeinde Berlin zu einer nichtöffentlichen Versammlung einberufen. Diese Versammlung hat ein Komitee von 28 Persönlichkeiten eingesetzt, zu denen vor allem Vertreter des öffentlichen Lebens und akademischer Berufe gehörten, u. a. auch Steinthal. Lazarus wurde zum Vorsitzenden dieses „December-Comités" ernannt. Vgl. dazu M. Lazarus, Treu und Frei, aaO, S. 130ff., und Bd. I, S. LXIff.

[3] Den Sommer 1881 hatte Lazarus in Leipzig bzw. in Alt-Schönefeld verbracht und war dann im Oktober 1881 mit Steinthals zu einem langen Winteraufenthalt nach Nizza aufgebrochen.

82 mußte sich mit einem durch die allgemeine Reisesucht geschwächten Anlauf begnügen. Jetzt nach meiner Rückkehr aus den Ferien habe ich gleich die erste Sitzung zu einer vertraulichen Besprechung der Propaganda benutzt, die nun nachhaltig betrieben werden soll. Ich theile Ihnen dies als eine bloße Thatsache mit; sie soll die Stelle aller Redensarten vertreten, die mir so sehr zuwider sind.
Heute nun komme ich mit einer Bitte und Anfrage.

Die Bitte: in der Tysza-Eszlar Affaire[4] soll im December eine öffentl[iche] Verhandlung auf besonderes Drängen der Juden stattfinden; denn der Staatsanwalt hatte, wie Sie wissen, eigentlich die Absicht, einfach auf die Anklage zu verzichten, weil kein Material dazu aus der Voruntersuchung sich ergeben habe. In Wahrheit steht die Sache so, dass er von der Schuldlosigkeit der Angeklagten überzeugt ist, aber die Enthüllung der Mängel und Fehler der Voruntersuchung vermeiden will. Man kann das dem Mann und seinem Patriotismus nicht verdenken; aber für die Juden wäre das Unterbleiben der gerichtlichen Verhandlung ein Unglück. Darum kommt es darauf an, in der Presse das Drängen auf eine Untersuchung zu unterstützen; zugleich aber dafür zu sorgen, dass die tiefen Schäden des Gerichtsverfahrens in der Voruntersuchung darzulegen [sic!], damit die eigentliche Verhandlung darauf Rücksicht nehme und vor der Wiederkehr ähnlicher Tendenzen bewahrt werde.
Ich sende Ihnen nun beiliegend die Vertheidigungsschrift der Anwälte, woraus Sie die positiven und die Unterlassungssünden entnehmen wollen. *Diese* Darstellung gibt zum ersten male Licht über die Vorgänge. Ihr zur Seite ist nur noch die des „Czas"[5], welche im Pester Lloyd reproducirt war und ohne Zweifel in Ihren Händen ist, von Bedeutung.
Meine Bitte geht nun dahin, dass Sie Selbst oder wen Sie damit zu beauftragen für geeignet halten, einen entsprechenden Artikel auf Grund der Vertheidigungsschrift entweder als einen Mahnruf in der 12. Stunde vor der Verhandlung, oder als einfache Analyse der Vertheid[igungs]-schrift, für Ihre Zeitschrift beschaffen möchten. Unser Interesse an der Sache ist naturgemäßer größer als das der Redaction als solcher; dennoch möchte ich nicht in Sie dringen, einen von mir oder auf meine Anordnung verfaßten Artikel zu bringen, weil ich Sie in der Freiheit redactio-

[4] Am 1. April 1882 verschwand in dem ungarischen Ort Tisza-Eszlár die vierzehnjährige Tochter Esther der Witwe Solymossi, worauf einige Juden des Ritualmordes verdächtigt und in einer ersten Untersuchung durch Folter zu falschen Aussagen gezwungen wurden. Im September 1882 kam es in Preßburg zu antisemitischen Ausschreitungen, und auch der „Erste Internationale Antijüdische Kongreß" 1882 in Dresden, zu dem Delegierte aus allen Teilen Deutschlands und Österreich-Ungarns eintrafen, stand im Zeichen dieser Ritualmordbeschuldigungen. Bei einem öffentlichen Prozeß im Sommer 1883 wurden jedoch alle Angeklagten freigesprochen.

[5] Die 1848 gegründete Krakauer Tageszeitung Czas [polnisch: „Die Zeit"] vertrat die Interessen der adligen Großgrundbesitzer und des wohlhabenden Bürgertums Galiziens.

neller Bewegung nicht fesseln möchte. Wohl aber will ich den Verfasser eines solchen Artikels gern honoriren und stelle Ihnen deshalb 500 Mark zu diesem Zwecke zur Verfügung.
Dies meine Bitte; und daran knüpfe ich die Anfrage, ob Sie mir erlauben, Sie je nach Bedürfnis von Zeit zu Zeit um die Beschaffung eines Artikels zu ersuchen, wofür ich Ihnen ein Honorar zur Besoldung des Verfassers ebenfalls zur Verfügung stellen würde. Ich will meinerseits mit dem betr[effenden] Autor nicht verkehren, sondern lege die Anordnung vertrauensvoll ausschließlich in Ihre Hand. Da ich sachlich *Niemals* etwas Anderes verlange, als was Ihrer eigenen Gesinnung entspricht, nur Ihnen allein die Sorge für die Form überlassen möchte, bin ich eben gezwungen, Ihre gütige Vermittelung um die Herstellung von Artikeln in Anspruch zu nehmen, deren Aufnahme in Ihrem Blatt dadurch gesichert wird.
Wollen Sie mich gefäll[igst] auch wissen lassen, auf welchem Wege ich Ihnen den Betrag resp[ective] die Beträge zugehen lassen soll, und wollen Sie mir gefäll[igst] jedenfalls Ihre Privatadresse melden.[6]

Mit herzlichen Grüßen

Ihr verehrungsvoll ergebenster
Lazarus

[6] Im Antwortbrief gab Otto Braun die neue Münchner Adresse der Allgemeinen Zeitung, nicht seine Privatadresse an, um die Lazarus gebeten hatte.

[477] Otto Braun an Moritz Lazarus[1]

Redaction der Allgemeinen Zeitung
München, den 18. November 1882

Hochverehrter Herr Professor!

In umgehender Erwiderung Ihrer gesch[ätzten] Zuschrift vom Gestrigen beehre ich mich, Ihnen Folgendes zu bemerken. So sehr ich mich durch Ihr anerkennendes Urtheil über die Haltung der „Allgemeinen Zeitung" in der Judenfrage (die, wie mir bekannt, die letzten Lebenstage unseres gemeinschaftlichen Freundes Berthold Auerbach versüßt hat und von ihm wie ein tröstender Balsam empfunden wurde[2]) erfreut und

[1] Otto Brauns Antwort auf den vorausgegangenen Brief von Moritz Lazarus befindet sich im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Universitätsbibliothek, Berlin(-O), I, 591.

[2] Berthold Auerbach – seit 1855 Autor von Cotta – war am 8. Februar 1882 in Cannes gestorben, enttäuscht über das Ausmaß der antisemitischen Agitation, betrogen um alle Hoffnung und einen Erfolg seiner Bemühungen. Er selbst hatte in einem Geschäftsbrief an Otto Braun am 10. März 1881 anerkennend geschrieben: „Nicht ein Lob u. dgl. sondern nur meine Freude wollte ich ausdrücken, daß Sie in dieser schlimmen Zeit des moralischen

geehrt fühle, so wenig vermag ich mich mit der Art und Weise einverstanden zu erklären, in welcher Sie, wenn auch nur auf indirectem Wege und mit möglichster Delicatesse, sich auch unsern ferneren Beistand sichern zu müssen glauben. Die Haltung, die wir – wenigstens so lange, als ich die Chefredaction führe – in der Judenfrage eingenommen, ist ein spontaner Ausfluß des Geistes der Duldung und Humanität, der von jeher der Leitstern bei all meinem Thun und Handeln war und von dem ich mich, am wenigsten in der ebenso verantwortungsvollen als einflußreichen Stellung als Redacteur der „Allg. Ztg.", irgend einer Rücksicht zuliebe lossagen kann. So lange Sie meinen Namen an der Spitze unseres Blattes sehen, wird – deß seien Sie gewiß! – in dieser Haltung um so weniger etwas geändert werden, als ich mich darin in Übereinstimmung mit dem Eigenthümer unseres Geschäftes, Herrn Baron von Cotta[3], befinde und dieser selbst ein Ablenken in andere Bahnen unter keiner Bedingung zugeben würde. Unsere Haltung ist also principiell eine ganz naturgemäße und selbstverständliche, und kann von keiner Seite beirrt oder beeinflußt werden. Wir werden zu jeder Zeit gern bereit sein, für das gekränkte Recht eine Lanze zu brechen und stehen Ihnen deshalb auch in dem unerhörten Tisza-Eszlarer Falle gern zu Diensten. Senden Sie uns einen von wohlinformierter Seite ausgearbeiteten Artikel, der das Verfahren der ungarischen Richter in wahrheitsgemäßer, möglichst objectiver Weise beleuchtet, und von nicht allzu großem Umfange, so werden wir denselben mit Vergnügen ohne jede Vergütung Ihrerseits aufnehmen. Wollen Sie uns aber trotz alledem Ihre Erkenntlichkeit beweisen, woran ich Sie nicht hindern kann, so verwenden Sie die für Sie bereit gehaltene oder aus eigenen Mitteln gespendete Summe zum Abonnement auf die „Allg. Ztg.", deren Lectüre und Verbreitung im Norden Deutschlands noch Manches zu wünschen übrig läßt und der Sache der Humanität und wahren Toleranz nur zum Nutzen gereichen kann.
Unter herzlicher Begrüßung und mit dem Ausdruck verehrungsvollster Gesinnung zeichnet

Ihr aufrichtig ergebener Otto Braun
(Schwanthalerstrasse 73, 1. Stock)

Erdbebens fest stehen. Sie können sich kaum vorstellen, welche Menschen, die man für felsenfeste Charaktere hielt, wankend geworden sind zunächst gegenüber der Judenhetze, dann aber auch in Weiterem". (Der Brief befindet sich im Besitz des Schiller-Nationalmuseums Marbach a. N., Cotta-Archiv).

[3] Gemeint ist der Freiherr Carl von Cotta (1835–1888).

[478] Moritz Lazarus an Wilhelm Dilthey[1]

Bern, den 31. Januar 1861

Mein lieber Dilthey!

Es geht mit meiner Gesundheit wieder besser, so dass ich diese Woche schon gelesen habe; aber noch nicht gut, denn ich werde von jeder Arbeit gar leicht und bald ermüdet und fühle mich überhaupt noch matt. Gleichwohl hatte ich mir vorgesetzt, nach dem Schluß meiner heutigen Vorlesung den ersten freien Tag zu benutzen, um Ihnen zu schreiben; nun aber da mich Ihr heute angekommener Brief wieder mahnt und ich heute morgen im Bette glücklich und schnell die Vorlesung für Nachmittag präparirt habe, benutze ich sofort die Stunde, um Ihnen zu sagen, was ich „erwogen in des Herzens Geist und Empfindung" und „rede ganz nach der Wahrheit".

Der erste Eindruck Ihres Berichtes war bei mir die Auferweckung jener Gedankenreihe, die mich schon bei einem meiner näheren Freunde, bei W.[2], im gleichen Falle beschäftigt hatte. Es steht nicht gut um die deutsche und speciell die protestantische Theologie, daß ihre Jünger, um sich kampf- und schlagfertig zu machen, hinausziehen auf andere Gebiete um Kunst und Kraft dafür zu erwerben, und dann – nicht wieder heimkehren. Wo will das hinaus? Schlagen wir überhaupt im deutschen Gelehrtenlexicon der letzten zwei Jahrhunderte in allen Buchstaben nach, wo die Größen verzeichnet sind, so kehrt immer die gattungsmäßig gewordene Biographie wieder: „war zum Theologen bestimmt"; oder „studirte in den ersten zwei Jahren Theologie und wandte sich dann zur . . ." und nun folgt die ganze Windrose wissenschaftlicher und litterarischer Richtungen.

Im Polybius[3], glaube ich einmal gelesen zu haben, dass aus Griechen-

[1] Über den bedeutenden Philosophen und Historiker Wilhelm Dilthey (1833–1911) und dessen Beziehungen zu Lazarus vgl. Bd. I., S. XXIV f., LIII–LXI et passim.

Der Brief befindet sich im Besitz der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Nachlass W. Dilthey 14k. – Vgl. auch die Briefe Diltheys im Anhang dieses Bandes, S. 781 ff.

[2] Gemeint ist wohl Wilhelm Wehrenpfennig (1829–1900), der mit dem Studium der protestantischen Theologie begonnen hatte, dann auch Geschichte studierte und schließlich nur zu historischen und politischen Themen publizierte. Zunächst Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, war er zur Zeit dieses Briefes schon Leiter des Literarischen Büros der Regierung. Da Lazarus sehr gut mit ihm befreundet war, Dilthey ihn auch nur durch Lazarus näher kennenlernte, ist der Hinweis auf ihn sehr wahrscheinlich. Vgl. auch Bd. I, S. XXIV ff., S. 63–65, 89–90 et passim.

[3] Der griechische Historiker Polybios, geboren ca. 200 v. u. Ztr. in Megalopolis, hat in seiner 40 Bücher umfassenden (nur zu einem kleinen Teil erhaltenen) „Weltgeschichte" vor allem das geschildert, was er selbst als Zeitgenosse miterlebte: Die Rivalitäten der griechischen Staaten und die allmählich entstehende Weltherrschaft der Römer, der sich unterzu-

land während seines Falles und nach demselben die besten Heerführer für die verschiedensten Staaten hervorgegangen seien. –

Ich frage mich, was daraus werden soll? was, wenn die Alten, mit und nach Schleierm[acher][4] und Bauer[5] gebildeten, absterben und von den Jungen nur die ehrlich gedrillten, die Tuckmäuser[sic!], die Esel und die Heuchler bei der Fahne bleiben?

Sie sagen mir vielleicht: was Sie und Andere für die Wissenschaft leisten, das kommt ja der Theologie doch zu Gute, ob es auch zunächst an anderen Facultäten geschieht. Ein Gedanke, der ja meiner Anschauung, dass alles in das Meer des Volksgeistes sich ergießt und alle Quellen von diesem wieder getränkt werden, noch viel mehr entspricht als der Ihrigen, die Sie mir mehr an den (abgegrenzten) objectiven Ideen und den engeren Genossenschaftsgeistern festzuhalten scheinen. Allein dieser Weg ist weit und wird nicht nach geographischen Meilen sondern Län-

ordnen notwendig und nützlich sei. Polybios selbst war im Jahre 166, als die Römer die Macht der Makedonen brachen, als Geisel mit ca. 1000 anderen Achaiern nach Rom deportiert worden, damit ihnen dort der Prozeß gemacht werde. Dazu kam es nicht: Statt dessen freundete sich Polybios mit dem jüngeren Scipio an und begleitete diesen als Ratgeber auf den großen Feldzügen nach Afrika. Seine diplomatischen Talente stellte er überdies in den Dienst der Neuordnung seiner besiegten Heimat. Der Grieche Polybios hatte sein Wirken in römischen Diensten positiv bewertet – im Gegensatz zu Lazarus an dieser Stelle.

[4] Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768–1834), seit 1810 Professor der evangelischen Theologie (auch mit der Berechtigung, Vorlesungen zur Philosophie zu halten) an der Universität Berlin, hatte nach einer Synthese von Idealismus und Realismus, von Geistesphilosophie (Ethik) und Naturphilosophie (Physik) gesucht. Religion – deutlich unterschieden von Philosophie und Moral – war ihm wesentlich ehrfürchtige Anschauung des Universums und das Gefühl der absoluten Abhängigkeit von Gott, der Teilhabe am göttlichen Naturzusammenhang, nicht der tote Buchstabenglaube. Als unabdingbar für die Analyse religiöser Bewegungen sah er die Erforschung des historischen Hintergrundes und des allgemein weltanschaulichen Denkens an und war auch in dieser Hinsicht von großem Einfluß auf Dilthey.

[5] Lazarus meinte wahrscheinlich nicht Bruno Bau*er*, sondern Ferdinand Christian Bau*r* (1792–1860), der seit 1826 an der theologischen Fakultät der Universität Tübingen Religions- und Kirchengeschichte lehrte. Von größtem Einfluß auf die zukünftige protestantische Theologie war seine Analyse der sogen. Pastoralbriefe des Apostels Paulus, die er als Produkt von zeitgenössischen Auseinandersetzungen betrachtete: Nach Baur zeichnet sich in den neutestamentlichen Schriften der mehr oder minder gelungene Ausgleich zwischen der petrinisch-judenchristlichen und der paulinisch-heidenchristlichen Urkirche ab und damit der zwischen Rechtfertigung einerseits durch Glauben und Gesetz und andererseits durch den Glauben allein. Von seinem großen, auch heute noch unüberholten Werk über die Epochen der christlichen Geschichtsschreibung waren nur zwei Bände zu seinen Lebzeiten (1853 und 1859) erschienen, drei weitere wurden aus dem Nachlaß herausgegeben. Der Theologe und Hegelianer Bruno Bau*er* (1809–1882) lehrte und publizierte zunächst als Vertreter der spekulativen Orthodoxie in Berlin. Ende der 30er Jahre vollzog er jedoch den völligen Bruch mit der Orthodoxie und verlor seine Dozentur in Bonn. Antitheologisch, antireligiös, antisemitisch, wirkte er nach 1848 als konservativer Politiker und Mitarbeiter der „Kreuzzeitung".

gen- und Breitengraden gemessen. Die Hülfstruppen extra muros oder intra machen einen so großen Unterschied eben wegen der – muri[6]. Dies scheint mir der tiefe Mangel des Protestantismus, dass Kirche und Wissenschaft nicht blos innerlich jetzt schon so sehr getrennt, sondern dass sie auch äußerlich so sehr verbunden sind, dass die Kirche so auf die Wissenschaft drückt, sie in all ihre Schwenkungen und Schwankungen hereinzieht, dass sie ihr das Leben gibt aber keine Freiheit, dass die Theologie eine Präparirmaschine zu Kirchendienern aber keine Wissenschaft für sich ist. An der Mutterbrust der Medicin haben sich Anatomie und Physiologie großgesogen und sind selbsteigene Leute geworden, Kinder, welche der Mutter in Liebe getreulich helfen aber – nicht dienen. So ist es auf Seiten der Theologie kaum dem semitischen Orientalismus ergangen, es könnte und müßte aber in vollem Maße so der Kirchengeschichte, der Religionsphilosophie und von der Dogmatik wenigstens der Geschichte so ergehen.

Aber eben deshalb, weil es nun jetzt so ist, begreife ich, dass Sie die Ellbogen frei haben wollen für die Forschung.

Doch bevor ich weiter gehe, noch ein Wort im Allgemeinen über den angedeuteten Gesichtspunkt, der mich a priori und ceteris paribus[7] wünschen läßt, dass jede rüstige Kraft bei der protest[antischen] Theologie verbleibe. Woher ich ein so heftiges Interesse für die, zur Zeit wahrlich nicht liebenswürdige, protestant[ische] Kirche und Theologie habe? Ich spreche Ihnen meine, auf Alles was ich über das deutsche Volk, dieses äußere Herz Europas und innere Herz des Erdballs, gedacht habe, gegründete Ueberzeugung aus! Ich kann mich wohl irren, aber ich meine, mehr als an Venetien, an der Kurhessischen und Schleswigholsteinschen Frage, mehr sogar als am linken Rheinufer (das wir doch nie ein Decennium lang verloren haben werden, ohne es wieder zu gewinnen; es sey denn, dass wir schon völlig Graecoli [sic!][8] seien, und dann ist der ganze Bettel einerlei, dann mögen wir französisch oder russisch oder des Teufels sein –) mehr als an alledem liege der deutschen Nation am echten Heil und an der Wiederverjüngung der protestantischen Kirche.[9] Freilich *ein*

[6] Extra muros (lat.), außerhalb der Mauern (Lazarus meint: der Theologie); intra muros (lat.), innerhalb der Mauern (d. h. innerhalb der Theologie); muri (lat.: Nominativ), Mauern.

[7] A priori (lat.: „vom Früheren her"), aus Vernunftgründen, von vornherein. Ceteris paribus (lat.), unter (sonst) gleichen Umständen.

[8] Graeculi (Diminutiv von lat. Graeci, Griechen), verächtlich: Griechlein. Ein Terminus, der schon zu Ciceros Zeiten in Rom üblich war und der die Verachtung gegenüber den politisch Untüchtigen ausdrücken sollte, griechischen Philosophen und Lehrern, die sich in den Häusern der römischen Patrizier verdingten.

[9] Diese Ideen zugunsten der „kleindeutschen" Lösung und der Vormachtstellung des protestantischen Preußen hatte Lazarus auch öffentlich in seiner Schrift „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland", Berlin 1850, vertreten.

Anderes ist noch möglich, das ich nicht in Rechnung bringe, weil, wenn es eintritt, die Zukunft des deutschen und alles Geistes eine Gestalt annehmen wird, von der wir noch gar keine Ahnung haben, wobei das, was wir bisher Religion nennen, zwar nicht aufhören, aber eine durchaus bescheidene Rolle spielen würde. Ich würde ein bedeutsames Vorzeichen für den Eintritt dieser Epoche darin sehen, dass neuerdings Grafen und Barone, junge und alte Schönheiten sich der Religion annehmen; hielte ich das nicht doch für vorübergehend und unbedeutend, ein kleiner Absceß während der Fieberkrankheit, der die Krisis weder hemmt noch fördert. Dies Eine ist, dass doch vielleicht der Ideenstrom, für dessen beide Arme Baco[10] und Spinoza[11] zwar nicht die Quellen, aber doch Quelladern waren, so dass sie nach ihnen klar benannt werden mögen, sich vereinigt und – praktisch gestaltende Kraft gewinnt. Dazu fehlt noch Viel, wenn nicht Alles, und ich möchte die freien Gemeinden u.s.w. so wenig als Vorläufer oder Vorposten einer solchen Zeit ansehen, wie ich Tischrükken auf Bauern- und Edelhof für eine Rückkehr des Mittelalters halte.

Lassen wir aber die protest[antische] K[irche] auf sich beruhen; Sie gehen von der richtigen Voraussetzung aus, daß sie Ihnen Freiheit der Forschung zu gönnen nicht geneigt sey, auch wohl vor der Hand nicht sein wird. Geduldet aber wollen Sie nicht sein. Es bliebe noch ein Drittes, dass Sie Sich nemlich [sic!] Ihre Stelle gleichsam erkämpfen, dass Sie nicht den Stand der Dinge auf der einen und Sich Selbst auf der andern Seite sähen, sondern Sich Selbst mitten drinn (sic!), so dass Sie die Veränderung der Dinge herbeikämpfen helfen; dieses Dritte finde ich in Ihrem Briefe nicht berührt.

In der philosophischen Facultät freilich finden Sie Freiheit vollauf. Was mir nur nicht gefällt ist der Grund dieser Freiheit; der Staat, scheint mir, gewährt sie für alle historischen Untersuchungen selbst über das Christenthum, weil er an die einschlagende Wirksamkeit dieser Untersuchungen nicht glaubt. Ich gestehe, dass ich hier auf Seiten des Staates stehe,

[10] Lazarus meint hier wohl den englischen Philosophen Francis Bacon, Baco von Verulam (1561–1626), der zu den Begründern des englischen Empirismus zählt. Sein Denken war stark naturwissenschaftlich bestimmt, obwohl er von den großen naturwissenschaftlichen Errungenschaften seiner Zeit kaum etwas zur Kenntnis nahm. Als einzig richtige wissenschaftliche Methode erklärte er die Induktion, Beobachtung und Experiment, aus denen die allgemeinen Gesetze zu entwickeln seien. Durch seine Wissenschaftstheorie und -systematisierung, besonders durch die Forderung nach einer Trennung von Theologie und Philosophie wirkte er anregend auf die europäische Philosophie der Neuzeit.

[11] Der Philosoph Baruch Spinoza (1632–1677) war der Begründer eines neuen universalen Monismus. Wegen seines freien Denkens war er aus der jüdischen Gemeinde in Amsterdam verbannt worden. Er nahm nur eine einzige Substanz an, „Gott oder Natur"; alle Dinge, alle Ideen seien Modi, Daseinsweisen derselben „unendlichen Substanz". Spinoza glaubte weder an Willensfreiheit im geistig-sittlichen Bereich noch an den Zufall in der Physik. – Lazarus war alles andere denn ein Spinozist, wenn ihn seine Verehrer auch gern mit Spinoza verglichen.

und auch nicht daran glaube. Nun weiß ich wohl, dass Sie ja dies Einschlagen nicht suchen, sondern Freieres und Tieferes, nemlich Erkenntniß der Sache selbst erstreben, ohne Seitenblick auf sofortige Anwendung. Aber wird auch nur dasjenige Interesse dafür vorhanden sein, dessen Sie doch bedürfen? Sie wünschen ohne ein langes Privatdocen-[ten]thum zum Ziele zu gelangen; muß nicht, wenn Sie in „2–3" – ich sage getrost in 4–5 – Jahren es erreichen wollen, eine Studentenschaft Ihren Forschungen mit einem gewissem Eifer sich anschließen?

Das ist der Punkt, den Sie, lieber Dilthey, am reiflichsten bedenken müssen! Gibt es eine solche Studentenschaft? Die Theologie hat den einen Vorzug, dass sie ein *Fach* ist; in einem Fach sucht man Etwas. Werden die theologischen Studenten unter der Überschrift „Philos[ophie]" oder auch „Geschichte" *suchen*, ob sie da Etwas angekündigt sehen, um die Entwikkelung des Christenthums zu begreifen? Natürlich meine ich innerlich was ich so äußerlich bezeichne. Werden die Philos[ophen], die Philologen, werden die Historiker selbst Sie suchen? Ich hoffe, dass Sie unsere Studentenschaften besser kennen, als ich; wir haben sonst schon zuweilen darüber gestritten – und wünsche, dass Sie mit besserer Kenntniß diese Frage sich bejahen mögen. Sehen wir dagegen von dem äußeren Erfolg gänzlich ab, wie man darf, und wie man, dico aperte,[12] auch soll, – dann scheint mir im Innern der Sache Ihr Entschluß kein wesentliches Bedenken zu haben. Ich berücksichtige dabei zugleich Ihre Bemerkungen im jüngsten Briefe und finde es in der That völlig gerathen, dass einmal Einer vorwiegend von der historischen Seite her an das herankommt, was Gesch[ichte] und Philos[ophie] in sich vereinigt. Ich sehe aus Ihrem Briefe nicht deutlich, ob Sie eventuell sofort nach der Habilitation nach Paris gehen oder vorher etliche Semester lesen wollen. In letzterem Falle sehe ich eine gewisse Schwierigkeit – obwohl keine unüberwindliche – darin: *was* Sie einstweilen lesen wollen, bevor Ihre historischen Arbeiten einigermaßen gereift sind, um auch nur Unterlage zur Durcharbeitung während des Lesens zu sein? Freilich weiß ich nicht, ob Sie nicht schon so weit sind.

Sollten Sie aber gleich nach Paris gehen, dann rathe ich, dass Sie sofort neben den histor[ischen] Studien nicht auch philosophische überhaupt betreiben sollen, sondern ein bestimmtes neueres System gründlich durchmachen, nicht um darin festen Fuß zu fassen, sondern sich von ihm aus gründlich über die Gesch[ichte] d[er] Philos[ophie] rückwärts und vorwärts zu orientiren. Die Systeme sind Hügel; im Thal an ihrer Kette entlang zu gehen, gewährt eine schöne *An*sicht; aber erst wenn man *einen*

[12] Dico aperte (lat.), ich sage (es) offen – vielleicht offener, als es ihm bewußt wurde. Solange Dilthey sich als Theologe um eine Universitätsdozentur bewarb, war er Lazarus „ungefährlich" gewesen, aber als Philosophiehistoriker?

ersteigt, gewinnt man die *Aussicht* und die Fähigkeit zur selbsteigenen Höhenmessung.

Mit diesem, wie alles Obige mit völligster Offenheit ertheilten, Rath will ich für heute schließen; ich stehe Ihnen in dieser, wie in jeder wichtigen Frage, zu jeder Correspondenz jederzeit bereit, wenn ich auch sonst durch meine Arbeiten sowohl von freundschaftlicher wie von wissenschaftlicher Correspondenz hier abgehalten bin. Sie wissen recht gut, lieber Freund, dass die Weite und Tiefe der Aufgabe der W[issenschafts]lehre eine Art von Arbeiten mit sich führt, welche eigentliche, ruhige Muße wirklich ausschließt. Das pocht und hämmert im Kopfe den ganzen Tag; da blicken die Gedanken fragend und warnend und neckend durch Thür und Fenster herein und huschen vorüber u.s.w.

Und nun zu Ihrem Freund U.[13] Es thut mir sehr leid, daß ich ihn nicht persönlich kenne, es wäre mir [hier endet Seite 8 des Briefes, der unvollständig erhalten ist].

[13] Der klassische Philologe Hermann Karl Usener (1834–1905) lehrte seit 1858 als Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Noch im Brief vom November 1860 an den Vater schreibt Dilthey, daß Usener, überhäuft von neuen Stunden, nicht zu seinen literarischen Plänen komme. 1861 aber wurde Usener nach Bern berufen. Ob Dilthey davon in seinem Brief an Lazarus noch etwas angedeutet hat, ist zweifelhaft. Denn Anfang Februar schrieb er an seine Großmutter, daß die Verhandlungen noch in der Schwebe sind und Stillschweigen geboten ist. Usener hat im September 1866 Diltheys Schwester Lilli geheiratet. – Vgl. auch die Briefe Nr. 334 und Nr. 335.

[479] Moritz Lazarus an Georg Moritz Ebers[1]

Nizza (Krafts Hotel de Nice), den 27. December 1878

Verehrter und lieber Freund!

Lassen Sie mich Ihnen zunächst den Wunsch und die Hoffnung ausdrücken, dass Sie den neulichen Unfall glücklich überwunden haben und

[1] Auch mit dem Ägyptologen und Schriftsteller Georg Moritz Ebers (1837–1898) verband Lazarus eine freundschaftliche Beziehung. Als dieser 1870 an der Universität Leipzig eine a. o. Professur der Ägyptologie erhielt, wurde die Korrespondenz immer wieder durch persönliche Begegnungen unterbrochen. 1876 erlitt Ebers jedoch einen schweren Rückfall seines Beinleidens: Lähmungen und starke Schmerzen hinderten ihn bald daran, seine Vorlesungen im Universitätsgebäude abzuhalten. Immer wieder unternahm er – letztlich erfolglos – Reisen zur Linderung seines Leidens. Er wandte sich nun verstärkt der Ausarbeitung seiner Romane zu, von denen die „Ägyptische Königstochter" (3 Bde.,1864) der berühmteste wurde und in hohen Auflagen noch in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts erschien. In der Ägyptologie machte sich Ebers einen Namen durch die vorbildliche Edition eines alten ägyptischen Handbuchs der Medizin („Papyrus Ebers").

dass das neue Jahr Ihnen allseitige Genesung und Kräftigung bringen möge.

Die häufigen Anfälle peinlicher Katarrhe haben es für meine Frau nothwendig gemacht, diesen Herbst und Winter im Süden zuzubringen; so sind wir denn seit Mitte October hier, wo es meiner Frau auch für jetzt so gut geht, dass ich die beste Hoffnung auch für den künftigen Erfolg hegen darf. Ich selbst benutze diese, in mancher Hinsicht, zumal im Vergleich zu meinem Berliner Winterleben, paradiesische Ruhe zur Vorarbeit für den dritten Band Leben der Seele, zu denen ich auch noch rechne, dass wir Mitte Februar etwa nach Italien zu gehen gedenken, um mit dem Beginn der Sommervorlesungen wieder daheim zu sein.

Dass ich unter diesen Umständen, *jetzt*, für den so werthvoll und gewichtig empfohlenen Goldzieher [!][2] Nichts thun kann, dass auch ein etwaiger Schriftwechsel in solcher Sache Nichts ausrichten kann, werden Sie anerkennen. Dagegen werde ich nach meiner Heimkehr mit Ernst und Eifer darauf sinnen, ob es gelingen mag, ihn nach Berlin zu ziehen, oder sonst Etwas für ihn zu thun. Ich bitte Sie, auch Herrn Prof[essor] Fleischer[3] dies mit meinen besten Grüßen zu sagen. So ernstlich habe ich vormals schon an eine Berufung Goldz[iher]s gedacht, daß ich mir damals einen Empfehlungsbrief über denselben von pp. Fleischer erbeten hatte. Seine wohldotirte Anstellung in Pest hat mich dann den Versuch, ihn für Berlin, d. h. für die Hochschule [für die Wissenschaft des Judentums] zu gewinnen, aufgeben lassen. – Bei dieser Gelegenheit will ich mir erlauben, Ihnen einen jungen Studenten zu derjenigen freundlichen Aufnahme zu empfehlen, welche Sie überhaupt Studirenden zu gewähren geneigt und in der Lage sind. Er ist ein sehr braver junger Mann, dessen Eltern mir seit lange bekannt sind; sein Vater ein redlicher Banquier, seine Mutter eine liebe, gütige Frau. Er wird Ihnen meine Karte bringen und trägt den Namen Richard Meyer; auf den Wunsch seiner Eltern, die grade hier in Nizza sind, möchte ich diese Empfehlung um so weniger versagen, da der junge Mann, Stud[ent] d[er] Philologie, ein eifriger Verehrer von Ihnen sein soll.[4]

Der im folgenden veröffentlichte Brief von Lazarus an Ebers befindet sich mit einigen weiteren Schreiben im Nachlaß Ebers der Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Berlin (W), unter der Sign. Acc. Ms. 1928. 46.

[2] Der bedeutende Islamwissenschaftler und Religionshistoriker Ignaz Goldziher (1850–1921), der sich 1872 in Budapest habilitiert hatte, arbeitete damals als Sekretär der Pester Jüdischen Gemeinde. Vgl. dazu die Briefe Nr. 321–324.

[3] Heinrich Leberecht Fleischer (1801–1888) lehrte seit 1835 als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Leipzig und bemühte sich sehr, seinem begabten Schüler Goldziher eine adäquatere Stellung zu verschaffen. Vgl. ebenfalls die Briefe Nr. 321–324.

[4] Richard Moritz Meyer (1860–1914) hatte zunächst in Leipzig studiert und erfuhr dann später in Berlin seine entscheidenden Anregungen durch den Literarhistoriker Wilhelm Scherer. Er habilitierte sich 1886 an der Universität Berlin, wo er 1901 eine a. o. Professur

Von meiner Frau soll ich Ihnen mit schönen Grüßen sagen, dass sie in diesem Sommer endlich Ihre und Ihrer lieben Frau Bekanntschaft zu gewinnen hofft und mit den herzlichsten Grüßen für Ihre liebe Frau und Sie Selbst bin ich

Ihr innig und treu ergebner
Lazarus

Herrn Prof. Dr. Georg Ebers
in Leipzig

für deutsche Sprache und Literatur erhielt. Seine Dankbarkeit für den verehrten Lehrer dokumentierte er nach dem Tod Wilhelm Scherers durch die Herausgabe von dessen unvollendeter „Poetik" (Berlin 1888). Meyer war ein vielseitiger Gelehrter, und dank seiner glänzenden psychologischen Charakterisierung erlebte sein Werk „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts" (Berlin 1900) mehrere Auflagen. Seine Biographie über „Goethe" (Berlin 1895) wurde preisgekrönt. – Lazarus' Schreiben liegt die Visitenkarte bei, ergänzt durch „freundschaftliche Grüße durch Herrn stud. phil. Richard Meyer" (mit dem Datum vom 27. December 1878).

[480] Moritz Lazarus an Otto Ernst [Schmidt][1]

Leipzig (für Berlin), den 9. October 1892

Hochgeehrter Herr!

Von einer Kurreise hieher zunächst gelangt, komme ich erst heute dazu, Ihre gefäll[ige] Zuschrift vom 30. v[origen] M[onats] zu beantworten. Indem ich Ihnen für die ehrenvolle Einladung in Ihrem Verein[2] einen Vortrag zu halten und insbesondere auch für die liebenswürdige Form derselben herzlich danke, muß ich dieselbe zu meinem lebhaften Bedauern vor der Hand ablehnen. Mein Gesundheitszustand verbietet mir leider, irgend eine Verpflichtung zu übernehmen, zumal ich wahrscheinlich auch meine Vorlesungen an der Universität in diesem Winter werde aufgeben müssen.

[1] Otto Ernst, eigentlich: Otto Ernst Schmidt (1862–1926), stammte aus armer Arbeiterfamilie, erhielt aber dank verständnisvoller Lehrer eine gute Ausbildung, so daß er schließlich seit 1883 in Hamburg als Volksschullehrer tätig sein konnte. Seit 1901 lebte er dort als freier Schriftsteller. Er schrieb Erzählungen, Dramen, Gedichte, Gelegenheitsprologe, Reden, Kinderbücher und die damals besonders geschätzten autobiographischen Romane über Asmus Semper. Verdienstvoll war auch seine volksbildnerische Tätigkeit: So gründete er am 26. Oktober 1891 zusammen mit dem Lehrer Dr. Jakob Loewenberg, dem Buchhändler Leon Goldschmidt u. a. die „Literarische Gesellschaft" in Hamburg. Auch Moritz Lazarus wurde gebeten, in diesem Rahmen einen Vortrag zu halten. Lazarus' ablehnende Antwort befindet sich im Otto-Ernst-Nachlaß der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.

[2] In der „Literarischen Gesellschaft".

Gern werde ich unter günstigeren Umständen künftig einmal Ihrer freundlichen Einladung folgen und bitte es als ein Zeichen meines Dankes für dieselbe anzusehen, wenn ich mir erlaube, Ihre Aufmerksamkeit auf Frau Dr. Nahida Remy in Berlin W, Potsdamer Straße No. 139 zu lenken.[3] Sie wird Ihnen als Verfasserin des „Grafen Eckardstein" und der „Constanze", welche s[einer] Z[eit] auch in Hamburg aufgeführt und mit vielem Beifall aufgenommen wurden, bekannt sein. Ihr Ruf als Dichterin ist auch durch die „Sicilianischen Novellen" und den vorzüglichen Roman „Geheime Gewalten" befestigt, während sie neuerdings als culturhistorische Schriftstellerin durch das Buch: „Das jüdische Weib" sich ausgezeichnet hat, zu welchem ich selbst eine einführende Vorrede geschrieben habe.[4] Zwei Vorträge, welche sie im vorigen Winter in Berlin gehalten, sind mit großem und ungetheiltem Beifall aufgenommen worden.

Mit vorzüglicher Hochachtung Lazarus

[3] Die Journalistin und Schriftstellerin Nahida Remy, geb. Sturmhöfel (1849–1927) war in erster Ehe mit dem Theaterkritiker Max Remy (gest.1881) verheiratet und wurde 1895 Lazarus' zweite Frau. Die antisemitische Bewegung um 1880 regte sie zu gründlicher Beschäftigung mit der Bibel und der jüdischen Geschichte an; ein Ergebnis dieser Studien ist das Werk: „Kulturstudien über das Judentum", Berlin 1893. Vor ihrer Eheschließung mit M. Lazarus trat sie zum Judentum über.

[4] Nahida Remy, Das jüdische Weib, Leipzig 1892, mit einer Vorrede von Moritz Lazarus.

Mortiz Lazarus an Karl Emil Franzos

Der aus Galizien stammende Schriftsteller Karl Emil Franzos (1848–1904) war nach seinem Studium zunächst einige Zeit als Jurist tätig gewesen, arbeitete aber seit 1872 als Jounalist in Wien und Pest. Als Reporter der Wiener „Neuen Freien Presse" und anderer Zeitungen bzw. Zeitschriften bereiste er die östlichen Kronländer der Habsburgermonarchie, Rumänien, Rußland, Kleinasien und Ägypten. In seinen Romanen und Erzählungen schildert er allerdings, sehr realistisch und aus kritischer Distanz, vorwiegend das ostjüdische Milieu seiner Heimat. Als überzeugter Aufklärer versuchte er seinem großen (auch nichtjüdischen) Leserkreis die geistige und materielle Enge des Ghettolebens als Folge der politischen und rechtlichen Benachteiligung der Juden verständlich zu machen und für eine Verbesserung ihrer Lage zu wirken.

Wann Lazarus die Bekanntschaft dieses begabten, auch heute noch nicht genügend gewürdigten Schriftstellers machte, ist nicht genau zu

rekonstruieren, wahrscheinlich um 1880. Briefe von Lazarus aus den Jahren von 1880 bis 1887 befinden sich im Karl-Emil-Franzos-Nachlaß in der Wiener Stadtbibliothek (Sign. I. N. 64. 184ff.). Einige Briefe von Karl Emil Franzos sind im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Universitätsbibliothek, Berlin (O), unter der Signatur II, 114–122 erhalten.

Im folgenden werden daraus einige Briefe veröffentlicht, die ein Publikationsprojekt zum Thema haben, das Lazarus angeregt hatte, das aber offensichtlich nicht verwirklicht wurde. Franzos schrieb immer mit großem Vertrauen an Lazarus und hat ihm als dem einzigen Außenstehenden auch darüber berichtet, wie in seiner eigenen Familie der Gegensatz zwischen religiösem Fanatismus und geistiger Freiheit aufbrach und wie sehr ihn dieser Konflikt belastete. „Sie wissen", schrieb er am 18. März 1882 (II, 116) an Lazarus, „meine, nun 70jährige Mutter lebt mit meinen beiden unvermä[h]lt gebliebenen Schwestern in Czernowitz, und ich sorge für ihre Bedürfnisse. Schon im Sommer einmal schrieb mir meine Schwester, meine Mutter, die von je streng orthodox gewesen, bete nun den ganzen Tag, daß Gott mir, ihrem einzigen Sohne, die schweren Sünden gegen Israel vergebe; ich hätte den Rabbi von Sadagora geschmäht, schriebe am Sabbath u. s. w. Die alte Frau habe keinen anderen Gedanken und benehme sich fast unheimlich. Ich suchte brieflich zu beruhigen, so weit ich konnte. Und nun, nachdem ich durch mehrere Monate nichts Beunruhigendes mehr gehört, nun denken Sie sich mein Entsetzen, als plötzlich am 18. November Vormittags meine Mutter in mein Zimmer tritt! Sie war unter dem Vorgeben, eine Cousine in Sniatyn zu besuchen, von den Schwestern geschieden und hatte die große Reise von Czernowitz nach Wien allein gemacht, ‚um meine Seele zu retten'. Nach drei Minuten wußte ich, daß hier keine Vernunftgründe mehr verfingen; mein Entsetzen, meinen Schmerz kann ich Ihnen nicht schildern, gewiß, Sie fühlen es mir auch ohnedies nach! Da die Greisin, bis auf dies Eine, sanft und gut, wie immer, ist, so blieb nur eben übrig, ihr Alles, was sie wollte, zu versprechen und sie dann wieder heimzubringen [. . .]. Von allem Reinmenschlichen abgesehen (und ich darf mir nachsagen, daß ich ein guter Sohn bin!) – wie schwer ist der Preis, mit dem ich mein Aufringen aus den Anschauungen meiner Umgebung bezahlen muß!"

Und ergänzend, auf Lazarus' gutes Zureden vom 28. 3. 1882, schrieb Franzos am 1. April 1882: „[. . .] ich habe nicht blos nie vergessen, daß es sich um meine *Mutter* handelt, sondern um die *liebende, bangende* Mutter! Das blitzt auch jetzt noch aus ihren Reden und Briefen hervor [. . .]. Sie sagt wohl zuweilen: ‚Du stürzest mich in ewiges Verderben! Denn wie wird mich Gott dafür strafen, daß ich einen solchen Frevler geboren!', aber zehnfach öfter klagt sie: ‚Bekehre Dich doch um Deinetwillen! Die Sünde ist kurz, die Vergeltung lang! Mein armes Kind, wie wird es Dir

ergehen?!' Höchst merkwürdig ist ein Brief, den sie neulich an den Rabbi von Sadagora gerichtet und den meine Schwestern mir zugesendet. Sie bittet ihn, mir nicht zu fluchen, und führt darin eine Sprache, so liebevoll, so erschütternd, wie eben nur eine Mutter für ihr Kind bitten kann. Ich werde diesem Furchtbarsten, was mich hätte treffen können, nie objectiv entgegentreten können, aber auch heute fühle ich, daß ich hier wohl vor dem Merkwürdigsten stehe, was sich mir je aus den Tiefen unserer Volksseele geoffenbart!"

Franzos übersiedelte 1887 für immer nach Berlin, wo er u. a. die Zeitschrift „Deutsche Dichtung" – in ständiger Polemik gegen den Naturalismus – herausgab. Ob die freundschaftliche Beziehung zu Lazarus auch in räumlicher Nähe fortdauerte, ist nicht festzustellen. In M. Lazarus' Lebenserinnerungen wird Franzos merkwürdigerweise nur kurz erwähnt (aaO, S. 144), und Briefe sind aus dieser Zeit nicht erhalten, was bei der Möglichkeit persönlicher Begegnung allerdings verständlich ist.

[481] Moritz Lazarus an Karl Emil Franzos

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 8. Juni 1882

Mein lieber Freund!

Ich will mit dem Ende, mit dem Tropfen anfangen, der den Becher meiner Sehnsucht, Ihnen zu schreiben – ein ganz stattlicher Pokal – überfließen macht. Weiß ich doch nicht wie viel Zeit mir frei bleibt oder wie bald meine Person oder meine Feder anderweitig dringend gefordert wird. Das eine aber muß ich Ihnen heute gleichsam officiell schreiben. Sie haben in der N[euen] Fr[eien] Pr[esse] eine Reihe von Artikeln über die Judenverfolgung in Rußland gebracht.[1] Ist sie bald abgeschlossen? Kann

[1] Der Bericht von Karl Emil Franzos erschien in sieben Folgen am 14. Mai, 16. Mai, 1. Juni, 2. Juni, 6. Juni, 7. Juni und 21. Juni 1882 jeweils im Morgenblatt der Neuen Freien Presse (Wien). Am 22. Juni 1882 erschien noch eine zusätzliche Erläuterung unter: (Jude und Bauer). – Der Bericht beruht auf persönlichen Eindrücken, Recherchen und Interviews. Beeindruckend ist Franzos' Realismus, seine Immunität gegen ideologische Propaganda- und Erklärungsversuche, wie er sie ununterbrochen von der russischen Regierung und auch von westeuropäischen Berichterstattern und wohlmeinenden Zeitgenossen hörte. Es handle sich nicht um spontane Ausbrüche eines Rassen- und Glaubenshasses; die Pogrome seien vielmehr organisiert von großrussischen Agitatoren, die meist aus Moskau kämen und Geldprämien versprächen (übrigens nicht von den ständig verleumdeten „Nihilisten"). Sie handelten mit Wissen und im Auftrag des Zaren und der Regierung. Ausgeführt wurden sie zunächst von den „Kazappen", armen Bauern aus dem unfruchtbaren Norden, die alljährlich in den „fetteren" Süden zogen, um sich dort als Landarbeiter zu verdingen,

sie es werden? unbeschadet, dass ihr etwa eine neue Reihe folgt, für welche nur hoffentlich kein neues Material entstehen mag. Wenn also der Abschluß auch nur einstweilen möglich ist, dann soll ich Sie im Namen unseres „Central-Comité“[2] bitten, die Artikel, so wie sie sind, als Brochüre drucken zu lassen, oder nur die Erlaubniß zu geben, sie drucken zu lassen. Im ersteren Falle würden wir beim Verleger sofort 1000 Exemplare bestellen und um eine recht schnelle Sendung bitten.

So! jetzt könnte dieses Blatt, wenn Noth an Mann ist, allenfalls abfliegen, um mein öffentliches Gewissen zu beruhigen und könnte Ihnen Weiteres aus dem Privatgewissen versprechen.

Jetzt will ich mich nicht mit besonderen Worten entschuldigen, dass eine Antwort auf Ihren l[ieben] Brief vom Anfang April nicht gekommen ist.[3] Der bloße Bericht über unser und speciell mein Leben seit jener Zeit wird dies reichlich vollbringen. Irre ich nicht, so war meine letzte Karte aus Leipzig, und aus der letzten Woche des April. Die Erkrankung meiner Frau, die Beschwerde der Heimreise, die uns im Zusammentreffen mit Freund Heyse[4] in Venedig auf einen einzigen Tag flüchtigen Lichtschein gewährte, die relativ glückliche Ankunft in Leipzig ist Ihnen also bekannt; auch die sorgenvolle Stimmung von welcher jene ganze Zeit eines Monats erfüllt war. Die Reise hieher ging auch recht gut; meine Frau ist nicht viel besser aber jedenfalls nicht schlechter hier angekommen, als sie, von der Krankheit kaum genesen, zuletzt aus S. Remo abgereist war. Hier nun geht es ihr leidlich besser; sie wird kräftiger und frischer; aber noch wollen die Ärzte ihr keine Bewegung auf- oder abwärts gestatten,

angelockt durch die zusätzliche Beute bei Judenplünderungen. Später beteiligten sich an Mord und Raub auch die einheimischen Bauern des Südens, und die Polizei sah müßig zu, wenn sie nicht durch hohe Bestechungsgelder der Juden zum Handeln veranlaßt wurden. Auf diese Weise wurde eine ständig drohende soziale Revolution „kanalisiert“.

[2] Das „Deutsche Centralcomitee“ war eine Nachfolgeorganisation des 1878 gebildeten Hilfskomitees für die russischen und rumänischen Juden und wie dieses aus der deutschen Abteilung der Alliance Israélite Universelle hervorgegangen. Ähnlich wie die selbständig wirkende Israelitische Alliance in Wien sollte es, die regionalen Hilfskomitees koordinierend, sich der Massenemigration jüdischer Flüchtlinge aus Rußland und Südosteuropa annehmen. Zentren des Auswanderer- und Flüchtlingselends waren die galizischen Städte Brody und Lemberg, in denen Tausende Hilfe und Unterkunft suchten.

[3] Franzos hatte in seinem Brief vom 1. April 1882, der im Lazarus-Nachlaß in der Humboldt-Universitätsbibliothek unter der Nummer II, 117, erhalten ist, nochmals über das Mißverständnis gesprochen, das den gekränkten Auerbach betraf und das in Franzos' Aufsatz zu Ehren des Toten nur angedeutet war. Lazarus ist schriftlich dann nicht mehr darauf eingegangen, da er über Auerbachs Äußerung lieber mündlich sprechen wollte. – Er hatte Franzos außer der erwähnten Karte aus Leipzig noch zwei weitere Grüße aus Nizza geschickt, die ebenfalls im Franzos-Nachlaß erhalten sind.

[4] Lazarus' und Steinthals trafen nach dem Winteraufenthalt in Nizza auf ihrer verkürzten Reise durch Oberitalien in Venedig kurz den befreundeten Schriftsteller Paul Heyse. Vgl. auch die Briefe Nr. 97 und 99.

nicht weil sie leidet, sondern weil man Leiden daraus fürchtet; in der Ruhe aber, ans Zimmer gefesselt, mit Bewegung auf ebenem Boden sich begnügend, geht es ihr ganz erträglich. Sie entbehrt also der freien Bewegung und damit der freien Luft und das macht die Sorge noch beschwerlicher, aus welcher die Entbehrung ihr aufgelegt ist. Da heißt es dann, lieber Freund, sich mit der „Heiterkeit" in der Gewohnheit des Daseins bescheiden einrichten. Mir gelingt das etwas leichter, weil ich seit meiner Rückkehr mich auf Stimmungen einzulassen einfach gar keinen Spielraum habe.

Am 30. April sind wir hier eingerückt. Am 1. Mai habe ich zu lesen begonnen, nachdem ich mir die ersten Vorlesungen unterwegs zurecht gelegt hatte. Die Ankündigung am schwarzen Brett hat alle Schriftführer und Obmannsstellvertreter von Comités, denen ich vorzusitzen das zweischneidige Vergnügen habe, auf die Beine gebracht, und dass ich ein ganzes Jahr fern gewesen, sollte ich überall mit einer ehestens anzuberaumenden Sitzung büßen. Das war nun in Summa Alles nicht schlimm, wenigstens nicht neu, obwohl die Studenten doch vor Allem den ausgeruhten Geist ihres Lehrers spüren sollten. Da hatte aber der Teufel Herrn Ignatiew und die Kazappen längst geritten;[5] viele Comité's hatten zu Gunsten der Flüchtlinge sich gebildet und gewirkt, und um die Wirkung mehr zu einigen, hatten die Delegirten derselben Bildung eines Deutschen Central-Comités, wie Sie wissen, beschlossen. Meuchlings hat man mich, der ich den Dingen räumlich und persönlich, nur leider nicht mit dem Herzen fern war, hineingewählt. Seit dem 12. Mai constituirt, haben wir zwar noch wenig wirken können, aber zu dem Wenigen und zu der vollen Wirksamkeit, die am 4. Juni begonnen hat, bedurfte es einer immensen Verhandlung mit allen Comités. Jeden zweiten Abend Sitzung von 2½–3½ Stunden. Mir ist Alles, was litterarisch heißt zugefallen, zu-

[5] Anspielung auf die politischen und tätlichen Initiatoren der Judenpogrome in Rußland: Die ersten Unruhen brachen während des Pessachfestes 1881 in Jelisawetgrad aus und breiteten sich von dort im ganzen Süden aus (Kiew, Odessa, Balta u. a.). Das Ausmaß der Zerstörungen und Gewaltsamkeiten war enorm und wurde in den allgemeinen Zeitungen nur kurz angedeutet. Der russische Diplomat Nikolaus Pawlowitsch Ignatiew (1832–1908) war am 1. Mai 1881 Minister des Innern geworden. Er kompromittierte durch seine unverhüllten panslawistischen und antisemitischen Agitationen das Ansehen Rußlands im Ausland derart, daß er deshalb im Juni 1882 seines Amtes enthoben wurde. – Über die grausamen Pogrome, auf die Lazarus hier anspielt, hatte auch die Augsburger Allgemeine Zeitung am 2. Mai 1882 (Beilage) unter St. Petersburg, 28. April, informiert. Nach der Berichterstattung des Wiener „Polit. Correspondenten" seien besonders fürchterlich die Ausschreitungen am 16. April in Nowa Praga gewesen, einem Marktflecken im Kreis von Jelisawetgrad (Kirowograd): „Über 2000 mit Dreschflegeln, Stangen, Hacken und Sensen bewaffnete, halbtrunkene Kazapen überfielen nämlich nach hier eingetroffenen Schilderungen am frühen Morgen den Ort, steckten die Häuser der Juden in Brand, verwüsteten und plünderten deren Habseligkeiten und mißhandelten die wehrlosen Unglücklichen in der grausamsten Weise."

nächst der Rapport aus den Zeitungen aller Länder (wozu ich mir natürlich blaustreichende Leser halte) dann officielle und officiöse Schriften und etwaige Schriften. In dieser Eigenschaft habe ich Publication einer Brochüre, die das Interesse für die Armen wach hält und erleuchtet, für „angezeigt" gehalten und darum den Antrag gestellt, dessen Erhebung zum Beschluß den Anfang diesen Brief veranlaßt hat. In dieser leidigen Reminiscenz des Mittelalters gibt es zwar kaum etwas Persönliches, weil die Sache uns so fest und traurig packt; aber dennoch ist es mir eine persönliche Wohlthat, dass Sie mein lieber Freund, so wacker zugegriffen haben, Sie mit Ihrer Sachkenntniß, mit Ihrem Herzen, mit Ihrer . . . nein! nichts von wohligen Worten darüber; – und eine weitere Wohlthat wird es mir sein, Ihre Schrift zu gedeihlichem Wirken zu verbreiten. Ich bitte Sie also zunächst um eine recht baldige Antwort. Auch über die „vier Punkte"[6] habe ich eine Brochüre bestellt, um sie rechtlich und ökonomisch zu beleuchten. Das ist zweien russischen Federn aufgetragen, welche nur eine stylistische Revision verstatten. Kann auch die Wirkung solcher Schrift nur eine platonische werden, so muß man sie doch schreiben lassen. – Wie viele Arten von Leuten aus aller Herren Länder ich in diesen Wochen bei mir empfangen, welch' eine Last der Correspondenz auf mich gedrückt, das erzähle ich nicht, um nicht Ihr Mitleid zu erregen. Statt dessen füge ich hinzu, dass ich doch auch mit angenehmer Abwechslung beansprucht war. Sie wissen, dass ich seit der antisemitischen Bewegung in Deutschland, alle nichtjüdischen Interessen, mit denen ich officiell befaßt bin, desto pünktlicher wahrnehme. So bin ich denn auch zu einer Schriftsteller-Verbands-Vorstands-Sitzung (welch ein Wort!) auf einen Tag in Leipzig, im Verwalthungsrath der Schillerstiftung auf drei Tage in Weimar gewesen, wo ich auch unseren lieben Kompert[7] zu herzlicher Freude getroffen. – Mich sollte es wirklich

[6] Mit den „4 Punkten" sind die provisorischen Regeln für die russischen Juden vom 3./15. Mai 1882 gemeint, die meistens kurz als „Maigesetze" bezeichnet werden. Ihre Anwendung galt für den gesamten Ansiedlungsrayon mit Ausnahme von „Kongreß-Polen" (Punkt 4). In diesen „Maigesetzen" wurde den Juden bis auf weiteres untersagt, sich außerhalb der konzedierten Städte und Marktflecken neu anzusiedeln; in diesen Städten wurde den Juden verboten, sowohl Kauf- und Mietverträge als auch Pachtverträge über Immobilien abzuschließen. Außerdem untersagten sie den Juden, an Sonn- und hohen christlichen Feiertagen ihre Läden offenzuhalten bzw. zu handeln. Auf diese Weise wurden die Konzentration in den Städten und der Ausschluß von der Landwirtschaft gefördert und die Schikanen erleichtert. Diese „Maigesetze" gehen auf Vorschläge von Ignatiew zurück, die in ihrer ursprünglichen Form noch umfangreicher und schärfer waren und aufgrund des Einspruchs des Ministerkomitees erst in der bekannten reduzierten und abgemilderten Form veröffentlicht wurden.

[7] Der aus Böhmen stammende Schriftsteller Leopold Kompert (1822–1886) war vor allem durch seine Erzählungen „Aus dem Ghetto" (1848; 1860 erschien ein weiterer Band „Neue Geschichten aus dem Ghetto") bekannt geworden: Er versuchte durch realistische Schilderung und psychologische Erklärung Verständnis für die Welt der armen, beschränkt

wundern, wenn Sie Sich noch wunderten, dass ich Ihnen seit meiner Heimkehr nicht geschrieben und Ihren lieben Brief also unbeantwortet gelassen. Das muß nun auch heute noch geschehen; meine Zeit ist abgelaufen, ich muß fort. Also nur noch die herzlichsten und die beiderseitigen Frauengrüße, auf ein baldiges Weiteres

von Ihrem Lazarus

Auch von den gelegentlichen Freuden eines vielgeplagten Vorsitzenden ein Wort: als solchem des „Hilfs-Vereins für jüd[ische] Studirende"[8] sind mir in dieser Woche zwei Legate angezeigt, eines zu 10000 und eines zu 20000 Mark.

lebenden Glaubensgenossen zu wecken und als Anhänger der Revolution von 1848 „Recht, nicht Rechte" für die Juden zu fordern und für deren Assimilation einzutreten.

[8] Lazarus war jahrelang Vorsitzender des „Hilfs-Vereins für jüdische Studirende".

[482] Karl Emil Franzos an Moritz Lazarus

[Wien, Schulhof 4, den 12. Juni 1882]

Lieber und verehrter Freund!

Herzlichen Dank für die eben erhaltenen Nachrichten, die mir um so willkommener waren, als ich eben wieder um unsere theure Patientin recht in Sorge sein wollte. Das Letzte, was Sie mir hierüber schreiben, war allerdings beruhigend, doch machte es mich wieder unruhig, als mein letzter Brief, den ich Ihnen von der russischen Grenze schrieb, unbeantwortet blieb. Nun sehe ich, daß Sie ihn offenbar gar nicht erhalten haben. Sollte er auf Ihrer Schönefelder Besitzung liegen? Er war dorthin adressiert.

Ist er verloren, so ist es vielleicht besser so; er hätte Ihnen keine Freude gemacht. Als ein ewig Verlangender und wenig Gewährender, wie ich nun einmal Ihnen gegenüber bin, habe ich wieder einmal aus einer quälenden Empfindung heraus zu Ihnen um Trost flüchten wollen. Diesmal war's allerdings nichts Persönliches. Nachdem ich mich einmal entschlossen, in diesen Dingen das Wort zu ergreifen, war's nöthig, mich an Ort und Stelle persönlich zu informiren, aber jene Tage sind mir in qualvollster Erinnerung. Ich war im tiefsten Herzen erschüttert und gequält von tiefstem Mitleid, aber nicht die Erinnerung an die Verfolgten ist mir so gräulich, sondern jene an ihre gastlichen Beschützer! O diese Brody-Lemberger Hilfsaktion! Von dem Pfuhl gemeinster Gewinnsucht und Gewissenlosigkeit, in welchen ich da schaudernd hineingeblickt,

gibt kein Wort genügende Anschauung.[1] Vielleicht wissen Sie Einiges darüber – die ganze Wahrheit nicht, die kann man nur dort selbst erfahren – auch von mir sollen Sie sie nicht hören! Wozu auch? Ihnen würde es das Herz belasten – ganz zu ändern und wegzuschaffen ist es nicht! Aus dieser häßlichen, schmerzvollen Empfindung heraus schrieb ich Ihnen damals und wie es mich in's Mark hinein getroffen, daß es Juden sind, die an der Lohe dieses entsetzlichen Unglücks ihr Pfeifchen anzünden und gierig schmauchen. Sie werden mir diesen Ekel nachfühlen und für Schmerzen gibt es Trost, aber für Ekel nicht. Es ist besser so, wenn Sie meinen Brief nicht bekommen haben.

Damals theilte ich Ihnen auch bereits in kurzen Umrissen den Plan zu jenem Büchlein (10 Bogen) mit, dessen Druck wahrscheinlich am 20. Juni beginnen kann und welches jedenfalls Anfang Juli bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erscheint. Es führt den Titel: „Die Juden in Russland 1881–82" und enthält alles Material, was irgend aufzutreiben war. Der Inhalt ist folgender:

I. Socialer und Rechtszustand der Juden in Russland nebst Statistik und kurzer Ethnographie.
II. Die Genesis der Verfolgungen.
III. Die Gräuel von 1881.
IV. Die Gräuel von 1882.
V. Die administrativen Maßregeln der Regierung (Austreibungen, Entziehung von Gewerbe-Concessionen etc.)
VI. Die gesetzlichen Maßregeln (Die vier Punkte)
VII. Die Emigration.
VIII. Schlußwort (Was hier noththut.)

Beigegeben sind Tabellen und eine ethnographische Karte, welche die Verbreitung der Gräuel anschaulich macht.[2]

[1] Der Brief von Franzos ist nicht erhalten. – Franzos hatte gesehen, was nur wenigen westeuropäischen Juden aus eigener Anschauung bekannt war und was aus Angst vor dem erstarkenden Antisemitismus nach außen hin in den Zeitungen verschwiegen, auf Konferenzen allenfalls angedeutet wurde und daher auch von der Geschichtsschreibung erst in den letzten Jahren analysiert wurde: Daß nämlich auch jüdische Glaubensgenossen aus der Not der armen Verfolgten Gewinn zogen, indem sie sich in hohem Maße am Mädchenhandel beteiligten, selbst die Geschäfte der Auswandereragenturen übernahmen, in Herbergen für schlechte Unterkünfte überhöhte Tarife forderten usw. Es ist ein Verdienst Bertha Pappenheims, daß sie in dieser schwierigen Situation für die besonders hilflosen weiblichen Opfer eintrat.

[2] Soweit ich ermitteln konnte, ist die geplante Schrift nie erschienen; wahrscheinlich nicht, weil sich der Gesundheitszustand von Franzos in den folgenden Wochen verschlechterte, vielleicht aber auch aus den oben angedeuteten Gründen, dem Versagen der Hilfskomitees.

Ich habe es für meine *Pflicht* gehalten, Alles – darunter auch den armen „Pojaz"[3] – stehen und liegen zu lassen, um das Buch zu schreiben. Ich denke, es wird von guter Wirkung sein, weil es ein *Gesamtbild* von unwiderleglicher Wahrheit gibt.

Die Art[ikel] aus der „N[euen] Fr[eien] Pr[esse]" sind nur das IV. [?] Cap[itel] des Buches samt Einleitung. Diese könnten nur natürlich nicht als eigene Broschüre erscheinen. Aber ich *darf* Sie bitten, jenen von Ihnen angeregten Beschluß auf dieses Buch zu übertragen. Der Ladenpreis ist noch nicht festgestellt, aber was *ich* durch Restrinction meiner Bedingungen auf das allerniedrigste Maß, welches mir unsere Verhältnisse unbedingt auferlegen, zur Billigkeit desselben beitragen kann, wird ehrlich geschehen. Und darum eben *darf* ich Sie um Ihre thatkräftige Anregung zur Ausdehnung jener Bestellung von 1000 Ex[emplaren] auf dieses Buch bitten, weil hier kein egoistisches Moment mitspricht. Lieber Freund, ich habe mir nie gewünscht, ein wohlhabender Mann zu sein, stets war meine Sehnsucht nur darauf gerichtet, mir durch meine Feder das Nöthige und daneben so viel zu verdienen, um für die alten Tage ein stilles Nest zu haben, nie war mir der Zwang der Arbeit um's Geld etwas Peinliches – heute, jetzt – was gäbe ich drum, wenn ich dies Buch gratis schenken könnte! So hat mich, spät, aber doch, die Geldgier eingeholt und befallen, *jetzt* möcht' ich reich sein!

Aber – jeder, wie er kann, und ich thue, was ich kann!

Haben Sie in Ihrem lit[erarischen] Bureau interessantes, noch nicht allgemein bekanntes Material und wollen Sie es mir zuwenden, so danke ich Ihnen hiefür im Voraus herzlich.

Wie Sie beladen und überladen sind! Aber ich bedaure Sie nicht, Sie thun's gerne und es nützt, nützt mehr als wenn Der und Jener dasselbe thäte! Aber unsere arme Freundin[4] muß Sie so viel entbehren! Gestern habe ich ihrer so lebhaft denken müssen, und was Sie mir von Ihrer Zimmerhaft schrieben. Es war Sonntag, wir waren draußen in Purkersdorf[5] und es war so schön im Wald!

Herzlichsten Gruß an Sie Beide von uns Beiden.

Ihr treuer Franzos

Wien, Schulhof 4,
12. Juni 1882

[3] Der Komödiantenroman „Der Pojaz", erst 1893 vollendet und 1905 erstmals posthum veröffentlicht, gilt als Franzos' reifstes Werk. Er spielt in dem galizischen Städtchen Czortkow, dem Geburtsort des Autors. Er wurde übrigens 1953 in der DDR wieder veröffentlicht und erlebte hohe Auflagen.

[4] Sarah Lazarus.

[5] Vorort von Wien.

[483] Karl Emil Franzos an Moritz Lazarus

[Reichenau bei Payerbach N. Ö., Curhaus
den 2. August 1882]

Mein theurer und verehrter Freund!

Ihre Ahnung hat Sie leider nicht getäuscht, ich bin wieder einige Wochen mehr todt, als lebendig gewesen, habe die Redactions-Arbeit, die ich für Breitkopf & Härtel habe, (ein „Dichterbuch aus Österreich")[1] mit Müh' und Noth, unter Aufgebot aller Willenskraft weiter rollen können, hingegen das Judenbuch liegen lassen müssen – mit *welchen* Empfindungen, kann ich Ihnen kaum sagen. Jetzt geht's leidlicher, ich hoffe, in einigen Tagen so gut, um die Arbeit, die ja zu ¾ vollendet ist, zum Schluß führen zu können. So viel für heute! Ich bin noch immer so elend, daß mir jede eigenhändige Zeile schwer fällt. Mich quält die Sorge, daß es nun auch dem Comité nicht mehr recht zeitgemäß erscheinen wird, sich der Schrift anzunehmen, und das wäre wohl sehr schlimm. Dies Jahr will nun einmal eine rechte Prüfungszeit für mich werden, aber seien Sie unbesorgt, ich halte mich moralisch tapfer aufrecht, auch wenn es mit dem Körper erbärmlich geht.

Herzlichen Gruß an Sie Beide! Hoffentlich geht es meiner theuren Freundin stetig besser – warum ist sie nicht schon früher nach Schönefeld, wo sie doch das Grün nicht zu entbehren braucht. Mir wenigstens war das Laub, das sich in meine Stube drängte, sehr tröstlich! Alles Gute mit Ihnen und erfreuen Sie durch eine Zeile Ihren

allzeit treuen Franzos

Reichenau bei Payerbach N. Ö., Curhaus
2. August 1882

[1] Die Anthologie „Deutsches Dichterbuch aus Österreich" erschien 1883 in Leipzig.

[484] Moritz Lazarus an Karl Emil Franzos

Schönefeld, den 10. August 1882

Mein theurer Freund!

Mit herzlichem Bedauern haben wir die unerfreulichste Nachricht von Ihrem Uebelbefinden empfangen. Deshalb will ich Ihnen vor Allem unseren innigsten Wunsch und die Hoffnung ausdrücken, dass Sie inzwischen Sich erholt und gekräftigt haben mögen. Auch mir thut die Verzögerung des Erscheinens Ihrer Schrift um so mehr leid, als ich nicht weiß,

wie sich das Comité bei meiner Abwesenheit zur Förderung derselben stellen mag. Sie wissen ja wie weit das schriftliche Wort hinter dem mündlichen zurücksteht, wenn eine Discussion den sofortigen Beschluß herbeiführt. Inzwischen weiß ich nicht, ob ich hoffen oder fürchten soll, dass sich nun die Publication am Ende hinzieht, bis ich (gegen Ende October) selbst wieder in Berlin bin.

Was mir aber jetzt schon der Ueberlegung im hohen Grade werth erscheint, ist die Frage, ob Sie nicht aus der Noth eine Tugend machen und der Geschichte der Verfolgung eine des *Hilfswerks* anfügen sollen. Schlicht und fest in perpetuam memoriam[1] chronistisch verfaßt, würde das Werk dadurch einen *dauernden* Werth erhalten und zugleich *alle* Comités zur Förderung und Verbreitung anspornen.

Das Material würde Ihnen von allen Comités reichlich zufließen und Sie könnten durch knappe Aufführung alles Wesentlichen bei gerechter Vertheilung von Licht und Schatten alle befriedigen. Falls Sie diesem Plane zustimmen, wäre vielleicht *sofort* an alle Comités ein Schreiben zu richten und auch *öffentliche* Kunde davon (etwa in der N[euen] Fr[eien] Pr[esse], in der Jewish Chronicle[2], in einem franz[ösischen] und einem amerik[anischen] Blatt) zu geben, dass man Ihnen das Ma[te]rial zustellen möge. Auch charakteristische Einzelheiten werden zu erbitten sein, wodurch die Chronik Leben gewinnt. Ich selbst habe Manches gesammelt, weil mir selbst ein solcher Plan vorschwebte, und stelle es Ihnen natürlich zur Verfügung. Auch damit Ihnen keine Concurrenz entsteht, ist die Publikation der Aufforderung nothwendig.

Nach dem Protokoll der internationalen Conferenz vom 4./8. soll das Hilfswerk am 30. November geschlossen werden; dann dürfte nur noch der letzte halbe Bogen zu schreiben sein. Das Abonnement der Comités aber wäre *vorher* zu bewirken; die Aufforderung müßte von *einem* Comité ausgehen, welches nur das Wiener *nicht* sein dürfte; ich glaube das Berliner oder Leipziger würde mir dazu zur Verfügung stehen. – Auf baldigen Bescheid darf ich wohl rechnen. Uns geht es in so weit leidlich, als meine Frau trotz des argen Wetters bei welchem wir seit 8 Tagen hier sind, sich in zwar beschränktem, aber gleichmäßigem Wohlsein befindet. Mir selbst ist die Freiheit und Ruhe Schönefelds sonnig und wohlig, trotz Regen und Wind. Mit herzlichen Grüßen auch der Damen von und nach beiden Seiten

Ihr getreuer Lazarus

[1] In perpetuam memoriam (lat.), zu ewigem Gedenken.

[2] Das 1841 gegründete „Jewish Chronicle" war die älteste englisch-jüdische Wochenzeitung.

SARAH LAZARUS AN KARL EMIL FRANZOS [am Briefrand]

Erlauben Sie mir, verehrter herzlieber Freund, mich auf dieses enge Plätzchen mit Herzensgrüßen und Wünschen einzudrängen, ich will nur meiner Empfindung und Theilnahme den Ausdruck innigen Bedauerns geben, daß es Ihnen und Ihrer lieben Gattin nicht wohlerging, da Sie sich Ihrer vollen Gesundheit nicht erfreuen durften, und wir Alle, die wir zu Ihnen stehen, es doppelt und herzlich beklagen. Mögen Sie bald gesundheitlich und nach allen Richtungen hin entschädigt werden, und Ihre zahlreiche Gemeinde geistig um Sie sammeln: Gottbefohlen!

Ihre Sie innig verehrende Sarah Lazarus

[485] KARL EMIL FRANZOS AN MORITZ LAZARUS

[Römerbad, Untersteiermark, den 2. September 1882]

Verehrter Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich so lange schwieg: ich befinde mich körperlich in einem Zustande, der Ihrer Nachsicht bedarf und sie sicherlich erhalten wird. Die Cur ist sehr angreifend, hoffentlich wirkt sie. Gegenwärtig, wo ich zwischen heftiger nervöser Irritation des leidenden Nervs und gänzlicher Abspannung schwanke, scheint mir diese Badekur allerdings nur den einen Zweck zu haben, um mir im Laufe dieses Sommers wenigstens einen vollen Augenblick des Glücks zu bescheren, den, wo ich wieder gehen kann.

Ihren Vorschlag habe ich mir reichlichst erwogen: kommt er doch von Ihnen und klingt, ja noch mehr, *ist* so zweckentsprechend. Gleichwohl bin ich, nach langem Schwanken, dazu gekommen, an der ursprünglichen Anlage der Arbeit nichts zu ändern, und die Hilfs-Action nur in den allgemeinsten Umrissen und ohne eingehende Kritik kurz darzustellen. Hören Sie, theurer Freund, meine Gründe, und ich hoffe, Sie stimmen mir bei.

Meine Arbeit ist eine streng historische resp[ective] culturhistorische. Ein Drittel nimmt die Geschichte der Verfolgungen in Anspruch, die in der Mitte steht, ihr voran geht eine Betrachtung des Kulturgrads und der Lebensverhältnisse der Juden, der Schluß, wieder ⅓ widme ich der Frage: Wie kann es besser werden? (allmählige Reform etc.) Eine Geschichte des Hilfswerks würde sich da nicht recht organisch einfügen. Dies der eine Hauptgrund; so wie ich jetzt, im Anschluß an die Verfolgungen, des Hilfswerks Erwähnung thue, paßt es in den Rahmen, größer und breiter scheint es mir ihn zu sprengen. Aber noch wichtiger sind die beiden folgenden Gründe:

1.) für das Buch (im obigen Sinne) liegt das Material *völlig* bereit, und mehr als die Hälfte ist schon verarbeitet und geschrieben. Über das Hilfswerk müßte ich erst Material sammeln und neuerdings bearbeiten und – ich bin derzeit ein kranker Mann. Im obigen Sinne darf ich hoffen, das Buch bis Ende October auf den Markt zu bringen, sonst bei meinem Material, wer weiß, wann!

2.) Geschichte ist, wenn bloße Darstellung des Geschehenen, in diesem Falle nicht recht nützlich, und mit *Kritik* verbunden – ich gestehe Ihnen, dazu habe ich nicht den Muth! Weniger der Empfindlichkeiten wegen, als weil jedes Wort von den Feinden unserer Sache ausgebeutet würde.

Ich bin von Ihnen, mein verehrter Freund, der Sie mich kennen, des freundlichen Erwägens dieser Gründe gewiß; ich bin überzeugt, Sie mißdeuten sie nicht, und können Sie mir nicht beipflichten, so werden Sie doch klar sehen, dass ich nicht anders kann.

Am 8. bin ich wieder in Wien; ich bitte herzlich, lassen Sie mich eine Zeile von Ihnen vorfinden, die mich auch über Ihrer Beider Befinden orientiert. Mit den wärmsten Grüßen an Sie beide, meine theuren Freunde, bin ich

Ihr treuer Franzos

Römerbad, Untersteiermark
2. September 1882

[486] Moritz Lazarus an Karl Emil Franzos

Schönfeld, den 7. September 1882

Mein theurer Freund!

Möchten Sie geheilt und glücklich heimgekehrt sein! Nicht nur wenn ich alle Umstände in Rechnung ziehe, sondern allein schon die Anlage Ihrer Schrift gebietet, dass Sie dabei bleiben. Der *dritte* Theil ist auf die Gegenwart, d. h. nächste Zukunft mit einem praktischem Ziel berechnet. Was ich aber wollte, richtet sich vielmehr an eine ganz unbestimmte Zukunft. So würden es in der That zwei Bücher in Einem sein. Das wünschte ich allerdings, dass Sie auch dies zweite Buch über das Hilfswerk einmal schreiben; aber das hat Zeit, muss con amore[1] geschehen und über die Art der Beschaffung des Materials, welche mit der Sicherung des Vertriebs zusammenfallen muß, wollen wir gelegentlich münd-

[1] Con amore (ital.) mit Liebe, mit Sorgfalt.

lich reden. Vor der Hand stimme ich von Herzen dem bei, dass das Buch nach seinem ersten Plane so bald wie möglich fertig werde, und recht von Herzen wünsche ich, dass Ihre Gesundheit dazu hinlänglich sey, ohne große Anstrengung zu arbeiten. Ich werde Sie wohl nicht stören, wenn ich hoffentlich im letzten Drittel dieses Monats auf etliche Tage nach Wien komme; denn nur auf ein paar stille Stunden kann ich rechnen. Bedenke ich, wie wohl mir bei dem Gedanken ums Herz wird, dass ich Sie und Ihre liebe Frau ob auch nur kurz wiedersehen, das Wichtigste, was uns auf der Seele liegt, besprechen kann, dann steigt meine Hoffnung, dass der annoch unsichere Plan ausgeführt werde. Dennoch bitte ich Sie denselben noch für sich zu behalten; ich möchte nicht, mir mit der Erwartung meiner Ankunft gastfreundschaftliche Pflichten auferlegt sehen, bei deren Erfüllung die wenigen Tage, die ich mir abmüßigen kann, halbirt und verwirrt würden. Also, mein lieber Freund! auf Wiedersehen! hoffentlich ein recht gutes!

Ihr Lazarus

[P. S.]
Meine Frau grüßt Sie Beide aufs Herzlichste.

Moritz Lazarus an Julius Fröbel

Carl Ferdinand Julius Fröbel (1805–1893) war Gelehrter, Politiker, vielseitiger politischer Publizist, Verleger und schließlich, am Ende seines Lebens, Konsul des Deutschen Reiches in Smyrna (1873–1876) und in Algier (1876–1888). Seit 1833 wirkte er als Gymnasiallehrer der Geographie an der Industrieschule in Zürich und gleichzeitig als Privatdozent (seit 1836 als Professor) der Mineralogie an der neugegründeten Universität. Als man sich dort 1839 im „Züriputsch" gegen die Berufung von David Friedrich Strauß aussprach, schloß sich Fröbel erstmals der Opposition an. Georg Herwegh, Arnold Ruge, August Adolf Ludwig Follen gehörten zu seinem Kreis. Nach Zusammentritt des Parlaments ging er als Berichterstatter der Mannheimer „Deutschen Volkszeitung" und als Vorsitzender der demokratischen Partei nach Frankfurt a. M. und machte dort seinen mäßigenden Einfluß geltend. Wahrscheinlich hat ihn nur seine Flugschrift „Wien, Deutschland und Europa", in der er sich für eine großdeutsche Lösung, unter Umständen auch unter einer konstitutionellen Monarchie, aussprach, vor dem Schicksal Robert Blums bewahrt, der mit ihm zusammen verhaftet und anschließend erschossen wurde. Dem Rumpfparlament blieb Fröbel treu bis zu dessen gewaltsamer Auflösung im Juni 1849, flüchtete dann – zusammen mit einigen anderen Parteige-

nossen – in das aufständische Baden, von da in die Schweiz, dann mit Ludwig Bamberger nach Paris, und schließlich emigrierte er über London nach den USA. Mit den alten Idealen – dem der deutschen Einigung und einer freien Verfassung – kehrte Fröbel 1857 nach Europa zurück und versuchte durch publizistische Tätigkeit für diese Ziele zu wirken.

Fröbel hatte Lazarus erst nach der Rückkehr aus den USA in Leipzig bei seinem Freund, dem Geographen Karl Andree kennengelernt (vgl. M. Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 242f., und Julius Fröbel, Ein Lebenslauf – Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse, Stuttgart 1890/91 Bd. 2, S. 69f.). Da der Brief Fröbels an Lazarus, der sich im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Univ.-Bibliothek, Berlin (O), I, 77, befindet, nur 8 Tage nach dem Brief von Lazarus an Fröbel geschrieben worden ist, wird er hier direkt anschließend publiziert. Lazarus' Brief befindet sich im Besitz der Zentralbibliothek Zürich unter der Signatur Ms Z II 85.61.

[487] Moritz Lazarus an Julius Fröbel

Bern, den 23. December 1860

Sehr geehrter Herr!

Vor wenigen *Stunden* bin ich in den Besitz Ihres Briefes aus Kissingen vom 30. Juli gelangt! Kapp[1] wird Ihnen mitgetheilt haben, dass er, einen Tag vor meiner Abreise von hier angekommen, mich zwar noch gesehen, aber Ihren Brief nicht abgegeben, sondern an Frau Hildebrandt die Besorgung übertragen. Diese hat den Brief verlegt und mir von dessen Existenz auch Nichts verlauten lassen, bis ich es der Weihnachtsrüstung verdanken sollte, dass der angeblich zwischen zwei Schiebladen eingeklemmte befreit und mir eingehändigt wurde.

Dies hat mich nun sofort in dem Vorsatz bestärkt, meine bevorstehende Reise nach Deutschland zu einem, wenn auch nur flüchtigen, Besuch bei Ihnen zu benutzen. Ich werde Donnerstags den 27. d[ieses] M[onats] Nachmittags etwa 2½ Uhr dort[2] eintreffen und am Abend nach Frankf[urt] weitergehen. Ich bin sehr begierig mich wieder einmal mit Ihnen zu

[1] Wahrscheinlich hat Fröbel seinen Brief Christian Kapp mitgegeben, den Lazarus – durch die Vermittlung Fröbels – einmal persönlich kennengelernt hatte. Christian Kapp (1790–1874), Onkel des Publizisten und Politikers Friedrich Kapp, Professor der Philosophie in Heidelberg und Hegelianer, war Mitglied des Vorparlaments gewesen und – wie Fröbel – radikaldemokratischer Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung.

[2] Fröbel lebte nach seiner Rückkehr aus den USA von 1859 bis zum Frühjahr 1862 in Heidelberg.

sehen und zu besprechen, zumal die kleine Abhandlung, die Sie mir zuzuschicken die Güte hatten, eine große Gedankenrichtung andeutet, über welche ich so viel mehr mit Ihnen verkehren muß, da ich nicht ganz mit deren Scheitelpunkt übereinstimmen kann.[3] Doch darüber mündlich. Ich kann es aber nicht bis aufs Mündliche verschieben, dass ich dringend darum anhalten werde, dass Sie der mir gegebenen Aussicht auf einen Aufsatz „über den Nationalcharakter der Deutschen etc." Erfüllung angedeihen lassen. Ich möchte diese meine Bitte hiermit an die Spitze der Tagesordnung unseres Zusammenseins gestellt haben. Grade in Bezug auf die nationale Frage glaube ich mit Ihnen am meisten übereinzustimmen und würde mich daher ungemein freuen, unser Blatt durch eine Darstellung derselben gegründet auf den *Charakter* der Nation bereichert zu sehen.[4]

Ich freue mich herzlich auf das baldige Zusammensein mit Ihnen und wünsche, dass Sie bei ungestörter Gesundheit und – zuhause sein möchten

Ihr aufrichtig ergebener Lazarus

[3] Da Fröbel in diesen Jahren mehrere kleine Schriften über zukünftige deutsche und europäische Politik veröffentlicht hat und Lazarus' Kritik ganz allgemein gehalten ist, läßt sich der Titel der Publikation aus dem Brieftext nicht erschließen.

[4] Den Aufsatz für die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft hat Fröbel nie geschrieben, was möglicherweise auf seine politischen Ansichten zurückzuführen ist, die sich von denen des Auftraggebers damals noch beträchtlich unterschieden.

[488] Julius Fröbel an Moritz Lazarus

Heidelberg den 31. Dec[ember] 1860

Geehrter Freund:

Sie haben mir mit Ihrer Schrift über den Ursprung der Sitten,[1] die ich schon größtentheils gelesen habe, den Genuß gemacht, welchen es gewährt, sich mit einem anderen auf der Seite des Widerstandes gegen die Kopflosigkeit der Zeit zusammenzufinden. Viele Ihrer Äußerungen, wie die S. 21 unten („da ist Menschenthum"), S. 25 und 26, über Zweckmäßigkeit und Causalität, habe ich fast ganz eben so gethan, und ich finde mehrfache Gelegenheit Sie in meiner Theorie der Politik zu citiren.

Über Instinct stimme ich nicht mit Ihnen überein.[2] Die Grenze ist nicht

[1] Moritz Lazarus, Über den Ursprung der Sitten. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern. Berlin 1860.

[2] Lazarus hatte in seinem Vortrag die Sitten des Menschen scharf abgegrenzt von dem instinkthaften Verhalten der Tiere. Die Sitte, Produkt einer durch Tradition geprägten,

so scharf wie Sie anzunehmen scheinen. Auch die Thiere erwerben ihre Sitten allmälig und traditionell, und die Erfahrungen einer Thiergeneration gehen auf die andere über, wenn auch das Ergebniß in engen Grenzen bleibt. Dieselben Thierspecies haben verschiedenen Charakter in verschiedenen Ländern, und der hängt augenscheinlich mit Einwirkungen zusammen, die sich allmälig sozusagen im Thiergeiste traditionell ansammeln, und steht in Verbindung mit dem Charakter der die nämlichen Länder bewohnenden Menschen. Als Forster auf einer Insel der Südsee einen Vogel schießen wollte, setzte sich dieser auf seine angelegte Flinte. Schwerlich benimmt sich jetzt auch der oben ausgeflogene junge Vogel auf der nämlichen Insel eben so.

Doch dies nur als Nebensache.

Ich lege ein Zettelchen an Julius Springer in Berlin bei, für den Fall, daß Sie Lust haben Gebrauch davon zu machen.

Mit freundschaftlichem Gruße

Ihr ergebener Julius Fröbel

Der Brief an Springer enthält *nur* die Bitte Ihnen ein Ex[emplar] meines „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart" zu geben, in welcher Schrift ich wünschte daß Sie das Capitel „Der Culturproceß und die Rolle der Völker" lesen möchten.[3] Wollen Sie von dem Briefe keinen Gebrauch machen, so ist dessen Abgabe oder Beförderung überflüssig.

aber im Verlauf der Geschichte sich – oft spontan – weiterentwickelnden Aktivität der menschlichen Seele, sei das spezifisch Humane. Das Tier habe nur seinen Instinkt, der begrenzt sei und über den hinaus es kein Lernen gebe. – Der Vortrag ist auch abgedruckt in ZfV I (1860), S. 437–477; vgl. bes. S. 447 ff.

[3] Fröbels politische Schrift „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunke der Gegenwart" war im Verlag von Julius Springer 1859 in Berlin erschienen.

[489] Moritz Lazarus an Gustav Glogau[1]

Schönefeld bei Leipzig, den 1. October 1876

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich rufe Ihnen ein herzliches Glückauf! in Ihre neue Heimath und Ihren neuen Wirkungskreis zu.[2] Mit Zuversicht hoffe ich, dass beide Ihnen gefallen werden.

Ob ich die Freude haben darf, mittelbar zu Ihrer Berufung beigetragen zu haben, ist mir zur Zeit unbekannt.

Es wäre fast unschicklich *jetzt* davon zu reden, dass Sie Ihre jetzige Stellung wieder einmal aufgeben; dennoch will ich nicht unterlassen zu sagen, dass ich, wenn Sie einmal an eine Schweizerstadt denken, wo Sie auch an der Universität (oder nur an dieser) lehren könnten, ich sehr gern bereit sein werde, meine Bekanntschaft für Sie zu verwenden.[3]

Auf Ihre psychol[ogischen] Formeln (welche jüngst im englischen „Mind" kurz angezeigt sind) komme ich in der 2. Aufl[age] d[es] 2. Th[eiles] L[eben] d[er] S[eele].[4]

Mit Vergnügen habe ich Ihre Abh[andlung] über Thukyd[ides] gelesen.[5] Mir erscheint der Inhalt im Ganzen sehr zutreffend und lehrreich; nach *formeller* Durcharbeitung für das Buch (namentlich der 2. Theil bedarf dessen wohl noch) wird dies gewiß eine schätzbare und anregende Wirkung üben. Mir steht freilich kaum mehr als ein laienhaft persönliches Urtheil darüber zu; aber meine Freude daran darf ich ja wohl ohne Unbescheidenheit ausdrücken.

[1] Gustav Glogau hatte Lazarus durch seinen Lehrer Steinthal kennengelernt und ihn auch mehrmals persönlich gesprochen, wenn er Steinthal in Berlin besuchte (Über G. Glogau vgl. Bd. I, bes. Seite C, Anm. 75, und Bd. II/1, Seite XIV ff.).

Die folgenden Briefe von M. Lazarus an G. Glogau stammen aus dem Glogau-Nachlaß in der Universitätsbibliothek Kiel.

[2] Glogau übersiedelte im September 1876 von Neumark/Westpreußen nach Winterthur/Schweiz, wo er an dem dortigen Gymnasium eine Stelle als Lehrer annahm. Vgl. dazu die Briefe Glogaus an Steinthal aus den Jahren von 1876 bis 1878, Nr. 34 ff.

[3] Vgl. Anm. 6 von Brief Nr. 33.

[4] Glogaus Schrift „Steinthals psychologische Formeln", die 1876 in Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung erschienen und in der englischen philosophischen Zeitschrift „Mind" bereits im Jg. 1876, S. 575 (Oktoberheft), angezeigt worden war, erwähnte Lazarus im 2. Band von „Das Leben der Seele" (Berlin 1878) ganz kurz auf S. 338. – Ausführlicher und mit leiser Kritik wird dagegen im „Mind" bemerkt: „[. . .] Steinthal's formulae are affirmed to give an abstract picture of spiritual life. The writer (= Glogau) has a firm belief that Steinthal is the psychologist of the century. The formulae are more related to those of chemistry than of mathematical physics, exhibiting no measurement of the forces at work."

[5] Glogau hatte seinen Aufsatz „Die Entdeckungen des Thucydides über die älteste Geschichte Griechenlands" als eine erste Probe weiterer Thukydides-Forschungen im Programm des Progymnasiums zu Neumark in Westpreußen 1876 veröffentlicht.

Frageweise möchte ich darauf aufmerksam machen, ob in dem auf S. 27 citirten und kritisirten Satze nicht die Verhältnisse der Unterordnung zwar „vermischt" aber – mit Absicht und der betreffenden histor[ischen] Anschauung des Thuk[ydides] entsprechend vermischt werden. Hellen und seine Söhne, namentlich aber Minos und seine Söhne *gewinnen zuhause die Abhängigkeit einer Masse* und können deshalb geringere Städte besiedeln und unterwerfen.

Diese Anmerkung mag indessen zunächst nur dazu dienen, Ihnen zu zeigen, dass ich Ihrer Arbeit mit herzlicher Aufmerksamkeit nachgegangen bin.

In der Hoffnung, dass Sie bald Muße finden, auch für unsere Zeitschrift Etwas zu liefern, verharre ich mit besten Grüßen

Ihr verehrungsvoll ergebenster Lazarus

[490] Moritz Lazarus an Gustav Glogau

Schönefeld bei Leipzig, den 23. Mai 1877

Verehrter Herr Doctor!

Die zweite Hälfte des Wintersemesters traf mich so umringt von mannigfachen Aufgaben, dass ich meinen Briefwechsel aufs Äußerste beschränken mußte, (wobei er leider dennoch größeren Umfang behielt, als mir lieb ist) daher ich genöthigt war, auf das Vergnügen eines Schriftwechsels mit Ihnen zu verzichten.

Inzwischen ist Ihr Aufsatz in der Zeitschrift gedruckt[1] und Sie werden – nach meiner Anordnung beim Verleger – die Correctur besorgt haben. Seit einigen Wochen bin ich schon in Leipzig, seit einigen Tagen *hier*, da ich den Sommer nicht lese, um zunächst den 2. Th[eil] L[eben] d[er] Seele druckfertig zu machen.

Auf eine Besprechung Ihrer Arbeit, die ich vor dem Druck mit Eifer und Befriedigung gelesen, kann ich auch heute leider nicht eingehen. Dies würde mich viel zu weit führen; vielleicht finde ich im Laufe des Sommers noch einmal Gelegenheit dazu.

Für heute wollte ich Ihnen nur sagen, dass ich Ihren Wunsch einer freieren Stellung gern im Auge behalten, und was ich etwa dafür thun könnte, ihn erfüllt zu sehen, gern thun werde. An der Kriegs-Akademie ist zugleich mit meinem Abgang das Fach der Philosophie aufgehoben

[1] G. Glogau, Die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie, in: ZfV IX (1877), S. 345–373. Eine Fortsetzung erschien in: ZfV X (1878), S. 313–370.

worden[2] und Berlin dürfte überhaupt schwer eine auskömmliche Stellung bieten. Aber bitte, achten Sie darauf, ob etwa Prof. Tobler aus Bern nach Erlangen berufen wird;[3] ich weiß ganz genau, daß er dorthin empfohlen ist. Sollte dies der Fall sein (wovon ich selbst hier schwerlich Kunde empfange), dann melden Sie Sich sofort nach Bern und zeigen es auch mir an. Dort glaube ich mit Erfolg für Sie sprechen zu können. Schließlich bitte ich Sie, mir gütigst die Verspätung wie die Kürze dieses Briefes zu Gute halten zu wollen; Sie dürfen mich wirklich nicht mit dem sonst berechtigten Maßstabe messen. Wenn Sie irgend eine Berliner Zeitung lesen, so werden Sie finden, daß ich seit Jahren der Welt eine Last der Ansprüche an mich zugestanden habe, die mich manchmal zu erdrükken droht. Ich habe mir vorgesetzt, darin, so weit es irgend möglich ist, eine Änderung und Beschränkung eintreten zu lassen. Dann, wenn mir dies einigermaßen gelingt, werden Sie auch zu wissenschaftlichen Erörterungen in Briefen gern bereit finden

Ihren verehrungsvoll ergebenen Lazarus

[2] Vgl. dazu Bd. I, S. XXXVIII.

[3] Gemeint ist wahrscheinlich Ludwig Tobler (1827–1895), der zunächst als Kollege von Lazarus an der Universität Bern gelehrt hatte, 1872 aber eine ordentliche Professur für allgemeine Sprachwissenschaft und german. Philologie in Zürich erhalten hatte, wo seine Frau eine private Mädchenschule leitete. Sein Bruder, der Romanist Adolf Tobler, hatte gleich nach seiner Habilitation 1867 einen Ruf nach Berlin bekommen. Durch ihn hatte Lazarus wohl auch die Informationen bekommen.

[491] Moritz Lazarus an Gustav Glogau

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 20. Juli 1880

Verehrter Herr Doctor!

Ich sehe jetzt, dass ich Ihnen schon vor Wochen hätte sagen können, worauf ich mich auch heute beschränken muß: dass ich Ihnen für gütige Sendung Ihres Buches „Abriß der philos[ophischen] Gr[undwissenschaften]“[1] herzlich danke, aber noch nicht für Inhalt und Belehrung, die ich daraus zu schöpfen hoffe. Ich lese eben in diesem Sommer Psychologie; da darf ich denn meine Kreise nicht stören und meine Schüler müssen sich schon an der Weisheit genügen lassen, die ich bis daher von fremden und eigenen Bäumen gepflückt habe. Immer hatte ich in den letzten Wochen gemeint, ich würde zusammenhängende Mußestunden genug finden,

[1] Gustav Glogaus Hauptwerk „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften – Bd. 1: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes“, Breslau 1880, war im Juni 1880 ausgeliefert worden.

um mich auf eine Theilnahme an Ihren Forschungen auch vor Schluß des Semesters noch einlassen zu können; nun sehe ich, dass es unmöglich ist und will deshalb meinen schlichten Dank und meine zuversichtliche Erwartung, die ich in Ihr Buch setze, nicht länger unausgesprochen lassen. Das Erste, was ich in den Ferien, nach den sehr nöthigen Ruhetagen, vornehmen will, ist Ihr Werk. Da wir nun im September in die Schweiz zu kommen gedenken, so hoffe ich Ihnen dann schon mündlich Näheres und Innigeres darüber sagen zu können.

Lassen Sie mich doch im Laufe des August mit zwei Zeilen nach Alt-Schönefeld bei Leipzig wissen, ob wir Sie in der ersten Hälfte des September in Zürich anträfen, oder wo Sie dann zu weilen gedenken. Eventuell würden wir auf unserer Rückreise vom Genfer See, an dessen Ufern wir Station machen und von Mitte September bis gegen Ende October verweilen wollen, recht sicher zu treffen sein.[2] Auch wäre es wohl eine fragwürdige Frage, ob Sie uns, wenn wir Sie nicht vorher in Zürich fänden, vielleicht am See einen Besuch gönnen wollten; Sie fänden Steinthals und uns dort zusammen.

Solche Hoffnungen trösten mich ein wenig über den ungenügenden Dankeszuruf dieses Blättchens für Ihr gewiß sehr werthvolles Buch. Unsere Damen sind schon in Schönefeld und so grüße ich allein Ihre liebe Frau und bin mit herzlicher Verehrung

Ihr Lazarus

[2] Das große gemeinsame Treffen kam nicht zustande; aber Glogau traf Steinthals am 20. Oktober in Basel für einige Abend- und Morgenstunden. Vgl. die Briefe Nr. 70–72.

[492] Moritz Lazarus an Gustav Glogau

Alt-Schönefeld bei Leipzig
Abtnaundorfer Weg No. 1,
den 29. September 1882

Lieber Herr Doctor!

Obgleich der Tag unseres Aufbruchs von hier noch nicht feststeht, so kann ich Ihnen zu meinem Vergnügen doch das Eine ganz bestimmt sagen, dass Sie uns *Alle* (nemlich auch Steinthals) am 2ten October noch hier auf dem Lande treffen. Sollte dann auch die Unruhe der Uebersiedlung hier schon beginnen,[1] so werden wir doch in Haus und Garten ruhige Fleckchen genug finden, um etliche behagliche Stunden zu genießen, so dass ich Sie mit gutem Gewissen hier willkommen heißen darf.

[1] Steinthals mußten zum 1. Oktober in Berlin eine neue Wohnung beziehen.

Schönefeld liegt c[irca] 45 Min[uten] zu Fuß, 25 Min[uten] per einfacher Droschke vom Mittelpunkt der Stadt; aber nur 25 Min[uten] zu Fuß resp[ective] 12 per Droschke vom Berliner Bahnhof, von welchem Sie also direct zu uns kommen könnten. Auch die Weiterreise – wenn Sie über Lindau stattfindet – kann von demselben (Berliner) Bahnhof angetreten werden.

Mit herzlichen Grüßen von uns Allen und in Hoffnung frohen Wiedersehens

Ihr Lazarus

[493] Moritz Lazarus an August von Gonzenbach[1]

Bern, den 10. Juli 1863

Hochverehrter Herr Doctor!

Für die freundliche Zusendung Ihres „Bericht an den großen Rath pp" hätte ich sogleich meinen ergebenen Dank aussprechen mögen, wäre nicht die baldige Vollendung des Drucks einer Abhandlung[2] in Aussicht gewesen, von welcher ich mir erlaube, Ihnen beiliegend ein Exemplar als Zeichen herzlicher Erwiderung Ihrer Freundlichkeit zu übersenden.

Wenn ich Ihnen nun aber nur einige trockene theoretische Untersuchungen darbieten kann; wenn zudem alle „Theorie grau und grün nur des Lebens goldener Baum" ist; wenn Sie, hochgeehrter Herr, in Bezug auf Ihre lebendig fließende und klar entwickelnde Rede bei mir auf „Geduld" anspielen: dann dürfte ich, wäre dies anders mehr als Ironie der Bescheidenheit, es wohl kaum wagen, Ihre Güte so hart zu vergelten, als die Zumuthung „synthetische Gedanken" zu lesen es immer ist. Allen Ernstes aber hege ich die Zuversicht, dass Sie eine jeweilige Erhebung zur Abstraction eben so wenig verschmähen werden, als ich den Blick ins Leben entbehren möchte.

Ob wir aus dem beengten Thal der Praxis zur freien Höhe der Theorie emporsteigen, oder von der kalten Höhe dieser zu der fruchtbaren und farbenreichen Niederung jener hinuntergehen: nur der Gang ist verschie-

[1] David August Laurenz von Gonzenbach (1808–1887), schweizerischer Jurist und konservativer Politiker; in den 60er Jahren in Bern Mitglied des Großen Rates und Nationalrat. Er widmete sich vor allem historischen Arbeiten. – Lazarus' Brief an von Gonzenbach befindet sich im Besitz der Burgerbibliothek Bern, unter der Signatur Mss. hist. helv. XLI. 58.46.

[2] Gemeint ist die Abhandlung „Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie", die in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. III (1865), S. 1–94, erschien.

den, der Weg aber ist der gleiche und eine, auf welchem wir die Wahrheit und ihre Verwerthung suchen.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich

Ihr ganz ergebener
Prof. Dr. M. Lazarus

[494] Moritz Lazarus an Karl Gutzkow[1]

Herrn Dr. Carl Gutzkow Wohlg., Dresden

Berlin/Exercirplatz/den 13. Nov. 1855

Ich erlaube mir, Ihnen, verehrter Herr Doctor, beifolgend den ersten Band von meinem eben erschienenen „Das Leben der Seele etc." mit der bereits mündlich ausgesprochenen Bitte zu übersenden, dass Sie die Güte haben möchten, dem Buche eine gefäll[ige] baldige Aufmerksamkeit in Ihren Blättern am h[äuslichen] Heerd zu schenken.

Nach der Weise wie wir uns im Gespräch verständigt haben, muss ich den Wunsch hegen, von Ihnen Selbst beurtheilt zu werden; es wird [mir] immer lieber sein von Ihnen getadelt als von vielen Andern gelobt zu werden.

Ich habe nur noch eine kleine Arbeit von einigen Wochen zu vollenden, dann werde ich daran gehen, einige kleine psychologisch-ästhetische Aufsätze für Ihr Blatt auszuarbeiten, wozu ich seit meiner Rückkehr aus Leipzig bereits Material sammle. Sie werden mich aber innig verbinden, wenn Sie meine Hoffnung und Bitte erfüllen, inzwischen schon von Ihnen zu hören. In dieser Erwartung verharre ich

Ihr mit inniger Verehrung herzlich ergebener
Lazarus

[1] Den Schriftsteller und zeitkritischen Journalisten Karl Ferdinand Gutzkow (1811–1878) hatte Lazarus im Dresdner Schriftstellerkreis kennengelernt (vgl. Bd. I, S. XXXIII und S. 343, auch Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 157f. et passim). In dem vorliegenden Brief bat Lazarus den vielgerühmten und gefürchteten Vertreter des „Jungen Deutschland", er möge doch persönlich den 1. Band seines Hauptwerkes „Das Leben der Seele" (1855) in der – von Gutzkow gegründeten und weitverbreiteten – Zeitschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd" rezensieren. Soweit ich das eruieren konnte, ist in der genannten Zeitschrift keine besondere Rezension, sondern nur ein Beitrag von B. Sigismund über „Das Ich in der Kindersprache" erschienen (in Jg. 1857, N. F. III, Nr. 4, S. 52–55), in dem der Autor auch ausführlicher auf den 2. Band von Lazarus' Werk „Das Leben der Seele" (Berlin 1857) eingeht (aaO, S. 55).

Der hier veröffentlichte Brief befindet sich im Besitz der Stadt- und Universitäts-Bibliothek Frankfurt am Main, Nachlaß Gutzkow A 2 II Nr. 1699, Bl. 3342.

Moritz Lazarus an Gottfried Keller

Den Schweizer Schriftsteller Gottfried Keller (1819–1890) lernte Lazarus persönlich erst 1860 – durch die Vermittlung Berthold Auerbachs – kennen, nachdem er schon 1856 für das Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes eine Rezension über Kellers Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla" veröffentlicht hatte, die Keller von Auerbach und Heyse zugesandt wurde. Anlaß des persönlichen Zusammentreffens war Auerbachs dringende Bitte, Lazarus möge vor dem Besuch des Eidgenössischen Gesangsfestes 1860 in Chur Keller das Manuskript der Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" abnötigen, das fest für den Abdruck in „B. Auerbachs Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1861" versprochen war. Diesen Auftrag hatte Lazarus mit Erfolg ausgeführt – angeblich sogar mit einer Anregung für den noch fehlenden Schluß der Novelle (vgl. Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 29ff.). Einige Jahre später – angeblich schon 1863, auf dem Eidgenössischen Gesangsfest in Bern – bot Keller in gelöst-fröhlicher Stimmung Lazarus das freundschaftliche „Du" an. Trotzdem war in der Folgezeit der Kontakt zwischen den beiden Freunden nicht allzu intensiv: Lazarus hatte zu viele Freundschaften, Interessen und Ämter, und Keller überwand nur schwer die seiner Einsamkeit entspringende Abneigung, sich brieflich mitzuteilen oder gar die persönliche Nähe des andern zu suchen.

Die drei folgenden Briefe von Lazarus an Gottfried Keller befinden sich im Keller-Nachlaß der Zentralbibliothek Zürich.

[495] Moritz Lazarus an Gottfried Keller

Interlaken, Pension Ober, den 20. August 1871

Lieber Freund!

Nach langen Zeiten ein Lebenszeichen von einem alten, in allem Schweigen treuen, Verehrer und Freunde, und zwar ohne Vorrede und Einleitung eine herzliche Bitte. Für etliche Wochen hier im Oberlande ansässig, lese ich einem kleinen Freundeskreise von Ihnen Dichtungen vor, um Regentage zu erheitern, heitere zu vergolden. Nun fehlt uns das Fähnlein der 7 Aufrechten, wonach man höchst begierig ist, durch die Aussprüche derer, die es kennen.[1] Also bitte, wollen Sie mir „das Fähn-

[1] Gottfried Kellers Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" erschien erstmals in: „B. Auerbachs Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1861". Als Buchausgabe erschien es

lein" leihweise auf etliche Tage hieher senden; Adresse wie oben; wenn es so sein soll, und damit es schneller und sicherer geschähe, ohne Briefe, einfach unter Kreuzband. Sie werden damit den ganzen Kreis dieser Ihrer aufrichtigen Verehrer herzlich erfreuen und zugleich zu innigstem Dank verbinden Ihren

alten treuen verehrenden Freund
Lazarus

erst im 2. Band der „Züricher Novellen", Stuttgart 1878, weshalb es für Lazarus auch durch den Buchhandel nicht zu erwerben war. Wie aus dem folgenden Brief zu entnehmen ist, hatte Keller daraufhin das handschriftliche Manuskript an Lazarus geschickt.

[496] Moritz Lazarus an Gottfried Keller

Hotel Bernerhof, Bern, den 5. September 1871

Verehrter Freund!

Es hat eine leise Hoffnung geschwebt, dass wir den Rückweg über Zürich nehmen; nun sie vereitelt ist, sende ich Ihnen beifolgend Ihr Manuscript.[1] Mit doppeltem Dank von uns Allen. Die kleine Dichtung hat uns recht erquickende Stunden gebracht. Nicht ohne eine gewisse Spannung habe ich die Beobachtung erwartet, wie die Wirkung jetzt sich zur früheren, die mir lebhaft im Gedächtniß war, verhalten werde. In der That selten habe ich bei einer neueren Dichtung den wohlthuenden Eindruck derselben, die sanfte und wohlige Bewegung der Seele sich so rein und vollkommen nach Jahren wiederholen sehen. – Sogar das nicht geringe Hinderniß fremder Handschrift für das Vorlesen ist von dem naturvollen Reiz des Inhalts überwunden worden. Was wir unsererseits außer lauschenden Ohren und offenen Herzen noch dazu thun konnten war nur, dass wir ein gar herrliches Plätzchen im Rugen uns zum Lesen erlesen hatten; ein lauschiger, wohlumschatteter Buchenhag, mit verstohlenem Durchblick auf die Kirche von Gastein, auf die Jungfrau und die Unspunnenmatte.[2]
Leben Sie wohl, Verehrtester, haben Sie nochmals von meiner Frau und mir und den Freunden herzinnigen Dank! Hoffentlich kann ich Sie in einem anderen Jahr persönlich begrüßen.

Ihr innig ergebener
Lazarus

[1] Vgl. Anm. 1 des vorigen Briefes.

[2] Lazarus erwähnt hier eines der damals meistbesuchten Ausflugsziele in der näheren Umgebung des Kurortes Interlaken im Kanton Bern, nämlich den kleinen Rugen (739 m hoch) mit seinen schönen Parkanlagen; „Unspunnen" ist eine Ruine in der Nähe von Interlaken.

[497] Moritz Lazarus an Gottfried Keller

Schönefeld bei Leipzig, den 24. Juli 1878

Lieber Freund!

Ich habe Dir vorgestern einen Band „Ideale Fragen" geschickt.[1] Sie sollen der Dank für Deine Zürcher Novellen sein, welche von Dir zu empfangen, mir eine große Freude gewesen ist, obgleich der Inhalt mir nicht neu war. Wenn es nicht etwa in Zeitschriften geschieht, die mir nicht zu Gesichte kommen, suche ich Alles gleich ins Haus zu bringen, was von Dir in die Welt geht. Wie oft habe ich daran gedacht, Dir über die neue Auflage der Leute von Seldwyla ein paar gute, herzliche Worte zu sagen.[2] Wenn man aber ein so vielgeplagtes Leben führt wie ich, namentlich im Winter, dann spielen sich so gute Gedanken nur im Kopfe ab und sie finden den langweiligen Weg zu Papiere nicht. Will man die Feder in die Hand nehmen, um dem Dichter ein Dankeswort über seine Schöpfungen zu sagen, dann möchte man doch auch den empfangenen Eindruck charakteristisch zusammenfassen – so wird der Vorsatz des Briefes Etwas, was aus der bloßen Muße hinaustritt; der Arbeitstisch aber ist bei mir immer reichlich besetzt.

Nun sey es drum! ohne alle sonderliche Charakteristik als ein simpler Laie will ich Dir heute wenigstens bei dieser Gelegenheit sagen, dass Deine Schöpfungen unter denen der Lebenden (neben Paul Heyse) zumeist mir die Gedanken Poesie lebendig in die Seele gestellt haben, welche im Leben d[er] Seele II. B[an]d und jetzt in der Abh[andlung] über das Herz vorkommen.[3] Nicht ohne Neid empfinde ich bei der Lectüre Deiner Dichtungen, dass diese Schöpfungsweise sich so weit über die wissenschaftliche Sucherei erhebt, weil sie die letzten Zwecke des menschlichen Daseins alle – so weit wir sie erkennen – viel energischer und ganz besonders viel unmittelbarer erfüllt. Auf weiten Umwegen erhebt die Forschung vielleicht auch zuweilen das innere Leben der Menschen und bereitet ihm glückliche Stunden. Die Dichtung aber gibt sofort das Beste womit wir die Zeit dieses Lebens ausfüllen können: Behagen, Glück, Erhebung und Vertiefung.

Mußt aber nicht meinen, lieber Freund, ich wäre ein solcher Neidham-

[1] Lazarus' Veröffentlichung „Ideale Fragen" (Berlin 1878) enthält sechs Vorträge, unter anderem auch den im folgenden erwähnten Vortrag „Das Herz", den er im Wissenschaftlichen Verein in Berlin 1877 gehalten hatte.

[2] Kellers erweiterte Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla" waren 1874 in Stuttgart erschienen.

[3] Der zweite Band von Lazarus' Hauptwerk „Das Leben der Seele" (Berlin 1878) war dem Verhältnis zwischen Geist und Sprache gewidmet, also auch poetologischen Problemen.

mel, dass nicht meine reine und volle Freude namentlich an solchen – der Natur an Fülle und Unbefangenheit gleichenden – Schöpfungen der Kunst wie die Deinigen alle anderen Gefühle weit überwöge. Mit schönsten Grüßen von meiner Frau, welche leider ob auch an leichteren Nebeln doch viel leidend ist, drücke ich Dir herzlich die Freundeshand als Dein bei aller Trennung

getreuer Lazarus

Zur Erklärung des Datums nur, dass ich den Sommer nicht lese, sondern auf einem kleinen, aber sehr lieben und heimeligen Tusculum[4] sitzend, schreibe. Eine Zeile Antwort von Dir möchte uns baß erfreuen.

[4] Lazarus vergleicht hier seinen Besitz in Alt-Schönefeld bei Leipzig mit dem Landsitz, auf den sich der römische Politiker und Redner Cicero zu wissenschaftlicher Arbeit zurückzog.

[498] Moritz Lazarus (Lemberg) an Moritz Lazarus (Berlin)

Lemberg, den 14. August 1889[1]

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie hatten die Güte mich mit Ihren freundlichen Zeilen vom 2. d[ieses] M[onats] zu beehren, wofür ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

So durchdrungen ich auch von der Idee bin, daß für das große Menschenmaterial in Galizien keine andere Bestimmung vorhanden, als es durch Zuführung zum Pfluge, in eine menschenwürdige Existenz zu versetzen, um auf diese Weise diese unglücklichen Menschen aus dem unwürdigen Kampfe für ihre kümmerliche Selbsterhaltung zu ziehen; bin ich leider bis nun nicht so glücklich gewesen, die erforderlichen Mittel aufzutreiben.[2]

[1] Da in fast allen Bibliotheken und Bibliographien die Schrift „Juden als Ackerbauern. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage der Juden in Galizien" (Lemberg 1885) dem Völkerpsychologen zugeordnet werden (so auch fälschlicherweise Bd. I, S. 396, unter 1885), ist dieser Brief zur Korrektur der irrtümlichen Zuordnung in diesen Band aufgenommen worden. Die äußere Ähnlichkeit der beiden Männer beruhte offensichtlich auf einem Zufall. – Der Brief befindet sich im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Universitätsbibliothek in Berlin (O), I, 710.

[2] Um die Gründung von landwirtschaftlichen Kolonien hatte sich in Rußland schon Nathan Notkin 1797 durch eine Denkschrift an die Regierung verdient gemacht. 1807 wurden auf seine Initiative hin die ersten vier Kolonien gegründet, wobei allen Juden, die zur Landwirtschaft übergehen wollten, Land und Darlehen zur Verfügung gestellt wurden.

Die reichen Männer unter den Juden, die sonst große materielle Opfer für ihre Glaubensgenossen bringen, wie Br Hirsch[3] Br Rothschild[4] ect, wollen nicht glauben daß Juden Ackerbauern werden könnten, und wollen es selbst auf den Versuch nicht ankommen lassen, die Mittel für die erste Colonie zur Verfügung zu stellen.

Da ich aus voller Überzeugung des Erfolges sicher bin, gebe ich die Hoffnung nicht auf, und werde jede Gelegenheit benützen, um meine diesbezüglichen Bemühungen zu erneuern.

Schließlich erlaube ich mir die Bemerkung, daß uns vielleicht nicht zufällig ein gleicher Namen vereiniget, da mein Urgroßvater aus Breslau stammt, der bei der Theilung Schlesiens nach Oesterreich auswanderte. Professor Kaposi[5] in Wien fragte mich, bei der ersten Begegnung, ob ich nicht ein Bruder des Prof. Lazarus in Berlin wäre, da er eine frappante Ähnlichkeit zu finden glaubte; weshalb ich mir erlaube Ihnen geehrter Herr Professor beiliegende Fotografie zur Beurtheilung zu überreichen.

Ich habe die Ehre zu verbleiben mit aller Hochachtung

Ihr ergebener Moritz Lazarus

[3] Gemeint ist der bedeutende jüdische Philanthrop Baron Moritz Hirsch (1831–1896), der 1851 in das Brüsseler Bankhaus Bischoffsheim & Goldschmidt eingetreten und wenige Jahre später Mitinhaber dieser Bank geworden war. Er leitete dann die Pariser Filiale der Bank und erhielt 1869 von der türkischen Regierung eine Konzession für Bahnbauten auf dem Balkan. Seine außerordentlichen Stiftungen galten zunächst auch dem Schulwesen der Alliance Israélite Universelle im Orient, der medizinischen Hilfe in den Balkankriegen und dann vor allem der Besserstellung der Ostjuden, d. h. der besseren Ausbildung, der Beschaffung von Mitteln zur Auswanderung und zur Kolonisation. So gründete er 1891 auch den großzügig ausgestatteten „Hirsch'schen Schulfonds" in Galizien (damals Österreich), durch den zahlreiche Fach- und Gewerbeschulen erhalten und Fortbildungskurse aufgebaut wurden. Ein weiterer Fonds in den USA unterstützte auch die landwirtschaftliche Ausbildung emigrierter Ostjuden.

[4] Der große Philanthrop und Kunstsammler Baron Edmond de Rothschild (1845–1934), der vorwiegend in Frankreich lebte, widmete sein Vermögen und Engagement fast ausschließlich den finanziell gefährdeten jüdischen Siedlungen in Palästina. Er spendete dabei nicht nur ungewöhnlich hohe Beträge zum Aufbau von Wohnhäusern, Schulen, Krankenhäusern, Asylen, sondern auch zur Reorganisation der dortigen Landwirtschaft, d. h. vor allem zur Umstellung vom – den Bodenverhältnissen wenig entsprechenden – Ackerbau zur Garten-, Wein- und Seidenraupenkultur. Er legte mit seiner Verwaltungstätigkeit auch den Grund zur Etablierung der Jewish Colonization Association und zur späteren Organisation der Palestine Jewish Colonization Association (gegr. 1925).

[5] Moriz Kaposi (ursprünglich Kohn; 1837–1902) war ein bekannter Dermatologe in Wien; er lehrte seit 1875 als a. o., seit 1893 als o. Professor auch an der Universität Wien. 1881 war er Vorstand der Universitätsklinik und der Abteilung für Hautkranke am Allgemeinen Krankenhaus geworden. Seine „Pathologie und Therapie der Hautkrankheiten in Vorlesungen für praktische Ärzte und Studierende" (1880) erschien in mehreren Auflagen und Sprachen.

[499] Moritz Lazarus an Paul Lindau[1]

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 16. Januar 1881

Verehrter Herr Doctor!

Ich habe mich gefreut wenigstens Ihre Unterschrift zu sehen, noch lieber hätte ich Sie Selbst gesehen; hoffentlich geschieht auch das recht bald.

Was Sie mir schreiben und von mir wünschen ist sehr dankenswerth; aber für jetzt kann ich es nicht leisten. Vom Detail der Judenfrage, wie Sie wissen, sattsam geplagt, habe ich sie überhaupt gründlich satt; ich wäre darum jetzt nicht in der Lage, einen, wie er doch sein müßte, allgemeinen gleichsam resümirenden Artikel darüber zu schreiben; Ruhe und Vornehmheit des Tones habe ich außerdem schon in meinem Vortrag „Was heißt national?" und neuerdings in „Zwei Reden", die in diesen Tagen erscheinen werden, in Lasten consumirt.[2] Nein! ein gütiges Geschick muß erst wieder einmal einen freundlichen Schwamm über die Tafel meiner Seele führen, ehe ich wieder Judenfragliches darauf schreibe. Vielleicht in 4 Wochen etwa, wenn ich 2 öffentliche Vorträge hinter mir habe. Dennoch finden Sie beiliegend mein Cabinetsbild behufs einer Radirung.[3] Ich will Ihnen nemlich etwas, hoffentlich Besseres, als Judenstreit für „Nord und Süd" geben; den Vortrag den ich zum Besten des Lette-Vereins Anfang Februar zu halten habe: über Erziehung und Geschichte.[4] Wie er wird, das wissen jetzt wahrscheinlich auch die Götter noch nicht. Da ich nach Meditation frei spreche, bin ich vom genius loci

[1] Für Paul Lindau (1839–1919) waren die rund zwanzig Jahre, die er seit 1872 als politischer und literarischer Schriftsteller, als Zeitschriftenherausgeber, Literatur- und Theaterkritiker und als Dramaturg am Deutschen Theater in Berlin verbrachte, „wohl die ergiebigste" Zeit seines Lebens gewesen, wie er rückblickend selbst gesteht. Seine witzig-satirischen Plaudereien amüsierten und schockierten, seine Eitelkeit und Oberflächlichkeit forderten zur Kritik heraus. Als Vermittler sind seine Verdienste enorm gewesen. Nachdem er 1872 in Berlin die Wochenschrift „Die Gegenwart" gegründet hatte, eröffnete er 1877 eine weitere Zeitschrift, nämlich „Nord und Süd", die monatlich erschien und in die er größere Beiträge aufnehmen konnte.

Die Briefe von Lazarus an Lindau befinden sich zusammen mit Lazarus' Manuskript „Carneval – Eine psychologische Studie" (veröffentlicht im April-Heft 1882 von „Nord und Süd") in der Lindau-Sammlung des Leo Baeck Institute, New York. Der Inhalt von Lazarus' Briefen bezieht sich meistens auf kurze Anfragen Lindaus, der gerne öfter etwas von Lazarus publiziert hätte.

[2] M. Lazarus, Was heißt national? Ein Vortrag, gehalten am 2. Dezember 1879, (1. und 2. Aufl.) Berlin 1880 (auch in: Treu und Frei, aaO, S. 53–113). – Unser Standpunkt. Zwei Reden an seine Religionsgenossen, gehalten am 1. und 16. Dezember 1880, Berlin 1881 (in: Treu und Frei, aaO, S. 115–129 und S. 130–155).

[3] Die Radierung von W. Krauskopf (München 1881) erschien dann in Jg. 1881 der Zeitschrift „Nord und Süd" (neben dem Titelblatt des März-Heftes). Sie wurde in Bd. I dieser Edition nach S. XVI reproduziert.

et temporis[5] abhängig. Nur deshalb gebe ich Ihnen auch noch kein unbedingtes Versprechen. Hoffen aber thu ich das beste. Für das zweite Exemplar, das ich Ihrem freundlichen Wunsche gern entgegenbringe, bitte ich um gnädige Gegengabe; bei Bildern von sich darf man ja das vom Freunde dagegen fordern.

Auf baldiges Wiedersehen also in Lebensgröße bei

Ihrem
herzlich ergebenen
Lazarus

[4] M. Lazarus, Erziehung und Geschichte, in: Nord und Süd – Eine deutsche Monatsschrift, hrsg. von Paul Lindau, XVI. Bd. (Breslau 1881), März-Heft, S. 400–419.

[5] Genius loci et temporis (lat.), [Schutz-]Geist des jeweiligen Ortes und der Zeit.

[500] Moritz Lazarus an Paul Lindau

An den verehrl[ichen] Vorstand des Literar[ischen] Club z[u] H[änden] d[es] Herrn Dr. Paul Lindau

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 10. Februar 1881

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihre freundliche Einladung vom 8. h[uius] erkläre ich mit Vergnügen meinen Beitritt als ordentliches Mitglied des Literarischen Club.

Ich bitte Sie aber, es meinem Standesgefühl zu Gute halten zu wollen, wenn ich die Hoffnung auszusprechen mir erlaube, dass die Statuten sich noch im Stande der Berathung befinden; denn schon im § 2 vollends aber in § 6 habe ich die „Gelehrten" schmerzlich vermißt. In § 2 ist ihm wenigsten die Nebenpforte des „Schriftstellers" geöffnet; in § 6 aber sind alle Thüren für den Gelehrten verschlossen.

Darf ich der Hoffnung Ausdruck geben, dass Sie die Erlaubniß auch einen hervorragenden Gelehrten als Gast mitzubringen für eine selbstverständliche gehalten haben?

Mit vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst
Lazarus

Moritz Lazarus an Wilhelm Raabe

Den Romancier Wilhelm Raabe (1831–1910) hatte Lazarus durch die Vermittlung seines Jugendfreundes, den Braunschweiger Rechtsanwalt Bernhard Abeken (1826–1901), auf dem Schriftstellertag 1881 in Braun-

schweig persönlich kennengelernt. Lazarus war ein Bewunderer von Raabes Romanen; diese hatten ihn auch angeregt, seine Ansichten über den Humor, denen er schon im ersten Band seines Werkes „Das Leben der Seele" einen eigenen Essay gewidmet hatte, neu zu überprüfen und zu ergänzen. Auf diesen Aufsatz bezog sich der Magdeburger Kritiker der „Allgemeinen Zeitung", Dr. Edmund Strätter, als er in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 31. Mai 1892 Raabes neuestes Buch „Gutmanns Reisen" (Berlin 1892) besprach. Strätter gab sich irritiert und beunruhigt, weil Raabe den „Nationalverein", der sich um 1860 konstituiert und für die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung eingesetzt hatte, „humoristisch beleuchtet, belächelt" habe. Herausfordernd fragte er deshalb bei dem notorischen Raabe-Verehrer Moritz Lazarus an, wie sich das mit dessen Ansicht vertrage, daß sich der Humor auf das Persönliche und Private zu beschränken habe, daß Staat und Nation nicht sein Gegenstand sein könnten. Lazarus antwortete öffentlich in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung am 9. Juni 1892, daß er diese Ansicht schon in der 2. Auflage 1876 und dann in der 3. von 1883 modifiziert habe: Erfahre „die Gesammtheit" eine große Bewegung, so werde der echte Humorist auch da seinen Stoff suchen. Die Einzelpersönlichkeit könne da durchaus ergreifend *und* komisch sein, wenn man sich der gleichen Gesinnung aller sicher sein könne. Sein Zitat beschließt Lazarus dann mit der persönlichen Frage: „Klingt das nicht wie ein Weck- (im Text fälschlich: „Weih-") und Dankesgruß an unsern lieben Raabe?" Darauf bezieht sich das erste der hier veröffentlichten vier kurzen Schreiben von Lazarus an Raabe, die sich im Wilhelm-Raabe-Nachlaß des Stadtarchiv Braunschweig unter der Signatur H III 10, Nr. 6 befinden und auf deren Existenz mich Dr. Jochen Meyer, Marbach a. N., aufmerksam machte.

[501] Moritz Lazarus an Wilhelm Raabe

Berlin, Königsplatz 5, den 11. Juni [18]92
[Postkarte]

Mein lieber Raabe!

Sie werden wohl die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" vom 9. Juni sehen. Ich benutze die Verbesserung eines Druckfehlers auf S. 6: „Weck-" anst[elle] Weih- und Dankesgruß um Ihnen hiermit selbst einen zu senden.

In treuer herzlicher Gesinnung Ihr Lazarus[1]

[1] Raabes Antwort vom 12. Juni 1892 ist – neben einem weiteren Schreiben aus dem Jahre 1891 – abgedruckt in: Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, aaO, S. 118. „Wer so lange wie

ich im Dunkeln gesessen hat, der kann nur mit der Hand über die Augen durch das Licht gehen, das ihm auf den letzten Teil seines Weges fällt. Es ist wohl die Abendsonne, aber wir wissen ja alle, wie schön und willkommen die sein kann!"

[502] Moritz Lazarus an Wilhelm Raabe

Leipzig, Roßstr[aße] 11, den 12. März [18]94
[Postkarte]

Mein lieber herzlichverehrter Raabe!

Nach Versprechen schicke ich Ihnen anbei mein „Treu und Frei". Lesen Sie zuerst das Letzte „Aus einer kl. Gem[einde] vor 50 Jahren";[1] dies wird Sie, wenn nicht am meisten, doch am nächsten interessiren.

Mit innigstem Gruß Ihr Lazarus

[P. S.]
Ins „Kloster"[2] zu gehen habe ich noch keine Muße gefunden; denn in Hannover mußte ich Vortrag halten und mich feiern lassen.[3]

[am Rand der Postkarte]
P. S. den 13. 3. Gestern Abend zu lesen angefangen, bis 10. Cap. gekommen: Tante Euphrosüne läßt sich ja an, ein Pracht- und Musterstück zu werden. Lothario ist noch Räthsel; aber Eckbertchen besitzt bereits die hochachtungsvolle Verachtung, die er aus dem Reiche der „Mütter" als Erbschaft mitgebracht.[4] Macte virtute![5]

[1] Gemeint ist der letzte Beitrag, „Aus einer jüdischen Gemeinde vor fünfzig Jahren", in dem Sammelband „Treu und Frei. Vorträge über Juden und Judenthum", Leipzig 1887, S. 279–309. Es handelt sich um den Vortrag, den Lazarus 1883 über das jüdische Gemeindeleben seiner Heimatstadt Filehne an der Lehranstalt (Hochschule) für die Wissenschaft des Judentums in Berlin – zugunsten des Stipendienfonds – gehalten hat.

[2] Gemeint ist Raabes neuester Roman, der unter dem Titel „Kloster Lugau" 1894 im Verlag von Otto Jahnke, Berlin, erschienen war.

[3] Anfang März 1894 hatte Lazarus in Braunschweig den Vortrag „Zwei Jahre in Braunschweig" – seine Gymnasialjahre! – gehalten und bei dieser Gelegenheit auch Raabe wiedergesehen. Vgl. auch Bd. I, Nr. 120.

[4] Lazarus spricht hier von den Hauptfiguren des Romanwerks „Kloster Lugau", wobei er offensichtlich den Spitznamen von Hofrat Franz Herberger, „Horatio" (nach Shakespeares „Hamlet"), mit „Lothario" verwechselt hat.

[5] Macte virtute (lat.), altrömische Glückwunschformel: „Glück auf, Heil [erg.: Ihrer] Tüchtigkeit!"

[503] Moritz Lazarus an Wilhelm Raabe

Leipzig, Roßstr[aße] 11, den 14. März [18]94
[Postkarte]

Mein lieber Raabe! „wahrer Jacob" nemlich Corvinus.[1] Das 18. Cap[itel] ist das pure Gold und S. 164–66 jedes Wort wie nach Ass und Gran abgewogen.[2] – Ich frage mich bei dem Entzücken darüber nur: werde ich wirklich heuer 70? – Diese Frage lege ich aber nur mir und nicht Ihnen vor; denn Sie können das nicht gut verstehen. Seine eigenen Sachen kann man wohl (in günstigem Fall,) mit Befriedigung, aber nicht mit Wonne lesen, also auch die der Anderen nicht genau taxiren. Gott befohlen!

Lazarus

[1] Anspielung auf das Pseudonym „Jakob Corvinus", unter dem Raabe bis 1857 veröffentlicht hat.

[2] Das 18. Kapitel von „Kloster Lugau" ist auch für den Fortgang der Handlung entscheidend; im Kloster Lugau taucht der schwäbische Vetter Eberhard Meyer auf, der den schon genannten Eckbert Scriewer einmal von der Seite Eva Kleynkauers verdrängen soll. – „As" ist eine altrömische Gewichts- und Münzeinheit, „Gran" ein altes Apotheker- und Edelmetallgewicht.

[504] Moritz Lazarus an Wilhelm Raabe

Meran (Tirol), zum 8. September 1901

Mein lieber Raabe!

An Jubeltagen[1] hat man zum Lesen wenig Muße; darum sage ich Ihnen nur: ich bin auch dabei! Von ganzem Herzen feiere ich Ihr Lebens- und Ehrenfest frohbewegt mit. Andere, Viele werden Ihnen heute Verehrung, Dank, Huldigung darbringen, – lassen Sie es sich nur recht gefallen! Durch hohe Gottesgabe und einen langen edlen Fleiß ist Alles, Alles wohl verdient –; ich aber, ich sage nur, was Sie freilich schon wissen: ich habe Sie lieb! – und so lange ich lebe, werde ich Sie lieb behalten als

Ihr alter getreuer
Leser, Verehrer und Freund
Lazarus

[1] Raabes 70. Geburtstag.

[505] Moritz Lazarus an Wilhelm Scherer[1]

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 22. Januar 1880

Hochgeehrter Herr College!

So eben habe ich im Sprechzimmer den Schluß Ihres Artikels in der N[euen] Fr[eien] Pr[esse] vom 20. h[uius][2] gelesen. Keine Stunde soll hingehen, ohne dass ich Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür sage. Diesen tiefinnigen Dank empfinde ich nicht so fest als Jude, wie als Deutscher; grade wie umgekehrt der „ekelhafte" Streit als diesen mich beschämt hat. Ich wollte, ich hätte gleich etwas Besseres Ihnen als Zeichen meiner frohmuthigen Anerkennung zu schicken; nehmen Sie meine Schrift, „Was heißt national?", gütig als solches auf. Ich habe die Schrift keinem unserer Herren Collegen geschickt, um nicht den Schein zu erwecken, als wollte ich eine Zustimmung und Parteinahme provociren.

Sie aber besitzen das „Deutschthum" und *den* „Stolz" darauf, welche ich mehrfach angerufen habe; Sie wissen also auch recht gut, dass ich Sie nicht mit meiner Schrift belehren sondern nur die herzliche Verehrung ausdrücken will, mit welcher ich bin

Ihr ganz ergebenster Lazarus

[1] Der Philologe und Literarhistoriker Wilhelm Scherer (1841–1886) hatte sich vor und nach seiner Habilitation in Wien der kritischen Bearbeitung und Kommentierung althochdeutscher und frühmittelhochdeutscher Literatur gewidmet, war aber schon während seines Studiums ein erstes Mal in Berlin gewesen, einmal weil ihn die dortigen Gelehrten, vor allem Jacob Grimm und Karl Müllenhoff, anzogen, deren Einfluß auf seine weitere wissenschaftliche Arbeit entscheidend wurde, zum andern weil er sich als deutscher Patriot verstand, der auch in Wien offen für seine Ideale eintrat, für eine Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, wenn nötig ohne Österreich. Obwohl er bereits seit 1868, damals 27jährig, als o. Professor für deutsche Sprache und Literatur in Wien große Erfolge feierte – sein aufsehenerregendes Werk „Zur Geschichte der deutschen Sprache" erschien mit der Widmung an Müllenhoff im selben Jahr in Berlin –, folgte er aus politischen Gründen 1872 dem Ruf der neugegründeten Universität Straßburg. 1877 ging er schließlich an die Universität Berlin auf einen Lehrstuhl, der für neuere deutsche Literaturgeschichte bestimmt war. Vor allem durch seine Goethe-Studien und die „Geschichte der deutschen Literatur", die seit 1879 in Lieferungen zu erscheinen begann, hat der rastlos neuen Problemen und Interessen nachjagende, selbstlos andere fördernde und anregende Gelehrte weit über den Kreis der Studenten und Fachkollegen hinaus gewirkt. Die Universalität seiner Kenntnisse, die gute philologische Schulung und der enthusiastische Glaube an die geistigen und sittlichen Kräfte der deutschen Nation spiegeln sich auch in der Artikelfolge, die Scherer am 3., 13. und am 20. Januar 1880 unter dem Titel „Skizzen aus der älteren deutschen Literaturgeschichte" im Feuilleton der Morgenausgabe der Wiener „Neuen Freien Presse" veröffentlicht hatte und in der er scharf gegen den in Deutschland um sich greifenden „ekelhaften" Antisemitismus Stellung nahm.

Die im folgenden veröffentlichten beiden Briefe von Lazarus an Wilhelm Scherer befinden sich im Scherer-Nachlaß des Zentralen Archivs der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (DDR).

[2] Huius (lat.), dieses (erg.: Monats).

[506] Moritz Lazarus an Wilhelm Scherer

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 21. Juli [18]80

Verehrter Herr College!

Sie würden mir wirklich ein schweres Unrecht thun, wenn Sie den Gedanken in Sich aufkommen ließen, dass es ein – in *irgend welchem* Sinne – egoistisches Motiv sey, das mich Ihnen im Anschluß an unser gestriges Gespräch nachfolgende Notitz senden läßt.

> Auf S. 319f. der 2. Aufl. 2. B[an]d L[eben] d[er] Seele und S. 95f. der „Idealen Fragen";
> auch L[eben] d[er] Seele Bd. I, S. 388ff./2. Aufl. finden Sie, was ich über den betreffenden Gedanken kurz angedeutet habe.[1]

Ich bitte Sie, dies Blättchen als ein Zeichen der Freude über Einstimmung in diesen Gedanken anzusehen, welche deshalb nicht geringer ist, weil über Vieles gewiß sehr verschieden von uns gedacht wird; und dann als Ausdruck wahrer Hochschätzung, mit welcher ich bin

Ihr ganz ergebenster Lazarus

[1] Aus den angegebenen Stellen läßt sich das Gesprächsthema der beiden Kollegen erschließen: Beide interessierte das Problem des dichterischen Prozesses, der Anteil der Tradition und des zeitgenössischen Publikums (was Lazarus viel allgemeiner als Vorstellungsmasse des „Gesamtgeistes" umschreibt) an dem vom einzelnen Individuum geschaffenen poetischen Werk. Scherer versuchte wie ein Naturwissenschaftler seine Theorien am empirischen Material zu erproben; so werden ihm Lazarus' Aufsätze, die über eine sehr allgemeine Darlegung seiner Auffassung nicht hinausgehen, kaum weitergeholfen haben.

[507] Moritz Lazarus an Theodor Storm[1]

Berlin, den 1ten Juli 1856

Wenn ich Ihnen, mein lieber Verehrter, den Keller[2] nicht gleich nach Potsdam geschickt habe, so geschah es nur deshalb, weil ich dazumal im

[1] Den Schriftsteller Theodor Storm (1817–1888) hatte Lazarus durch das Rütli („Rytly"), eine 1852 in Berlin gegründete literarische Vereinigung kennengelernt. Ihre Mitglieder trafen sich in den ersten Jahren regelmäßig zu belehrenden und geselligen Samstagssitzungen, trugen dort ihren speziellen Rütli-Namen und pflegten in gegenseitiger Kritik, Anregung und auf ihren Festen ein bestimmtes Zeremoniell. Moritz Lazarus („Leibnitz") war im April 1856 als junger Privatgelehrter in diesen Kreis aufgenommen worden, zu dessen Mitgliedern der Kunsthistoriker Franz Kugler, der Herausgeber des „Deutschen Kunstblatts", Friedrich Eggers, der junge Adlige und Berufsoffizier Bernhard von Lepel, Theodor Fontane, der Maler Adolf Menzel u. a. gehörten. Nachdem Storm im Herbst 1856 eine Stelle als Richter in Heiligenstadt angenommen hatte, konnte er nur noch selten zu den

Rütli von Lessing[3] gleich Ihre jetzige Adresse erfuhr, also eine Verzögerung in so fern von keinem Belang war, als ich bei Ihnen den Wunsch voraussetzen durfte, dass ich erst das Buch vollständig lesen soll, wenn Sie es nur noch für Ihren Sommeraufenthalt auch genießen können. Ja wohl: genießen; es ist gar ein gutes Buch. Ausführlicher werde ich Ihnen mein Urtheil sagen, wenn auch Sie es erst gelesen haben, und wir einander ergänzen können. Für heute empfangen Sie nur meinen herzlichen Dank für die freundliche Bereitschaft. Der Anklang, welchen die Aepfel, wenn sie reif sind, finden oder gefunden haben, hat wohl schon seinen Widerhall bei Ihnen gefunden. Von Ihren Lyricis habe ich noch Nichts gelesen; ich gehe in wenigen Tagen zur Erholung nach Dresden (auf 4–5 Wochen) und dort will ich Ihre Gesellschaft mit mir haben. – Das kleine Genrestückchen aber war wieder so gut, daß ich fürchte, ich würde Recht behalten, und die prosaische Erzählung, überhaupt die Erzählung mir lieber bleiben, als Lyrisches.

Freundlichste Grüße von Ihrer Verehrerin, meiner Frau;
und von Ihrem

innig ergebenen Lazarus

Rütli-Sitzungen kommen und auch der Kontakt zu Lazarus löste sich allmählich. Zur Zeit des vorliegenden Briefes, der sich im Besitz der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, Kiel, unter der Signatur Cb 50.56 befindet, wohnte Storm noch in Potsdam.

[2] Gemeint ist höchstwahrscheinlich Gottfried Kellers Erzählband „Die Leute von Seldwyla" (Braunschweig 1856), den Lazarus auch im „Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes" vom 7. August 1856 besprochen hat.

[3] „Lessing" ist der Rütli-Name von Franz Kugler.

[508] Moritz Lazarus an Bernhard Studer[1]

Berlin, den 9. April 1868

Hochverehrter Herr College!

Die wissenschaftlichen Aufgaben und deren persönliche Beziehungen werden in unserer Zeit, vollends hier in Berlin so mannigfaltig, dass von einem gleichzeitigen brieflichen Verkehr mit verehrten Freunden und geliebten Menschen gar nicht mehr die Rede sein kann. Desto mehr freue ich mich wieder einmal eine geschäftliche Gelegenheit zu finden, Ihnen

[1] Bernhard Rudolf Studer (1794–1887) war seit 1834 Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Bern und bahnbrechender Erforscher der Alpen, Begründer und langjähriger Präsident der schweizerischen Geologischen Kommission. Lazarus pflegte mit dem Kollegen während seiner Berner Lehrtätigkeit freundschaftliche Beziehungen.

Lazarus' Brief ist – zusammen mit einem weiteren Condolenzbrief zum Tod von Studers Frau – im Besitz der Burgerbibliothek Bern, unter der Signatur Mss. hist. helv. XXIX. 80.

ein Wort zu schreiben und herzlichen Gruß von Haus zu Haus zu senden. Diesmal ist es das Interesse für unsere Facultät, das mir die Feder in die Hand gibt. Herr Prof[essor] Hebler[2] schreibt mir, wegen der Besetzung der Hagenschen Stelle[3] im Auftrage der Facultäts-Commission; ich werde der verehrl[ichen] Commission eine, so zu sagen, officiöse Antwort mit Vergnügen zukommen lassen, erachte es aber für meine Pflicht, Ihnen persönlich und im Vertrauen unter uns noch einige Bemerkungen direct ans Herz zu legen. Herr Hebler hat mir die ganze Liste der Bewerber mitgetheilt; ohne irgend Einem zu nahe treten zu wollen, scheint mir doch, dass nur 2, die auch bereits in ihren resp[ectiven] Facultäten zu Proff. extraord. befördert sind, der näheren Beachtung durchaus würdig, Herr Prof[essor] Caro[4] in Jena und Prof[essor] Bernhard Kugler[5] in Tübingen.

Herr Caro ist nach Allem, was ich von ihm weiß, ein tüchtiger Historiker und eine gute Lehrkraft und ich könnte nur Gutes über ihn berichten. Dahingegen kann ich von Herrn Bernhard Kugler nicht nur dasselbe sagen, sondern ich muß noch hinzufügen, dass er, der Sohn einer, im besten Sinne, edlen Familie, zugleich selbst eine eben so liebenswürdige als energische Persönlichkeit ist. Ueber seine wissenschaftliche Tüchtigkeit wird Ihnen nicht blos Herr O. [sic!] Sybel[6], sein Lehrer in Bonn, gern

[2] R. A. Karl Hebler (1821–1898) lehrte seit 1863 als Professor der Philosophie an der Universität Bern, war also dort ein Kollege von Lazarus gewesen. Er hatte eine Arbeit über „Spinozas Lehre" (Bern 1850) veröffentlicht und widmete sich auch literarisch-ästhetischen Fragen: „Aufsätze über Shakespeare" (Bern 1865; 2., erweiterte Aufl. 1874).

[3] Karl Hagen (1810–1868), der 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments war und 1849 wegen seiner radikaldemokratischen Gesinnung seiner Heidelberger Professur enthoben wurde, hatte seit 1855 als Professor der Geschichte an der Universität Bern gelehrt; 1857 war er deren Rektor. Neben zahlreichen Abhandlungen zur schweizerischen Geschichte hatte er auch einen „Grundriß der allgemeinen Geschichte" (3 Bde., 1860–1861) veröffentlicht. Es geht hier um die Vakanz, die durch seinen Tod eingetreten war.

[4] Der Historiker Jakob Caro (1835–1904) stammte aus einer alten Rabbinerfamilie in Posen. 1863 wurde er Privatdozent für Geschichte an der Universität in Jena. Da er wegen seines Glaubens keine Aussicht auf Beförderung hatte, wurde er für längere Zeit Reisebegleiter der russischen Großfürstin Jelena Pawlowna in Petersburg. Seine Interessen galten fast ausschließlich den slawischen Völkern. 1868 wurde er aufgrund seines ersten umfangreichen Bandes der „Geschichte Polens" als Professor honoris causa an die Universität Breslau berufen, wo er 1884 endlich eine ordentliche Professur erhielt. Seine vierbändige „Geschichte Polens" erschien als Bd. II–V (1863–1888) innerhalb der von Heeren und Ukert herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten".

[5] Der Historiker Bernhard Kugler (1837–1898) war der Sohn des Kunsthistorikers Franz Kugler (1808–1858) in Berlin. Bernhard Kugler wirkte von 1866 bis 1897 als Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. In Wilhelm Onckens Sammelwerk „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" veröffentlichte Kugler seine „Geschichte der Kreuzzüge" (1880), die auch noch eine 2. Auflage erreichte (1891).

[6] Der Historiker Heinrich von Sybel (1817–1895), ein Schüler Leopold von Rankes, lehrte seit 1844 an der Universität in Bonn, seit 1846 in Marburg, seit 1856 in München und

Auskunft geben, sondern auch Herr Prof[essor] Burckhard [sic!][7] in Basel, der langjährige Freund seines Vaters.

Lassen Sie mich also kurz zusammengefaßt meine Ueberzeugung dahin ausdrücken, dass Sie in Prof[essor] Kugler eine *in jeder Beziehung* günstige und glückliche Acquisition machen würden.

In der Hoffnung, dass ich es im Laufe dieses Sommers in Bern besser mit Ihnen treffe, als im Vorjahr und mit dem Wunsche, dass die wiederkehrende Wärme Ihnen Beiden gesunde Tage bringen [sic!], verharre ich mit den herzlichsten Grüßen von uns beiden für Sie Beide
Ihr herzlich und aufrichtig ergebener

Lazarus

[Postscriptum]

Ihrer verehrten Frau Gemahlin wollen Sie gefäll[igst] sagen, dass sie nächstens einen Brief von uns zu erwarten habe; ich wollte heute nur nicht mit der Absendung dieses säumen um Nichts zu versäumen.

seit 1861 wieder in Bonn. Sein politisches Votum für die „kleindeutsche Lösung" beeinflußte auch seine Geschichtsschreibung: Er bewertete die universalistische Politik der mittelalterlichen Kaiser negativ und ließ sich bei seiner Darstellung über „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." (7 Bde., 1890–94) vom Erfolg der preußischen Politik leiten. Auch sein Hauptwerk, „Geschichte der Revolutionszeit von 1789–1795" (5 Bde., 1853–79), wurde von seiner konservativen, antifranzösischen Haltung bestimmt, so bahnbrechend die Erschließung bedeutsamer Archivquellen war. 1859 gründete er die noch bestehende „Historische Zeitschrift" und an der Münchner Universität das erste Historische Seminar in Deutschland. In seinen zwei letzten Lebensjahrzehnten war er Direktor der preußischen Staatsarchive und mehrfach Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

[7] Der bedeutende schweizerische Kultur- und Kunsthistoriker Jacob Burckhardt (1818–1897) hatte bei Franz Kugler in Berlin Geschichte und Kunstgeschichte studiert und verkehrte auch privat in dem wegen seiner besonderen Geselligkeit berühmten „Kuglerschen Hause". Burckhardt lehrte zunächst in seiner Heimatstadt Basel, von 1855 bis 1858 in Zürich und seit 1858 als Professor der Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Basel. Er galt schon zu seinen Lebzeiten als die große Autorität auf dem Gebiet der italienischen Renaissance („Die Kultur der Renaissance in Italien", Basel 1860), während sich seine Leser im 20. Jahrhundert vor allem für die pessimistische Kulturkritik interessieren, deren bedeutendstes Zeugnis die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" (1905 von Jakob Oeri herausgegeben) sind.

[509] Moritz Lazarus an Friedrich Theodor Vischer[1]

Nizza (Krafts Hotel de Nice),
den 30. December 1878

Lieber und hochverehrter Herr College!

Durch Ihren Sohn, Herrn Dr. Robert[2] erfahre ich mit herzlichem Vergnügen, daß Sie mir Ihre neue Dichtung „Auch Einer" zugedacht haben. Das Buch stand bereits auf unserem Programm und eine liebe Freundin, die wir nächstens hier zu gemeinschaftlicher Reise nach Italien erwarten (eine Landsmännin von Ihnen) sollte es mitbringen. Wie viel lieber wird es uns, meiner Frau und mir und auch unserer Freundin, Frau Griesinger[3], sein, wenn ich aus einem Exemplar vorlesen kann, das ich Ihrer Güte verdanke. Ich bitte Sie demnach mir dasselbe gütigst unter Streifband hierher zu senden und schon im Voraus besten Dank annehmen zu wollen von Ihrem mit innigster Verehrung ergebenen

Lazarus

Ich bitte Sie Ihren Sohn mit bestem Dank von mir zu grüßen und mich auch dem freundlichen Andenken des Herrn Dr. Hemsen[4] zu empfehlen.

[1] Der stark von Hegel beeinflußte Philosoph und Kunsttheoretiker Friedrich Theodor Vischer (1807–1887) hatte neben seinem Hauptwerk „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen" (3 Bde., Stuttgart 1846–1857) nicht nur zahllose kunstkritische und theoretische Arbeiten geschrieben, sondern auch Gedichte, Rhapsodien, Balladen und einen großen Roman „Auch Einer" (Stuttgart 1879; der Held, Albert Einhart oder A. E., trägt autobiographische Züge). Ein Exemplar dieses Romans hatte der Autor auch Lazarus zugedacht.

Dieser und der folgende Brief von M. Lazarus an Friedrich Theodor Vischer befinden sich in der Universitätsbibliothek Tübingen unter der Signatur Md 787/606.

[2] Der Kunstheoretiker und -historiker Robert Vischer (1847–1933) war später Professor der Kunstgeschichte an der Universität Göttingen.

[3] Die Frau des schweizerischen Psychiaters Wilhelm Griesinger, mit dem Lazarus 1867 die Medizinisch-psychologische Gesellschaft gegründet hatte, der aber schon ein Jahr später starb.

[4] Der Neffe von F. Th. Vischer, Wilhelm Hemsen (1829–1885), war Vorstand der Königlichen Bibliothek Stuttgart.

[510] Moritz Lazarus an Friedrich Theodor Vischer

Berlin N. W., Königsplatz 5, den 1. Juli 1880

Hochgeehrter Herr College!

Ich wollte, es lägen nicht hundert Meilen zwischen uns; ich könnte Ihnen persönlich sagen, anstatt zu schreiben: dass ich Ihnen von Herzen

dankbar die Hand drücken möchte für die köstliche Rede auf Möricke [sic!], die ich endlich gestern ganz lesen könnte.[1] Welch eine holde Einheit von Geist und Gemüth weht in diesen bald tiefen und bald schlichten Worten, voll von allgemeinen Gedanken und von persönlicher Innigkeit; ein Typus der schwäbischen Seele und doch ein Erzeugniß individueller Meisterschaft. Ich gönne dem feinen, guten, edlen Möricke alle Ehren, die ihm geworden, wie er sie verdient hat; dennoch möchte ich ihm zurufen: O fortunate Poeta! qui tuae virtutis Vischerum praeconem inveneris![2]

Empfangen Sie herzinnigen Dank und Gruß von meiner Frau und von Ihrem

verehrungsvoll ergebenen Lazarus

[1] Am 4. Juni 1875 war Vischer der Freund Eduard Mörike gestorben. Bei der Beerdigung auf dem Pragfriedhof in Stuttgart richtete Friedrich Theodor Vischer die Worte an den Freund (veröffentlicht in: Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge, Bd. VI), und als am 4. Juni 1880 das Stuttgarter Mörike-Denkmal mit einer Büste von Wilhelm Rösch enthüllt wurde, hielt wieder der Freund Friedrich Theodor Vischer die Rede. Auf diese Rede bezieht sich Lazarus in dem vorliegenden Brief (abgedruckt, zusammen mit der Rede Vischers am Grab Mörikes, in: Fr. Th. Vischer, Altes und Neues, Heft 1, Stuttgart 1880).

[2] „O fortunate Poeta! qui tuae virtutis Vischerum praeconem inveneris!" (lat.; in Anlehnung an Cicero, Arch. 24, von Lazarus formuliert), „O glücklicher Dichter, der du in Vischer einen Lobredner deiner Tugend gefunden hast.

[511] Moritz Lazarus an Eduard Winkelmann[1]

Berlin, den 13. Juni 1873

Hochverehrter Herr College!

Ich bin, wie bisher, immer gern bereit der Hochschule Bern jeden Dienst zu leisten, der zu ihrer Blüthe beitragen kann.[2] Wie ich es aber auf der einen Seite als selbstverständlich betrachte, dass Sie bei einer Anfrage wie die in Ihrem Geehrten vom 8 d[ieses] M[onats] die volle Wahrheit zur Antwort erwarten, so wünschte ich, dass Sie es als eben so selbstver-

[1] Der Historiker Eduard Winkelmann (1838–1895) hatte sich 1865 an der Universität Dorpat über ein Thema seines Spezialgebietes, nämlich der Stauferzeit, habilitiert und wurde im Frühjahr 1869 also a. o. Professor (seit Herbst 1869 als o. Prof.) an die Universität Bern berufen. Hier lehrte er bis zu seiner Berufung an die Universität Heidelberg im Herbst 1873. Wie aus dem vorliegenden Brief, der sich unter der Signatur Heid. Hs. 1829 im Besitz der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet, ersichtlich wird, hatte Winkelmann wegen einer Berufungsfrage das Urteil von Lazarus einholen wollen: Möglicherweise ging es schon um Winkelmanns Nachfolger in Bern.

[2] Lazarus hatte bis 1866 selbst als o. Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Bern gewirkt.

ständlich ansehen, diese Antwort durchaus *als eine vertrauliche* aufzunehmen. Sie werden, verehrter Herr College, es begreiflich finden, dass ich mir, bei aller Unabhängigkeit, nicht für meine „guten Dienste" persönliche Feindschaft zuziehen möchte. Herr Dr. Geiger (Vater des fragl[ichen] Docenten)[3] hat sehr intime Beziehungen in Bern, welche z. B. durch Herrn Prof[essor] Valentin[4] bis in die Regierung reichen. – Wollen Sie es also als ein Zeichen persönlicher Hochachtung wie unbedingten Vertrauens für Sie und vollen Interesses für die Hochschule annehmen, wenn ich nun zur Sache nach bestem Wissen Folgendes bemerke: Herr Dr. G[eiger][5] hat erst in diesem Semester zu lesen angefangen; über seine akademische Wirksamkeit kann deshalb ein Urtheil noch nicht gefällt werden; er hat ein Colleg zu Stande gebracht, mit etwa 5–6 Zuhörern. Es muß jedoch bemerkt werden, dass er sich so spät erst habilitirt hat, dass seine Vorlesungen im gedruckte[n] Catalog noch nicht angezeigt waren, was auf Anzahl [sic!] der Hörer einen nachtheiligen Einfluß gehabt haben kann. – Noch weniger aber bin ich leider in der Lage, Ihnen über eine etwaige Wirksamkeit desselben am Gymnasium Auskunft zu geben. Meines Wissens hat der eben noch ganz junge Mann nur an der hiesigen jüdischen Knabenschule historischen Unterricht ertheilt, der also keinen Maßstab für die Berner Anforderungen abgeben kann.

Dies ist Alles, was ich Ihnen über seine beiderseitige Lehrthätigkeit mit gutem Gewissen mitzutheilen habe.

Mit nochmaliger Bitte um Discretion verharre ich unter herzlichen Glückwünschen zu Ihrer Berufung nach Marburg

Ihr verehrungsvoll ergebenster
Lazarus

[3] Der Theologe und Bahnbrecher der jüdischen Reformbewegung, Abraham Geiger (1810–1874) lehrte zu dieser Zeit an der Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, war also mit Lazarus persönlich bekannt.

[4] Gemeint ist wahrscheinlich Gabriel Gustav Valentin (1810–1883), der seit 1836 als Professor der Physiologie an der Universität Bern lehrte.

[5] Der Literatur- und Kulturhistoriker Ludwig Geiger (1848–1919) war nach Studien in Paris erst 1870 nach Berlin gezogen und dort als Lehrer an der jüdischen Lehrerbildungsanstalt tätig. Mit einer Schrift über die Beurteilung des Judentums durch die römischen Schriftsteller habilitierte er sich 1873 an der Universität Berlin. Aus den Berufungsüberlegungen in Bern ist offensichtlich nichts geworden, da Geiger als Privatdozent in Berlin blieb und 1880 dort eine a. o. Professur für Geschichte erhielt. Das Spektrum seiner Forschungen war sehr breit; es reichte von Studien zur Renaissance und zum Humanismus in Italien und Deutschland bis zur deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Geiger gehörte zum Vorstand der Hochschule (Lehranstalt) für die Wissenschaft des Judentums und war jahrelang Mitglied der Repräsentantenversammlung der jüdischen Gemeinde Berlin und vertrat dort den radikal-liberalen Standpunkt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Beziehungen zu Lazarus nicht ganz ungetrübt waren. Die Vorsicht dieser Auskunft und die Tatsache, daß Geiger in Memoiren und Briefen von Lazarus – soweit ich sehe – nicht genannt wird, sprechen für diese Annahme.

*! Verzeihung, dass ich ein Umschreiben des Briefes trotz dieser zu spät wahrgenommenen Läsion unterlasse.

[512] Moritz Lazarus an Eduard Zeller[1]

Schönefeld bei Leipzig, den 16. Mai 1875

Hochverehrter Herr College!

Ihre geehrte Zuschrift vom 14. d[ieses] M[onats] hat mein Billet mit der Ankündigung meiner Winter-Vorlesung gekreuzt und ich will nun diese in Übereinstimmung mit der von Ihnen gegebenen Anregung ergänzen. Schon im Sommer vorigen Jahres habe ich meine Absicht, Pädagogik zu lesen durch ein einstündiges publicum „allgemeine Einleitung in dieselbe" an den Tag gelegt. Von dem usprünglichen Plane, die Pädagogik selbst im Winter zu lesen, war ich durch den Wunsch abgekommen, in der Encyklopädie eine Übersicht über das System der Philosophie zu geben. Jetzt aber bin ich gern bereit, Ihrem Vorschlag zu folgen und will, um mich nicht wieder mit präliminaren und allgemeinsten Gedanken zu befassen, Erziehungs- und Unterrichtslehre in 4wöchentlichen Stunden neben der Psychologie lesen. Es handelt sich nun blos noch um die Wahl der Stunden. Ich möchte nemlich nicht gern von 10–11 mit Ihnen noch auch von 11–12 mit den Philologen concurriren, da die Vorlesung in erster Reihe für deren Zuhörer bestimmt wird. Läse aber, wie ich vermuthe, Herr Prof[essor] Bonitz[2] in Folge seiner neuen Amtsthätigkeit nicht, dann würde ich gern seine 4 Stunden Mittwochs und

[1] Eduard Zeller (1814–1908), der seine Laufbahn in Tübingen als Theologe begonnen hatte, wurde 1862 als o. Professor der Philosophie an die Universität Heidelberg und 1872 – nach dem Tod F. A. Trendelenburgs – auf dessen Lehrstuhl an die Universität Berlin berufen, wo er bis 1895 lehrte. Der Schwerpunkt seiner Arbeit und Lehrtätigkeit lag in der Geschichte der Philosophie (bes. der Antike). –

Die beiden Briefe von Lazarus an E. Zeller befinden sich in der Universitätsbibliothek Tübingen unter der Sign. Md 747/437.

[2] Der Altphilologe und Pädagoge Hermann Bonitz (1814–1888), der zunächst in verschiedenen Städten als Gymnasiallehrer tätig war, wurde 1849 als Professor der klassischen Philologie an die Wiener Universität berufen. Dort hat er als Mitdirektor des Philologischen Seminars und als Mitglied der Prüfungskommission für das Gymnasiallehreramt entscheidend den „Organisationsentwurf für österreichische Gymnasien" mitgestaltet, der Jahrzehnte in Geltung war. 1867 wurde er als Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster und als Direktor des Königlichen Pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen nach Berlin berufen, wo er am 1. Oktober 1875 als Vortragender Rat in das preußische Unterrichtsministerium eintrat. An der Berliner Universität las er über Themen der klassischen Philologie.

Sonnabends 11–1 Uhr übernehmen. Dann würde ich aber das einstündige publicum[3] von Mittwoch auf Dienstag 5–6 verlegen.

Ich bitte nun sehr um gütige Entschuldigung, wenn ich Sie mit der Mühe belästige, die Absicht des Herrn Bonitz zu erkunden und meine Ankündigung danach ergänzen zu wollen.

Wenn Sie, verehrter Herr College, und Ihre Frau Gemahlin Ihr Weg in die Ferien an Leipzig, wie ich hoffe, vorüber führt, dann bitten wir Sie herzlich uns in unserem Tusculum[4] mit Ihrem gütigen Besuch zu erfreuen; wenn Sie vollends mit einfacher Umgebung aber herzlicher Aufnahme zufrieden eine Weile Standquartier in unserem für bescheidene Ansprüche hinlänglich geräumigen Hause hier nehmen wollten, dann würden Sie uns aufs Innigste verbinden.

Mit besten Grüßen verharre ich Ihrer gefälligen Mittheilung entgegensehend

Ihr verehrungsvoll ergebenster
Lazarus

Unser Haus in Schönefeld ist vom Berliner Bahnhof nicht so weit entfernt, als ihre Wohnung von der Universität.

[3] Lazarus' Publikum über Völkerpsychologie besuchten im Wintersemester 1875/76 ca. 200 Hörer.

[4] Der Landsitz in Alt-Schönefeld, den Lazarus wiederholt mit dem Refugium des römischen Politikers, Redners und Gelehrten Cicero in Tusculum, einem Vorort Roms, verglich.

[513] Moritz Lazarus an Eduard Zeller

Schönefeld, den 7. Juni 1875

Hochverehrter Herr College!

Ich will mich nicht mit der Regel qui tacet consentit[1] beruhigen, sondern die Gelegenheit, Ihre freundlichen Grüße zu erwidern, gern ergreifen und Ihnen sagen, wie sehr ich es erfreulich finde, dass Sie auch den Juristen Gelegenheit verschaffen wollen, Ihre Gesch[ichte] d[er] Philos[ophie] zu hören.[2] Man darf ja auch wohl hoffen, dass die Herren Collegen von den Fachwissenschaften schon zu der Einsicht gelangen, dass philosophische Bildung ihren Jüngern noth thut; und diese können

[1] Qui tacet, consentit (lat.), römisches Sprichwort: Wer schweigt, stimmt zu.

[2] Zeller hatte seine Vorlesung „Geschichte der Philosophie" offenbar auf den Nachmittag verlegt.

sie ja ohne Gesch[ichte] d[er] Philos[ophie] nicht verlangen. Die größere Bereitwilligkeit der Juristen als etwa der Mediciner wahrzunehmen, hat mir meine vorige Sommervorlesung Anlaß geboten, zumal ich sie von 5–6 Uhr gehalten habe.

Ich glaube auch, dass Ihre Stundenverlegung, deren freundliche collegialische Mittheilung ich mit herzlichem Dank vernommen habe, nicht eine von meiner Seite nach sich ziehen soll. Zu einer völligen Vermeidung von Collisionen gelangt man jedoch nicht, und in Bezug auf die künftigen Lehrer und die Juristen ist Ihre Voraussetzung wohl vollkommen zutreffend. Die ernsthaften Zuhörer, welche nach vielseitiger Kenntniß der Philosophie trachten, werden derselben, ob sie es auch vorher nicht mochten, dennoch entsprechen.

Mit dem Wunsche bestens wohl zu leben und beidseitigen Frauengrüßen

Ihr verehrungsvoll ergebenster
Lazarus

MORITZ LAZARUS AN HEYMANN STEINTHAL

Die folgenden vier Briefe von Lazarus an Steinthal befinden sich im Lazarus-Nachlaß der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek, Jerusalem, unter der Signatur Ms. var. 298 (145–6). Es sind vier seltene Ergänzungen zu den im I. Band bereits veröffentlichten Briefen Steinthals an Lazarus.

[514] Moritz Lazarus an Heymann Steinthal[1]

Leipzig, den 24. September 1858

Lieber Steinthal!

Es ist ganz so, wie ich es mir ausgerechnet hatte: erst Ende der nächsten Woche – zu den letzten Tagen Jomtow[2] – werde ich wohl etwas freier werden. Während aber auch dies natürlich noch nicht feststeht, und jedenfalls nur die Abende wirklich mein wären, tritt der unangenehme Umstand hinzu, dass Hernsheim [?][3] diesmal spät, „etwa den 1. October" kommen will, und es wird nicht fehlen, dass er in den ersten Tagen seines Hierseins einigermaßen auf meine Gesellschaft Ansprüche macht, selbst wenn unsere Geschäftsconferenzen bald beendet wären. Ich habe daher gar kein rechtes Fiduz Dich einzuladen herzukommen; denn wenn ich wirklich wenig von Dir haben und Dir noch weniger sein sollte, so würden mir die Tage Deiner Anwesenheit ein fortdauernd peinliches Gefühl bereiten. Solltest Du also nicht nach Thüringen gehen, dann bleibe ruhig bis nach ט"וי[4] in Gröbzig[5] und ich werde Dir dann im günstigen Falle schreiben, ob und wann Du kommen sollst. Willst Du aber nach Thüringen gehen, dann muß es ja ohnehin bald geschehen und

[1] Vgl. Steinthals Gegenbriefe in Bd. I, Nr. 170ff.

[2] Jomtow (hebr.), „guter Tag". Bezeichnung für den jüdischen Feiertag seit talmudischer Zeit. Hier sind das jüdische Neujahrsfest (Rosch ha-schanah) und das Versöhnungsfest (Jom Kippur) gemeint; mit Rosch ha-schanah beginnen die zehn Bußtage, der zehnte ist Jom Kippur.

[3] Nicht zu identifizieren. Wahrscheinlich handelt es sich um die Verwaltung des immobilen Besitzes, den Sarah Lazarus geerbt hatte.

[4] Hebr. Abkürzung für „Jom tow"; vgl. Anm. 2.

[5] In Gröbzig wohnte die Mutter Steinthals, die dieser meist zu den Feiertagen besuchte.

dann wäre es mir ganz recht und lieb, wenn Du über Leipzig gehen und 2–3 Tage bei mir bleiben könntest. In diesem Falle brauchst Du auch Geld und ich will es Dir entweder schicken oder Du holst es Dir bei mir.

Ich habe mich gefreut, dass die Naturschönheit so stark und wohl auf Dich gewirkt hat; wir werden viel darüber zu reden haben. Mir ging es so, dass ich nicht blos auf dem Wege mich mit Zweifeln wappnete, ob wirklich die Naturschönheit so wirksam sey, ob nicht vorwiegend *conventionelle* Naturschwärmerei ein wesentliches agens[6] ist; sondern auch in Ischl selbst, nachdem mich schon öfter die Thatsache anders belehrt hatte, suchte ich immer von Neuem kühl und ohne Vorurtheil oder Vorgefühl hinauszuschauen. Aber all diese Reflexion hat es nicht verhindert, dass ich immer wieder und wieder mächtig ergriffen und zuweilen bis zur Sprachlosigkeit überwältigt war. Ich hoffe dadurch einmal hinter die psycholog[ischen] Principien der Naturschönheit zu kommen. Noch Eins: kommst Du nicht her oder nicht bald, dann schicke mir den Menschen und die Leute per Post.[7] Leb' wohl, und schreibe mir bald und genau wie Deine Gesundheit ist. Grüß Deine Mutter von

Deinem Bruder Lazarus

Dein Bruder[8] ist wohlauf, ich habe ihn heute gesprochen.

[6] Agens (lat.), treibende Kraft, wirkendes Mittel.

[7] Gemeint sind die ethnologischen Studien von Bogumil Goltz, Der Mensch und die Leute, die im Verlag von Franz Duncker, Berlin 1858, erschienen waren. Lazarus hat die Anregung Steinthals aufgenommen und aufgrund seiner Lektüre darüber eine Rezension geschrieben (ZfV I, Jg. 1860, S. 244–253).

[8] Hermann Steinthal, der geschäftlich in Leipzig war.

[515] Moritz Lazarus an Heymann Steinthal

Bern, den 1. Juni 1860

Lieber Steinthal!

Ich habe doch erst einmal ein näheres Herantreten der hiesigen Verhältnisse abwarten wollen, bevor ich Dir schreibe. Vor Allem zur Beantwortung Deiner Fragen: ich bin auch mit 250 Exemplaren meiner Vorlesung[1] zufrieden, und bitte mir meine hundert per Post direct als ein Paquet zu

[1] Es handelt sich um die Antrittsvorlesung, die Lazarus am 23. März 1860 an der Universität Bern gehalten hat. Sie erschien als selbständige Schrift noch im selben Jahr in Berlin und wurde als Beitrag in den I. Band der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft (Berlin 1860, S. 437–477) aufgenommen.

schicken. Von Zeitschriften, für welche ich direct eine Besprechung veranlassen könnte, wüßte ich nur folgende:

Leipziger Beilage
dito Allgemeine
– Illustrirte [Zeitung]
– Blätter für litterarische Unterhaltung
[Litterarisches] Centralblatt [für Deutschland]
Magazin für [die] Litte[ratur] d[es] Auslandes
Augsb[urger] Allgem[eine Zeitung]
Morgenblatt [für gebildete Leser]

Foucher[2] werde ich einen besonderen Abdruck schicken und gratuliren.

Herr Benlöw[3] ist zwar kein Esel, aber ein Franzose, er weiß nicht was Wissenschaft heißt; die Leute wollen Redensarten und nichts als Redensarten.

Hier schweben die Kriegsfragen und Kriegsfurcht noch immer, sonst würde sich die Anknüpfung für Dich leichter machen;[4] indessen lassen wir die Sache nicht ruhen und werden die nächsten Facultätssitzungen zu ihrer directen Eröffnung benutzen.

Ob ich hier einen eigentlichen Wirkungskreis finde, kann ich noch nicht ermessen; nach allen Berichten ist der Schweitzer Student so gut wie der deutsche ein Lastthier, aber ein treues und fleißiges. Schwänzen kommt wenig vor, aber auch nur Collegia von Fach werden angenommen. Die Einrichtung mit der *Annahme* der Collegien ist hier anders, nemlich nicht direct beim Quästor noch beim Docenten, sondern beim Pedell liegen die Bogen der Prof(essoren) aus und es schreibt sich ein, wer will. Damit wartet man aber nicht wie bei uns und hospitirt erst, sondern kurzweg vor Beginn, späteres Annehmen, das gestattet ist, gehört zur Ausnahme.

[2] Gemeint ist der französische Diplomat Louis Alexandre Graf Foucher de Careil (1826–1891), der sich als Philosoph vor allem mit der Philosophie von Leibniz beschäftigte. Er hat eine Ausgabe der „Œuvres de Leibniz" (7 Bde, Paris 1859–1875) veranstaltet und mehrere philosophiegeschichtliche Arbeiten veröffentlicht, u. a. „Leibniz, la philosophie juive et la Cabale" (1861) und „Leibniz, Descartes et Spinoza" (1863).

[3] Der Philologe Louis Benlöw (1818–1900), aus Erfurt gebürtig, ging nach seinem Studium in Berlin, Leipzig und Göttingen 1841 nach Frankreich, wo er sich naturalisieren ließ und als Professor der deutschen Sprache an den Lyzeen von Nantes und Bourges lehrte. 1849 wurde er Professor der klassischen Philologie an der Universität von Dijon. 1858 war der erste Band von seinem „Aperçu général de la science comparative des langues" erschienen.

[4] Die Schweiz fürchtete, daß sie in die italienischen Einigungskriege hineingezogen würde. Lazarus hatte offensichtlich die Absicht, in Bern für Steinthal die Chancen einer Universitätsdozentur zu erkunden.

Nun hatte mein Bogen 13–14 Zuhörer, aber sie haben sich wieder gestrichen, weil ich 14 Tage nach dem Beginn noch nicht da war, und man ausgesprengt hatte, ich käme nicht. So fing ich mit 5 an; in 8 Tagen aber ist die Zahl derer, welche angenommen haben, auf 10 gestiegen. Dabei wird es wohl bleiben. Hospitanten habe ich an Docenten, Gymnasiallehrern und Studenten genug. Im Disputatorium fand ich einige Leute mit gutem Willen, nicht ohne Talent, aber wenig philosophischer Vorbildung. Wir werden sehen. Erst bei einem zweiten Colleg werde ich ermessen können, wie viel Zündstoff überhaupt vorhanden ist, denn dass es zündet, davon habe ich genügende und angenehme Beweise.

Bis jetzt habe ich, zu eigenem Behagen, Geschichte 1. der Selbsterkenntniß in den Völkern überhaupt, 2. der Psychologie als Wissenschaft gelesen, und werde nächste Woche mit der Psychologie selbst anfangen. Von persönlichen Beziehungen weiß ich noch wenig Neues zu melden. Hildebrand[5] und Ribbek [sic!][6] sind herzlich freundlich; Andere habe ich manche schon kennen gelernt und noch nichts weiter. Nächsten Sonntag ist in Olten, dem Eisenbahn Centralpunkt *freies* Zusammentreffen der drei Universitäten Basel, Bern und Zürich, ich will sehen, wen und was ich da finde.

Die Ruhe und fleißiges Arbeiten thut mir sehr wohl. Wenn nur meine Frau erst wieder von den Beschwerden frei wäre, die sich hier von Neuem eingestellt, obwohl sie täglich viel geht und Molken trinkt. Es ist über 8 Tage rauh gewesen und erst gestern wieder etwas besser. Dass Du meiner Frau ihr herzliches Entgegenkommen und ihr „geliebter Freund" mit „verehrte Frau" erwidert, hat sie sehr gekränkt und thut mir leid. Wie geht es Dir? schreibe bald einmal wieder. Ist das Heft noch nicht fertig?[7] und willst Du den zweiten Band mit Deiner „Mythologie" eröffnen?[8]

[5] Gemeint ist der deutsche Ökonom Bruno Hildebrand (1812–1878), Vertreter der älteren historischen Schule, der seit 1841 als o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Marburg gelehrt hatte, diese Stellung aber aus politischen Gründen 1850 aufgeben mußte. Er erhielt zunächst eine Professur in Zürich, später dort auch das Ehrenbürgerrecht. Von 1856 bis 1861 lehrte er an der Universität Bern und gründete dort das erste statistische Büro der Schweiz. Als er 1861 einen Ruf der Universität Jena erhielt, kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Vgl. auch Bd. I, S. XXVIf.

[6] Den klassischen Philologen Otto Ribbeck (1827–1898) hatte Lazarus schon in jungen Jahren als Freund Paul Heyses kennengelernt. Er war 1856 an die Universität Bern berufen worden und lehrte seit 1859 dort als o. Professor, seit 1861 in Basel, wo er in freundschaftliche Beziehungen zu Jacob Burckhardt trat. Als er später – von 1862 bis 1872 – in Kiel lehrte, bemühte er sich sehr, Lazarus für die dortige Universität zu gewinnen (vgl. auch Bd. I, S. 119ff.).

[7] Lazarus meinte wohl die Vorbereitung des 4. Heftes der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, deren Redaktion von Anfang an Steinthal überlassen blieb.

[8] Steinthal hatte vor, sich anhand der erschienenen Literatur mit der Prometheus- und Simsonsage auseinanderzusetzen. Diese Beiträge erschienen im II. Band der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Noch ist es mir nicht gelungen einen Stenographen zu gewinnen, davon wird es abhängen, ob ich während der Vorlesung zugleich den Einzelnen und die Gesammtheit vornehmen kann.[9] Denn habe ich keinen, so muß ich, was ich etwa in der Vorlesung Neues finde, fest schreiben. Leb' wohl! sey gegrüßt und grüße das Haus Deines Bruders

von Deinem Bruder Lazarus

Sarah Lazarus an Heymann Steinthal

Verehrter Herr!

Ich danke Ihnen für die Mittheilungen die Sie mir über Ihr Befinden, und unser Haus gemacht, und wünsche daß Sie mit beiden zufrieden geblieben.[10] Ich bedauerte Ihnen nicht den Kellerschlüßel mit der Bitte übergeben zu haben, sich doch zuweilen ein Gläschen Weins daraus zu schöpfen, das Ihnen von Zeit zu Zeit wohlthätig sein möchte. Sabine wird ihn kennen, er liegt im Schlüßelkorbe, und ließe sich jedenfalls durch einiges Versuchen, herausfinden. Mit unserem Aufenthalte sind wir zufrieden, mit den Berichten über mein Befinden will ich Sie verschonen, ich habe noch oftmals Reue darüber wie sehr ich Sie damit beschäftigt, und gestört, Vieles wird einem erst in der Ferne klar. Arbeiten Sie nicht zu viel, und erhalten Sie sich gesund!

Ihre ergebenste Freundin
Sara Lazarus

Ihrer lieben Familie bitte ich herzliche Grüße abzustatten, sie ist doch wohl und Gretchen schon zurück? Fr[au] Prof[essor] Heyse[11] und Fr[au] Saaling[12] bitten wir bestens zu grüßen, und uns bei Letzterer gütigst zu entschuldigen, dass Lazarus ihr nicht seinen Besuch hatte machen können, von mir konnte keine Rede sein.

Die Mädchen grüßen herzlich. Heimanns viele herzliche Grüße.

Sabine bitte ich zu grüßen und an ihr Versprechen zu erinnern.

[9] Lazarus' Vortrag „Über das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit", den er am 11. Januar 1861 in Bern halten sollte, erschien sowohl als selbständige Publikation (Berlin 1862) als auch in der ZfV II (1862), S. 393–453.

[10] Während Lazarus mit seiner Frau und seinen beiden Schwestern in Bern lebte, wohnte Steinthal in dessen Wohnung am Königsplatz.

[11] Paul Heyses Mutter, Julie Heyse, geb. Saaling, die nach dem Tode ihres Mannes allein in Berlin wohnen blieb und die Steinthal hin und wieder aufsuchte.

[12] Die ältere Schwester von Julie Heyse, Marianne Saaling, die durch ihre Schönheit, ihre Erfolge in Wien, die Verlobung mit einem portugiesischen Herzog (der vor der Heirat starb) und ihre Schriftstellerei nicht unbekannt war. Sie war nach ihrer Verlobung zum Katholizismus übergetreten und hatte später in Berlin ein Krankenhaus gegründet.

[516] Moritz Lazarus an Heymann Steinthal

Bern, den 15. Juni 1860

Lieber Steinthal!

Ich habe keine rechte Geduld das beifolgende Manuscript durchzulesen; gedruckt liest sich dergleichen für unsereinen schon besser. Ich glaube wohl, dass Du den Artikel aufnehmen wirst, sonst gib ihn an Kuhn, wie der Verf[asser] bittet.[1]

Neues habe ich Dir eigentlich nicht mitzutheilen; meiner Frau geht es, bei dem wechselnden Wetter, noch immer nur leidlich; tägliche Spaziergänge, bei trockenem Wetter recht ausgedehnte, thun ihr gut, aber eine gewisse Schwere und leicht eintretende Schmerzhaftigkeit in den Gliedern, ist noch immer vorhanden. Ich fühle mich fortdauernd Gottlob wohl und frisch; ich möchte sagen, dass ich aus bloßem Behagen an dem ruhigen Studiren wenig zum Schaffen komme; aber jenes soll diesem hoffentlich zu Gute kommen.

Gegen sämmtliche Arbeiten, die Du vorhast, wüßte ich nichts einzuwenden und wünsche Dir nur Gesundheit und Arbeitsmuth, Alles fertig zu machen.

Noch habe ich kein Paquet erhalten. Hat Allihn vielleicht das erste Heft seiner Zeitschrift geschickt?[2] Dann lasse es mir per Kreuzband zukommen. In Geschäften ferner: Die Bilder schicke spätestens Donnerstag an „Siegmund Saller in Filehne".[3] Soll ich Tobler hier ihm schuldiges Honorar zahlen? und wie viel? denn ich hoffe ihn bald hier zu sehen, wie mir sein Bruder gemeldet hat.[4]

Was machen die Söhne des Mauhel[5]? Den einen kannte ich persönlich. Woran und wodurch leiden sie denn? – Bei Deinem Onkel fiel mir wieder ein, was ich meinem Vater über die hiesigen בני ברית[6] geschrieben habe.

[1] Möglicherweise der Aufsatz des Philologen Ludwig Tobler über den „Übergang zwischen Tempus und Modus", der Lazarus vielleicht zu speziell für die ZfV war (wo er Bd. II, S. 29–53, dann doch erschien), weshalb Lazarus anregte, diesen weiterzugeben an die von Adalbert Kuhn herausgegebene Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung.

[2] Der Herbartianer Heinrich Theodor Allihn (1811–1885) hatte 1860 zusammen mit dem Herbartianer und Leipziger Dozenten der Pädagogik Tuiskon Ziller den ersten Band der Zeitschrift für exacte Philosophie im Sinne des neueren philosophischen Realismus in Leipzig veröffentlicht.

[3] Siegmund Saller hatte Lazarus' jüngere Schwester Amalie geheiratet.

[4] Gemeint ist wohl wieder der Schweizer Philologe Ludwig Tobler, der bereits im I. Band der ZfV (1860, S.349–387) einen Aufsatz unter dem Titel „Versuch eines Systems der Etymologie mit besonderer Rücksicht auf Völkerpsychologie" veröffentlicht hatte. Die Nachricht hatte Lazarus von dem jüngeren Bruder Adolf Tobler, der in Bern studiert hatte.

[5] Mauhel, Mohel (hebr.), jüdisches Gemeindemitglied, das befugt ist, die Beschneidung vorzunehmen. Gemeint ist wahrscheinlich der Mohel in Gröbzig.

[6] Hebr.: Bne brith („Söhne des Bundes"), Logenbrüder.

Aus dem Elsaß kommend sollen sie durchschnittlich roh sein, aber sie haben שבת [Schabbath] die Läden zu und gehen in Schul; so schrieb ich denn, dass sie mich an den Midrasch erinnern:

כפלח הרמון רקתך: אפילו ריקנים שבהם מלאים מצוות כרמון.[7]

Uebrigens völkerpsychologisch interessant, wie hier der Sinn für sinnliche Schönheit, für die Schönheit der Wangenlinie gänzlich zurückgedrängt ist, die מצות[8] aber und der nationale Stolz auf das Specifische ihrer Erfüllung ganz im Vordergrund stehen. Beiläufig! glaubst Du dass noch ein Volk Mizwos kennt, dass sie wissen und fühlen, es sey Etwas z. B. eine Gefälligkeit gegen Jemand, Gastfreundschaft und d[er] gl[eichen] eine Mizwo? Grüße den Dr. Sachs[9] und gib ihm diese Frage mit zum herzlichen Gruß.

Leb' wohl! meine Frau und Schwestern lassen bestens grüßen und wir alle grüßen Deine Geschwister. Schreibe bald Deinem Bruder

Lazarus

[7] Hebr.: „Wie eine Scheibe des Granatapfels ist deine Schläfe: Sogar die leeren [im Sinne von: die unwissenden, nichtsnutzigen] sind voll von Geboten [Erfüllung von Geboten] wie Granatäpfel" (Hoheslied 4,3; 6,7, und Talmudtraktat Brachoth 57 a).

[8] Mizwoth (hebr.; in der aschkenasischen Aussprache „Mizwos"), Gebote (Gottes), religiöse Pflichten; die im folgenden genannte Mizwoh (Mizwah) ist die Singularform.

[9] Gemeint ist wahrscheinlich Michael Sachs (1808–1864), der 1844 als Rabbinatsassessor und Prediger der Jüdischen Gemeinde nach Berlin berufen wurde. Als Vertreter der konservativen Richtung geriet er mehrfach in Auseinandersetzungen mit dem Reformer Samuel Holdheim. Er hat trotz seiner beruflichen Tätigkeit viel aus dem Hebräischen übersetzt und wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht, wie z. B. 1853 die „Beiträge zur Sprach- und Altertumsforschung".

[517] Moritz Lazarus an Heymann Steinthal

Bern, 5. Juli 1860

Lieber Steinthal!

Ich will nun endlich, da sich glücklicherweise keine Geschäftsfragen ereignen, Deinen letzten Brief beantworten. Zunächst dass es mit meiner Frau Gottlob viel besser geht; wenn auch noch zuweilen diese Anzeichen und üblen Empfindungen von Nervosität wiederkehren, so ist sie doch so weit gekräftigt, oft und lange Spaziergänge ohne weitere Folgen als gesunde Ermüdung machen zu können. Mir selbst geht es Gottlob ganz gut; ich bin gesund und fleißig. An meinen Studenten, namentlich den Disputanten, habe ich schon einige Freude. Im Ganzen aber möchte ich doch das Lesen nur als Mittel betrachten für mein eigenes Lernen; es ist

mir lieb, daß wieder einmal *alle* psychologischen Vorstellungskreise aufgerüttelt werden. In der Kritik der Herbartschen Principien fühle ich mich sehr bestärkt, und Vieles was ich früher darüber aufgeschrieben (und gänzlich wieder vergessen schien) hat sich neu bestätigt und erweitert! Da nun die Grundfesten alle wanken, bin ich weit mehr darauf aus, bei der Aufstellung von Grundsätzen, zu *scheiden,* als zu verbinden; ich suche Unterschiede in den Prozessen viel mehr, als Gleichheit, das Zurückführen auf Gleiches, Allgemeines kommt immer, wie mir scheint, noch zeitig genug; und die Kenntniß der Unterschiede braucht man auch dann noch eben so sehr; ja nur dann hat die Allgemeinheit Werth.[1]

Z[um] B[eispiel] bei der Darstellung der allgem[einen] Prozesse, denen die Vorst[ellungen] unterworfen sind, komme ich nicht blos mit Herb[art] über die alte Association, sondern über Herb[art], Drob[isch], Schilling, Waitz und Volkmann hinaus in folgender Stufenfolge:[2]

1, Association (durch zeitliches Zusammensein und Aufeinanderfolgen)
2, Anfügung (durch Gleichheit und Aehnlichkeit, deren Product die Continua, die Raumganzen u. d[er]gl[eichen], was Herb[art] der Verschmelzung zuschrieb)
3, Complication (auch in dieser bleiben die Vorstellungen getrennt, aber Dein „Einfluß" findet statt. Besonders ist die einfachste Art derselben, dass die vielen Merkmale eines Dinges in der Vorstellung ihre Individualität behalten. „Weiß" in Schnee und Silber ist als Folge der Complication nicht abstract, sondern Schneeweiß, Silberweiß).
4, Verschmelzung. Ueber diese, welche ein wirkliches Uebergehen zweier Vorst[ellungen] in eine dritte bedeutet, hoffe ich Dir nächstens eine kleine Abhandlung schicken zu können.
5, Apperception.
6, Verdichtung.
7, Vertretung. Darauf folgen dann: Die Prozeße außerhalb des Bewußtseins.

Was nun meine Vorlesung[3] betrifft, so freut es mich, dass Du die

[1] Die im folgenden erst in Andeutungen skizzierte Auseinandersetzung mit Herbarts Psychologie erfolgte eingehend in dem Essay „Einfluß der Sprache auf den Geist" (in: Das Leben der Seele, 2. Aufl., Bd. 2, S. 213–345, bes. S. 227ff.).

[2] Lazarus nennt hier die bekanntesten Herbartianer: Moritz Wilhelm Drobisch (1802–1896), Professor der Mathematik und Philosophie in Leipzig; Gustav Schilling (1815–1872), Professor der Philosophie in Gießen; Theodor Waitz (1821–1884), der als o. Professor der Philosophie, Psychologie und Pädagogik in Marburg lehrte; Wilhelm Fridolin Volkmann, Ritter von Volkmar (1822–1877), seit 1856 Professor der Philosophie und Psychologie in Prag. Lazarus hatte sich, wie sehr oft in seinem Leben, recht viel vorgenommen, denn alle genannten Wissenschaftler hatten bereits eine grundlegende, größere Arbeit über ihre Konzeption und Begründung der Psychologie vorgelegt.

[3] Die Antrittsvorlesung „Über den Ursprung der Sitten", die Lazarus am 23. März 1860 in Bern gehalten hat. Vgl. Anm. 1 zu Brief Nr. 515.

Hauptsache klar findest; den Fehler in der zweiten Hälfte erkenne ich vollkommen an, so sehr, dass ich noch nicht den Muth gehabt habe, das Ganze wieder zu lesen. Indessen weiß ich genau, dass ich nach genauer Schilderung des Prozeßes der Schöpfung im Allgemeinen nur auf die Arten und Gelegenheiten dieser Schöpfung hindeuten wollte, gewissermaßen als eine Concession gegen diejenigen, welche nicht begreifen, wo denn nur alle sittlichen Sitten herkommen. Es bleibt nun natürlich meine Aufgabe, die blos aufgezählten Elemente, oder Veranlassungen der Sittenschöpfung in dieser selbst zu verfolgen und psychologisch darzustellen. Nur als eine solche Ankündigung hat man den Schluß zu nehmen, und als Abwehr gegen eine antiideale Auffassung des Sittlichen, woran die Leute immer gleich denken, sobald [man] auf einfache Prozesse zurückgeht. Aus diesem Grunde glaubte ich auch mich nicht geirrt zu haben, wenn ich fürchtete, dem großen Publicum wird das Erste, Dir das Beste, weniger gefallen, als sie das Letzte für nothwendig halten werden.[4]

Sollte dieser Fehler mich, wie er muß, zu einer baldigen Ausführung veranlassen, dann wirst auch Du ihn hoffentlich nicht ungern ertragen. Horch doch einmal zu, was andere Leute etwa darüber, ich meine über dies Verhältniß der Theile sagen.

Grüße Deine Geschwister und sey selbst herzlich gegrüßt von meiner Frau und Schwestern und

Deinem Bruder
Lazarus

[4] Steinthal hat offensichtlich gespürt, daß Lazarus' Erklärung letztlich auf eine Verherrlichung der ursprünglichen patriarchalischen und stammesgebundenen Ethik hinausläuft. Lazarus' Abwehr individualistischer, eudämonistischer Ethik ist unüberhörbar, was dem individualistischen Grundzug in Steinthals Denken zuwider läuft.

ANHANG

[518] Wilhelm Dilthey an Moritz Lazarus

Sonntag, den 21. October [1856]
[während des theologischen Examens in Wiesbaden][1]

Verehrtester Herr Doktor

Spät komm ich, doch ich komme. Und Ihre Freundlichkeit wird mein langes Verweilen entschuldigt haben. Denn Sie können sich's denken, wie mir's hier ging. Zuerst kam's nicht zum Arbeiten, dann kam die Zeit des Examens sehr drohend nach, der Besuch meines Onkels[2], der in Walmerod Amtmann ist und den ich ein ganz Jahr nicht mehr gesehen hatte fuhr auch noch dazwischen – und so ist mir die Zeit verflossen, nicht ohne daß ich oftmals Ihrer und Ihrer verehrten Frau von Herzen gedacht hätte, aber doch ist kein Zeichen davon, wie es hätte sein sollen, zu Ihnen gelangt. – Den Meinigen hier geht es recht gut, seit 8 Tagen bin ich im Examen, wir sind nur zu zweien, mein Leidensgefährte ist ein recht tüchtiger Theolog von der tübinger Schule, hat freilich ein Jahr länger als ich studiert. Wir haben um voranzukommen uns morgends und Nachmittags eine Clausurfrage geben lassen. Vorher hab ich auch hier eine Katechisation[3] gemacht, die mir viel besser, als meine Predigt gelungen ist. Die ist auch noch nicht gehalten, gefällt mir auch gar nicht mehr. Die Clausurarbeiten waren bis jetzt nicht übel, nur daß die Fragen zu unbestimmt gestellt sind. Die philosophischen: Einfluß des Aristoteles auf die

[1] Der Brief ist unvollständig datiert, läßt sich aber, da er über Diltheys theologisches Examen berichtet, eindeutig auf das Jahr 1856 festlegen. Dilthey hatte seit dem Winter 1853/54 in Berlin studiert und dort in engem Kontakt zu Lazarus und dessen Frau gestanden. Mit Lazarus hatte er – zur Erlernung des Hebräischen – den Jesaja gelesen und bei den regelmäßigen freundschaftlichen Zusammenkünften philosophische und theologische Probleme erörtert, so daß er auch bei Lazarus auf das größte Interesse an seinen Prüfungsthemen rechnen konnte. Über Lazarus' Beziehungen zu Dilthey vgl. auch Bd. I, bes. S. XXIV f. und S. LIII ff. –

Der hier abgedruckte Brief befindet sich im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Universitätsbibliothek in Berlin (O), I, 78.

[2] Gemeint ist wahrscheinlich der Bruder des Vaters, der Amtmann Wilhelm Dilthey (gest. 1862).

[3] Kirchlicher Religionsunterricht, der einen Teil des theologischen Examens bildete.

mittelalterliche Theologie, eine sehr schöne Frage, die mir viel Vergnügen gemacht hat. Meine trendelenburgischen Reminiscenzen[4] und die Darstellung des Anselm und Aquin bei Braniß,[5] die ich von Wehrenpfennig's Bücherbrett genascht hatte, kamen mir sehr dabei zu Statten. Dann: Darstellung der Lehre von der Persönlichkeit Gottes bei den Philosophen seit Kant, eine sehr weite Frage, in der ich mich mit vier Bogen kurtz fassen mußte. Ich stellte zuerst den kritischen Standpunkt Kant's und Fichte's dar, dann die Auffassung Gottes als Substanz bei Schelling in den ersten Perioden, bei Fichte in der zweiten und bei Schleiermacher, dann die Versuche Gott als Subjekt zu erfassen, ihn dem Wissen entziehend – Jakobi, ihn unter den Bedingungen des endlichen Subjekts nemlich unter dem Gegensatz des Ich und Nichtich begreifend – Schelling spätre Periode, endlich versuchend ihn außerhalb dieser Bedingungen absolut zu erfassen – Hegel. Herbart bei dem ich mit kurzer Darstellung schloß, kannte ich nicht genug als daß ich gewagt hätte ihn einzurangiren; ich hatte aber große Lust ihn zu Jacobi zu thun nach dem was er in seiner Einleitung zur Philosophie sagt.[6] Desto mehr kam er bei der dritten philosophischen Frage dran: über das Erinnerungsvermögen und dessen Thätigkeit. Ich gab erst, was ich von der Entwicklung dieser Lehre bei den Realisten wusste, dann Fichte's Begriff der unbewussten Vostellungen, dann was ich von Herbart wusste, und ging dann nach einem vorsichtigen Angriff auf die wolfisch kantische Lehre von den Vermögen und deren Thätigkeit auf eine selbstzusammengebackene Theorie, bei der ich die erste Erklärung die ich von Ihnen bekam, bei Teichmüller[7] im

[4] Dilthey hatte – ebenso wie Lazarus und Steinthal – bei dem damals einflußreichen Aristoteliker und Antihegelianer Friedrich Adolf Trendelenburg (1802–1872) mehrfach gehört. Trendelenburg hatte seit 1833 – die ersten vier Jahre als a. o. Professor – an der Berliner Universität gelehrt.

[5] Dilthey nennt hier zwei bedeutende Vertreter der christlichen Scholastik, Anselm(us) von Canterbury (1033–1109) und Thomas von Aquino (1225 oder 1226–1274), der am systematischsten die Philosophie des Aristoteles mit den Lehren der Kirche zu verbinden versucht hat. Über die beiden Kirchenlehrer hat Dilthey bei dem Hegelianer Julius Braniß (1792–1873) nachgelesen, wahrscheinlich in dessen „Geschichte der Philosophie seit Kant" (Bd. I, Breslau 1842), die nur eine Einleitung zum Thema, nämlich die Entwicklung der Philosphie bis zum Mittelalter darstellt.

[6] Nach Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) kann der Mensch nie über den Verstand, sondern nur über eine unmittelbare Erkenntnis, den „Glauben", zum Unbedingten gelangen. Jacobi hat sich immer wieder, auch kämpferisch gegen die Vertreter der Aufklärung, mit der Begründung seiner „Glaubensphilosophie" beschäftigt. Dagegen war Friedrich Johann Herbart (1776–1841), als dessen Schüler sich Lazarus in erster Linie bezeichnete, von der Philosophie Wolffs und Kants ausgegangen, und sein Werk verrät, trotz aller kritischen Auseinandersetzung, noch deutlich den rationalen Charakter seiner Vorbilder. Dilthey nennt hier Herbarts „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" (1813), die tatsächlich den besten Einblick in dessen philosophisches System gibt.

[7] Gustav Teichmüller (1832–1888), der 1868 o. Professor der Philosophie an der Universität Basel wurde, stand in freundschaftlicher Beziehung zu Lazarus; Lazarus hatte ihn

Zimmer, über die Vorstellungsreihen sehr wohl verwandte, über, zuerst die Association der Gedanken erklärend und dann, wie aus ihr das sich Erinnern folge. Eine vierte philosophische Frage ist, glaube ich, noch in petto. Die wichtigsten theologischen waren: Gegenstand und Verlauf des arianischen Streits,[8] Entstehung und Einfluß der Concordienformel[9], über die Homologumena, Antilegomena und Notha[10] des Neuen Testaments (in welcher Frage der Fragesteller die zwei letzten griech[ischen] Worte nicht richtig zu schreiben wußte, daher ich sie ihm damit er auch bei mir etwas lerne umgeschrieben habe, über Einheit und Unterschiede der Sacramente und des Wortes Gottes (eine schlecht gestellte Frage), das Wesen der Liebe und ihre hauptsächlichen Wirkungen (bei der man nicht wußte, sollte sie der philosophischen oder der christlichen Sittenlehre angehören) und praktische: wie die Beweise der Unsterblichkeit in der Bibel und Philosophie – welche darzustellen sind – vom praktischen Theologen zu beurtheilen und zu behandeln seien (eine wirklich geistreiche Frage, die mir sehr viel Vergnügen machte) und: was die Predigt zu einer christlichen mache. – Die Hauptfragen kommen nun noch und das Hebräische droht schon morgen. Wie ich mich da durchschlagen werde, weiß ich wirklich noch nicht. Sobald nun das schriftliche Examen zu Ende ist sollen Sie auch über die übrigen Fragen Nachricht haben. Sie sind damit zugleich auch an Wehrenpfennig geschickt, der freilich in seiner jetzigen goldnen Muße wohl etwas von sich hätte hören lassen können. –

Sonntag, den 28. October

Nun hab ich doch die wichtigsten anderen Fragen noch abgewartet. GehK[irchen]rath Wilhelmi, der Lenker unsrer Kirche, hatte meinem Vater, mir usw. [?] erzählt, Eine Frage käme „in der Art, wie eine philosophische", die eigentlich über den gewöhnlichen Candidatenverstand hinausginge, aber sie solle als ein Probierstein für unsre Köpfe dienen, wir waren auf's Höchste gespannt; nun ist sie endlich dran

wahrscheinlich schon während seiner Braunschweiger Gymnasialzeit kennengelernt. Nachdem Dilthey 1866 eine Professur für Philosophie und Ästhetik an der Universität Basel bekommen hatte, freundete auch er sich mit Teichmüller an.

[8] Im „arianischen Streit" des 4. Jahrhunderts, so benannt nach dem alexandrinischen Presbyter Arius, der wegen seiner Lehre denunziert und exkommuniziert wurde, ging es um die Einheit des Dogmas, die zur Durchsetzung der Reichskirche und zur machtpolitischen Selbstbehauptung gegenüber den divergierenden Patriarchaten notwendig war.

[9] Die Konkordienformel (Formula Concordiae) ist das Resultat verschiedener Bemühungen und Kompromisse unter den lutherischen Territorialkirchen nach 1555, um zu einer einheitlichen „reinen Lehre" zu gelangen und eine Zersplitterung des Luthertums zu verhindern.

[10] Begriffe der Textkritik, die 1) übereinstimmende Lesearten 2) widersprüchliche Lesarten und 3) Fälschungen bezeichnen.

gekommen, die berühmte Frage, „worauf die christliche Religionsphilosophie bei der Lehre von der Freiheit des Willens Augenmerk zu richten habe, die christlichen Voraussetzungen angehend". Da war nun allerdings die gemüthliche Voraussetzung einer christlichen Religionsphilosophie wirklich über unsren Candidatenverstand hinausgehend. Ich nahm nun Freiheit im weitesten Sinn und erklärte für die Voraussetzung dieser Frage die andere nach dem metaphysischen Verhältniß zwischen dem Menschen, der Welt und Gott, entwickelte das nahe Verhältniß des Religionsbegriff's zu diesem Verhältniß, stellte die Voraussetzungen des christlichen Bewußtseins danach auf und nahm nun nach diesen die Möglichkeiten durch, die Frage zu lösen: zuerst die Individualisten, die Differenz derselben mit der christlichen Vorstellung des Verhältnisses von Gott und Welt darstellend, dann die Versuche vom Monismus aus den Punkt der Freiheit zu finden; zuerst kritisirte ich Schleiermacher's und Hegel's Versuch[,] ihn im Selbstbewußtsein, das sein oder das allgemeine Wesen erfasse, zu finden, dann den sie durch die formale Willensentscheidung in jedem Moment zu erklären, der erste schien das Schuldbewußtsein und Böse nicht erklären zu können, der zweite nicht die Charakterbestimmtheit, die eben in dem Bestimmtsein späterer Entscheidungen durch frühere beruht. Dann kam's an die intelligible Willensentscheidung bei Kant und Schelling, ich ging durch, wie sie den Forderungen des christlichen Bewußtsein's am meisten entspreche, verwahrte mich aber sehr gegen das Postuliren von Begriffen, die eben aus dem Zusammenhange des Systems mit Nothwendigkeit hervorgingen und in den letzten metaphysischen Gründen lägen, nicht aber vom christlichen Bewußtsein könnten hervorgezaubert werden. Ich habe eine sehr starke Abneigung gegen diese Weise des Postulirens und kam hier dazu in den ärgerlichen Fall[,] etwas vom Standpunkt des christlichen Bewußtsein's aus als die vollkommenste Denkart erklären zu müssen, was bis jetzt mir philosophisch betrachtet höchst zweifelhaft ist. – Sehr unangenehm war eine inquisitorische populare dogmatische Frage „über das ewige Leben, dessen objektiven Grund und die Weise seiner Aneignung nach dem Evangelium". Ich habe mich in allen Theilen derselben grober Heresien schuldig gemacht, was, da der Betreffende nur aus dogmatischen Gründen urtheilt und äußerster Lutheraner ist, allerdings schade ist; ebenso bei demselben „Nachweis der Unsterblichkeit im Alten Testament und im Neuen"; wobei das Vorhandensein derselben als einer festen Überzeugung vorausgesetzt wurde, wogegen ich von vornherein die Meinung aussprach, daß die beste Periode des Judenthums aus Religion, nemlich aus der Vorstellung der Erhabenheit Gottes sie geleugnet habe; so bis David, wie es dann wiederum aus Religion, nemlich aus hingebendem resignirendem Vertraun zu Gott und Ehrfurcht vor seiner unbedingten Macht die Frage danach niedergeschlagen habe, viele Psalmenstellen

und Hiob dienten dies zu beweisen und auch Kohelet[11] kam dabei an die Reihe. Dieser war nemlich der Einzige, der die Consequenzen der naturalistischen Voraussetzungen von der Natur der Menschen in religiöser Skepsis aussprach, doch auch er sie der Vorstellung der Gerechtigkeit Gottes letztlich unterwerfend. Den Scheol[12] erklärte ich für eine vielen Naturvölkern eigne poetische Vorstellung, die nothwendig ist, sobald die Seele als denkende und fühlende nicht vom Körper durch Abstraktion getrennt gedacht wird und dies doch mit der Anschauung des Todes verbunden wird, dadurch entsteht jene hochpoetische Vorstellung einer halben Gebundenheit der menschlichen Kräfte, wie sie der Ausdruck „die Schlaffen" darstellt. Dabei stellte ich dann auch dar, wie erst spät neben der Unsterblichkeit des Volkes die des Einzelnen als ein Bedürfniß sei gefühlt worden. Nur Daniel hat entschieden die Unsterblichkeit. Hebräisch war Hiob zu übersetzen sammt Einleitung. Die Einleitung und den Inhalt kannte ich sehr genau, die Übersetzung und Erklärung stoppelte ich, da das Lexicon gestattet war, höchst mühsam zusammen. Soviel von meinem Examen und entschuldigen Sie, wenn's zu viel ist, da mir's Freude macht, Ihnen davon zu erzählen und ich hoffe, Sie werden, mir ihr Urtheil über die Art, wie ich die Sachen angepackt habe, mittheilen. –

Gestern Abend hatte der Vater die Trauerrede bei der Beerdigung des kleinen Sohnes unsres Herzogs, heut früh hat er in der Schloßkirche vor der herzoglichen Familie gepredigt, heute Mittag hat er einen neuen Kirchhof hier einzuweihen – also wie Sie sehen genug zu thun und zu sprechen und Angreifendes, er ist aber ziemlich wohlauf und grüßt Sie sammt meiner Mutter auf das Herzlichste. Meine Schwester in Wiesbaden,[13] bei der ich, wenn die Morgendfragen nicht zu lange dauern, esse, war ein paar Tag unwohl, ist nun aber wieder wohlauf und gestern zum erstenmale wieder draußen gewesen. –

Glaser's[14] Moses wird in 14 Tagen aufgeführt. Ich hoffe dabei zu sein. Denn ich werde nun wohl nicht vor 4 Wochen nach Berlin zurückkommen, freu mich aber von Herzen drauf, Sie, Ihre verehrte Frau und

[11] Hebräische Bezeichnung für das alttestamentliche Buch Prediger Salomo.

[12] Hebräische Bezeichnung für „Totenreich", das „Land ohne Heimkehr". Etymologisch weist der Begriff auf religionsgeschichtliche Zusammenhänge mit den Totenreichvorstellungen des Zweistromlandes hin. Die Menschen gleichen dort Schattenwesen. Mit den „Schlaffen" weist Dilthey wohl auf die Stelle im Buch Jesus Sirach (14, 17) hin, wo davon gesprochen wird, das dort das Fleisch des Menschen verschleiße. Über die alten jüdischen Vorstellungen hatte Dilthey mit Sicherheit viel von Lazarus erfahren.

[13] Die jüngere Schwester Marie Dilthey (1836–1891), die mit 19 Jahren an den Baumeister Adolf Lade verheiratet wurde und in Wiesbaden wohnte. Die Ehe verlief nicht glücklich, und Marie Lade kehrte 1858 mit ihrem Töchterchen Maria nach Bieberich zurück.

[14] Den Schriftsteller Adolf Glaser (1829–1916), der damals noch in Wiesbaden lebte, kannte Dilthey persönlich. Er wurde 1861 Redakteur von Westermanns Illustrirten Monatsheften.

Wehrenpfennig wiederzusehn, wie das ganze Berlin, das mir doch an's Herz gewachsen ist. Sehn Sie Scholz[15], so danken Sie ihm, ich bitte, für seinen lieben Brief. Sollten sie in einer müßigen Stunde zu einer Antwort aufgelegt sein, so würden Sie mir ein Vergnügen machen – größer als Sie denken. Die Meinigen grüßen Sie und Frau Doktor auf's Herzlichste und Beste und wenn Sie sich durch den langen Brief nach Ihrer gewohnten Güte durchgearbeitet haben, so verabschiedet sich mit Dank

Ihr ergebner Wilh[elm] Dilthey

[15] Diltheys Jugendfreund, Bernhard Scholz (geb. 1835) war Musiker. 1858 erhielt er die Ernennung zum Kapellmeister am Hoftheater in Hannover.

[519] Wilhelm Dilthey an Moritz Lazarus

[Berlin, Ende Dezember 1865 oder Anfang Januar 1866][1]

Verehrtester Freund,

mich allarmirt eine Nachricht, welche zuerst im Frankfurther Journal gestanden und von da in die andren hiesigen Blätter übergegangen ist: Sie hätten in Bern Ihre Entlassung eingereicht und wollten hier Ihren schriftstellerischen Arbeiten leben. Ich war zuerst, als ich sie las, verblüfft, kann mir indeß wohl denken, wie Ihre Arbeiten und Ihre Leipziger Geschäfte zusammen Sie diesen Entschluß haben fassen lassen.[2] Doppelt begierig natürlich bin ich, Näheres über Ihr Kommen zu hören. Vielleicht erwirbt sich Ihre Frau dies Verdienst um mich.

Wie ich mich drauf freue, Sie in einer Epoche hier zu haben, wo ich von Arbeiten ein weniges freier bin, denken Sie sich hoffentlich. Noch lieber freilich tauschte ich mit Ihnen: um meines Vaters und jetzt auch um meines Bruders willen, der sich dann gleich habilitiren würde,[3] geschähe mir mit jedem Jahr einer Anstellung früher ein unbeschreiblicher Gefallen. Dies Ihrer wohlwollenden Erwägung im Vertrauen.[4]

Der Druck des Schleiermacher beginnt dies Frühjahr.[5] Ich darf nicht

[1] Der Brief Diltheys enthält kein Datum, trägt aber am Briefkopf den handschriftlichen Vermerk des Empfängers, Moritz Lazarus: „Etwa Anfangs 66 oder Ende 65 erhalten." Er befindet sich im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Universitätsbibliothek, I, 112.

[2] Über Lazarus' Motive, die angesehene und gutdotierte Professur an der Universität in Bern aufzugeben, vgl. Bd. I, S. XXXf.

[3] Der jüngere Bruder Karl Dilthey (1839–1907) hatte Archäologie und klassische Philologie studiert und lehrte später als Universitätsprofessor in Zürich und Göttingen.

[4] Lazarus' Stelle in Bern blieb vorerst vakant; Dilthey erhielt – durch Vermittlung Hermann Useners – 1866 eine außerordentliche Professur in Basel.

[5] Der erste und einzige Band über das „Leben Schleiermachers" erschien 1870 in Berlin, die erste Lieferung 1867.

daran zurückdenken, was für Einzelstudien mich dieser Band gekostet hat und noch kostet, damit mir nicht das Vergnügen jedes Erfolges von vorn herein vergällt werde. Es ist mit Monographien biographischer Art eine verzweifelte Sache.

Bald danach soll hoffentlich eine Übersicht von etwa 10 Bogen über den Stand der Frage einer philosophischen Behandlung der historischen Wissenschaften fertig werden. Ich glaube, daß ich vorigen Herbst, als ich meine logischen Untersuchungen noch einmal zu Hause, in freier Muße ganz durcharbeitete, zu einem vorläufig mittheilbaren Abschluß gediehen bin. Seitdem bin ich mit einigen Specialuntersuchungen beschäftigt, welche das philosophische Verfahren in den verschiedenen Zweigen der Geschichte veranschaulichen sollen. Sobald der Schleierm[acher] ganz, d[as] h[eißt] auch der zweite Theil fertig, von dem schon große Parthien geschrieben sind, gedenke ich mich mehrere Jahre ausschließlich diesen Fragen zu widmen und alle Resultate, die aus meiner nunmehr 10jährigen unablässigen Beschäftigung mit Geschichte mir sich noch als Vermuthungen und Versuche darstellen, zu ziehen versuchen. Es ist ein sonderbarer Weg[,] den mich das Schicksal hat gehen lassen, aber ich fange doch an, seine Zweckmäßigkeit einzusehen. Mill und Comte fehlt durchaus – neben andrem – die strenge historische Schulung, wodurch sie denn gar nicht zu wirklich fruchtbaren Resultaten gelangt sind. Ich denke, es soll ein mal auf diesem Gebiete in recht ruhigem Einvernehmen und gegenseitigen Fördern (sic!) gearbeitet werden, ohne den Lärm ewiger Polemik.[6]

Zwei neue Nachrichten: Usener kommt als Ritschls Nachfolger nach Bonn;[7] Bernays wird dort außerord[entlicher] Prof[essor] und Oberbibliothekar.[8] – Wehrenpfennig kehrt im Sommer nach Berlin zurück. Der

[6] Mit den beiden westeuropäischen Hauptvertretern des Positivismus, mit dem englischen Empiriker John Stuart Mill (1806–1873) und dem französischen Sozialphilosophen Auguste Comte (1798–1857) setzte sich Dilthey einige Jahre später in seiner Abhandlung „Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat" auseinander, die in den Philosophischen Monatsheften (Bd. XI, 1875) erschien.

[7] Verärgert über die preußische Verwaltung, gab der klassische Philologe Friedrich Wilhelm Ritschl (1806–1876) sein Ordinariat an der Universität Bonn 1865 auf, an der er 26 Jahre als glänzender Lehrer mit großem Erfolg gelehrt hatte. Er nahm einen Ruf nach Leipzig an. An seine Stelle trat 1866 der klassische Philologe Hermann Usener (1834–1905), der seit 1861 an der Universität Bern gelehrt hatte und 1863 nach Greifswald berufen worden war. Dilthey hatte sich auch aus persönlichen Gründen für Useners beruflichen Weg interessiert: Usener war sein Freund und heiratete noch im September 1866 Diltheys Schwester Lilli.

[8] Der klassische Philologe Jacob Bernays (1824–1881), ein Schüler und Freund Friedrich Ritschls, hatte 1853 an dem neu errichteten Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau den Lehrstuhl für Altertumskunde übernommen. 1866 wurde er als a. o. Professor der klassischen Altertumswissenschaften an die Universität Bonn berufen und wirkte dort gleichzei-

Bauplatz ist verkauft, es handelt sich nur noch um Veräußerung von Haus und Geschäft.[9]

Ich bin wohl, habe meinen Bruder hier und habe mich sonst von fast allem menschl[ichem] Verkehr zu meinen Arbeiten zurückgezogen, die mich, wie es billig ist, abwechselnd sehr glücklich und herzlich unglücklich machen. Ich wollte, ich könnte Ihnen den einen oder andren Abschnitt Schleiermacher zur Begutachtung vorlegen, der andre – der biographische – Ihrer Frau, die es gewiß besser machte als ich kann. Mit Trendelenburg[10] gehe ich fleißig spaziren und discutire ungemein gern mit ihm, trotz der grossen Verschiedenheit unsrer Ansichten. Er hat mich auch – ganz anders als gewisse andre Leute – den Herbst – in Biebrich wo Gott sei dank alles wohl ist.[11]

Nun ein glückliches neues Jahr für Sie beide und Fräulein Ernestine und daß mir von Ihnen in ihm mehr zu Gute kommen möge als im vorigen. Das Leben ist ja so kurz.

Ihr Wilhelm Dilthey

tig als Direktor der Universitätsbibliothek. Obwohl er ein ungewönhlich begabter Gelehrter war, der sich vor allem große Verdienste um die Erforschung der antiken Philosophie- und Religionsgeschichte erwarb, wurde er, da er Jude war, niemals Ordinarius.

[9] Der protestantische Theologe und Historiker Wilhelm Wehrenpfennig (1829–1900) lehrte seit 1855 als Adjunkt am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin (Vgl. auch Bd. I, S. XXIV f., S. 63 ff. et passim). Anfang Juni 1865 hatte Dilthey seinem Vater mitgeteilt, daß Wehrenpfennig in Frankfurt ein Haus gekauft habe; es ist nicht aufzuklären, ob die Mitteilungen dieses Briefes damit zusammenhängen.

[10] Der Aristoteliker Friedrich Adolf Trendelenburg (1802–1872) hatte seit 1833 als a. o., seit 1837 als o. Professor der Philosophie an der Berliner Universität gelehrt und sich immer wieder kritisch mir der nachkantischen Philosophie, besonders der Hegels, auseinandergesetzt. Auch Lazarus und Steinthal hatten bei ihm gehört. Sein Hauptwerk sind die „Logischen Untersuchungen" (2 Bde., 1. Aufl. Berlin 1840).

[11] In Biebrich war Dilthey geboren; dort lebten seine Eltern, und dort verbrachte er auch meistens seine Ferien.

[520] Wilhelm Dilthey an Moritz Lazarus

[Breslau, den 2. December 1876][1]

Mein lieber verehrter Freund,

Sie haben Recht zu schelten, daß ich nicht einmal zum Erscheinen Ihrer zweiten Auflage[2], die Sie mir freundlich übersandten, Ihnen Glück gewünscht und Ihnen gedankt habe. Fleißig benützt habe ich die neue Auflage für die Arbeiten mit denen ich beschäftigt bin. Und erkundigt habe ich mich auch nach Ihrem und der Ihren Ergehen wo ich konnte.

Von uns kann ich Ihnen nur Gutes und Erfreuliches berichten. Mir ist in Käthe das seltenste Glück beschieden.[3] Dazu habe ich an meiner Wirksamkeit hier dauernd große Freude.[4] Und auch die geselligen und menschlichen Verhältnisse in denen wir leben sind behaglich.

Möchten wir nur nicht von allen alten Freunden so weit gesondert leben; darauf sie bei mir zu sehen müssen wir in unserem Osten ganz verzichten.

Gern löse ich mein Versprechen und schreibe für die Zeitschrift eine Anzeige des Grimm'schen Buches.[5] Lassen Sie mich nur gelegentlich wissen, wann das Manuscript des Heftes da sein muß.

Wie oft gedenke ich alter Zeiten und der alten lieben Freunde! Wie oft des ovalen Tisches mit brauner Bedeckung in Ihrem Zimmer, und der Menschen die unter Ihrem Präsidium herum saßen. Man denkt immer, man müsse einmal eine Zeit hindurch wieder in der alten Weise haben, und so verrinnen die Jahre!

Manches Blatt Ihrer lieben Frau habe ich noch das mir eine lebhafte Rückerinnerung bietet. Grüßen Sie dieselbe nur tausendmal von mir.

Mit besten Grüßen an Steinthal Ihr Dilthey

Breslau, Claassenstr. 2,
d[en] 2. Dec[ember] [18]76

[1] Am Kopf dieses Briefes, der sich im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Universitätsbibliothek, I 312, befindet, ist von Lazarus handschriftlich vermerkt worden: „Erinnerung an einen der Undankbarsten unter den Lebenden. L." – Vgl. auch Brief Nr. 478.

[2] Die zweite Auflage von Lazarus' Werk „Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze", Bd. I, die 1876 erschienen war.

[3] Dilthey hatte 1874 Käthe Püttmann geheiratet.

[4] Dilthey hatte 1871 eine Berufung als Professor der Philosophie an die Universität Breslau erhalten.

[5] Diltheys Artikel erschien unter dem Titel „Über die Einbildungskraft der Dichter. Mit Rücksicht auf Herman Grimm, Goethe-Vorlesungen [1876]", in ZfV X (1878), S. 42-104.

[521] Theodor Fontane[1] an Moritz Lazarus

Berlin, 13. Febr[uar 18]88
Potsd[amer] 134 c.

Theuerster Leibnitz[2]

Nochmals schönsten Dank für eine lehr- und genußreiche Stunde.[3] Wie das Thema, so seine Behandlung; demüthig und bescheiden klang jedes Wort, Alltags würde man sagen: fein und liebenswürdig. St[einthal] hat kein schönes Organ, aber ein glückliches, es wirkt eindringlich und sorgt dafür, daß nichts nebenbei fällt. Vielleicht ist es auch die Seele, die drin lebt. Eine Stelle, die Parallele oder die Gegenüberstellung von Psalm und Chor in der Antigone hätte vielleicht kürzer sein können und wenn das nicht ging – denn in der Detailausführung liegt hier der Reiz – so hätte sichs vielleicht empfohlen, die Stelle ganz fallen zu lassen und durch eine andre zu ersetzen.[4] Sie wirkte buchmäßig, mehr zum Lesen als zum Hören. Die Gesammtwirkung aber ging für mich dahin, mir das Gefährliche der Sache zu zeigen[5] und mich in dem Vorsatze zu bestärken, die Rolle des „fröhlichen Bösewichts" (wie mich Lübke[6] schon vor 30 Jahren nannte) weiter zu spielen. Dies spreche ich eben nicht als Bummelwitz, sondern ganz ernsthaft aus. Über diesen wichtigen Punkt mündlich mehr. In herzlicher Ergebenheit

Ihr Th. F.

[1] Der bisher nicht veröffentlichte Brief Fontanes an Moritz Lazarus befindet sich im Lazarus-Nachlaß der Humboldt-Universitätsbibliothek, Berlin (DDR), II 74.

[2] Lazarus und Fontane waren Mitglieder des literarischen Zirkels „Rütli", in dem man sich mit seinem „Rütli"-Namen anredete. Lazarus hieß dort „Leibnitz", Fontane „Lafontaine". Vgl. dazu auch Bd. I, bes. S. XXXIII ff., und auch Ingrid Belke, „Der Mensch ist eine Bestie . . ." – Ein unveröffentlichter Brief Fontanes an den Begründer der Völkerpsychologie, in: Bulletin des Leo Baeck Instituts, N. F. 13. Jg. (1974), S. 32–50.

[3] Lazarus hatte wohl Fontane darauf aufmerksam gemacht, daß Steinthal einen Vortrag „Über Demuth" halten werde. Dieser wurde dann abgedruckt in der Berliner National-Zeitung am 28. und am 29. Februar 1888 (MA) und später in Steinthals Aufsatzsammlung „Zu Bibel und Religionsphilosophie", aaO (1890), S. 166–179, aufgenommen.

[4] Steinthal hat in seinem Vortrag den Inhalt des 8. Psalms mit dem des berühmten Chors in Sophokles' „Antigone" (V. 333–375) verglichen.

[5] Anspielung auf Steinthals Bemerkung aaO, S. 175 f., daß gerade das Gefühl der Demut vor Gott den Menschen zur Unbescheidenheit, ja zur Überheblichkeit gegenüber seinen Mitmenschen verführen könne. Vgl. dazu auch den oben genannten Aufsatz „Der Mensch ist eine Bestie . . .", aaO, S. 36 und S. 45 ff.

[6] Der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke (1826–1893), ein Freund Fontanes, gehörte zum weiteren („Epigonen"-)Kreis des „Rütli". Zur Zeit dieses Briefes lebte er nicht mehr in Berlin, sondern lehrte als Professor der Kunstgeschichte in Karlsruhe und war dort Direktor der großherzoglichen Gemäldegalerie.

Meine Frau macht eben noch eine Bemerkung, die so gut ist, daß ich sie noch schreiben muß. „Noch nie habe ich jemanden so geschickt ablesen sehn. Es wirkte wie freier Vortrag; die Ruhe, die Pausen, die kl[einen] Correcturen, alles als ob jemand natürlich spräche." Dem kann ich nur hinzusetzen, daß ich während der größren Hälfte des Vortrags, wo ich geschlossenen Auges vor mich hinsah, glaubte, er spräche frei.

Eduard Rese an Gustav Glogau

Eduard Rese (1824–1909) war schon als Gymnasiast in Braunschweig ein guter Freund von Lazarus gewesen. Beide hatten zunächst auch gemeinsam in Berlin Philologie und Geschichte studiert, Rese entschloß sich dann aber für die Offizierslaufbahn, wurde Dozent an der Berliner Kriegsakademie und schließlich Leiter der Kadettenanstalt in Plön. Die Freundschaft blieb trotz der räumlichen Trennung mindestens bis in die 70er Jahre bestehen. Rese war häufig Gast auf Lazarus' Besitzung in Schönefeld und bewohnte dort das für ihn reservierte „Resestübchen".[1]

Daß Rese sich später von Lazarus entfremdet hatte, bezeugten bisher nur die brieflichen Andeutungen Fontanes. Es ist vielleicht kein Zufall, daß Rese 1888 zu Steinthal zog, in einer Zeit also, als Paul Heyse aufgrund seiner negativen Erfahrungen schon allen persönlichen Kontakt zu Lazarus abgebrochen hatte. Aus den Andeutungen Fontanes ist zu entnehmen, daß auch Rese von Lazarus enttäuscht wurde.[2] In Lazarus' „Lebenserinnerungen" ist eine Trübung des freundschaftlichen Verhältnisses nicht einmal angedeutet worden.[3]

Der folgende Brief von Eduard Rese an Gustav Glogau befindet sich im Glogau-Nachlaß der Universitätsbibliothek Kiel, der einzige Brief von Rese an diesem Ort. Er zeigt, daß Glogau mit seiner scharfen Kritik an Stejnthals „Ethik" ganz allgemein das Unbehagen getroffen hatte, das weite Kreise des deutschen Bildungsbürgertums empfanden und das uns heute bei der Lektüre dieser mild optimistischen und in den konkreten Details eher konservativen Ethik nicht mehr ohne weiteres verständlich ist.

[1] Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen, bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht, Berlin 1906, bes. S. 379–382, und Bd. I, die Briefe Nr. 53, 55, 57.

[2] Vgl. dazu Briefwechsel zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse, Berlin und Weimar 1972, S. 223 und 525 f., und Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender, Heidelberg 1954, S. 312.

[3] Dr. Heinrich Hess, der Enkel Steinthals, hatte aufgrund mündlich tradierter Familiengeschichte Rese immer nur als Freund Steinthals betrachtet, was ebenfalls für eine Entfremdung, wenn auch vielleicht nicht für den Abbruch aller Beziehungen Reses zu Lazarus spricht.

Man mußte wohl noch unter freieren Bedingungen aufgewachsen sein und genügend Selbstkritik und Mut nach außen besitzen, um sich im Wilhelminischen Deutschland zu einem liberalen Staat, d. h. zu möglichst wenig Staat, zu persönlicher Freiheit (z. B. zur Ehescheidung!), zum Agnostizismus bekennen und der Hoffnung auf eine bessere, sozialere Zukunft öffentlich Ausdruck geben zu können. Die Resonanz der beiden Offiziere Glogau und Rese war jedenfalls – Schaudern.

[522] Eduard Rese an Gustav Glogau

Berlin, den 14. November 1888

Hochgeehrter Herr Professor!

Indem ich Ihnen das mir freundlichst übersandte Exemplar Ihrer Critik der Steinthal'schen Ethik, sowie der Proben aus Ihrem „Abriss der philosoph[ischen] Grundwissenschaften" unter Ausdruck meines verbindlichsten Dankes wieder zustelle, bitte ich zugleich, die lange Verzögerung gütigst entschuldigen zu wollen. Meine Zeit war in den letzten Wochen durch allerlei äußere Geschäfte und Besorgungen sehr in Anspruch genommen; ich hatte die Zimmer, welche mir Prof[essor] St[einthal] von seiner Wohnung abgetreten hat, vollständig neu möbliren und einrichten zu lassen. So konnte ich denn nicht so rasch, als ich wünschte, die nöthige Muße und Sammlung finden, um Ihre eingehende Critik mit dem Steinthal'schen Werke zu vergleichen, welches ich zudem, da ich dasselbe seit Jahr und Tag nicht mehr zur Hand gehabt hatte, aufs neue wieder durchsehen mußte.

Es ist nun von außerordentlichem Interesse für mich gewesen, alle die Einwendungen, welche seinerzeit mein Laienverstand gegen die St[einthal]'schen Aufstellungen erhoben hatte, durch das Urtheil eines berufenen Fachmannes bestätigt und begründet, erweitert und vertieft, so zu sagen wissenschaftlich legitimirt zu sehen. Ihre Critik ist streng, zuweilen sogar herbe ausgefallen, aber sicherlich nicht ungerecht. Ich begreife es vollständig, dass Sie es bei all Ihrer Freundschaft und Verehrung für Prof[essor] St[einthal] für geboten erachtet haben, ernsten Einspruch zu erheben gegen den Versuch, einer Weltanschauung wissenschaftlich Eingang zu verschaffen, welche in ihrer anthropocentrischen Einseitigkeit und Überhebung, wenn sie allgemein würde, wahrlich nicht heilsam wirken könnte. Das Werk wird ja seiner Natur nach nur auf einen verhältnissmäßig kleinen Leserkreis beschränkt bleiben; aber es ist doch durch die ansprechende und bestechende Art der Darstellung und die Feinsinnigkeit der Erörterungen sehr geeignet, sich Anhänger zu erwer-

ben und der immer zahlreicher werdenden Gemeinde der negativen Geister als Rüstkammer zu dienen. Es war daher sehr wohlgethan von Ihnen, dem Werke eine eingehende und scharfe Critik mit auf den Weg zu geben und an verschiedenen Puncten Warnungstafeln aufzustellen. Ich denke dabei hauptsächlich an die Ansichten über Gott, Religion, Rel[igions] Unterricht, Staat, Eigenthum etc., in denen überall das Bestreben hervortritt, für das menschliche Individuum möglichst jede Fessel zu zerbrechen, jede Schranke einzureißen, freilich, um dasselbe dann doch wieder in dem Urbrei eines socialistischen Zukunftsstaates untergehen zu lassen. Sonderbarer Widerspruch, und nicht der einzige, wie Sie trefflich nachgewiesen haben. Wie könnte das auch anders sein bei dem kühnen Unterfangen, Feuer und Wasser zu mischen, d. h. dem Idealismus einen Platz innerhalb der mechanischen Weltanschauung zu schaffen und ein System der Ethik aufzubauen, welche sich vollständig gleichgiltig gegen die Idee der Gottheit und den religiösen Glauben verhält. Soll die „formale Lust" die einzig denkbare Verbindlichkeit zum Sittlichen sein, so wird dieselbe schwerlich viel stärker ausfallen, als das ästhetische Gefühl, dessen Gesetze stets durch den Satz: De gustibus [non est disputandum][1] etc. durchlöchert bleiben werden. Wer da meint, mit solchem Spinngewebe die Bestie im Menschen bändigen und zum Guten bringen zu können, der muß in einem so naiven, weltfremden Optimismus befangen sein, wie unser guter, lieber Freund St[einthal] und an Wunder glauben. Nun freilich, er glaubt ja auch noch an ein stärkeres Wunder, an die Schöpferkraft des Zufalls, durch welche unserem Klümpchen Erde der Vorzug zutheil geworden ist, vielleicht einzig im ganzen Weltall, einen Bewohner erhalten zu haben, welcher durch ein glückliches Ungefähr mit Geist und Bewußtsein begabt aus der Materie hervorgegangen ist, um der Natur den Zweck und den Mittelpunct zu geben, welchen sie bis dahin noch nicht hatte. Wenn das der Zufall fertig bringt, weshalb sollte er nicht auch noch mehr vermögen, den grossen Pasch[2] werfen und ein Weltbewußtsein schaffen können! Da wären wir ja gleich aus aller Noth und hätten mittels des Steinthal'schen Zufalls den lieben Herrgott durch das Fenster mitten in die archaische Welt wieder hereingebracht, aus welcher er soeben erst durch die Thür hinausgeworfen war. Doch wohin gerathe ich? Sie haben das Ungereimte dieser Zufallstheorie, dieser halsbrechenden Ballonfahrt zwischen Materialismus und Idealismus ja viel schärfer, heller und eingehender beleuchtet und es bleibt mir nur übrig, meine Freude darüber auszudrücken, in Ihnen einen entschlossenen, kampfgerüsteten und schlagfertigen Streiter für eine höhere sittli-

[1] Lat.: Über Geschmacksfragen kann nicht gestritten werden.
[2] Pasch (lat.-frz.), Wurf mit gleicher Augenzahl auf mehren Würfeln.

che Weltordnung kennen gelernt zu haben. Mit nochmaligem herzlichem Danke für die lehrreiche und interessante Anregung, welche sie mir durch Ihre freundliche Zusendung verschafft haben

Ihr ergebenster E. Rese

SCHULDVERSPRECHEN[1]

[523] Moritz Lazarus für Heymann Steinthal

Herrn Prof[essor] Dr. H[eymann] Steinthal hier bescheinige ich hiedurch dass ich in Folge seiner am 20. d[ieses] M[onats] stattfindenden ehelichen Verbindung mit meiner Schwester Jeanette nachfolgende Verbindlichkeiten gegen ihn als civilrechtliche Verpflichtungen übernommen habe.

Erstens: sobald als er wünscht, werde ich Prof[essor] Dr. Steinthal eine Wohnung von ungefähr fünf Zimmern mit allem nothwendigen Mobiliar anständig und vollständig auf meine Kosten einrichten.

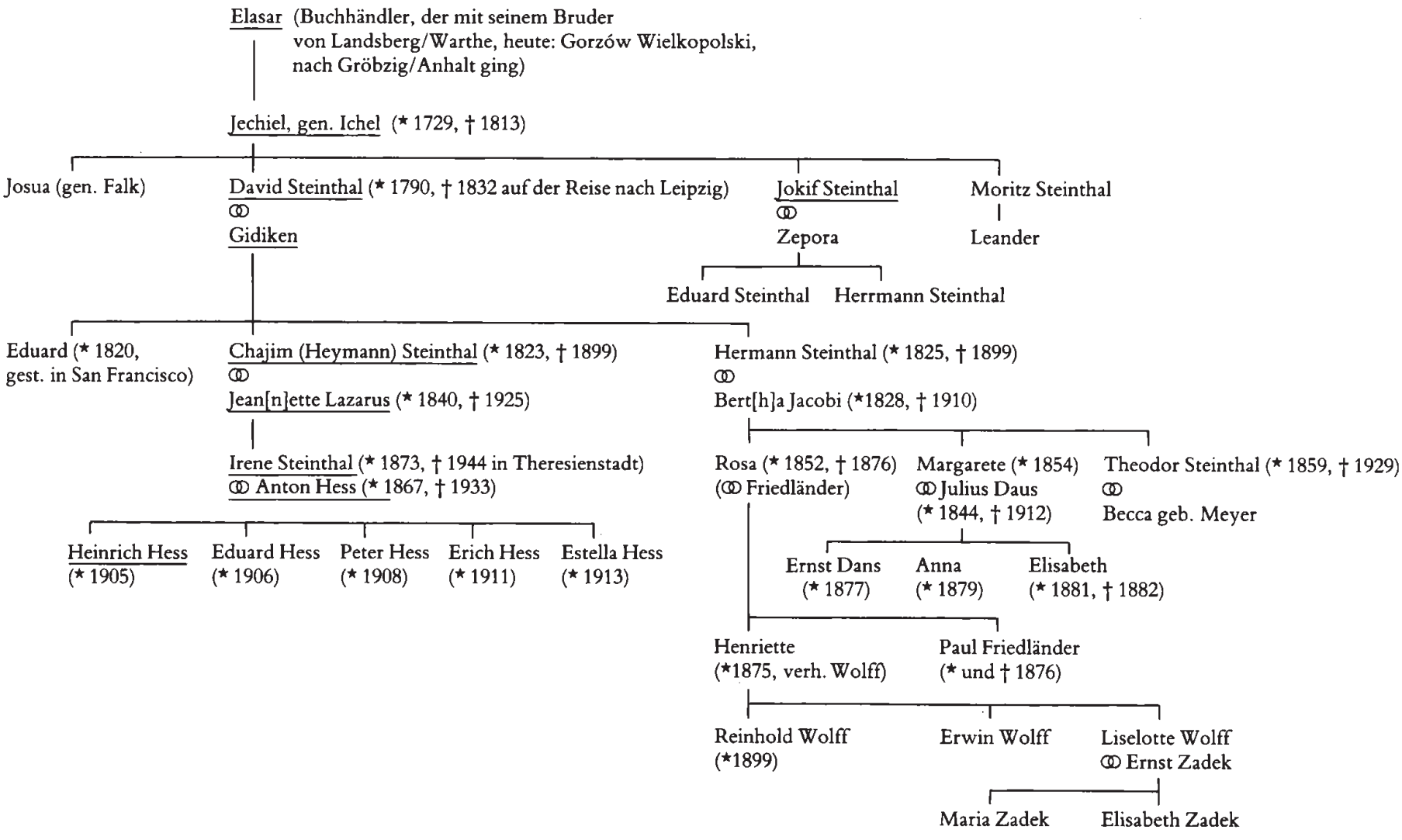
Zweitens: ich setze ihm einen Jahrgehalt von Zweihundert und fünfzig Thalern lebenslänglich fest und verspreche denselben, so lange meine Schwester lebt oder Kinder von ihr am Leben sind, praenumerando in zwei Raten halbjährlich zu entrichten.

Drittens bemerke ich, dass ich für den Fall meines Todes Vorkehrungen getroffen habe, dass ihm derselbe Jahrgehalt entrichtet wird, und für den Fall, dass ich vor Ausführung obenbezeichneter Einrichtung versterben sollte, dass ihm Eintausend Thaler zu diesem Zweck baar ausgezahlt werde.

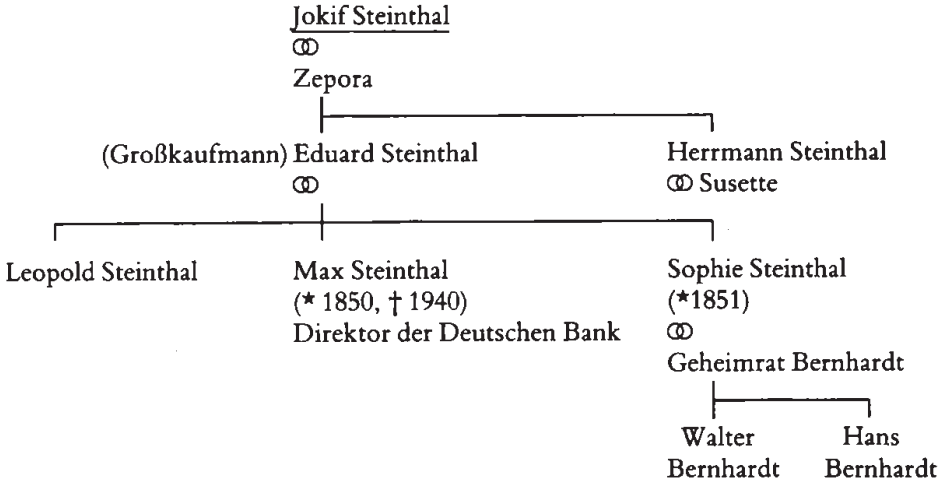
Berlin den 18. October 1863
Prof. Dr. M. Lazarus

[1] Dieses Schuldversprechen stammt aus dem Besitz von Steinthals Enkel, Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen.

Stammbaum von Heymann (Chajim) Steinthal*



Stammbaum der Seitenlinie von Jokif Steinthal



* Der Stammbaum stammt aus dem Besitz von Dr. Heinrich Hess, Kopenhagen, einem Enkel Heymann Steinthals.

ERGÄNZUNGEN ZUR BIBLIOGRAPHIE

Zeitschriften- und Zeitungsartikel von M. Lazarus

1871 Über einen alten Opferbrauch, in: Zeitschrift für Ethnologie, Jg. 1871, Beilage, S. 56–58 (Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 11. Februar 1871).

1876 „Herbart", Rede bei der Enthüllung des Herbart-Denkmals in Oldenburg am 4. Mai 1876, in: Die Gegenwart, hrsg. von Paul Lindau, Bd. IX (Berlin 1876), Nr. 19, S. 290–293.

1877 Das Herz, in: Die Gartenlaube, Jg. 1877, S. 226–229 und S. 246.

1879 Über [Moses] Mendelssohns „Phädon", in: Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, Leipzig 1879, S. 101–108.

1882 Am Sarge Berthold Auerbachs, in: Die Gegenwart, Bd. XXI (Berlin 1882), S. 101–102.

Über die Reize des Spiels, in: Westermanns Illustrirte Deutsche Monatshefte, Jg. 27 (1882/83), Bd. 53, S. 53–61, 178–187, 312–324 und 442–454.

1884 Schiller und die deutsche Schiller-Stiftung, in: Allgemeine Zeitung (München 1884), Beilage, Nr. 318, 15. November 1884.

1888 Rede auf Berthold Auerbach, in: Zeitschrift für die deutsche Sprache, hrsg. von D. Sanders, Jg. 1888, S. 300–303.

1896 Völkerpsychologie des Judentums, in: Populärwissenschaftliche Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum für Gebildete aller Confessionen. Organ des Mendelssohn-Vereins in Frankfurt a. M., Bd. 16 (1896), S. 145.

1897 Zur hebräischen Übersetzung des Jeremias, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 61 (1897), S. 569.

1898 Von den Quellen der jüdischen Sittenlehre [= Capitel I der Ethik des Judenthums], in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 62 (1898), Nr. 8, 10, 11, 12, 17, 18, 19.

1898 Aus einer Tischrede am Szeder-Abend, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, hrsg. vom Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, Jg. 1 (Berlin 1898), S. 101–108.

Die Idee des Friedens und das Recht [= Auszug aus „Die Ethik des Judenthums"], in: Die Gegenwart, Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, hrsg. von Th. Zolling, 27. Jg. (Berlin 1898), Nr. 46, S. 311–312.

1905 Ethisches Wissen und Leben im Judentum. Ein Vortrag, in: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur, Jg. 8 (Berlin 1905), S. 76–92.

Zeitschriften- und Zeitungsartikel von H. Steinthal

1852 Sendschreiben an Pott, in: Blätter für litterarische Unterhaltung, Jg. 1852, Nr. 22, und in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Jg. 1852, S. 287–293.

Rezension zu: Jacob Grimm, Über den Liebesgott, Akademische Abhandlung, Berlin 1851, in: Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, hrsg. von Th. Aufrecht und A. Kuhn, Bd. 1 (Berlin 1852), S. 566–570.

1853 Rezension zu: M. Rapp, Grundriß der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes, Stuttgart/Tübingen 1852, in: Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, hrsg. von Th. Aufrecht und A. Kuhn, Bd. 2 (Berlin 1853), S. 276–288.

1856 Zur Sprachphilosophie, in: Leipziger Zeitung, Jg. 1856, Wissenschaftliche Beilage, Nr. 94 und 95.

1878 Ethnologische Verhältnisse der Nubier (Sitzung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 16. November 1878, zusammen mit Virchow, Hartmann, Wetzstein, Hildebrandt), in: Zeitschrift für Ethnologie, Jg. 1878, Beilage, S. (387)–(408). Steinthals Votum S. (406).

1879 Humboldt's Ideal des socialen Lebens, in: Deutsche Revue, 3. Jg. (1879), Bd. 4, S. 325–331.

Über religiöse und nationale Vorurtheile, in: Deutsche Revue, 4. Jg. (Berlin 1879/80), Bd. 1, S. 189–206, und in: Steinthal, Zu

Bibel und Religionsphilosophie – Vorträge und Abhandlungen, Berlin 1890, S. 206–237 (mit Zusatz).

1880 Schofar, in: Zeitschrift für Ethnologie, Jg. 1880, Beilage, S. (63)–(74), zusammen mit Virchow, Hartmann, Korff.

1881 Ludwig Börne [1786–1837; Würdigung mit Briefauszügen], in: Westermanns Illustrirte Deutsche Monatshefte, Bd. 50 (Braunschweig 1881), 4. Folge, Bd. VI, S. 305–314.

1882 Der Waldteufel, in: Die Gegenwart, Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, Bd. 22 (Berlin 1882), Nr. 51, S. 417–418.

1883 Wann soll der Unterricht in fremden Sprachen beginnen?, in: Berliner philologische Wochenschrift, 3. Jg. (1883/84), S. 1526–1532.

1887 Öffentlicher Brief an Dr. Daniel Sanders, in: Zeitschrift für deutsche Sprache, hrsg. von D. Sanders, Jg. 1887, Heft 7, S. 309–311.

1889 Lessing, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 53 (Berlin 1889), S. 690.

1890 Nathan der Weise, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 54 (1890), S. 444.

„Was Gott tut, das ist wohlgetan", in: National-Zeitung, Nr. 113, 23. Februar 1890 (MA).

Wort über den Lebenszweck, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 54 (1890), S. 333.

Wann soll der Unterricht in fremden Sprachen beginnen?, in: Pädagogisches Archiv (Centralorgan für Erziehung und Unterricht, hrsg. von Direktor Krumme, Braunschweig), Jg. 32 (1890), S. 47–55.

1891 Glaube und Kritik. Rede, gehalten am 10. Februar 1891 in der Gesellschaft der Freunde, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, 19. Februar 1891 (Nr. 8), S. 90.

Zum 100. Geburtstag des Sprachwissenschaftlers Franz Bopp, in: Magazin für Litteratur, Jg. 1891, Nr. 38, 19. September 1891.

Bescheidenheit, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 1891, Nr. 50.

Die jüdische Volksschule in Anhalt von 1830 bis 1840, in: Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland, hrsg. von L. Geiger, Bd. IV (Braunschweig 1890/91), S. 66–74, und in: Stein-

thal, Über Juden und Judentum, hrsg. von Gustav Karpeles, Berlin 1906, S. 289–297.

1892 Der Philosoph Johann Friedrich Herbart, in: Der Zeitgeist, Beiblatt zum Berliner Tageblatt, Jg. 1891, Nr. 33, in: Pädagogische Studien, hrsg. von W. Rein, N. F. Jg. XIII (Dresden 1892), S. 86–93.

Die ältesten schriftstellernden Propheten, in: Vossische Zeitung, Jg. 1892, Sonntagsbeilage, Nr. 14 und 15.

Über den Atheismus, in: Vossische Zeitung, Jg. 1892, Sonntagsbeilage Nr. 45, 6. November 1892.

1893 Das Buch Daniel und dessen Einfluß auf die Folgezeit, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 57 (1893), S. 151 ff.

Der Talmud, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 57 (1893), S. 97, in: Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, Berlin 1893, Nr. 9, und in: Steinthal, Über Juden und Judentum, aaO, S. 76–77.

1896 Dialekt, Sprache, Volk, Staat, Rasse, in: Festschrift für Adolf Bastian zu seinem 70. Geburtstage am 26. Juni 1896, gewidmet von seinen Freunden und Verehrern, Berlin 1896, S. 47–52.

Zur Geschichte der nachbiblischen Literatur der Juden, in: Die Nation, Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur, Bd. XIV (Berlin 1896/97), S. 246–248.

1899 Die Idee der Weltschöpfung, in: Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur, Jg. 1899, S. 39–44.

Aus Steinthals Jugendzeit, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 63 (1899), Nr. 20.

1900 Blätter aus dem Nachlaß – Mahnwort an die Juden, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 64 (1900), Nr. 52.

Briefe von und an Steinthal, in: Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jg. 64 (1900), Nr. 39.

PERSONENREGISTER*

Die Namen der Briefempfänger sind mit den betreffenden Seitenzahlen kursiv gesetzt. Bei Bd. II/1, dem Briefwechsel zwischen Heymann Steinthal und Gustav Glogau, wurde von diesem Prinzip abgewichen. Indirekte Erwähnungen sind berücksichtigt, die Namen von Verlegern in Verlagsangaben sind dagegen nicht aufgenommen worden.

Abeken, Bernhard 757
Abel, Karl 258
Abraham 381
Ahlwardt, Christian Wilhelm 427
Ahlwardt, Wilhelm 427
Akiba ben Josef 286, 289 f.
Alexander II., Zar von Rußland XXX
Allihn, Heinrich Theodor 777
Althaus, Friedrich 530
Althoff, Friedrich 155, 226, *473*
Ampère, Jean-Jacques 382
Anakreon 424
Andreae, C. 79
Andree, Karl 742
Anselm(us) von Canterbury 782
Antiochus IV. 540
Arion 636
Ariosto, Lodovico 681
Aristipp(os) 339
Aristophanes 572
Aristoteles 2, 11, 13, 17, 37, 97, 111, 276, 380, 393, 449, 672, 781 f.
Arius 783
Arnauld, Antoine 372 f.
Arnim, von (Familie) 369
Ascherson, F. 525
Ascherson, Paul 525
Asher, Adolf 534 f.
Auerbach, Berthold XII, 143, 291, 303, 594, 596, 718, 731, 751
Aufrecht, Theodor 169, 370, 374 f., 383, 386, 393 f., 402
Auguste (Steinthals Köchin) 200, 202
Augustinus, Aurelius 288
Augustus, röm. Kaiser 257, 424
Avenarius, Richard 54, 58, 71, 80 f., 101, 112, 116, 145, 222, 224, 243, 250
Ayerst, William 609

Bacon, Francis 723
Baeyer, Emma von s. Ribbeck, Emma
Bamberger, Ludwig 742
Baron, Julius XXXVI, 529
Bastian, Adolf 370
Baudissin, Wolf Graf von 409, 416
Bauer, Bruno 72, 721
Bauernfeld, Eduard von XLVI
Baumgardt, David X
Baumgarten, Hermann 468, 680, 692
Baur, Ferdinand Christian 721
Bazin, Antoine Pierre Louis 387
Becker, Karl Ferdinand 68, 371 f., 380, 405
Becker, Karl Friedrich 416
Beer, Peter 609
Behr (Leiter der Vertriebsabteilung bei Ferd. Dümmler) 387 f.
Behrend, Adolf 534–536
Behrend, Elise (geb. Moes) 6
Belke, Ingrid 790
Benary, Franz Ferdinand 508, 514
Benfey, Theodor 222
Benlöw, Louis 389, 774
Berg, Luise von s. Voß, Luise Gräfin von
Bergmann, Julius 333
Bernays, Jacob 398, 787 f.
Bernhardi, August Ferdinand 406
Bernstein, Aaron 491, 666
Bernstein, Hugo 532

* Das Personenregister für die beiden Halbbände erstellte meine Marbacher Kollegin, Frau Antje Bonitz; ich möchte ihr hiermit für diese mühevolle Arbeit herzlich danken. I. B.

Bertram, H. 44f.
Bethmann-Hollweg (Familie) 431
Bethmann-Hollweg, Moritz August von 500
Beutler, Ernst 513
Bickmann, Rosvita XIII
Bismarck, Otto von XXIII, XXVIII, XXIX, XXX, 311, 312, 531, 560f., 598
Blaß, Friedrich Wilhelm 280
Bleichröder, Else 531
Bleichröder, Gerson von 531
Bleuler, Salomon 50f., 147
Blum, Robert 741
Boccaccio, Giovanni 463, 581
Bodinus, Clara 86
Bodinus, Marie s. Glogau, Marie
Boeckh, Philipp August XVI, 2, 46, 48, 59, 61, 78, 95, 121, 169, 187, 203, 261, 271, 298, 319, 382, 505
Böhtlingk, Otto von 373, 375, 378, 381, 484
Börne, Ludwig 109f., 114f., 127f., 444, 519
Bötticher, Paul Anton s. Lagarde, Paul Anton
Bonitz, Hermann 769f.
Bopp, Franz XXXIX, 318, 382, 511, 513f.
Bordschi, Ardschi 496
Bormann, Karl 649
Brahms, Johannes 682
Brandes, Carl 492
Brandes, Georg (eigtl. Morris Cohen) XLVII, 474, *475–477*, 647, 655–658, 673, 648f.
Braniß, Julius 782
Bratuschek, E. 34, 59, 78
Brauer, Adalbert 370
Braun, Otto XLV, *716–718*, 718f.
Brentano, Franz 243
Bruchmann, Kurt Guido XXXVI, 41, 174, 177, 197, 253–255, 329
Brugsch, Heinrich Karl 258, 370, 380, 389, 393
Bruns (Dozent der Philosophie) 271
Buddha 281, 510
Büchner, Ludwig XX
Bumann, Waltraud XIII
Bunsen, Christian Karl Josias Frhr. von 374f., 379f., 383, 398, 402
Burckhardt, Jacob 765, 775
Buresch, Dr. 365
Burnouf, Eugène 386, 494
Buschmann, Johann Karl Eduard 388, 491f.
Butler, Nicholas Murray 343
Byron, George Gordon Noël Lord (Lord Byron) 658

Caprivi, Georg Leo Graf von 338, 342
Careil, Louis Alexandre Graf Foucher s. Foucher de Careil
Carlyle, Thomas 530
Carneri, Bartholomäus Ritter von 337
Caro, Jakob 764
Cartesius s. Descartes, René
Cassel, David 533
Cato, Marcus Porcius 344
Cato, Marcus Porcius II. (Uticensis) 568
Catull(us), Gaius Valerius 424
Cauer, Eduard 64, 66, 85, 131f.
Cauer, Paul 533
Cervantes-Saavedra, Miguel de 439
Cicero, Marcus Tullius 722, 754, 767, 770
Clasen, Hans 299
Classen, August 251
Cohen, Hermann XVII, XXXI, 28, 30, 37f., 65f., 68, 101, 107, 145, 220, 275, 337, 532
Cohen, Morris s. Brandes, Georg
Cohn, A. Meyer 534
Cohn, Ferdinand 375, 548, 550, 552, 557–559, 564
Cohn, Gustav 91, 112f.
Comte, Auguste XX, XXI, 787
Condorcet, Marie Jean Antoine Marquis de 401
Corneille, Pierre 414
Corvinus, Jakob [Pseud.] s. Raabe, Wilhelm
Cotta, Carl E. J. B. Frhr. von 716, 718f.
Cremer, Joseph 560
Creuzer, Georg Friedrich 326
Crispin 272
Curtius, Ernst 203
Curtius, Georg 444f., 501f.
Curtius, Theodor 314, 351, 363
Czermak, Johann Nepomuk XXI, XLV, 105, 687

Dannwolff, Friedrich VI
Dante Alighieri 138f., 382
Daremberg, Ch. 393
Darwin, Charles XXII, XXV, 29, 33f., 53f., 245, 306
Daus, Ernst 546

Daus, Julius 546
Daus, Margarete (geb. Steinthal) 430, 540, 546, 548
David 297, 314, 540, 784
Derenbourg, Joseph 316, 318
Descartes, René 51, 60, 62, 65 f., 69, 74, 78, 81, 373, 774
Deuschle, Julius 433, 438
Deussen, Paul 275, 280, 281, 353–354, 362 f.
Dickens, Charles 677
Diderot, Denis 401, 451
Didot, François 377
Diefenbach, Lorenz 477–480
Dieterici, Friedrich Heinrich 507 f., 515 f.
Diezel, Gustav 463
Dillmann, Christian Friedrich August 516
Dilthey, Käthe (geb. Püttmann) 789
Dilthey, Karl 786
Dilthey, Lilli s. Usener, Lilli
Dilthey, Marie s. Lade, Marie
Dilthey, Maximilian (Vater von Wilh. Dilthey) 725, 785, 788
Dilthey, Wilhelm IX, 150 f., 155, 505, 521, 677, 720–725, 781–789
Dilthey, Wilhelm (Onkel W. Diltheys) 781
Döllinger, Johann Joseph Ignaz von 480–481, 633
Doré, Gustav 681
Dossios, N. 122, 125
Dove, Heinrich Wilhelm 370
Drobisch, Moritz Wilhelm 38 f., 71, 101, 191, 779
Droste-Hülshoff, Annette Freiin von 645
Drude, Otto 604
Dümmler, Ferdinand 369
Düntzer, Heinrich 595
Dürer, Albrecht XLIII, 539
Duprat, B. 377

Ebbinghaus, Hermann 227, 232, 235
Ebers, Georg Moritz IX, XLV f., 259, 488, *725–727*
Ebert, Adolf 451
Eckstein, Ferdinand Baron von 375, 380, 393, 406 f.
Egels 611
Eggers, Friedrich 762
Eggers, Karl XLVI
Encke, Franz 370
Ende, Werner 490
Eötvös, Josef von 482
Epikur(os) 339
Erdmann, Benno 70, 83, 99, 145, 177, 247, 319 f.
Erdmann, Johann Eduard 225, 227
Erdmann, Oskar H. Th. 161 f., 163 f., 166
Erhardt, Louis 329
Erler, Gotthard IL, 582
Ernst, Otto (eigtl. Otto Ernst Schmidt) 727–728
Etzel, Friedrich August von 470, 560
Eucken, Rudolf 136 f., 140
Eulenburg, Franz 272
Europaeus, David Emanuel Daniel 514

Fal(c)kenberg, Richard 255, 262
Falk, Adalbert 39, 42
Falkenhausen, Andreas Friedrich Gustav Frhr. von 529
Falkenhausen, Elisabeth Dorothea von 529
Falkenthal, Prof. (Jena) 271
Fechner, Gustav Theodor XXI, 116
Feige 597
Feuerbach, Ludwig XX, 203, 339
Fichte, Immanuel Hartmann (Hermann) 60, 62, 135, 159, 186, 262, 521
Fichte, Johann Gottlieb XXV, 4, 198, 205, 282, 294, 339, 381, 416, 444, 782
Fick, August 498
Fiedler, Conrad 639
Finkelstein, Louis 286
Firdusi 377
Firmin-Didot, Ambroise 377
Fischer (Buchdruckereibesitzer) 713
Fischer, I. 215
Fischer, Kuno 42
Fleischer, Heinrich Leberecht IX, 481–483, *483–491*, 516, 726
Fleischer, Richard 477
Foerster, Wilhelm 337, 340, 470
Follen, August Adolf Ludwig 741
Fontane, Emilie Caroline (geb. Rouanet-Kummer) 791
Fontane, Emilie (geb. Labry) 597, 604
Fontane, Theodor IX, XXXI, XLVIII, IL, LII f., 471, 566, 577, 582, 597, 604, 685, 714 f., 762, 790 f., 791
Forster, Georg 149, 394, 565, 744
Fortlage, Karl 42 f., 135
Foucher de Careil, Louis Alexandre Graf 774
Fourier, Charles 385
Franck, Adolphe 609
Frank, David 532

Frankl, Pinkus Fritz 533
Franzos (Mutter von K. E. Franzos) 729
Franzos (Schwester von K. E. Franzos) 729
Franzos, Karl Emil IX, XLV, *491–492*, 492, 728–730, *730–734*, 734–737, *737–739*, 739f., *740–741*
Fresenius, August 198
Frey, Adolf XLVI
Freytag, Gustav 443
Fricke, Karl Emanuel Robert 331
Friedländer (Schwiegersohn von Bertha und Hermann Steinthal) 546, 549
Friedländer, David 531
Friedlaender, Georg XLVIII, LIIf., 521, 715, 791
Friedländer, Henriette (Etta) 546
Friedrich I., König von Preußen 354
Friedrich II., König von Preußen 391, 398, 494, 530
Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen XXX, 203
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 324
Friedrich Wilhelm III., Kronprinz 668
Friedrich, Wilhelm 262, 534
Fries, Jakob Friedrich 390f.
Fröbel, Carl Ferdinand Julius 741f., 742–743, 743f.
Fück, Johannes 483
Fuhr, Lina 589
Fuld, Salomon L, 567, 701, 703, 706–708, 710, 711f.

Gabelentz, Hans Conon von der 484, 521
Gabelentz, Hans Georg Conon von der 59f., 484f.
Gabler, Georg Andreas XXI
Garrick, David 403
Gauß, Carl Friedrich 330
Geibel, Emanuel 440, 581, 682
Geiger, Abraham 489, 492, 533, 768
Geiger, Lazarus 54, 68, 243–245, 252, *492–493*
Geiger, Ludwig 768
Gelinek, Ad. s. Jellinek, Adolph
Geoffrey of Monmouth 569
Geppert 600
Gerland, Georg C. 520
Gerold, Carl Gustav 285
Getz, Gustav Moritz ILf., 567, 628, 670, 686f., 690–692, 694, 696–712
Getz, Henriette (geb. Beyfus) 698
Getz, Max 696
Getz, Moritz Loeb 690f., 698
Gideon XLIII, 540
Gildemeister, Johannes G. 484
Gizycki, Georg von 202, 220, 222, 224, 226, 337, 339, 343
Glagau, Otto LII
Glaser, Adolf 785
Glogau (jüngster Bruder G. Glogaus) XVIII, 154
Glogau (Mutter von G. Glogau) XVIIIf., 2, 49, 154, 299, 361
Glogau, Carl Wilhelm XVIII., 2, 11,
Glogau, Else 3f., 50, 113, 124, 165, 207, 234, 268f., 279, 319
Glogau, Gustav IX, XI, XIV–XXXVIIf., XLI, XLIII, XLV, 466, 553f., *745–749*, 791f., *792–794*
Glogau, Marie (geb. Bodinus) XV, XVIIIf., XXI, XXVII, XXIX, XXXII, XXXIII–XXXV, 1–5, 8, 13, 16, 18, 23f., 65, 70, 75, 86f., 89, 91, 94, 98, 103, *106*, 110, 113, 124, 132, *140, 142*, 144, 153–154, 156f., 160, 164f., *179*, 180f., *183*, 205f., 208, 215, 218, 224, *227–228*, 230, *232–234*, 234f., *236*, 239, 242, 244f., 246, 248, 250, 265f., 268f., 298, 305, 313, 317, 320, 324f., 331, 336, 340f., 348, 351, 358, *359–360*, 360–362, *363–367*
Glogau, Marie XIX, XXXII, XXXV, 1–5, 18, 20, 22, 24, 31, 35f., 50, 52, 113, 124, 164f., 172, 206, 207f., 224f., 234, 248, 263f., 268, 272, 285, 295f., 307, 309, 313, 317, 320, 322f., 328, 331f., 341, 348, 351, 356, 358–360, 362–364, 367
Glogau, St. XVIII, 22f., 96
Gneisenau, August Graf Neithardt von 324
Goeppert, Heinrich Robert 42f.
Goethe, Johann Wolfgang von 84f., 121, 167, 286, 290f., 293, 295, 308, 310, 323, 324, 348, 355, 371, 382, 401, 406, 409, 412–414, 416, 421f., 424, 450, 471, 505, 513, 575, 594f., 599, 677, 727, 761, 789
Goeze, Johann Melchior 213
Goldacker, E. Baron von 126
Goldschmidt, Leon 727
Goldschmidt, Levin L, LII, 558f.
Goldschmidt, Max(imilian) 697
Goldschmidt, Siegfried 84
Goldschmidt-Rothschild, Minna 697
Goldsmith, Oliver 594
Goldstücker, Eugen 534

Goldziher, Ignaz XLVI, 60f., 482f., 487–491, 726
Goltz, Bogumil 773
Gonzenbach, David August Laurenz von 749–750
Gorup von Besánez, Eugen Franz Frhr. von 68f.
Gosche, Richard Adolf 380, 481f., 485f.
Goßmann, Julius XXXVIII, 135, 222f., 226, 369f., 376, 380, 394, 532, 539
Griesinger, Wilhelm 766
Griesinger (Frau von Wilhelm Griesinger) 766
Grillenberger, Karl 560
Grimm, Herman F. 291, 505, 677, 789
Grimm, Jacob Ludwig Karl 69, 303, 326, 370, 402, 405, 450, 605, 761
Grimm, Wilhelm Karl 371, 677
Grua, Franz Wilhelm 589
Grube, Wilhelm 369
Grubel, Fred V
Grün, Karl Th. F. 202f., 204
Gruenewald, Max V, 290, 537
Guggenheim, Moritz 226f., 251, 261–263, 276, 293, 308, 317, 321, 686
Guizot, Guillaume 413
Gutzkow, Karl Ferdinand 323, 406, 412, 624, *750*

Haase, Heinrich Gottlob Friedrich Christian 392f.
Hadrian, röm. Kaiser 290
Haeckel, Ernst XXVI, 278, 310
Hänel, Albert 313f.
Häusser, Ludwig IX, *494–495*
Hafis (Schems al Din Muhamed) 424
Hagen, Karl 764
Hahn, Heinrich Wilhelm 593
Hamburger, M. 197, 200
Hamm, Leonhard 632f.
Hammer-Purgstall, Joseph von 326, 627
Hanfstaengl, Franz 584
Hardenberg, Karl August Fürst von 324
Harms, Friedrich 381
Harnack, Adolf (seit 1914: von) 302f., 340, 344
Harrwitz, Johannes 394
Harrwitz, Julius IX, XVII, XXXVII f., XLIII, 54, 135, 222, 226, 294, 369f., *371–395*, 532, 539f.
Harrwitz (geb. Goßmann) 376
Harrwitz (2. Frau von Julius Harrwitz) 539
Harrwitz, Max XLIII, 539
Hartenstein, Gustav 210, 392
Hartmann, Eduard von 140f.
Hauff 532
Hauptmann, Gerhart XXXI, 476
Haym, Rudolf 167f., 172, 444f.
Hebler, R. A. Karl 764
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich XX, XXI–XXIII, XXV f., XXXIX, XLII, 3f., 36, 95, 110, 111, 119, 121, 124, 138, 198f., 211, 213, 217, 227, 280, 282, 322f., 355, 382, 396, 444, 474, 479, 569–571, 594, 782, 784
Heine, Heinrich 308, 323, 326, 406
Hellwag, Wilhelm Konrad 91
Hellwald, Friedrich von 54
Helmholtz, Hermann von XXI
Hemsen, Wilhelm 581, 766
Hendrichs, Hermann 589
Henle, Friedrich Gustav Jacob 578f.
Heraklit (Herakleitos) von Ephesos 328
Herbart, Johann Friedrich XXII, XXV, 37f., 43, 52, 65, 71, 85, 89f., 91, 95, 101, 110, 127, 143, 146, 177, 191, 203, 208, 210f., 226, 318, 320f., 363, 392, 645, 669, 779, 782
Herbig, Gustav XVII, 405
Herder, Johann Gottfried 141, 149, 271
Hermann der Cherusker (Arminius) XLIIf., 422
Hernsheim 772
Hertz, Wilhelm 591, 597, 628, 636, 641f., 645, 654, 676
Herwegh, Georg 324, 741
Herz (Onkel von H. Steinthal) XVII
Herz, Wilhelm 530–532
Hess, Anton Moritz XXXV, 20
Hess, Gisela VI
Hess, Heinrich VI, XXXV, 690, 791, 795
Heß, Moses 202
Heymann, Moritz 526
Heyse, Anna (geb. Schubart) 461–464, 466, 468f., 471f., 602–607, 611f., 615, 618–621, 625–627, 629, 633, 636, 641f., 645, 647, 650, 656f., 669, 673–675, 682, 684, 689, 692, 700, 709
Heyse, Carl Wilhelm Ludwig IX, XVIf., XXI, XXXVIII–XL, XLIII, 107, 371–373, 376, 378f., 392, 396f., *398–400, 402–408*, 419f., 427f., *428–429*, 429f., 432, 434, 436, 438, 442–445, 450f., 459, 501, 566, 572f., 593

Heyse, Clara 472, 590f., 675, 686, 692
Heyse, Ernst 627
Heyse, Ernst Hermann XL, 459, 461, 566, 590–593, 599f., 695
Heyse, Franz 436, 443, 459, 566, 576, 581f., 648–650, 667, 678, 713
Heyse, Gustav 667
Heyse, Johann Christian August 396, 451, 593
Heyse, Julie (geb. Saaling) 400, 403, 408, 429, 433f., 438, 440, 445, 455f., 459f., 472, 566, 572, 577, 582–588, 590–593, 597, 776
Heyse, Julie (Lulu) 445, 459, 462, 468, 600f., 675, 680, 692
Heyse, Margarete 424, 428, 431, 436, 443, 445, 458, 576f., 581f., 587, 590, 602f.
Heyse, Marianne XL, 611
Heyse, Paul IX, X–XII, XVI, XXIf., XXXVIIf., XXXIXf., XLI, XLIII, XLV, XLVIIf., ILf., LIII, 46, 235, 396f., *400–401*, 402f., 406f., *408–428*, *429–472*, 474, 559, 566f., *568–693*, 694f., *696–703*, *705*, 707–712, 713–715, 731, 751, 753, 775, 791
Heyse, Theodor 424
Heyse, Wilfried XL, 461, 463, 467, 627, 638, 641, 645, 673
Hildebrand, Adolf von 639
Hildebrand, Bruno 639, 775
Hildebrandt 741
Hiram, König von Tyros 636
Hirsch, Max XXXII, 81, 470f., 490
Hirsch, Moritz Baron 536, 755
Hitzig, Eduard 599
Hobbes, Thomas 289, 466
Höhr (Buchhandlung) 122, 125
Hoffmann, Georg 4
Hogarth, William 575
Hohenemser, Joseph 697
Holdheim, Samuel 778
Holzman, Michael 99, 152, 168, 174, 177, 185, 190, 243, 245, 247, 338
Homer 289, 377, 415, 435
Honsselle, Dr. med. 455
Hoppé, Clara (geb. Stich) 589
Horaz (Quintus Horatius Flaccus) 424
Horn (Fabrikant) 597
Huber, Johannes 633, 636
Hufeland, Gottlieb 416
Hug, Arnold 51f.
Humboldt, Alexander von 279, 369, 470, 491
Humboldt, Wildhelm von XVI, XXI–XXIII, XXVI, XXX, XXXII, XLII, XLIV, 48, 62, 88f., 95, 121–123, 126–128, 133, 135, 140–143, 147–150, 152f., 155, 158–161, 167–170, 173, 175, 177, 190, 198, 202, 209, 211, 213, 217, 240, 248, 262, 290, 314, 322, 324, 379, 381f., 383, 389, 392, 396, 405f., 433, 444f., 470f., 477–480, 491f., 501f., 516, 524, 565
Hume, David 84, 116
Hunfalvi, Pál 516
Huß, Johannes 569, 571

Ibsen, Henrik XXXI, 647
Ignatiew, Nikolaus Pawlowitsch 732f.
Ihering, Rudolf von 202, 204
Isaak 381

Jacobi, Friedrich Heinrich 336, 782
Jacobson, Jacob 690
Jacoby, Bertha s. Steinthal, Bertha
Jacoby, Daniel 71, 75, 83, 85, 97
Jacoby, E. G. 215
Jacoby, Hermann 543, 548f., 552
Jäger, Gustav 245
Jahn, Ulrich 534
Jahnke, Otto 759
Janin, Jules 383
Jansen (Krankenhaus-Verwalter) 610, 614
Jauch, Augusta 523, 530
Jean Paul (eigtl. Johann Paul Friedrich Richter) 363, 568, 576
Jellinek, Adolph 609
Jeremias (Prophet des A. T.) 231, 233
Jesaja (Prophet des A. T.) 268, 331, 781
Jeß, Theodor Wilhelm 323
Jesus von Nazareth 212, 216, 569, 571
Jodl, Friedrich XLVI, 200–202, 204, 218, 220
Jolly, Julius XVII, 21, 220, 498f.
Jolly, Philipp von 463
Jonas, Emilie s. Saaling, Emilie
Judas Makkabäus XLIII, 540
Jülg, Bernhard IX, XLIII, 220, *496–499*
Julien, Stanislaus (Noel) 386f.
Justi, Ferdinand 484

Kaftan, Julius 302f.
Kaiser, Wilhelm 589
Kant, Immanuel XX, XXIf., XXV, XXXVI, 28, 30, 33, 37, 42, 64–66, 70,

84, 93, 99–101, 107, 110, 112, 116, 119–121, 124, 141, 149f., 153, 167, 177, 203, 213f., 217, 220, 251, 257, 319, 333, 353, 381, 391, 394, 471, 782, 784
Kaplan, Marion XXXIV
Kaposi, Moriz (ursprüngl. Kohn) 755
Kapp, Christian 742
Kapp, Friedrich 684, 742
Kappeler, Johann Karl 112f., 115, 127, 130, 144, 145
Karkowski, Johannes 66
Karpeles, Gustav XLI, 22, 109, 295, 308
Keller, Gottfried, IX, XII, 751, *751–754*, 762f.
Kiepert, Heinrich 504, 507f., 514
Kinkel, Johann Gottfried 91
Kirchhoff, Adolf 46, 169, 319
Kirchhoff, Gustav 370
Klincksieck (Pariser Verlagsbuchhändler) 374f., 384, 388, 418
Klix (Schulrat) 649f.
Klose, O. 215
Koebner, Wilhelm 92, 103, 173, 175, 229, 292
Köchly, Hermann 46
Kohlrausch, Heinrich Friedrich Th. 416
Kompert, Leopold 733f.
Kopernikus, Nikolaus 503f.
Korn, Dr. 365
Kossak, Ernst Ludwig 383
Kral, Walter V
Krause, Gerhard 604
Krauskopf, W. 756
Kregosig 594
Kreutzberger, Max V, X
Kristeller, Samuel 337, 530f.
Krohn, August 197, 199, 204, 223f., 228, 273, 275, 278
Kugler, Bernhard 585, 603f., 622f., 634f., 651, 764f.
Kugler, Clara (geb. Hitzig) 460, 585, 590, 595, 598f., 601, 651
Kugler, Franz Theodor 442, 460, 577, 603, 762f., 764f.
Kugler, Hans 585
Kuh, Emil XLVI
Kuhn, Adalbert 69, 383, 444f., 507f., 777
Kuhn, Ernst 513
Kurz, Hermann XLVIII, 463, 634, 651, 674, 681
Kurz, Marie (geb. von Brunnow) 651, 659, 674, 706f., 710
Laas, Ernst 84
Lachmann, Karl Konrad Friedrich Wilhelm 95
Lade, Adolf 785
Lade, Maria 785
Lade, Marie (geb. Dilthey) 785
Ladenburg, Emil 697
Lagarde, Paul Anton (eigtl. Bötticher) 375
Lamartine, Alphonse de 401
Landsberg, Georg 330, 331f.
Lange, Friedrich Albert 30, 50f., 116
Lange, Ludwig 378, 389
Langerhans, Paul 337
Laplace, Pierre Simon Marquis de 603
Lassen, Christian 484
Lauth, Franz Joseph 257
Layriz, Otfried 472, 686, 692
Lazarus, Amalie s. Saller, Amalie
Lazarus, Aron Levin (Le[i]b) 609, 662f., 690, 777
Lazarus, Bina (geb. Wollenberg) 601, 608
Lazarus, Ernestine (Esther) 205, 229, 522f., 527, 530, 544f., 551, 586, 642, 788
Lazarus, Jeanette s. Steinthal, Jeanette
Lazarus, Leiser 609
Lazarus, Moritz Vf., IX–XIV, XVIf., XXII, XXX–XXXII, XXXIV, XXXVIf., XLI, XLIV–LIII, 10, 14, 18, 22, 24, 37, 43, 45–47, 51, 55–58, 60, 62f., 66, 69, 73, 79, 83, 86, 89, 92, 97f., 103, 105, 107, 111, 113, 116, 122, 125, 130–132, 133, 135f., 140, 143–145, 161, 174, 189, 192, 202, 205, 208, 220, 222f., 225, 229, 240, 263, 283f., 286f., 295, 300–302, 304, 315, 319, 323, 325f., 329f., 332, 341–343, 345, 347, 349, 351, 361, 379f., 382, 391f., 394, 397f., 400, 408, 427, 430–436, 438f., 443f., 446, 450, 453f., 457, 459–462, 467, 489, 505, 509, 516, 518, *519–521*, 523f., *524–528*, 530, *530–538*, 545, 549, 551, 553–555, 557–561, 566f., *619–620*, 694f., 696–703, *703–705*, 705, *706–708*, 708–715, *718–719*, *734–737*, *743–744*, 754, *781–791*
Lazarus, Moritz (aus Lemberg) 754f.
Lazarus, Nahida Ruth X–XII, XLVI, ILf., 397, 537, 559, 638, 728, 791
Lazarus, Sarah XXXVIII, XLIII, XLVIII, 59, 107, 118, 123, 129, 131, 133, 135f., 144–146, 148, 160f., 163f., 174, 229, 242, 244, 267, 270, 295, 304, 305, 307, 309, 325, 329f., 333, 341, 343, 349, 351,

380, 408, 430, 443, 459f., 462, 465, 467, 471, 516, 518, 520f., *522–524, 527–530,* 536, 538, *538–540, 542, 545, 548,* 549–551, *554,* 576–579, 582f., 588f., 591f., 595f., 599, 601, 605, 612, 616, 618–620, 622, 624, 627, 629, 631, 634f., 636f., 642f., 646–648, 650, 652, 657–660, 662, 664, 673, 675, 678f., 681–685, 689–691, 693, 701, 704, 713, 726f., 731f., 734, 736–739, 741, 752, 754, 763, 766, 772, 775–778, 781, 785f., 788f.
Lebenheim, A. XLVIII, L, 526, 597, 695, 713
Lebenheim, Adolph Elias 647, 690, 713
Lebenheim, C. 527, 647f.
Lebenheim, Ernestine, verw. Chronegk 690
Lebenheim, L. XLVIII, L, 526, 597, 695, 713
Lebenheim, Sarah s. Lazarus, Sarah
Lefmann, Salomo 510f., 517
Lehmann, Rudolf 178
Leibniz, Gottfried Wilhelm Frhr. von 774
Leicht, Alfred XLVI, 397, 559, 791
Leicht, Robert XI
Lenbach, Franz von 657–664, 675f.
Lenin, Wladimir Iljitsch 58
Le Nôtre, André 401
Leopardi, Giacomo 468
Lepel, Bernhard von 577, 762
Lepsius, Karl Richard 517
Lesage, Alain René 412
Leskien, August 62
Lesky, Albin 339
Lessing, Gotthold Ephraim XXII, XLIII, 7, 213, 300f., 304, 367, 409, 413, 422, 451, 595, 609, 644
Levin 536
Lewald, Fanny 595
Lewy, Israel 487
Lichtenberg, Georg Christoph 596
Liebermann, Benjamin 530f.
Liebmann, Otto 84
Lincoln, Abraham 597
Lindau, Paul XLVI, *756–757*
Locke, John 54
Loder, Justus Christian 421
Löbell 449
Lönnrot, Elias 605
Löw, Immanuel 280, 282f.
Löw, Leopold 487, 489, 491
Loewe-Calbe, Wilhelm 673, 684
Loewenberg, Jakob 727
Löwenthal 385
Lorenz, Theodor 343
Lotze, Rudolf Hermann XXI, XXV, XXXVII, 11–13, 30, 39, 115–118, 127, 129f., 150, 155, 248, 404, 418, 524f.
Lucae, Richard 594, 676
Ludwig II., König von Bayern 480, 611
Ludwig, Alfred 515
Ludwig, Otto 423
Lübke, Wilhelm 790
Lullus, Raimundus 143
Luther, Martin XLIIf., 422

McCaul, Alexander 609
Mach, Ernst 101
Machiavelli, Niccolò 391
Macpherson, James s. Ossian
Maecenas, Gaius Cilnius 424
Magnus, Eduard 426
Maḥfūẓ 490
Mahn, August 374, 378, 381, 384, 387–389, 412, 439f., 451, 553
Maier, Elisa 565
Mannhardt, Wilhelm 69, 222
Manteuffel, Otto Theodor Frhr. von 500
Marty, Anton 243, 245, 253
Marx, Karl XX
Maspero, Gaston Camille Charles 258f.
Maximilian I., deutscher Kaiser XLIII, 539
Maximilian II. Joseph, König von Bayern 414, 448, 463, 541
Maximilian, Kaiser von Mexiko (eigentl. Ferdinand Maximilian, Erzhzg. von Österreich) 503
Maybaum, Sigmund 533f.
Mayer, Rudolf 532
Meder, Albert 362
Meder, Louis Gerh. 362
Mendelssohn, Moses 216, 294, 304, 519
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 396
Menzel, Adolf 679, 762
Menzel, Wolfgang 519
Metternich, Clemens Lothar Wenzel, Fürst von 324
Meyer, Eduard 353
Meyer, Gustav 122
Meyer, Jochen 758
Meyer, Jürgen Bona XXII, 24
Meyer, Moritz 487
Meyer, Richard Moritz 254, 726f.
Michaelis, Carl Theodor 164, 197, 200

Michelet, Jules 572
Mignet, Auguste 385f.
Miklosich, Franz von 184, *499–500*
Mill, John Stuart 84, 116, 474, 787
Minos 746
Misteli, Franz 94, 96, 112, 134f., 164, 246f., 253, 255, 297
Mitscherlich, Eilhard 423
Mörike, Eduard 767
Moes, Alexander 2, 6, 11, 154
Mohl, Julius 377, 379, 386, 494
Moleschott, Jakob XX
Moltke, Helmuth von 311
Mommsen, Friedrich 311
Mommsen, Theodor 2
Monrad, Marcus Jakob 97
Moritz von Sachsen, Kurfürst 512
Moses 90, 216, 609
Motz, Heinrich Albert 223
Müllenhoff, Karl 222, 761
Müller, August 162
Müller, Eduard 532
Müller, Friedrich von 513
Müller, Friedrich Max 59–62, 69, 131, 133, 135, 137, 140, 143, 374f., 380, 384, 402
Müller, Georg Elias 130f.
Müller, Joel 533
Müller, Johannes 386, 390, 424, 579

Nadav, M. V
Napoleon I. 288f.
Napoleon III. 386
Natorp, Paul 275
Nepos, Cornelius 58
Neuberg, J. 530
Neureuther, Gottfried 630f.
Nicole, Pierre 372f.
Niebuhr, Barthold Georg 620f.
Nietzsche, Friedrich 280
Nikolaus I., Zar von Rußland 324, 381
Nimrod 582
Nippold, Friedrich 303
Noeldeke, Theodor 258f., 262
Noiré, Ludwig 243–245, 252, 257, 259
Nordmann, Johannes XLVI
Notkin, Nathan 754
Nürnberger, Helmuth 604

Oeri, Jakob 765
Oldenberg, Hermann 281
Ollech, Karl Rudolf von 644
Olshausen, Justus 494
Oncken, Wilhelm 510, 764
Oppenheimer, Bertha 523
Ossian 427
Otfried von Weißenburg 161
Otto III., deutscher König, röm. Kaiser XLIII, 422

Pappenheim, Bertha 735
Parmenides 281f.
Pascal, Blaise 451
Paulsen, Friedrich XVII, XXXV–XXXVII, XVII, 37f., 43, 70, 83, 116, 145, 174, 177f., 215, 220, 250, 272f., 297f., 338f., 343f., 347
Paulus (Apostel) 537, 721
Pawlowna, Jelena 764
Peipers, David 275
Peterson, Julius 577
Petzet, Erich XVII, IL, 405, 715
Pfeifer, Karl 579
Philippson, Ludwig LI, 308
Philippson, Martin 308
Philolaos von Kroton 503f.
Philon von Alexandreia 72
Pindar(os) 427, 432
Pirckheimer, Wilibald XLIII, 539
Pischel, Richard 512f.
Platon XX, XXVI, 4, 15, 97, 129, 166, 216, 220, 275f., 281, 310, 312f., 332, 335, 341f., 344, 347, 350, 362, 377, 380, 571f., 638, 675
Plaut, Moritz 536
Plautus, Titus Maccius 637
Plotin(os) 332
Polybios 720f.
Polykrates 424
Pott, August Friedrich XLII, 54, 60–62, 373, 378, 384f., 501, 519–521, 525
Properz (Sextus Propertius) 424
Proudhon, Pierre Joseph 202, 385
Prutz, Robert 60
Püttmann, Käthe s. Dilthey, Käthe
Pythagoras 380

Quistorp, Heinrich LIII

Raabe, Wilhelm IX, 757f., *758–760*
Racine, Jean 413f., 450
Radowitz, Joseph Maria von 526
Radowitz, Marie Luise von (geb. Gräfin von Voß) 526
Rahmer, Moritz LI

Ranke, Johannes 304
Ranke, Leopold von 2, 239, 304, 413, 764
Raphael 423
Rapp, Karl Moritz 399
Rask, Rasmus 513f.
Raumer, Karl Otto von 500, *501–502*
Redwitz, Oskar Frhr. von 416
Reichensperger, August 196
Reimer, Georg 195, 208, 369, 381
Rein, Wilhelm 318
Reinisch, Leo 503–504
Reinke, Johannes 278, 351, 363
Remy, Max 728
Remy, Nahida (geb. Sturmhöfel) s. Lazarus, Nahida
Renan, Joseph Ernest 72, 311, 382f., 393
Rese, Eduard XLVIII, IL, 209, 621, 675f., 667, 674, 680, 686, 714f., 791–794
Rettich, Julie 410
Reuter, Fritz 324
Reventlow, Fanny Gräfin von 668
Ribbeck, Emma (geb. von Baeyer) 460, 596, 601
Ribbeck, Otto 46, 400, 442, 460, 506, 596, 601, 775
Richarz, Monika XVI
Richter, Eugen 561
Richter, Paul 712
Rickert, Heinrich 470
Riehl, Alois 150f., 153, 251, 337
Ritschl, Friedrich Wilhelm 787
Ritter, Carl 279
Ritter, Immanuel Heinrich 531
Roch, G. A. XLVIII, 601, 631, 641, 650f., 654, 656, 662f., 665f., 676, 683, 686f., 691, 693, 696, 707
Rodenberg, Julius 220, 684
Roediger, Max 195, 197–202
Römling, C. F. 713
Rösch, Wilhelm 767
Rosenstein, Reb 540
Rosenthal, Heinemann XVI
Roskoff, G. 445
Roth, Walter Rudolf von 484
Rothschild, Edmond Baron de 755
Rothschild, Wilhelm C., Freiherr von 697
Rousseau, Jean-Jacques 568
Rückert, Friedrich XII, 326, 409
Ruge, Arnold 741

Saaling, Emil Ferdinand Louis L, 400, 586, 593, 599, 602, 669f., 694, 697
Saaling, Emilie (geb. Jonas) 593, 602
Saaling, Julie s. Heyse, Julie
Saaling, Marianne 455, 460, 591, 600, 610, 654, 776
Sachs, Michael LI, 778
Saint-Marc-Girardin, François Auguste 382
Saller, Amalie (geb. Lazarus) 546, 549, 777
Saller, Siegmund 777
Salomo, König von Israel 211, 636
Salter, William M. 202
Samuel 297f., 308
Sattler, Bernhard 639
Saul 297f., 308, 311, 314
Scartazzini, Giovanni Andrea 138f.
Schacht, Ludwig 384
Schaefer, Johann Wilhelm 293
Scharnhorst, Gerhard Johann David von 324
Scheel, H. von 470
Scheiber, Alexander 482
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von 198f., 248, 282, 450, 782, 784
Schenk, Karl 145
Scherer, Wilhelm 222, 254f., 291, 677, 726f., *761–762*
Schiller, Friedrich von 91, 121, 167, 196, 367, 409, 414, 416, 450, 565, 571, 599, 686
Schilling, Gustav 779
Schinkel, Karl Friedrich 594
Schlegel, August Wilhelm von 409, 416
Schleicher, August 525
Schleiden, Matthias Jakob 390f., 393
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 212, 271, 505, 721, 782, 784, 786–788
Schlesier, Gustav 168
Schmidt, Dr. (Schuldirektor in Falkenberg) 649
Schmidt, Erich 291
Schmidt, Johann Caspar s. Stirner, Max [Pseud.]
Schmidt, Johannes 517
Schmidt, Julian 677
Schmidt, Otto Ernst s. Ernst, Otto
Schoeller, Rudolf 91, 223, 265, 333, 361f.
Schönfeld, Louise 610, 612, 654
Scholz, Bernhard 786
Schopenhauer, Arthur 141, 243, 271, 275, 280, 353
Schott, Wilhelm 387f.
Schrader (Schulrat in Königsberg) 130
Schreinert, Kurt XLVIII, 715

Schubart, Anna s. Heyse, Anna
Schubart, Johann Baptist 602
Schürer, Emil 298, 344
Schuler von Senden, Elisabeth Freiin von 529
Schulz, Carl 240f., 251
Schumann, Clara 682
Schumann, Robert 682
Schuppe, Wilhelm 184f., 190, 206f.
Schwalbe, B. 470
Schwegler, Albert 4
Schweizer-Sidler, Heinrich 122
Scipio, Publius Cornelius Sc. Aemilianus Africanus minor Numantinus 721
Semper, Gottfried 50
Seyffert, Hans V
Shakespeare, William 289, 291, 297, 403, 409f., 414, 416, 443, 450, 476, 594, 759, 764
Siebeck, Georg VI
Siebeck, Hermann XV, XXVIII, XXXIVf., 1, 4, 37f., 42f., 47, 61, 63f., 70, 74, 79, 92, 95, 104, 110, 130, 142, 147, 157, 174, 220, 278f., 289, 323, 333, 362
Siemering, Karl Eduard Fritz 684
Sigismund, B. 750
Simmel, Georg 209, 222, 232, 235, 273, 275
Simon XLIII, 540
Simson, Eduard 684
Sokrates 97, 339, 377, 520, 568–572, 607, 610
Soldan, G. 143
Solymossi, Esther 717
Sophokles 416, 575, 675, 790
Spencer, Herbert 212
Spiegel, Friedrich von 69
Spielhagen, Friedrich 684
Spinola, Bernhard 196
Spinoza, Baruch de 213, 217, 224, 226, 256, 269, 282, 294, 353, 408, 417, 449, 471, 573, 723, 764, 774
Springer, Julius 744
Stade, Bernhard 353
Stadler, August 65, 67, 80f., 112
Stahr, Adolf 595
Steig, Reinhold 291
Stein, Heinrich Friedrich Karl Reichsfrhr. vom und zum XLIII, 324, 422, 620
Stein, Ludwig XLVI, 344
Steinschneider, Moritz 489
Steinthal, Agathe XL, 18f., 269, 461f., 464f., 497, 528, 542f., 555, 611, 644f., 646, 648
Steinthal, Bertha (geb. Jacoby) XXXIV, 430, 538, 540, *541–565*
Steinthal, David (Vater von H. Steinthal) 17, 439, 465, 523, 611
Steinthal, David (Sohn von H. Steinthal) XL, 269, 461, 522f., 555
Steinthal, Eduard (Bruder von H. Steinthal) XVII, 17, 270, 338
Steinthal, Eduard (Vetter von H. Steinthal) 544
Steinthal, Henriette (Gideken) XVII, 17, 404, 439, 465, 523, 772f.
Steinthal, Hermann IX, XXX, XXXIV, XLI, LII, 17, 375, 430, 519f., 538, 540, *541–564*, 773
Steinthal, Heymann Vf., IX–XLV, IL, LII, 1f., 369f., 543, 566, 581–584, 592, 599, 601, 605, 609, 611, 617f., 620, 622, 647f., 650, 652, 656f., 673, 680, 682, 685f., 690f., 693, 716, 731, 745, 748, *772–780*, 782, 790–793, *795*
Steinthal, Irene XXXIVf., 1, 5, 20, 24, 30f., 36, 39, 45, 47, 50, 52, 59, 63, 72f., 75f., 82, 85, 88, 92, 100, 103, 107, 109, 113–115, 122f., 126, 132, 135, 141f., 148, 151, 154–157, 159, 162–164, 169, 172, 179–183, 201, 205, 208, 214, 220–222, 224f., 228f., 232–234, 236–238, 240, 242, 247, 260, 263–265, 267–270, 272, 274, 284, 287, 293, 295–297, 304f., 309, 315–317, 323, 325, 329–333, 337, 340, 343–352, 358, 360–364, 367, 464f., 467, 469, 471f., 497f., 514, 529, 545–548, 551, 553–556, 558f., 562, 599, 617f., 620, 652, 675
Steinthal, Jean(n)ette (geb. Lazarus) VI, XXXIII–XXXVII, LII, 1, 10, 16f., 20, 22, 24, 30, 36, 39f., *44*, 45, 47, 50, 52, 59, 63, 73, 76f., 82–89, 93f., 96–100, 103, 105–110, 114, 122, 126, 128, 132–136, 139–144, 148f., 151, 154–160, 162–167, 169, 179–184, 200, 202, 204f., 208, 214, 219–222, 227–234, *234–235*, 236–244, 247–250, 260–264, 267–270, 272, 274, 284, 287, 293–297, 304, 309, 315, 317, 323–326, 329f., 336f., 341–349, 352, 355–364, 457, 459, 461–465, 467–472, 497–499, 508–510, 514, 516f., 522–524, 527, 529f., 538, 542–546, 549–553, *553–554*, 554–559, 564, 599, 601, 605, 611f., 617f., 620, 642, 647f., 652, 656f., 659, 669, 673, 682, 685, 731, 748, 795

Steinthal, Margarete s. Daus, Margarete
Steinthal, Rosa 430, 540, 543, 546
Steinthal, Sophie 544
Steinthal, Theodor 540, 548–552, 557
Stephan, Heinrich 692
Stern, Jakob S. H. 697
Stern, S. 381, 399
Sterne, Laurence 540, 576
Stirner, Max (Pseud., für Johann Caspar Schmidt) 339
Stoecker, Adolf LII, 213, 560
Storm, Theodor IX, 668, *762–763*
Strabon 58
Strätter, Edmund 758
Strauß, David Friedrich 72, 741
Stremayr, Karl von 489f.
Strindberg, August XXXI
Strodtmann, Adolf 647
Strodtmann, Juliane L. H. XLVII
Strümpell, Ludwig 38f., 271, 363
Studer, Bernhard Rudolf 763–765
Sudermann, Hermann 476
Sue, Eugène 385
Sybel, Heinrich von 463, 764f.

Tacitus, Cornelius 563
Tänzer, Aron (Arnold) IX-XII, XLVII, 518, 567, 638f., 647, 690
Taine, Hippolyte 474
Tasso, Torquato 450
Tatius, Titus 449
Tegnér, Esajas 435
Teichmüller, Gustav 271, 782f.
Temme, Jodocus Donatus Hubertus 91
Thales von Milet 393f.
Thalheimer, Gerda V
Thiers, Adolphe 385f., 401
Thomas von Aquin 95, 782
Thorwaldsen, Bertel 430f.
Thukydides 15, 17, 43, 45f., 48, 107, 413f., 745f.
Tibull (Albius Tibullus) 424
Tieck, Dorothea 409
Tieck, Ludwig 409
Tiedemann, Dietrich 54
Tobler (Frau von Ludwig Tobler) 113, 747
Tobler, Adolf 747, 777
Tobler, Ludwig 92, 175, 747, 777
Tönnies, Ferdinand 215, 251f., 275, 337
Töpfer 591
Tolstoi, Leo Nikolajewitsch Graf 341f.
Torfeld 522
Toury, Jacob L
Traube, Ludwig 660
Trefort, von 489
Treitschke, Heinrich von XXXI, LIII, 88, 220, 303, 430
Trendelenburg, Friedrich Adolf 2, 12f., 111, 114, 391, 769, 782, 788
Tullus Hostilius 449
Twesten, Carl 643

Üchtritz und Steinkirch, Bernhard Baron von 531
Uhlemann, Maximilian Adolph 258
Uhlig, G. 278
Ulrici, Hermann 62, 67, 74, 79, 85, 92, 135, 159, 186, 251, 262, 299, 521, 594
Ungerleider, Rudolf 533
Uphues, Goswin Karl 129–131
Usener, Hermann Karl 63, *505–506*, 725, 786f.
Usener, Lilli (geb. Dilthey) 725, 787
Ußaibias, Ibn Abi 162

Vaihinger, Hans 84
Valentin, Gabriel Gustav 768
Vambéry, Arminius (eigtl. Hermann Vamberger, irrtüml. Bamberger) 482
Vatke, Johann Karl Wilhelm XXI
Vergil (Publius Vergilius Maro) 714
Vico, Giovanni Battista 607
Viktoria, deutsche Kaiserin 668
Virchow, Rudolf 196, 304, 353, 534
Vischer, Friedrich Theodor 766–767
Vischer, Robert 766
Völkel, Dr. (Gymnasiallehrer in Berlin) 139, 141, 154
Vogel, Leo Emil 144, 206
Vogt (Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung) 379, 386
Vogt, Carl XX
Volkert, Johannes 251
Volkmann, Fridolin Ritter von Volkmar 39, 191, 779
Vollgraff, Karl Friedrich 621
Vollmer, Dr. 610f.
Volney, Constanin François de 379, 398, 502
Voltaire (eigtl. François-Marie Arouet) 286, 340, 401, 675
Voß, August Ernst Graf von 526
Voß, Johann Heinrich 409
Voß, Luise Gräfin von (geb. von Berg) 523, 526f.

Wagmüller, Michael 660–664
Wagner, Richard XXXI
Waitz, Theodor 520, 779
Wartburg, Ida von 139
Wartburg, Walther von 139
Weber, Albrecht Friedrich IX, XLIII, 370, 373, 380, 384, 389, 399, 507, *507–516*, 561
Wehrenpfennig, Wilhelm 430, 450, 720, 782f., 786–788
Weiglin, August 591f., 597
Weil, Henri 389
Weinhold, Karl 534
Welcker, Friedrich Gottlob 391f.
Wellhausen, Julius 162, 353
Welti, Johann Jakob 145
Werder, Karl F. G. XXI, 300, 582f.
Wertheimer, Philipp 666
Whitney, William Dwight 21, 62, 112, 498, 512
Wichert, Ernst IL, 629, 714
Wieck, Friedrich 682
Wieland, Christoph Martin 576
Wiese Ludwig 644
Wilbrandt, Adolf 582
Wildauer, Tobias 97
Wilhelm I., deutscher Kaiser XXX, XXXI, 144, 236, 531, 765
Wilhelm, Kurt X
Wilhelmi (Geh. Kirchenrat) 783
Wille, François 91
Willmann, Otto 312
Windelband, Wilhelm 64, 79, 110, 150f., 153, 184f., 190, 206f., 218, 224, 226, 229, 230, 231f., 235, 278, 304
Windelhorst, Ludwig 560f.
Windischmann, Friedrich Heinrich Hugo 69
Windscheid, Bernhard 463
Winkelmann, Eduard 767–769
Witte, Johannes 251
Wölflin, Eduard 51f.
Wohlwill, Emil 164
Wolf, Friedrich August 406, 416, 451, 565
Wolf, Max 536
Wolff, Christian Frhr. von 782
Wolff, Eugen 1, 301, 306
Wolff, Waldemar L, 558
Wolfsohn, Wilhelm 60
Wolzogen, Caroline von 565
Wundt, Wilhelm 243
Wurm 641

Xenophon 571

Zarathustra 511
Zeller, Eduard 289, 319, 344, *517, 769–771*
Zetsche 533
Ziller, Tuiskon 38f.
Zippritz, Karl 622, 651
Zippritz, Victor 622
Zola, Emile XXXI
Zunz, Adelheid 553
Zunz, Leopold 510, 532, 545, 553

Moritz Lazarus und Heymann Steinthal

Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen. Mit einer Einleitung herausgegeben von Ingrid Belke.
1971. CXLII, 421 Seiten. Mit 5 Abbildungen. (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 21). Broschur, Leinen.

Wie die Briefe Leopold Zunz' verdient auch diese, vom Leo Baeck Institut herausgegebene Korrespondenz der Sprachwissenschaftler und Völkerpsychologen Lazarus und Steinthal, beachtet zu werden. Beide Gelehrte wirkten in Berlin, und ihre Briefe sind hochinteressante Dokumente, in denen nicht nur enormer Forschergeist, sondern auch hohe menschliche Integrität ihren Niederschlag gefunden haben.

Moritz Lazarus und Heymann Steinthal

Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen. Band II/1. Mit einer Einleitung herausgegeben von Ingrid Belke.
1983. LIII, 367 Seiten. Mit 7 Abbildungen. (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 40). Leinen.

Dieser Band enthält den vollständigen, bisher nur in Auszügen bekannten Briefwechsel zwischen Heymann Steinthal und seinem Schüler und Freund Gustav Glogau (1844–1895), der als Professor der Philosophie an der TH Zürich und an den Universitäten Halle und Kiel wirkte. Da sich die beiden Gelehrten und ihre Familien nur selten sahen, wurden in den Briefen nicht nur wissenschaftliche Problem erörtert und weltanschauliche Gegensätze ausgetragen, sondern auch alltägliche und praktische Erfahrungen mitgeteilt. Die Briefe sind daher zugleich ein Beitrag zur Mentalitäten- und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts; sie spiegeln die Geschichte einer Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler, einem Juden und einem Chisten während der ersten großen Antisemitismuswelle nach der Emanzipation wider.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen